# Neue Wege

## Blätter für religiöse Arbeit.

VI. Jahrgang. 1912.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1912.

V. 6
1912
75362

# Inhaltsverzeichnis.

## I. Betrachtungen.

Seite

L. Ragaz: Zum neuen Jahrgang . . . . . 1
L. Stückelberger: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen . . . . 41
J. Matthieu: Siegen und Unterliegen . . . . . 81
J. Matthieu: Zeichen der Zeit . . . . . 121
L. Stückelberger: Nicht sehen und doch glauben . . . . . 165
P. Hitz: Eine Pfingstbetrachtung . . . . . 209
H. Bader: Von den Gewalten (ein Predigtfragment) . . . . . 249
L. Stückelberger: Popularität . . . . . 289
J. Matthieu: Leben . . . . . 329
D. Fr. Schleiermacher: Die Gerasener . . . . . 375
J. Matthieu: Das Licht scheint in die Finsternis . . . . . 413
B. Pfister: Stärke uns den Glauben! . . . . . 457

## II. Religiöse Probleme.

L. Ragaz: Pantheismus oder Glaube an den persönlichen Gott . 53, 84, 133
J. U. Wuhrmann: Dürfen sich die Religiös-Sozialen auf Jesu berufen? 62
J. Matthieu: Sinn für Realität . . . . . 174
Ein Blick in die Zukunft (von einem Katholiken) . . . . . 280
Dr. Heinr. Lhotzky: Aus dem Leben eines Einsamen . . . . . 374
E. Camenisch: Gal. 1, 6—9 oder der Kampf zwischen Altem und Neuem 402
C. Arbenz: Was hat mich über die alte Reformrichtung hinausgeführt? . 416
L. Ragaz: Ein Buch vom Himmelreich . . . . . 446
J. M. Koller (Zürich): Glaube und Leben . . . . . 476
L. Ragaz: Zwei Prediger . . . . . 487

## III. Ethische Fragen.

L. Ragaz: Zur Vertiefung des Sozialismus . . . . . 187
Otto Huppert: Zwei Welten . . . . . 283
L. Ragaz: Der Klassenkampf . . . . . 331

## IV. Soziales.

Tina Keller: Soziale Arbeit in Ost-London . . . . . 22
Wenzel Holek: Zum geistigen Leben der Arbeiter . . . . . 43, 91
M. T. Schaffner: Die Not des weiblichen Proletariats . . . . 167, 237, 252
Ferdinand Katsch: Arbeiter und Kunst . . . . . 196
L. R.: Die religiös-soziale Konferenz in St. Gallen . . . . . 199

Seite

Em. Tischhauser: Im Kampf (Ein Wort zum Malerstreik) . . . . . 262
L. Ragaz: Der Zürcher Generalstreik . . . . . 291
* * *: Der Zürcher Generalstreik . . . . . 301
Em. Tischhauser: Der Zürcher Generalstreik . . . . . 303
W. Hämmerli: Ueber die wachsende wirtschaftliche und politische Bedeutung des heimischen Bauernstandes . . . . . 310
R. R.: Bauer und Arbeiter . . . . . 351
Wenzel Holek: Arbeiter und Religion . . . . . 356
L. Ragaz: Zum Generalstreik . . . . . 360
Max Barthel: Proletariergedichte . . . . . 379
C. Stuckert: Die Milchverteuerung . . . . . 398
Gebet streikender Arbeiterinnen . . . . . 444
L. Ragaz: Friede auf Erden. Eindrücke vom Friedenskongreß der Internationale in Basel . . . . . 462
J. Matthieu: Gericht und Verheißung . . . . . 471
L. Ragaz: Ein Schlußwort . . . . . 481

## V. Kirchliches.

A. Barth: Der Dienst am Heiligtum . . . . . 5
A. F. Winnington-Ingram: Den neuen Wein in die neuen Schläuche 9
L. Stückelberger: Zur Diskussion über die Laienwünsche . . . . . 105
Karl Fueter: Bedürfen wir einer schweizerischen reformierten Kirche? . . 146
A. Schindler: Die Kirche und ihre Zukunft . . . . . 180
P. Wernle: Kirchliche Parteien und kirchliche Wahlen . . . . . 220
R. Liechtenhan: Zum Problem der Kirche . . . . . 435

## VI. Historisches, Biographisches.

Rich. Amstein und L. Ragaz: Die deutschen Reichstagswahlen . . . . 67
Fritz Medicus: Fichte (geb. am 19. Mai 1762) . . . . . 211
A. Maurer: William Booth . . . . . 422
A. Barth: Renaissance und Reformation in neuer Beleuchtung . . . . . 431
R. Liechtenhan: Prophetenbilder, I. Einleitung . . . . . 17
" II. Mose . . . . . 123
" III. Elia . . . . . 229
" IV. Amos . . . . . 382

## VII. Literarisches, Aesthetisches.

B. Pfister: Glaube und Heimat, von Karl Schönherr . . . . . 34

## VIII. Rundschau.

Die Kirchen und der Friede (L.) . . . . . 39
Die Kranken- und Unfallversicherung (L. St.) . . . . . 75
Das Wachstum des Sozialismus in der angelsächsischen Welt (L. R.) . . . 77
Die Schweiz und — China (L. R.) . . . . . 77
Evangelisch-sozialer Kongreß (L.) . . . . . 79

Seite
Kirche und Sozialpolitik (L. St.) . . . . . 107
Basler Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit (L.) . . . . . 108
Gegen den Mädchenhandel (L. R.) . . . . . 111
Endziel der Alkoholbewegung (L.) . . . . . 112
Die Chinesische Revolution (L. R.) . . . . . 114
Prof. Barth † (L. R.) . . . . . 115
Religiös-soziale Konferenz (L.) . . . . . 116
Tripolis und die Schweiz (L. R.) . . . . . 116
Die Lehren des englischen Kohlenstreiks (L. R.) . . . . . 155
Ein Sieg des Alkoholismus (J. Matthieu) . . . . . 159
Die Zöllner und Sünder und — das kirchliche Stimmrecht (L. R.) . . . . 160
Zum Fall Traub (L. R.) . . . . . 161
Zwei Abgeurteilte (L.) . . . . . 162
Der Untergang der „Titanic" (L. R.) . . . . . 205
Noch einmal die Zöllner und Sünder und die Basler Kirche (L. R.) . . . 205
Das Christentum und das Bestehende (L.) . . . . . 206
Kinder-Hilfstag (Mitg.) . . . . . 208
Die kirchlichen Wahlen in Basel (Redaktion) . . . . . 244
Sozialdemokratie und Religion (L.) . . . . . 368
Auch ein Bild vom Generalstreik (L. R.) (Aus der „Neuen Zürcher Zeitung") 371
Wo ist die Wahrhaftigkeit? Ein Wort an die „Freitagszeitung" (E. T.) . . 372
Der Fall Traub (R. Liechtenhan) . . . . . 405
Die Abstimmung über die Erhöhung der Pfarrbesoldungen (Fr. Sutermeister) 411
Kirchliche Bestrebungen in Amerika (U. Hängärtner) . . . . . 447
Kurs für Kinderfürsorge in Zürich (Anzeige) . . . . . 455
Brief aus Dänemark (Fernando Linderberg) . . . . . 489

## IX. Büchertisch.

Das Neue Testament, übersetzt von L. Reinhard (L. R.) . . . . . 79
Schiele und Zscharnack: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (L.) . . 120
Karl von Greyerz: Laienwünsche an die schweizerisch-reformierte Landeskirche (L.) 247
Pauline Gruß: Einführung in die soziale Hilfe (E. R.) . . . . . 247
Freiwillige soziale Hilfsarbeit in Zürich (L. R.) . . . . . 248
J. U. Wuhrmann: Die Selbstoffenbarung Jesu (L. R.) . . . . . 287
Robert Saitschick: Wirklichkeit und Vollendung (L. R.) . . . . . 287
F. Gerstung: Das Opfer, das Grundgesetz der Welt (L. R.) . . . . . 288
Bericht über den 25. deutschen Protestantentag (L. R.) . . . . . 288
Reden bei der Beerdigung von Prof. Dr. Fritz Barth (L. R.) . . . . . 288
Philipp Brooks: Siegeskraft, Religiöse Reden (Neue Folge) (L. R.) . . . . 456
Georg Bonne: Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Suchenden (L. R.) 495
J. Fr. Fries: Julius und Evagoras. Ein philosophischer Roman (L. R.) . 495
Emil Baudenbacher: Lebenstreue. Ein Familienbuch (L. R.) . . . . . 496
Prof. Dr. Niebergall: Der Schulreligions- und der Konfirmandenunterricht (L. R.) 496
Dr. F. Megerlin: Was hat uns Johannes Müller zu sagen? (L. R.) . . . 496
Paul Hoegger und Albert Schäfer: Heimatboden (L.) . . . . . 496

# Zum neuen Jahrgang.

Einen eigentlichen Programmartikel brauchen wir nicht zu schreiben, da unser Programm den bisherigen Lesern bekannt ist und die neuen, die wir zu gewinnen hoffen, von seiner skizzenhaften Darstellung doch nichts hätten. Dagegen haben wir einige Mitteilungen zu machen, und ein paar allgemeine Bemerkungen über unsere Arbeit drängen sich ebenfalls auf.

Der Jahreswechsel bringt uns eine Veränderung in der Redaktion des Blattes. Herr Pfarrer Liechtenhan, durch amtliche und andere Pflichten überlastet, wünscht der Redaktionsarbeit, die mit viel administrativen und anderem Kleinkram verbunden ist, enthoben zu sein. Er wird den Neuen Wegen aber als regelmäßiger Mitarbeiter treu bleiben, wie seine in dieser Nummer begonnene Serie über israelitische Propheten beweist. Es ist darum auch nicht am Platze, ihm einen „Nekrolog" zu schreiben. Unsere bisherigen Leser wissen, welch ein Maß von treuer und wertvoller Arbeit er für unser Blatt geleistet hat. Der Schreiber dieser Zeilen, der eine Entlastung ebenfalls dringend wünscht, sieht sich zur Erhaltung des Zusammenhangs der Arbeit der Neuen Wege veranlaßt, noch auf seinem Posten auszuharren. An Herrn Liechtenhans Stelle treten in die Redaktion unsere gemeinsamen Gesinnungsgenossen, Herr Matthieu, zurzeit Lehrer am Gymnasium in Zürich, und Herr Stückelberger, Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. Beide sind unseren Lesern nicht unbekannt; Herr Matthieu insbesondere gehört schon lange zu unseren treuesten und geschätztesten Mitarbeitern. Wir zweifeln nicht daran, daß ihre Eigenart und frische Kraft dem Blatte zu großem Vorteil gereichen wird. Der Umstand, daß die Redaktoren einander nun auch lokal näher gerückt sind, kann der Energie und Einheit ihrer Arbeit nur dienlich sein. Eine größere Kommission soll uns beratend und helfend zur Seite stehen und unser Blatt auch vor dem Scheine schützen, als ob es bloß das Organ einer kleinen Gruppe oder gar einer Koterie wäre.

Im Zusammenhang damit möchten wir unseren Freunden gern kund tun, wie es mit den Neuen Wegen steht. Denn wir betrachten diese eben nicht als Besitz eines kleinen Kreises, sondern als Organ einer allgemeinen Sache und jeden uns zugetanen Leser als Mitarbeiter und Mitbesitzer. — Haben wir auch einigen Erfolg? Haben wir Lebensrecht und Lebensaussichten?

Was den Erfolg betrifft, so können wir ihn natürlich nicht genau einschätzen. Wir tun Sämannsarbeit, auch Pionierarbeit, und müssen im Vertrauen auf das Aufgehen unserer Saat und auf endliche Siege in unserem Kampfe warten. Daß unsere Arbeit nicht umsonst ist, sehen wir aber schon jetzt. Die Gedanken, die wir vertreten, dringen durch, trotz des Scheltens und Zürnens, das sich allenthalben gegen uns erhebt; ja dieses beweist nur, daß wir leben und wirken. Daß wir auf den Wegen gehen, die in die Zukunft führen, das wissen wir. Die Entwicklung der Dinge gibt uns unaufhörlich recht. Zwar rechnen wir nicht einfach mit Erfolg im gewöhnlichen Sinne, wir könnten es auch ohne ihn machen. Aber es freut uns freilich, daß die Neuen Wege auch äußerlich ganz ordentlich gedeihen. Wir haben allerlei Krisen immer recht gut bestanden. Dieser und jener Sturm hat zwar Abonnenten in größerer oder kleinerer Zahl vertrieben; auch an Enttäuschten hat es nicht gefehlt, die von uns etwas ganz anderes erwartet hatten, als wir sein wollten und konnten, aber die Abonnentenzahl wächst und auf die Qualität unserer Leserschaft dürfen wir wohl ein wenig stolz sein. Eine besondere Freude aber ist uns, daß darunter, wie unter den Mitarbeitern, die Laien so zahlreich vertreten sind, wie nicht oft bei einem ähnlichen Blatte, sodann, daß wir besonders viel Leser im Auslande haben, in aller Welt, und daß wir besonders in Deutschland eifrige und ernsthafte Beachtung finden. Die Blicke Vieler, die auf eine Erneuerung unseres religiösen und kirchlichen Lebens hoffen, sind ja gegenwärtig mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Schweiz gerichtet. Man erwartet von uns etwas. Daraus erwächst gerade auch für unser Blatt eine wertvolle Aufgabe. Worin wir diese Aufgabe erblicken, brauchen wir wohl nicht ausführlich zu sagen. Unsere bisherigen Leser wissen, was wir wollen und die neuen würden es aus den paar Sätzen darüber, die uns der Raum gestattet, doch nicht recht erfahren; unsere Gegner aber würden wir damit auch nicht bekehren. Denn von diesen haben wir in der letzten Zeit stark den Eindruck bekommen, daß sie gar nicht wissen *wollen*, wie wir es meinen. Sie wollen, daß wir so seien, wie sie uns gern haben möchten, um gegen uns recht zu behalten, um uns leicht abtun zu können. Denn offenbar geben sie sich nicht die geringste Mühe, unsere eigenen Erklärungen, unsere Arbeiten kennen zu lernen. Sie kennen uns nicht, aber sie verurteilen uns, wie es in dieser Welt nun einmal üblich ist, besonders in der christlich-theologischen Welt. Wir möchten solchen Gegnern wohl etwa das Gebot ins Gedächtnis rufen: „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten!", aber dann erinnern wir uns daran, daß Annahme oder

Verwerfung der Wahrheit viel mehr eine Sache des Willens als der verständigen Einsicht ist und daß dagegen von uns aus kein Aufkommen ist. Da heißt es arbeiten, säen, warten, leiden und Gott wirken lassen!

Nur gegen eine — oft unabsichtliche, oft aber doch auch absichtliche — Mißdeutung unseres Wollens soll noch einmal Protest erhoben werden, weniger zu Handen der Gegner, die nicht auf uns hören werden, als zu Handen der Freunde. Immer wieder versucht man, uns als solche darzustellen, die das Gottesreich mit einer sozialpolitischen Ordnung verwechseln und die Tiefe der christlichen Wahrheit und die seelische Innerlichkeit an Reformen des äußern Lebens preisgeben wollen. Alles, was an unserem Wirken, unserer literarischen Arbeit, unserm Predigen und Lehren vom genauen Gegenteil Zeugnis ablegt, wird geflissentlich übersehen, wird todgeschwiegen. Bei denen, die nicht in der Lage sind, uns besser kennen zu lernen, begreifen wir das, bei einigen andern aber ist es einfach falsches Zeugnis, ist es Unehrlichkeit.

So sehr es mir widerstrebt, muß doch noch einmal gesagt werden: Was wir wollen, ist nicht eine Veräußerlichung, sondern eine Verinnerlichung des Lebens, auch die bisher nur zu sehr der Aeußerlichkeit überlassenen materiellen Verhältnisse inbegriffen; es ist nicht die Herrschaft der Masse und der Sachen, sondern des seelischen und persönlichen Lebens; es ist nicht ein sozialistisches tausendjähriges Reich, sondern das Gottesreich Jesu Christi, wie das Unservater es beschreibt. Zum Sozialismus bekennen wir uns freilich offen und mit tiefer Ueberzeugung, aber unsere Hoffnung erschöpft sich bei weitem nicht in ökonomischen oder politischen Formeln, sie geht auf viel Größeres. Die soziale Gährung ist uns nur das mächtige, vielleicht mächtigste Symptom einer aufs Tiefste gehenden und unser ganzes Leben umfassenden geistigen Krisis. Sie ist eine Rede Gottes, auf die in tiefem Ernst zu lauschen wir uns verpflichtet fühlen, die aber über alles bloß Soziale weit hinausweist. Menschen einer großen Hoffnung sind wir freilich, aber diese gründet sich nicht auf irgendwelche entwicklungsgeschichtliche Spekulationen, auf die Macht der Masse, oder auf unser optimistisches Temperament, sondern in letzter Instanz auf die Macht und Verheißung unseres Gottes. Wir sehen so gut wie irgend jemand und vielleicht besser als viele die Not der Zeit, wie überhaupt die dämonischen Gewalten, die im Menschenwesen ihr Werk haben, aber wir sehen auch etwas anderes: die ewige Gotteswelt, die darüber steht, die sich daraus emporhebt im Kampf, wir sehen im Zerfall die Auferstehung Christi und seines Reiches zu einer Herrlichkeit, die größer sein wird, als die bisherige, wir erblicken in den Krisen und Katastrophen der Zeit Vorbereitungen einer neuen siegreichen Offenbarung des Gottesreiches, die kommen wird, wenn „die Zeit erfüllet ist". Diese Absichten und Wegen Gottes möchten wir gerne immer besser verstehen, möchten gern, was wir davon zu verstehen glauben, andern kund tun, zu Anregung, Trost und Hilfe, möchten von da

aus Gegenwart und Vergangenheit erhellen, das Arbeitsfeld übersehen, Wahres und Falsches, Großes und Kleines scheiden, Orientierung schaffen, Mut, Freude, alles nach dem bescheidenen Maß unserer Kraft und in unserer begrenzten Weise — wir möchten mit Gott arbeiten, religiöse Arbeit tun.

Das ist und bleibt unser Ziel und kein anderes! Man sollte es sich nicht durch den Umstand verhüllen lassen, daß wir verhältnismäßig viele Aufsätze und Artikel über sogenannte soziale Themen bringen. Diese Einseitigkeit ist eine notwendige Reaktion auf frühere Versäumnisse. Auf diesem Gebiete gilt es eben gerade jetzt religiöse Arbeit zu tun. Eine soziale Aktion ist für uns aber auch eine religiöse, wir fühlen uns darin im Dienste unseres Gottes und in der Nachfolge Christi. Wenn wir zum Beispiel einen Aufsatz wie den über den Mädchenhandel veranlassen, so ist uns das eine religiöse Sache. Wer das „bloß sozial" nennt, der hat eine andere Auffassung von Religion als wir, eine bloß formale Auffassung, wie sie zum Verhängnis der Christenheit lange genug dominiert hat. Ich fürchte, so Einer hätte auch die Propheten und sogar Jesus selbst zu wenig „religiös" gefunden. Es hat ja an solchen Frommen auch wirklich damals nicht gefehlt. Wir lehnen es ab, mit einem Maßstab gemessen zu werden, den wir für falsch, oberflächlich und verderblich halten und betrachten es im übrigen als Recht und Pflicht christlichen Stolzes, uns eine derartige Zensur unseres religiösen Wollens zu verbitten. Wenn wir bisher den zentralen Problemen des religiösen Denkens nicht immer den Raum gewidmet haben, den manche ihnen gewünscht hätten, so ist es auch deswegen geschehen, weil wir vor ihnen zu viel Ehrfurcht haben, um sie leichthin zum Gegenstand theologischer Erörterung zu machen. Aber die Aufgabe, hier, im Zentrum, religiöse Arbeit zu leisten, ist uns die wichtigste. Das haben gerade die letzten Jahrgänge zeigen können, und die geistige Zeitlage, wie unsere Neigung und Stimmung, drängen immer stärker dahin. Dieses Herz unseres Programms wird, hoffe ich, immer mehr zu seinem Rechte kommen.

Aber wir bedürfen für unsere Arbeit der Hilfe. Denn wenn wir auch gegen gehässige Entstellung unseres Wollens unsern Stolz hervorkehren, so gestehen wir den Wohlwollenden offen und ehrlich, daß wir mit der Leistung der Neuen Wege stets sehr unzufrieden, ja oft darüber unglücklich gewesen sind. Diese Leistung ist bloß ein Schatten unseres Wollens gewesen. Eine harte Mühe hat auch sie uns gekostet; es gab der Hemmungen viele. Auch haben unsere Freunde uns, einige wertvolle Ausnahmen abgerechnet, zwar viel kritisiert, aber zu wenig unterstützt. Darum kommen wir noch einmal mit der dringenden Bitte um Mitarbeit. Die Neuen Wege wollen Sache einer größern Gemeinschaft sein. Sie werden nie einen Parteistempel tragen. Jedem stehen sie offen, der etwas Rechtes zu sagen hat, das ins Programm unseres Blattes paßt — auch Gegnern, und ihnen erst recht. Nie haben wir einen Beitrag abgewiesen, weil er unsern persönlichen Ansichten

nicht entsprochen hätte. Besonders willkommen sind uns stets die „Laien", denn ein theologisches Blatt wollen wir nach wie vor nicht sein. — Auch um Werbearbeit für das Blatt bitten wir. Sicher gibt es noch große Kreise, die für unser Wollen empfänglich wären, wenn sie uns kennten. Gerade weil wir nicht Reklame machen, sind wir auf die Mitarbeit der Freunde angewiesen. Sie hat uns auch schon viel geholfen — in dieser Hinsicht — aber sie sollte noch intensiver werden. Einmal wenigstens sollte jeder, der von den Neuen Wegen etwas gehabt hat und wünscht, daß sie weiter leben und wirken können, etwas für sie tun — und vielleicht gerade diesmal!

Denn wir möchten gerne im neuen Jahr einen neuen Aufschwung nehmen. Zu diesem Wunsche drängt uns schon die ganze Lage der Zeit. Daß diese mächtigen Wendungen zutreibt, besonders auf dem kirchlich-religiösen Gebiet, dürfte allmählich auch denen klar geworden sein, die bisher Stimmen, die solches verkündeten, als unnötige Störungen empfanden. In solchen Zeiten tut Entschlossenheit und ganzes Wesen not. Das fühlen wir tief, das drängt und mahnt uns; das ist die gemeinsame Stimmung der Leiter der Neuen Wege. Darum mag wohl geschehen, daß der Kampfeston darin wieder stärker erklingen wird. Es sammelt sich so viel faules Wesen an, das darnach ruft. Es ist uns nicht eine Freude, kämpfen zu müssen. Wir hofften, es werde möglich sein, die Vorwärtsstrebenden in Frieden um neue, gemeinsame Ziele zu sammeln. Es war uns eine liebe Hoffnung, aber da dies scheints nicht sein soll, so sei uns der Kampf auch gegrüßt! Bessere als wir, die auch den Frieden lieber gehabt hätten, haben kämpfen müssen ohne Ruh' und Rast. So sei denn Kampf auch unser Teil. Es kommt schließlich nicht darauf an, ob wir Frieden haben oder Kampf, sondern daß wir ganze Menschen seien und unsere Seele retten in den herannahenden Stürmen und den Versuchungen großer, schwerer Zeit. Das sei unsere einzige Furcht, daß wir hierin versagen möchten. Denn daß in den kommenden Dingen, seien sie licht, seien sie dunkel, Gottes Regiment waltet, daran zweifeln wir kaum einen Augenblick. Wohlan denn, mit Gott vorwärts!

L. Ragaz.

---

# Der Dienst am Heiligtum.

Warum heute so viele Menschen der Kirche und dem Pfarrer ablehnend gegenüberstehen, darüber suchte man sich am letzten „Volkstag für kirchliche Arbeit" Rechenschaft zu geben. Ich weiß nicht, was dort alles gesagt wurde, drum wag ich es, nachträglich auch noch mit einem Wunsch aufzurücken. Er geht zwar die Pfarrer an, aber keineswegs sie allein, sondern alle die berufsmäßigen Hüter und Pfleger von Gütern, die man mit keinem Metermaß messen, mit

dem allerfeinsten Gewicht nicht wägen kann. Den Pfarrern flicken heut alle Leute am Zeug und werfen mit Steinen gegen ihre Arbeit. Das auch zu tun, wäre drum ein zu billiges Unternehmen. Auf dem Gebiete, das ich im Auge habe, sind Lehrer, Regierende, Parlamentarier, kurz alle Menschen, die keine materiellen Werte schaffen, sondern von Amtswegen die uralte, aber immer wieder praktisch geleugnete Wahrheit vertreten müssen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, genau in der gleichen Verdammnis. Sie alle haben täglich mit höchsten Fragen zu tun, müssen allezeit bereit sein, unsichtbare, ja schwer verständliche Realitäten zu verteidigen und zu vertreten. Gerade in diesem scheinbaren Vorzug liegt auch die große Gefahr ihres Berufes.

Daß der regelmäßige Dienst am Heiligtum abstumpft, ist eine uralte Wahrheit: Der Priester, der den Samariter am Wege liegen ließ, die spöttischen Pfaffen, die Luther in Rom am Meßaltar traf, der Siegrist, dem die Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes zu heiligen Gesetzen geworden sind, alle sind so oder so Zeugen dieser Tatsache. Ueberall derselbe Prozeß: die Heiligkeit bleibt am Amte kleben, die Person dispensiert sich mehr oder weniger davon, namentlich für die Zeiten, da sie nicht in der Ausübung des Amtes steht. Man könnte nun denken, die Reformation und das „allgemeine Priestertum" hätten doch für die Pfarrer eben diesen Amtscharakter überwunden. Aber davon kann praktisch gar keine Rede sein, einfach weil es sich um eine ganz allgemein menschliche, und darum unausrottbare Erscheinung handelt. Wer als Regierender für das Wohl der Gesamtheit zu arbeiten verpflichtet ist, wer als Lehrer die Aufgabe hat, allem Guten und Tüchtigen im wachsenden Geschlecht den Weg zum Licht zu erleichtern, wer als Pfarrer die Ahnung in den Menschen wachzuhalten berufen ist, daß zwischen Himmel und Erde viele Dinge und Kräfte sind, von denen unsere fünf Sinne uns nichts träumen lassen, der muß immer und überall, wo er von Amtswegen auftritt, in seinen Ansichten, und vor allem in seinen Worten, diese hohe, wertvolle aber schwer faßbare Seite des Lebens mit Nachdruck betonen, er muß davon sprechen, muß „Zeugnis ablegen". Und dabei sind doch alle diese Menschen natürlicherweise auch behaftet mit Erdenschwere, mit natürlichem Egoismus, mit kleinen und kleinlichen Alltagssorgen.

Das kann zu ganz unerfreulichen Situationen führen. Man hat dann für diese Idealisten von Beruf gar rasch den Namen „Heuchler" zur Hand, und tut ihnen gewiß meist Unrecht damit. Ihre Lage ist nicht ganz leicht. Tritt irgendeine Forderung auf, die mit dem Namen eines Idealisten oder des Idealismus selbst gestempelt ist, so *müssen* jene Leute ihr einfach zustimmen und sie verteidigen. Im Namen des Volkswohls — tritt in einen Abstinenzverein; im Namen der Bergpredigt — tritt einer Friedensliga bei; im Namen Pestalozzis — mach' Propaganda für den Ankauf des Neuhofes; im Namen der Volksbildung — tritt ein für eine Umgestaltung unseres Schulwesens! Ueberall *muß* „ja" gesagt werden, überall *muß* die Forderung ver-

treten werden. Die einzelne Forderung mag ihr volles, gutes Recht haben, ihre Masse wirkt belastend. Es ist eine Unsumme idealer Forderungen, zu denen sich heute diese Idealisten von Amtswegen in Predigten, Schriften und Gesprächen, in der Schule und in Ratsversammlungen bekennen, denen sie mit Worten die Ehre geben müssen, wenn sie sich in den Augen ihrer Kollegen in Geltung erhalten, wenn sie nicht gar als ganz bedenkliche und für ihre Stellung unbrauchbare Menschen durch den Zeitungswald wandern wollen. Gewiß, diese Forderungen können ein Stachel beständiger Unruhe und aufreibender Arbeit im Dienste des Ideals sein. Aber in zahllosen Fällen lebt sich ein so Beschwerter eben in seine Rolle ein, die dadurch nicht besser wird, daß er sie ohne klares Bewußtsein ihrer Unechtheit spielt. Man darf eben nicht anders, das bringt der Beruf mit sich. Ja man findet sogar hohe Worte für die „ideale" Sache, die alles eher als ein Wiederklang wirklichen Erlebens sind.

Aus einem solchen „Idealisten in Notfällen", wo's nun einmal nicht anders geht, entwickelt sich gar zu leicht der Idealist und Optimist für alle Fälle des Lebens. Man muß einfach von Amtswegen für alle Schwierigkeiten Lösungen bereit haben. Werden unter den Trümmern Messinas an die hunderttausend Menschen begraben, so weiß man schon im voraus, daß man in der nächsten Predigt nach einigem hin und her die Hand der Vorsehung konstatieren wird. Das gehört schon zum Amte. Von den materiellen Gütern muß man mit einer gewissen Geringschätzung reden, auch wenn sie einem selbst unentbehrlich sind oder man sie nur unter stillen Seufzern entbehrt. In Bildungsfragen huldigt man offiziell einem uferlosen Optimismus, speziell in der Frage der Bildungsmöglichkeit eines jeden, sei er alt oder jung, mit guten oder schlechten Anlagen behaftet, wie man ihn im einzelnen Fall, z. B. in der Schule, nicht von ferne in Rechnung setzt. Es wird uns als Angestellten im Dienste des Heiligtums eines „idealen" Berufes einfach zur zweiten Natur und daher eigentlich ganz leicht, in unsern Worten und Reden die ganze Erdenschwere der materiellen Existenz, die ganze Schwierigkeit und Widerspruchsfülle des Weltgeschehens zu überwinden, die in dem Glauben an eine höhere Ordnung, an eine Welt des Geistes beschlossen liegen. Und gerade darum können uns — Pfarrer, Lehrer und Regierende — gar manche Leute mit dem besten Willen nicht ernst nehmen: „Die müssen eben so tun, so reden."

So kommen die uns allen bekannten unausgeglichenen Menschengestalten zustande, bei denen die höchsten Forderungen stets begeisternde und treffende Worte finden, die aber persönlich sich von der Durchführung ihrer eigenen Ideen regelmäßig dispensieren. Sie fallen uns auf, wo der Gegensatz gar zu plump heraustritt, aber ein Stück dieses Zwiespaltes steckt rettungslos in allen Berufen drin, die es mit Uebermittlung unsichtbarer Werte zu tun haben. Die Gefahr, sich in eine innere Unwahrheit hineinzureden, ja zum Heuchler zu werden, ist tat-

sächlich nirgends so groß, als bei den „Idealisten von Amtswegen". Ihr ins Gesicht zu sehen, sie möglichst klar am eigenen Leibe zu erkennen, und sie gegebenenfalles mit dem rechten Namen zu nennen, das ist für alle Leute in solcher Stellung ein erstes, dringendes Gebot. Wir müssen uns, wenn nötig, mit Gewalt immer wieder ins Gedächtnis rufen: Mit dem berufsmäßigen Vertreten idealer Forderungen ohne rechte Anteilnahme, mit bloßen Worten und halben Taten ist nicht viel geleistet; ja ich möchte sagen, der Schaden ist größer als der Nutzen, weil wir eine halbe oder ganze Unwahrheit in die Welt stellen. Es gilt für uns genau wie für jeden Menschen: Das Heilige in uns ist ein Allerpersönlichstes, das nur auf andere Menschen wirken kann, wenn wir es nicht künstlich aufbauschen und verschönern. Jedes Wirkenwollen nach der idealen Seite durch bloßes Bekennen mit Worten, durch bloßes Mitmachen mit einer als ideal geltenden Tagesforderung ist eine Lüge mit sehr kurzen Beinen. —

Bekanntlich ist in der katholischen Kirche das Heilige aus einem Persönlichen ein Dingliches geworden, indem es auf die Institution der Kirche, ja sogar auf allerlei Einzelgegenstände, wie Rosenkränze, Weihwasser, geweihte Wachsstöcke und anderes übertragen wurde. Auch diese Uebertragung liegt heute noch den Trägern der genannten Berufe gefährlich nahe. Was wird z. B. nicht alles unter den Begriff des religiösen Lebens untergeordnet: die Ehrfurcht vor dem Herrn Pfarrer, der Kirchenbesuch, ein Bazar für Gemeindebedürfnisse, ein Rezitationsabend eines kirchlichen Parteivereins. Das ist alles an sich ja nichts Schlimmes. Aber wenn solche Dinge den Maßstab bilden sollen für die Tiefe und Stärke des religiösen Lebens, wenn manchmal sogar persönliche Vorteile und Besserstellungen des Pfarrers im Namen des religiösen Lebens verlangt werden, dann liegt eine gefährliche Verwechslung vor zwischen idealen Werten und kleinmenschlichen Bedürfnissen, die dem Stande und vor allem jeder guten Sache schaden muß. Daß Erziehungsaufgaben ideale Fragen sind, wer dürfte das leugnen? Aber wenn Besoldungserhöhungen und Ferienverlängerungen unmittelbar mit Berufung darauf gefordert werden, daß der ein Bildungsfeind sei, der nur ein Wort dagegen spricht, so liegt genau die gleiche Verwechslung vor. Wenn solche Forderungen einer wirklichen Notwendigkeit entsprechen, so lassen sie sich aus der materiellen Not der Zeit genügend begründen, man braucht ihnen nicht immer den Stempel der Heiligkeit aufzudrücken, den Mantel des Idealismus umzuhängen. Darin steckt wiederum etwas Unwahres. Und wenn heutzutage so viel offene und geheime Feindschaft auch gegen die Schule vorhanden ist, so rührt das nicht zuletzt daher, daß die Lehrer ihre materiellen Forderungen stets unter der Etikette des höchsten Idealismus vorbringen, während andere Berufskreise ihre ähnlichen Forderungen mit Gründen einfach materieller Art decken müssen.

Wozu das alles? Wo liegt der Wunsch an die Vertreter der sogenannten „idealen" Berufsarten? Das läßt sich mit wenigen Worten

sagen: Wir würden besser dastehen, wenn wir beim Ausdruck unserer Gesinnung die Gefahr der zu vielen und zu hohen Worte klarer erkennen und mehr scheuen würden, wenn wir uns vor allem hüten würden, mit unserm Idealismus andersartige Zwecke zu decken. Der Dienst im Heiligtum verlangt von uns Zurückhaltung in großen Worten und sorgfältige Vermeidung auch des Scheines, daß wir mit heiligen Dingen ein weltliches Geschäft machen wollen. A. Barth.

---

# Den neuen Wein in die neuen Schläuche.*)

Man faßt auch nicht neuen Wein in alte Schläuche; anders die Schläuche zerreißen, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man faßt neuen Wein in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten.
Matth. 9, 17.

Wir kommen heute in einem der regsten Mittelpunkte des englischen Gewerbefleißes zusammen. Auch diejenigen unter Ihnen, die noch nie hier gewesen sind, haben von Jugend auf von den „Töpfereigebieten" reden hören; heute sind wir nun im Herzen dieses Töpfereigebietes.

Und es dünkt mich, es sei vor allem eine Frage, die sich in einer solchen Gegend und in unserer heutigen Zeit aufdränge, es sei vor allem eine Frage, die Beantwortung heische, nämlich die: Warum hat die Kirche nicht einen größeren Einfluß auf die steigende Flut der sozialen Demokratie? Es handelt sich da nicht um die Kirche im Gegensatz zu den freien Gemeinschaften. Keine andere religiöse Organisation besitzt einen größeren Einfluß als die anglikanische Kirche; aber warum hat die organisierte Arbeiterschaft der organisierten Christenheit als Ganzes so wenig zu sagen? Hat der neue Wein die alten Schläuche gesprengt und rinnt der Wein nun aus, ohne Aufhalten und niemand zum Nutzen?

Vor allem wird niemand leugnen wollen, daß heutzutage ein starker neuer Wein in den Herzen und Köpfen von Tausenden arbeitet. Tausende glauben heute an die Möglichkeit gleicher sozialer Bedingungen für alle. Tausende glauben, daß die erdrückende Armut, die viele von uns in den großen Städten vor Augen haben, nicht sein

*) Diese Predigt, die wir als ein weiteres Dokument der religiös-sozialen Bewegung in der christlichen Welt veröffentlichen, ist am kirchlichen Kongreß in Stocke-on-Trent, am 30. Oktober 1911, gehalten worden. Man wird ihre Bedeutung am besten verstehen, wenn man sich vorstellt, es habe sie ein deutscher Generalsuperintendent oder auch irgend ein schweizerischer führender Kirchenmann gehalten.
D. Red.

muß und ein Ende nehmen sollte; Tausende sehen voller Hoffnung dem Tag entgegen, wo jedes Kind offene Bahn vor sich hat und wo niemand „in diese Welt hineinverdammt sein wird", um diesen schrecklichen Ausdruck zu brauchen; Tausende glauben es, daß tatsächlich ein Reich Gottes nahe herbeigekommen ist. Sie sind es müde geworden, von einem Himmelreich über der Erde zu hören, sie meinen, es sei ihnen der Himmel auf Erden verheißen worden. Sie klagen mit Clough die Christen an:

Von den unendlichen Himmelsweiten
Grenzen sie sorgsam ein Stücklein ab,
Sie schmückens mit allen Herrlichkeiten
Und nennen's die „Heimat über dem Grab",
Und trösten: Was ihr auch hier entbehrt,
Im besseren Jenseits wird's euch beschert.

Diese Tausende aber möchten zum mindesten einen Anfang des Himmelreiches auf Erden entdecken. Es ist noch bescheiden genug, das Reich Gottes, das sie erwarten. Sie verlangen nicht große Paläste und fürstliche Einkommen, sondern nur mehr Muße zum Denken, eine längere Erholungszeit nach der Arbeit, einen Lohn, der zum Leben reicht und Unterstützung in ihrem Bestreben, sich ein unabhängiges Alter zu sichern, statt auf die alten Tage dem Armenhaus ausgeliefert zu sein; sie verlangen, daß ein Zusammenarbeiten der bestimmende Grundgedanke des Lebens und der Arbeit sei an Stelle des halsabschneiderischen Konkurrenzkampfes und der Völkerfriede an Stelle des Krieges. Das ist der schöne Traum, der der Arbeiterbewegung unseres Landes zugrunde liegt, der den Arbeitertag in Kanada letzten Sommer beseelte, und der, wiewohl mit allerlei unerfreulichen Momenten vermischt, wohl auch die treibende Kraft bildet von dem, was man auf dem Kontinent Sozialismus nennt und die Ursache der unerhörten Fortschritte ist, die er gemacht hat. Es ist neuer Wein und darum steigt er leicht mit berauschender Kraft zu Kopfe; aber welcher Christ wollte es leugnen, daß der Traum ein schöner und christlicher Traum ist, und daß der Wein an und für sich, in reiner unverfälschter Form, von Cana in Galiläa stammen könnte?

Das Zweite, was wir dankbar anerkennen dürfen, ist, daß die Arbeiterbewegung in unserm Lande offenkundig und anerkanntermaßen religiös ist. Wenn irgend jemand das bezweifelte, dann möge er die Broschüre „Christus und der Arbeiter" lesen, die die Reden von elf Parlamentsmitgliedern, Vertretern der Arbeiterpartei in der Arbeiter-Woche*) dieses Jahres, enthält. In dieser Vereinigung wurde im Jahre 1897 die „Gemeinschaft der Nachfolger" gegründet, deren Mitglieder nach Unterzeichnung der folgenden bedeutsamen Erklärung aufgenommen werden: „Jesus sagt: wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Da ich in diesem

*) Labour Week — eine religiös-sozialistische Erweckungswoche, veranstaltet in London. Vergl. Neue Wege Nr. 6, 1910.

Sinne ihm nachfolgen möchte, wünsche ich als Mitglied in die „Gemeinschaft der Nachfolger" aufgenommen zu werden." Während und vor der Arbeiter-Woche 1910 wurde diese Erklärung von 19 Arbeitervertretern des Parlaments unterzeichnet. Aber noch wichtiger ist das persönliche Bekenntnis derjenigen, die während der Woche redeten. Mr. Thomas, Parlamentsmitglied für Derby, der seine Laufbahn als Ausläufer begann und mit dreizehn Jahren ein Lokomotivenputzer wurde, weist auf Nehemia hin, als ein Beispiel, wie man nach seiner Meinung sich daran machen müßte, Jerusalem wieder aufzubauen. Er ist ferne davon, seinen Genossen zu schmeicheln, wie wir es von Arbeiterführern so leicht voraussetzen. Er gibt ganz offen zu, daß die Trunkenheit zwar nicht die Ursache der Armut sei, sie aber bedeutend verschärfe. Er selbst ist Abstinent, und statt daß er die Verhältnisse beschuldigte, wo offenbare Charakterfehler vorliegen, legt er nachdrücklich Gewicht auf das persönliche Beispiel und hebt seine Zuhörer zu den höchsten Gedanken empor, zur Vaterschaft Gottes und der Bruderschaft aller Menschen. Mr. Peter, der nationale Agent der Arbeiterpartei, hat sich Zeit seines Lebens christlichen Werken und der Abstinenzbewegung gewidmet und ist ein wohlbekannter Laienprediger. „Mein Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung geht aus meiner Zugehörigkeit zur christlichen Kirche hervor, deren Glied ich noch heute bin; dort," sagt er, „fühlte ich zuerst die Sehnsucht nach helfender, werktätigen Liebe in mir erwachen und den Drang, so viel als es meine bescheidenen Fähigkeiten erlauben, die Gefallenen aufzurichten, den Bedrängten beizustehen, die Menschheit zu heben und auf jede Art und Weise den Männern und Frauen, mit denen mich das tägliche Leben zusammenführt, zu dienen. Und mit der Hilfe und Kraft, die einem aus der täglichen Verbindung und Berührung mit Gott erwachsen, hoffe ich, in diesem Sinne weiterzuarbeiten." Mr. Albert Stanley, Parlamentsmitglied für Nord-West-Staffordshire, der Sohn eines Bergarbeiters, der in einer Sonntagsschule der Methodisten lesen lernte, war schon mit vierzehn Jahren als der „junge Prediger" bekannt. Jetzt ist er der Besitzer einer Bibliothek von zweitausend Bänden. Er sagt in seiner Ansprache in der Arbeiterwoche: „Wer seinen Himmel bloß in der Erreichung materieller Vorteile für die Massen zu finden vermeinte, der hätte, dünkt mich, einen Himmel, an dem er schwere Enttäuschungen erlebte, wenn er zur Verwirklichung gelangte. Der Mensch braucht mehr als das. Ich halte dafür, daß der Mensch ein geistiges Wesen sei. Wenn wir das Geistige in ihm nicht pflegen so gut wie das Materielle und den Intellekt, so haben wir ihm noch nicht zur Hälfte geholfen. Und wenn wir alles getan haben, was sich auf dem Wege der Gesetzgebung tun läßt, so können wir diese Welt nie wieder zur Reinheit und dauerndem Glück zurückführen, es sei denn durch die lautere und unverdorbene Religion unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus." Im gleichen Sinne äußert sich Mr. Clynes, Abgeordneter für Nord-Ost-Manchester und der Abgeordnete

eines großen Bergwerkdistriktes im Norden, Mr. Adamson, der Jahre lang Sonntagsschullehrer war: „Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie Gott in der Person seines Sohnes Jesus Christus für die Nöte und Bedürfnisse der Menschheit vorgesorgt hat, und wir haben Ursache genug, ihm dafür mit unserer Liebe zu danken," erklärt der letztere. Desgleichen Mr. Parker, Abgeordneter für Halifax, der in seiner wundervollen Rede über die „Macht des Ideals" sagt: „Unsere Aufgabe ist es, das Ideal hochzuhalten, daß wir für den Bruder arbeiten und dem ganzen Volke zu einem Leben verhelfen müssen, das wert ist, gelebt zu werden. Nur so können wir die Absicht unseres göttlichen Meisters erfüllen, dem wir gewiß alle im Grunde unseres Herzens zu folgen wünschen."

Lassen Sie mich meine Ausführungen mit den Aussprüchen der beiden einzigen Mitglieder der anglikanischen Kirche schließen, die dort redeten, Mr. George Lansburys und des sozialistischen Ministerpräsidenten von Neu-Süd-Wales, der, wie sein Pfarrer mir in einem Privatbrief schrieb, seit dreißig Jahren in seiner Sonntagsschule Lehrer und seit zweiundzwanzig Jahren Superintendent ist. Mr. Lansbury, der nun ein Mitglied des Unterhauses ist, der sozialistische Abgeordnete von Bow und Bromley sagt: „Es ist mir eine Wohltat, in der Kirche zu sitzen oder zu knieen und auf ein paar Minuten ganz von der Welt und allem, was mich drückt und quält und verwirrt, abgeschlossen zu sein. Es ist mir eine Wohltat, zu knieen und mich daran zu erinnern, daß da einer war, der vor zweitausend Jahren hier auf dieser Erde wandelte und die Last der Sünden und Sorgen in seinem Leben trug; auch er durchlebte mühevolle Tage, auch er hatte ein hartes Leben.... Aber er hinterließ der Menschheit diese Botschaft: „Einer ist unser Vater, durch Christus kommen wir zu ihm, und durch sein Leben haben wir unbedeutende Menschenkinder Wert erlangt in den Augen Gottes, des großen Schöpfers aller Menschen." Was könnte irgend einer von uns Schöneres oder Wahreres sagen? Und nun komme ich zum Schlusse meiner Zitate zu dem großen sozialistischen Ministerpräsidenten von Neu-Süd-Wales, dem langjährigen Sonntagsschulaufseher, der, nachdem er über die soziale Gesetzgebung Australiens berichtet hat, folgendermaßen schließt: „Wir, die wir im tiefsten Herzen daran glauben, daß die Nation und das Volk bestimmt sind, größer zu werden, als wir es bis dahin waren, setzen unser Vertrauen in Gottes heiliges Wort. Wir glauben aufrichtig daran, daß ein höheres Wesen das Weltall regiert und wir sehen in den Völkern dieser Welt eine allmähliche Entwicklung; sie mag langsam sein, weil sie Schritt halten muß mit dem Volk, aber sie ist da auf dem ganzen Gebiete der Zivilisation." Die Männer, die so reden, müssen religiöse Männer sein. Auch wird niemand behaupten wollen, daß die Gedanken, die sie bewegen, nicht christliche Gedanken seien. Was offenbarte uns Christus denn anderes, als den unendlichen Wert jedes einzelnen Menschenlebens, die Liebe Gottes für alle und jeden, das Gesetz des

Opfers um des Bruders willen, die Macht und den Segen der Brüderlichkeit? Von was redete er öfter als von dem Reich Gottes, das nahe herbeigekommen sei?

Wenn ich darum, wie es heute der Fall ist, zu einer Versammlung ernster christlicher Männer und Frauen rede, so ist es mein Erstes, Sie aufzufordern, Gott dafür zu danken, daß solche Männer unsere Arbeiterbewegung in den Ländern englischer Zunge führen. Es war für Frankreich eine große Ueberraschung, als die englischen Arbeiter an dem großen Arbeitertag*) mit einem Banner erschienen, das das Kreuz trug und als sie sich als Nachfolger Jesu erklärten. Das unterstützt weitgehend die Behauptung meines großen Vorgängers, des Bischofs Creighton, daß England noch immer die religiöseste Nation der Erde sei. Solche Männer mögen oft Fehler begehen, ja sie begehen tatsächlich ganz ungeheure Fehler; sie werden von ihren eigenen Anhängern im Stich gelassen, ja in einzelnen Fällen mögen sie sogar sich berauschen am neuen Wein der Macht und des Einflusses; aber wir begehen eine große Ungerechtigkeit und erweitern leichtsinnig die Kluft zwischen der organisierten Christenheit und der organisierten Arbeiterschaft, wenn wir uns nicht verneigen vor dem Ideal, das sie begeistert und vor dem Meister, dem sie in aller Unvollkommenheit (das gilt von uns allen) zu dienen suchen.

Aber, wenn wir das getan haben, müssen wir weiter gehen. Wir müssen uns fragen, warum eine so unverhältnismäßig kleine Zahl dieser Männer der anglikanischen Kirche angehört. Warum hatte in dem Streik dieses Herbstes die Kirche so wenig Einfluß? Warum kehren sie nicht, wie man es doch eigentlich annehmen sollte, zur Kirche zurück, die vor zweitausend Jahren gegründet wurde, um gerade diese Gedanken zu verkündigen und zu lehren und gerade dieses Ideal vor der Welt aufzurichten? Freilich sagte unser Herr: „Wer hat mich zum Erbschichter über euch gesetzt?“ Freilich darf die Kirche sich nicht in einen Parteidienst oder Klassendienst stellen und muß in ihre Fürsorge den Reichen sowohl als den Armen einschließen; aber es wird in den Ansprachen, die ich Ihnen angeführt habe, immer und immer wieder betont, daß das Wohl des Einzelnen dem Wohle des Ganzen dienen müsse, und deswegen, daß man in einem besondern Falle sich nicht zum Herrn und Richter aufwerfen will, braucht man nicht die Grundgedanken von Freiheit und gleichen Möglichkeiten für alle und Fürsorge für die Schwachen zu verkennen, die ja das Christentum zu dem gemacht haben, was es ist. Nein, diejenigen unter uns, die unter den Arbeitern gelebt haben, wissen, daß sie die freimütigste Kritik nicht zurückweisen, daß sie die Männer verachten, die sich zum Hofkaplan des Königs Demos machen und daß sie die Werke derjenigen zu schätzen wissen, die sie darauf hinweisen, wo sie falsche Berechnungen aufgestellt haben oder aus Unkenntnis der Geschichte oder der menschlichen Natur

*) in Lille, 1909.

Irrtümer zu begehen im Begriffe sind. Aber was wir uns fragen müssen ist: Warum suchen sie nicht mehr, als es tatsächlich der Fall ist, in der geschichtlichen Kirche Jesu Christi Verständnis, Leitung und Rat?

Ich glaube, der erste Grund ist der, daß wir bewußt oder unbewußt immer noch in Klassenvorurteilen befangen sind. Ich weiß, daß ich heute morgen zu einer Versammlung von Leuten spreche, die wahrscheinlich die wohlmeinendsten Leute der Welt sind, zu Pfarrern und Pfarrfrauen und Pfarrtöchtern und zu ihren treu ergebenen Pfarrkindern, zu Männern, die sich mit der Hilfe ihrer Familienglieder Tag und Nacht abmühen für das Wohl ihrer Gemeinde, die den Rock vom Leibe verschenken würden für die Armen, die ihnen anvertraut sind, ja die es vielleicht schon getan haben. Nichts kommt der kirchlichen Armenfürsorge in den Städten und Dörfern Englands gleich; vielleicht gab es überhaupt nie etwas Aehnliches. Und dennoch, auf die Gefahr hin, daß Sie mich für unhöflich halten, behaupte ich, daß wir nicht frei von Klassenvorurteilen sind. Ich habe auch mein bescheiden Teil solch' kirchlicher Armenfürsorge geleistet, seit ich vor siebenundzwanzig Jahren meine kirchliche Laufbahn in dieser Gemeinde begonnen und doch kenne ich aus eigener Erfahrung die Gefahr dieses Klassenvorurteils genügend. Wir Pfarrer entstammen zum großen Teil einer bestimmten Klasse; die Laien, die Zeit haben, einen solchen Kongreß zu besuchen, gehören samt und sonders dieser Klasse an. Wir sind leicht geneigt, die Armen bloß zu lieben, so lange sie sich des Abstandes zwischen ihnen und uns bewußt sind. Wir lesen die Zeitung unserer Klasse und hören am Teetisch oder beim Mittagessen die Gespräche unserer Klasse und in alles, was wir tun und sagen, schleicht sich unmerklich das Klassenbewußtsein ein. Wir stehen nicht an, das Kastensystem in Indien als großes Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums anzuerkennen und zu beklagen; aber sind wir ebenso empfindlich gegenüber dem feineren Kastenbewußtsein, das eine unsichtbare Grenze zieht zwischen uns und den Millionen mühsam arbeitender Volksgenossen?

Beachten Sie als Zweites, daß dies dem wahren Verständnis schadet, das wir zu zeigen wünschen. Wenn wir nicht von Herz zu Herz, von Seele zu Seele verkehren, können wir kein wirkliches Mitgefühl geben. Es muß uns gegenwärtig sein, daß der junge Arbeiter so stolz und so feinfühlig ist wie unser junger Bruder, der von der Universität oder aus der Militärschule kommt, es muß uns klar sein, daß er so wenig wie jener Wohltätigkeit oder Mitleid oder fromme Redensarten verlangt, daß er auf eigenen Füßen zu stehen wünscht und der Welt frei gegenüber stehen will, daß er nach einem menschenwürdigen Leben strebt mit etwas Erholungszeit und Muße zum Lesen und Nachdenken und dazu die Möglichkeit in Ehren um sein Mädchen zu werben und ihm ein Heim zu bieten, in das er es führen kann, daß nichts anderes, was wir ihm geben könnten, ihm Ersatz dafür bietet,

daß nichts anderes heißt, ihn als Menschen behandeln — erst wenn wir das begriffen haben und ihm zeigen, daß wir es begreifen, haben wir ihm wahres Verständnis bewiesen. Und dasselbe gilt von den Frauen und Mädchen. Es ist schon recht, sie in Vereinen und an Mütterabenden zu versammeln und ihnen guten Rat zu erteilen und sie vor Versuchung zu schützen und gewiß ist es ein großartiges Werk, das viele unter Ihnen in dieser Richtung tun. Aber Ihre verstehende Liebe muß weiter gehen. Jenes junge Mädchen muß eine kürzere Arbeitszeit haben; es sollte nie hören müssen, was es an seinem Arbeitsplatz hört. Es genügt nicht, daß es gute Dinge hört, wenn es in den Verein kommt; es muß dort, wo es arbeitet, vor schlimmen Reden geschützt werden. Seine Seele ist die Seele einer Königin; es ist ein Kind Gottes; es sollte seinen Kopf hoch tragen dürfen wie Ihre Tochter, mit dem stolzen Selbstbewußtsein der Unschuld, und, obschon es in der Fabrik arbeitet, am Ende seiner Tage den Kranz unbefleckter Reinheit seinem Heiland zu Füßen legen können, wenn er ihm entgegentritt. Kann es das jetzt immer? Jene junge Mutter sollte überhaupt nicht Fabrikarbeit verrichten müssen. Sie sollte die Hüterin des Hauses sein. Sie sollte vor strenger Arbeit verschont bleiben vor der Geburt des Kindes und nachher, wenn anders die Kinder die Freude der Nation sein sollen. Es genügt nicht, ihr an den Mütterabenden jeweilen einige gute Ratschläge über das Vermeiden von Reizmitteln und alkoholischen Getränken zu geben. Ihr Leben sollte so gestaltet sein, daß sie kein Bedürfnis nach solchen empfände, ein Leben, in dem sie die ihr zukommende Rolle als Frau und Mutter spielen könnte, während der Mann einen Lohn bezöge, der die Familie vor Mangel schützte. Und erst wenn wir begriffen haben, daß die Arbeiterschaft dies heute mit leidenschaftlicher Sehnsucht wünscht und wenn wir diese Sehnsucht selbst mit der gleichen Leidenschaft teilen, erst dann haben wir ihren Gliedern das Verständnis gezeigt, das sie ersehnen, aber um das zu bitten sie jetzt noch zu stolz sind.

Und dann kommen wir wohl zu einer dritten Ursache, die uns erklärt, wie die Kluft entstanden ist, deren Vorhandensein sich nicht bestreiten läßt. Es fügte sich zufällig, daß ich diesen Sommer zu gleicher Zeit als ich mich in die Ansprachen der Arbeiterwoche vertiefte, die letzten zwei Bände der außerordentlich interessanten Geschichte der anglikanischen Kirche, herausgegeben von dem verstorbenen Dekan von Winchester, las. Diese zwei letzten Bände sind vom Vizerektor von Eton verfaßt und führen die Geschichte bis zur Gegenwart herunter. Der erste Band enthält 350 Seiten, der zweite 450. Sie geben einen durchaus wahrheitsgetreuen und unverfälschten Bericht über das, womit sich die anglikanische Kirche in den letzten hundert Jahren beschäftigt hat, von den Fragen, die an ihren Versammlungen behandelt wurden, die zu Diskussionen Anlaß gegeben und die die Kirche oft fast in Stücke zerrissen haben. Von diesen achthundert Seiten behandeln ungefähr vierhundert rituelle Fragen: „Ist das Tragen von Meß-

gewändern zu empfehlen oder nicht?" „Soll Weihrauch gebraucht werden oder nicht?" „Ist die Stola gesetzlich zulässig?" „Wie ist das Urteil des Staatsrates einzuschätzen?" „Der Fall Gorham, der Fall Bennet, der Fall Mackonochie!" Dann folgen volle fünfzig Seiten über Abhandlungen und Zeitschriften, der Angriff auf Bischof Temple, der Versuch, einen Mann aus der Kirche zu entfernen, der, wie nachher sich herausstellte, einer ihrer größten Helden war. Dann kommt der Colenso-Streit, dann der Streit über «Lux Mundi» und so geht es fort. Nun wäre ich der letzte, die Wichtigkeit einiger dieser Streitfragen zu leugnen, aber man kann sich kaum vorstellen, wie unbedeutend und kleinlich sie der großen Masse des arbeitenden Volkes erscheinen mußten, wie weit über ihre Köpfe weg das ganze Tam-tam ihnen auf jeden Fall tönen mußte. Während sie stritten und kämpften ums tägliche Brot, regten wir uns über die Frage auf, ob die Stola gesetzlich zulässig sei; während sie an ihrer eigenen Hebung arbeiteten, so gut sie es verstanden, teilten wir uns in zwei sich bekämpfende Lager, die hochkirchliche und die freiere Richtung, und waren zu sehr damit beschäftigt, uns Niederlagen zu bereiten, als daß wir Zeit gehabt hätten, uns zu befassen mit ihrer wachsenden Sehnsucht nach einem Leben, das wirklich Leben genannt werden könnte und nach einem Heim, das den Namen Heim verdiente.

Können wir uns da wundern, daß der neue Wein sich nicht wollte in die alten Schläuche füllen lassen? Nein, es ist einfach Tatsache, daß es nicht genügt, diese oder jene Einzelheit zu ändern; der ganze Ton, die ganze Geistesrichtung der Kirche muß anders werden. Es fehlt weder an der Kirche noch an den Sakramenten, weder an den Pfarrern noch an den Kirchenbräuchen. Freilich, die Glaubenssätze müssen den Leuten nicht als ein Dogmenskelett vorgeführt, sondern in der lebendigen Sprache der Bibel erklärt werden. Die Einfachheit und Symbolik der Sakramente sprechen die Arbeiter an. Und was die Pfarrer anbelangt, so werden die Arbeiter, wenn sie noch irgend jemand gelten lassen, der mit der Religion zusammenhängt, einen Pfarrer zu schätzen wissen, der mitten unter ihnen ein Leben angestrengter Arbeit führt und der ihren Kindern Güte erweist. Inbezug auf die Kirchenbräuche bekunden die Arbeiter, wie die Reichen, unterschiedlichen Geschmack; aber es läßt sich beobachten, daß diejenigen Andachtsstätten, wo ein vielgestaltiger Ritus herrscht, nicht die von den Arbeitern am schlechtesten besuchten sind. Und dennoch behaupte ich, daß die Schläuche oder Flaschen erneuert werden müssen. Dieses unselige Klassenvorurteil und Kastenbewußtsein muß verschwinden und zwar auf immer. Wir müssen das feine Netzwerk eines gewissen Gefühls der Ueberlegenheit durchbrechen und endlich einmal uns auf die gleiche Stufe stellen. Browning sagt, daß der Charakter eines jeden Mannes zwei Seiten habe: mit der einen trete er vor die Welt, die andere zeige er der Frau, die er liebe. Wir müssen das pfarrherrliche Gebaren ablegen und unsere Freunde in die andere Seite einen Ein-

blick tun lassen, dort, wo unsere wirklichen Neigungen, unsere wirklichen Gefühle, unser wirkliches Streben zu finden sind und sie dort mit unserem eigentlichen Selbst vertraut werden lassen. Wir nehmen es ein wenig übel, wenn uns die Arbeiter auf der Türschwelle haben warten lassen und uns nicht gebeten haben, einzutreten, auch wenn wir wissen, daß gerade Waschtag war; aber wir haben sie auch nicht immer gebeten, in unser eigentliches Leben einzutreten. Wir haben sie freundlich abgefertigt — auf der Türschwelle. Wir müssen aufhören, alle diejenigen für unfromm zu halten, die nicht regelmäßig zu uns zur Kirche kommen und müssen es ganz einfach annehmen, daß das Gute, in welcher Form es auch sei, nur von Gott kommen kann. Wir müssen unser Gewand der Ueberlegenheit bei Seite tun, wie es unser Meister tat und darum bitten, dienen zu dürfen; und ich glaube, wir werden uns darüber wundern, wie sich die Dinge mit der Zeit ändern werden. Der neue Wein, der aus Gründen, die ich zu skizzieren versuchte, heute andere Kanäle gefunden hat, wird nicht so leicht zurückgeleitet werden können. Er wird nicht so leicht daran glauben, daß die alten Schläuche abgeschafft worden sind; aber mit der Zeit wird sich Gleiches zu Gleichem gesellen. Die große Botschaft von der Bruderschaft, der Liebe, den gleichen Möglichkeiten für alle war die Botschaft, welche die historische Kirche Jesu ursprünglich verkündigte. Diese Botschaft war es, die der Kirche durch die drei ersten Jahrhunderte der Verfolgung half und die die Welt staunen machte. „Seht, wie diese Christen einander lieben," war der verwunderte Ausruf der Heiden, wenn die Reichen und die Armen sich im Gefängnis oder vor den wilden Tieren zusammenschlossen und als eine Gemeinschaft zusammen lebten und starben. Ja, Gleiches wird sich wieder mit Gleichem vereinen. Die Weinschläuche sind für den Wein bestimmt und der Wein für die Weinschläuche; die Glaubenssätze sind der Kriegsruf der Freiheit, die Sakramente das Sinnbild der Brüderlichkeit, die Kirche die Familie Gottes. Möge dieser Kongreß dazu dienen, die Flut zu wenden. Lasset den neuen Wein in neue Schläuche gefüllt werden und beide werden erhalten bleiben.

A. F. Winnington-Ingram, protest. Bischof von London,
übersetzt von Clara Ragaz.

---

# Prophetenbilder.

## 1. Einleitendes.

Wir möchten im Laufe dieses Jahrgangs unseren Lesern in zwangloser Reihenfolge eine Anzahl von Prophetenbildern zeichnen. Wir tun es in der Voraussetzung, daß die Propheten den Laien einigermaßen Unbekannte bedeuten. Es ist merk-

würdig, wie wenig vertraut sie der christlichen Gemeinde im Ganzen geworden sind. Man hat in der Jugend vielleicht einen nicht sehr geistreichen versus memorialis gelernt, der die Reihenfolge der biblischen Bücher einprägen sollte. Aber es war ein rein mechanisches Memorieren von Namen, die einem gar nichts sagten. Man kennt eine Anzahl von Kernsprüchen, die fettgedruckten Stellen. Es sind herrliche Worte drunter; aber den Meisten sind es bloße Bibelsprüche, geschichtslose Wahrheiten, die über den Menschen und Zeiten schweben, die man nicht mit einer bestimmten Person in innere Verbindung bringt und aus ihrer Zeit und Lage heraus versteht; viele werden, wenn sie einen solchen Spruch zitieren, gar nicht wissen, ob er von Jesaja oder Jeremia oder einem andern stammt. Oder man weiß bloß, daß die Propheten messianische Weissagungen ausgesprochen und niedergeschrieben haben, und um solche zu suchen, schlägt der einfache Bibelleser ein prophetisches Buch auf. Es war ja den ersten Christen ungeheuer wichtig, daß in Jesus die Weissagungen der Propheten erfüllt seien; man blättere nur einmal im Evangelium des Matthäus, um zu sehen, welche Rolle die Anschauung spielt: „das geschah, auf daß erfüllt würde, was geschrieben steht im Propheten . . .“ Und dieses Interesse ist der christlichen Theologie geblieben. „Was die Seher prophezeit, ist erfüllt in Herrlichkeit.“ Dieser Nachweis mußte als Stütze des Glaubens, als Beweis der göttlichen Autorität Jesu dienen. Kurz, die Propheten waren in der Hauptsache wichtig als Glieder und Organe der „Heilsgeschichte“.

Es ist ein großartiger Gedanke, der dieser Auffassung einer Heilsgeschichte zu Grunde liegt: der Gedanke eines die ganze menschliche Geschichte umfassenden, wohlüberlegten Planes zum Heile der Menschheit. Und jede einzelne Gestalt hat ihren ihr angewiesenen Platz, ihre notwendige Funktion innerhalb dieses wundervollen Organismus, dieses Heilungsprozesses der gefallenen, kranken und schuldverstrickten Menschheit. Es steckt ein Sinn und Plan im Weltgeschehen, es ist eine Geschichte, welche Gott die Menschheit erleben läßt und mit ihr erlebt, eine „Liebesgeschichte“. Die Welt ist nicht ein ewig Unveränderliches, ist nicht kalt und tot; es steht eine Macht hinter ihr, welche etwas will und schafft, es soll bei allem Geschehen etwas herauskommen, es geht mit langsamen, aber sichern Schritten einem Ziele entgegen, das vor der Menschheit aufleuchtet, dem Ziele ihrer Gemeinschaft mit Gott.

Aber die Ausführung des Gedankens bleibt sofort hinter der Großartigkeit dieser Konzeption zurück. Die Heilsgeschichte wird beschränkt auf einen ganz bestimmten Ausschnitt menschlicher Geschichte, nämlich diejenige, die vom Bibelbuch umspannt wird. Für alles, was außerhalb dieses Rahmens liegt, fehlt das Interesse, man kann es nicht würdigen als ein Handeln Gottes mit den Menschen, es erscheint lediglich als Abfall, Finsternis, Irrtum und Sünde. Wenn Zwingli seinen Blick etwas weiter spannte und auch fromme Griechen und

Römer, einen Sokrates, Plato, Vergil u. a. im Reiche Gottes zu finden hoffte, erschien das seinen Zeitgenossen als schlimme Ketzerei. Nur mit dem „auserwählten Volk“ habe Gott seinen Bund geschlossen, den alten Bund; wohl schließt er den neuen Bund mit der ganzen Menschheit, aber es ist nur eine Linie, die auf dieses Ziel hinführt, die alttestamentliche, israelitische; alles übrige Geschehen ist für das Heil der Menschheit bedeutungslos. Damit, daß die Geschichte Israels als Heilsgeschichte gefaßt wird, wird sie von aller übrigen Geschichte isoliert, zu einem Geschehen unter abnormen Bedingungen gestempelt. Man mag die Bedeutung dessen, was Israel erlebt hat, für noch so bedeutungsvoll innerhalb der Entwicklung der Menschheit ansehen, so muß man doch zugeben, daß diese Isolierung auch eine Entgöttlichung der außerbiblischen Welt bedeutet und damit eine Verarmung des religiösen Schauens. Wenn auch die Bedeutung der Propheten durch diese heute immer noch sehr einflußreiche Betrachtungsweise nicht herabgesetzt ist, so glaube ich doch, es habe ihrer Würdigung, ihrem Verständnis geschadet, daß sie als Erscheinungen so völlig außergewöhnlicher Art, unter so total andern Gesetzen und Ordnungen gefaßt wurden. Ihre menschliche Größe kam so gar nicht zur Geltung, ihr Erleben erschien mit dem unsern so unvergleichbar, daß man auch nicht versuchte, das eigene religiöse Feuer an dem ihrigen zu entzünden.

Noch stärker aber mußte ihre rechte Schätzung darunter leiden, daß die Vorstellung vom Heilsprozeß noch in anderer Weise verengt wurde. Aus einem geschichtlichen wurde er zu einem übergeschichtlichen Vorgang, jenseits des menschlichen Erfahrens und Erlebens, einem Vorgang der jenseitigen Gotteswelt, der nur durch besondere wunderbare Enthüllungen dem menschlichen Geiste zugänglich gemacht wird. Es handelt sich nicht um die allmähliche und fortlaufende Verwirklichung eines über die ganze Menschheitsgeschichte sich erstreckenden Weltplanes, sondern um einen einmaligen Akt, durch den Gottes Verhalten geändert, sein Zürnen in Erbarmen umgestimmt, die Ordnung der Gerechtigkeit durch diejenige der Gnade ersetzt wird. Die ganze Heilsgeschichte liegt nun in der einen Erlösungstat Christi, vorher und nachher gibt es keine eigentliche Geschichte. Das Heil ist nicht mehr eine Menschheitsentwicklung, sondern ein Aufsteigen des Einzelnen aus dem Stande der Sünde in denjenigen der Gnade, aus dem Diesseits ins Jenseits. Die Propheten haben für diese Anschauung ihre Bedeutung wesentlich darin, daß sie von lange her auf den entscheidenden Heilsvorgang hinweisen, ihn erkenntlich und verständlich machen und dadurch den viel spätern Menschen, den nachchristlichen Generationen die Aneignung des Heils erleichtern. Daran daß das, was mit Jesus geschah, geweissagt ist, sollen sie merken, daß diese Vorgänge keine gewöhnliche Geschichte sind, sondern ihre tiefere Bedeutung und über die Erfahrungswelt hinausreichende Wirkung haben. Es wird so nicht mehr die Bedeutung der Propheten für ihre Zeit erfaßt, sondern nur

ihre Beziehung zu Christus und seinem Werk. Sie sind deshalb nicht Gegenstand eines selbständigen Interesses, sie werden nicht gewürdigt als religiöse Persönlichkeiten; ich will nicht sagen, sie seien nie als solche erkannt und verehrt worden; aber für die dogmatische Betrachtung kamen sie nur unter andern Gesichtspunkten in Betracht, die religiöse Unterweisung hat nicht zu dieser selbständigen, schlicht menschlichen Schätzung angeleitet. In den Weissagungen erblickte man ihre wesentliche Bedeutung, an ihnen haftete das überwiegende Interesse. So ist die dogmatische Würdigung der Propheten der religiösen hinderlich gewesen.

Ich kann nicht sagen, daß ich in starrem Dogmenglauben aufgewachsen sei, und doch erinnere ich mich, welche neue Entdeckung und Offenbarung es für mich war, als ich unter der herrlichen Anleitung von Professor Duhm als Student in die Welt der Propheten eingeführt wurde. Es stand hinter dieser Behandlung der in unserer Zeit mit ihrer Reaktion gegen die alleinseligmachende Naturwissenschaft erstarkende Sinn für das Einmalige, Individuelle und Irrationale, der Sinn für die Persönlichkeiten mit ihrer Eigenart, das Suchen nach Kräften, nicht bloß nach Gedanken und Theorien. Man wurde einfach vor die Religion hingestellt als ein Phänomen, das nun einmal vorhanden ist und das man in seinen Aeußerungen, seinen Lebensbedingungen erkennen will, bevor man sich seine Theorien darüber zurecht macht. Und nun wurden uns die Propheten als klassische Vertreter, als hervorragendste Träger dieser Lebenserscheinung vor die Augen gestellt in ihrer ganzen Kraft und Frische; man war in Ehrfurcht hingerissen von ihrer religiösen Gewalt, von dem Reichtum und der Tiefe des Lebens, das in ihnen pulsierte. Und während auf der einen Seite die Philosophie die alten Gottesbeweise zerbrach, stand man hier vor neuerschlossenen Offenbarungen der Macht, welche hinter der Menschheitsgeschichte steht, welche in der Welt etwas will und schafft, aber die Menschen als ihre Boten und Werkzeuge braucht und deren Wesen sich uns erst erschließt auf den Höhepunkten der Geschichte. Es ward uns deutlich, daß wir von den Propheten aus und nach ihrer Analogie auch Jesus besser verstehen lernten.

Die Propheten standen vor uns als Gestalten von selbständigem Wert, als Menschen mit eigenem Erleben Gottes. Wir lauschten diesem Erleben, und merkwürdig: gerade je mehr wir sie nicht so geschichtslos, sondern aus ihrer Zeit heraus verstanden, umso lebendiger, umso gegenwärtiger wurden sie uns, umso mehr hatten sie uns zu sagen. Wir merkten auch, daß wir die Religion nicht selbständig aus dem Nichts aufzubauen brauchten, sondern weiterbauen konnten auf den Fundamenten, welche Andere vor uns gelegt hatten. Wir merkten, daß nicht Allen gleich unmittelbare Erfahrungen geschenkt sind, daß wir zwischen Propheten und Gläubigen zu unterscheiden haben und selbst von dem leben müssen, was Größere ans Licht gebracht haben. Gott wirkt und schafft durch Auserwählte, durch die er die Menschen

wieder einen Schritt vorwärts führt, durch die er sich ihnen wieder tiefer erschließt und sie so wieder eine Stufe höher emporhebt, durch die er neue Kräfte in die Welt einströmen läßt, an denen nun die folgenden Generationen zu zehren haben. Und wir haben uns das Auge und den Sinn offen zu halten für das Leben und die Kräfte, die uns hier entgegentreten. Es war ein ungleich viel lebendigerer Gott, der uns von den Propheten her begegnete, als der, den die Philosophie in Frage gestellt hatte. Aber merkwürdig, diese reiche Quelle war so Vielen verborgen!

Die Propheten waren also nicht, wie wir uns bisher vorgestellt hatten, Männer, die bloß für eine ferne Zukunft wirken und für sie in verborgener Stille ein großes Geheimnis verwahren, sondern Männer der Tat, die ganz in ihrer Zeit leben und auf ihre Zeit wirken wollen, die sich zu ihrem Volk gesandt wissen, an ihm eine Aufgabe zu vollbringen. Auch ihre Prophezeiungen für ferne Zukunft gewinnen viel mehr Farbe, wenn wir sie aus den Enttäuschungen und dem unbeugsamen Glauben ihres eigenen Lebens heraus, ganz persönlich verstehen. Es sind auch nicht Männer, wie man sie sich heute vielfach unter einem frommen Menschen vorstellt, zahm, gedämpft, gemäßigt, sorgsam die Grenzen der herkömmlichen Bravheit einhaltend, sondern voll Glut und Kraft, das gewöhnliche Menschenmaß weit übersteigend, voll hinreißender Gewalt und verzehrender Leidenschaft, einer die ganze Person durchdringenden Leidenschaft für Gott. Ihre Reden nicht wohlabgewogene Erbauungspredigten, sondern kurze Worte voll Zorn und Erregung, die wie wohlgezielte Schläge scharf auf ihre Gegner herniederfahren. Sie erregen Entsetzen bei ihren Zeitgenossen, bei den Frommen wie bei den Gottlosen, und man antwortet ihnen mit Mordanschlägen. Nicht verständig und nüchtern, wie man es heute gern hat, sondern heftig und unberechenbar, reich an Bildern und sinnbildlichen Handlungen, an Ekstasen und Visionen; kurz, ein Seelenleben, das durchaus nicht in den Schranken des Gewöhnlichen verläuft, sondern das Kopfschütteln des hausbackenen Philisters hervorruft. Das Entscheidende ist das besondere Berufsbewußtsein, das prophetische Müssen. „Das Größte tut nur, wer nicht anders kann," zu diesem Wort gibt es keine treffendere Illustration als die Propheten. Sie sind sich völlig bewußt, daß, was sie sagen, nicht eigener Einfall oder Entdeckung, sondern höhere Eingebung ist, und was sie tun, nicht eigene Willkür, sondern göttliches Geheiß. Was ihnen so Gott zu wissen und sagen gegeben, das können sie nicht verschweigen; aber wo sie keinen solchen Auftrag empfangen haben, sehen sie sich auch nicht zum Reden veranlaßt, da können sie sich jahrelang still verhalten. Mit diesem Bewußtsein stimmt es auch überein, daß, was sie sagen, dem bisher Geltenden oft direkt entgegengesetzt, ihren Zeitgenossen unerhört ist und sie selbst erschaudern macht, sodaß sie sich zuerst gegen ihre Aufgabe sträuben. Aber so fremdartig uns das Alles anmuten muß, so steckt doch in ihrer Art eine Größe, die uns schlechthin Ehrfurcht abnötigt.

Es ist ein Doppeltes, worin ihr besonderer Zauber liegt. Zuerst in ihrem menschlichen Charakter, in ihrer Selbstlosigkeit und Hingebung an Gottes Sache, in ihrer Treue gegen den Gott, der sie erfaßt hat, in ihrer Entschlossenheit und Unerschrockenheit, mit der sie allen Gefahren trotzen, in ihrer Seelenkraft, mit der sie ihre grauenhafte Einsamkeit ertragen. Aber zu dieser Bewunderung ihrer Majestät des Charakters tritt die religiöse Würdigung. Sie sind uns Auserwählte Gottes, denen er sich in ganz besonderer Weise erschlossen hat, seine Werkzeuge, durch die er seine Pläne mit der Menschheit verwirklicht und sie Schritt für Schritt erzieht und vorwärts führt. Und so erscheint er uns durch sie als der wirkende und schaffende Gott, als der Herr einer großen Heilsgeschichte, aber einer solchen universalerer Art, als das Dogma sie anerkannt hat, einer wirklichen Geschichte, welche die ganze Menschheitsentwicklung umfaßt. Diese Geschichte ist überall gleich von Gottes Kraft und Liebe getragen, aber sie hat Höhepunkte, wo diese Kraft und Liebe besonders deutlich in die Erscheinung tritt, und zu diesen Höhepunkten gehören die Propheten Israels.

Aus der widerlichen Denkweise der alldeutschen Rassetheoretiker heraus hat man die Losung hören können: „Los von dem semitischen Heiland!“ Wer die Dinge sieht, wie sie sind, wird aber urteilen, daß der Heiland nur aus diesem Volk der Juden hervorgehen konnte, das vor allen andern das Volk der Religion war, weil es an seinen Propheten und ihrem Erbe einen religiösen Schatz besaß, dem kein Volk Gleiches an die Seite zu stellen vermochte. R. Liechtenhan.

---

# Soziale Arbeit in Ost-London.

Im Frühling letzten Jahres hatte ich Gelegenheit, vier Wochen in einem Settlement in Ost-London zuzubringen, um daselbst die soziale Arbeit, die in den dortigen Armenquartieren getan wird, kennen zu lernen. Als frühere Schülerin des Ladies College Cheltenham gehöre ich zur College Guild, einem Verband der „old girls“. Mit dem Eintritt in denselben verpflichten wir uns, etwas Nützliches zu leisten und bemühen uns, die Ideale des College und seiner langjährigen Vorsteherin zu verwirklichen, gemäß unserem Motto „cœlesti luce crescat“. Als gemeinsames Werk unterhält die Guild das Settlement St. Hilda's East. Einige „Cheltoniam“ sowie andere Damen, die sich sozialer Arbeit widmen, wohnen daselbst zusammen und arbeiten in Bethnal Green und Shoreditch, zwei dichtbevölkerten Quartieren nördlich von Whitechapel. Hier bietet das Settlement den 16 „residents“ ein freundliches Heim, für welches sie je nach der Größe ihrer Zimmer ein Entgelt für Wohnung und Unterhalt bezahlen. Ihre Kräfte stellen sie meist freiwillig in den Dienst der Arbeit. Die Leute in diesen häßlichen und überfüllten Quartieren schätzen es überaus hoch, daß

wirkliche „ladies and gentlemen“ sich nicht scheuen, mitten unter ihnen zu wohnen. Schon dieser Umstand befreit sie von gewissen Vorurteilen und öffnet den Weg zu ihren Herzen. Im Jahresbericht las ich die Aufforderung der Vorsteherin des Settlement, während eines Aufenthalts in der Station als bleibende Arbeiterin oder zur Aushilfe an der dortigen sozialen Arbeit teilzunehmen. Gewiß hatte sie recht, daß es jedem Menschen einen Gewinn brächte, einige Zeit in solcher Umgebung zu leben, und in der Tat bin ich ihr herzlich dankbar für die Einblicke, die sie mir durch die Ermöglichung der Mitarbeit verschaffte.

In den Settlements wird gegenwärtig mehr als früher auf die Ausbildung der Helferinnen besonderer Wert gelegt; man sieht ein, daß die soziale, so gut wie jede andere Arbeit Studium erfordert. In St. Hilda's wohnen meist zwei bis drei Studierende, eine derselben erhält regelmäßig ein Stipendium vom College. Sie machen eine einjährige Lehrzeit durch, indem sie unter Anleitung auf verschiedenen Gebieten praktisch arbeiten, die soziologische Schule besuchen und über soziale Fragen schriftliche Arbeiten liefern. Nach abgelegtem Examen nehmen viele derselben Stellungen an, als bezahlte oder freiwillige Sekretärinnen wohltätiger Vereine.

Die Arbeit in den Settlements wird als Erziehungsarbeit angesehen. Sie bekämpft gedankenlose und unweise Wohltätigkeit und sucht ein Zusammenarbeiten aller der Vereine, Anstalten und Privaten herzustellen, die an sozialer Arbeit interessiert sind. Ganz besonders trachten die Charity Organisation Society, die unserer freiwilligen Armenpflege entspricht, und das Registration Office, das die Verbindung zwischen den verschiedenen Hilfsvereinen herstellt, nach systematischer Bekämpfung des Elends und zweckmäßiger Hilfe.

Ich selbst habe in einigen Zweigen der Kinderfürsorge aushilfsweise mitgearbeitet. Es sind der Reihe nach folgende: The Childrens Country Holiday Fund sucht möglichst viele der bedürftigsten Kinder durch einen vierzehntägigen Aufenthalt auf dem Lande oder am Meer zu kräftigen. Wie in einigen unserer Ferienkolonien werden die Kinder in Bauernfamilien untergebracht. Nur Pflegebedürftige werden mit Schwestern in Ferienheime gesandt. Die Kosten betragen vierzehn bis fünfzehn Shillings (inklusive Reise) für ein Kind. Die Eltern tragen je nach Vermögen an diese Kosten bei, den Rest bezahlt der Verein. Jeden Montag besuchen Damen die einzelnen Schulen, um die Beiträge der Schulkinder einzusammeln. Die Kinder bezahlen gewöhnlich ein bis zwei Pennies; die Beträge werden auf Karten und in einem Kontrollbuch eingetragen. Um es den Eltern zu erleichtern, das erforderliche Geld zusammenzusparen, wird mit dem Sammeln etwa zwei bis drei Monate vor den Ferien begonnen. Die Mutter eines jeden Kindes wird besucht und über ihre Verhältnisse und die Höhe des Betrags, den sie eventuell bezahlen könnten, befragt. Nach diesen Angaben (die nicht verifiziert werden) wird ein Formular aus-

gefüllt und nach einer bestimmten Formel der Beitrag der Eltern, ungefähr folgendermaßen, ausgerechnet: Man nimmt einen durchschnittlichen Bestand von fünf Kindern an. In diesem Falle bezahlt der Vater auf je fünf Shillinge seines wöchentlichen Verdienstes einen Shilling pro Kind. Hat er mehr Kinder, so bezahlt er pro Kind je einen halben Shilling weniger, hat er weniger als fünf Kinder, so bezahlt er für jedes einen halben Shilling mehr. Der Verdienst der älteren Kinder wird nach Abzug von fünf Shillingen für ihren Unterhalt in den des Vaters einbezogen.

The Invalid Childrens Aid Association sorgt für chronisch kranke Kinder. Dieser Verein verhilft ihnen zu den nötigen Utensilien, wie Corsets für Spondylitis, Maschinen für Klumpfüße ꝛc. Er vermietet eigene Wagen (sogenannte spinal carriages), in denen das kranke Kind bequem ausgestreckt auf dem Rücken liegen und ins Freie gefahren werden kann. Schwächliche Kinder werden in Erholungsheime gesandt, einzelne Bettlägrige zu Hause unterrichtet. Auch hier müssen die Eltern je nach den Verhältnissen das Ihrige tun und dies in wöchentlichen Raten abzahlen. So ging ich je Montags in etwa zwölf Häuser, um diese Beiträge einzusammeln. Jede Frau hat eine Karte, worauf der bezahlte Betrag eintragen wird bis die Summe voll ist. Der Empfang in diesen Familien war gewöhnlich freundlich, einige Frauen brachten das Geld zur Türe, bei andern wurde ich in die Stube gebeten, wo ich mit der Mutter plauderte, das Kind begrüßte und mich über seine Fortschritte erkundigte. Die Besucherin sollte der Mutter eine Freundin werden und einen guten Einfluß ausüben, deshalb ist es ein Vorteil, wenn sie lange die gleiche Arbeit beibehält. Sie selbst aber trägt wohl ebensoviel heim wie sie zu bringen hofft, diese armen Kinder sind manchmal wahre Muster von Geduld und Zufriedenheit. Ich denke besonders gern an den kleinen George Phillipps, der immer auf dem Rücken liegt im steifen Corset und doch so fröhlich mit dem Stuhle Pferdchen spielt. Es war ein eindringliches Bild, wie er mit den lustigen blauen Augen und dem blonden Lockenkopf trotz seines Leidens so glücklich dalag. Von einem kleinen fünfjährigen Mädchen konnte die Großmutter nicht genug rühmen, wie es nie jammere und liegend immer so vergnügt spiele. Es hatte wohl die Zufriedenheit von seiner Großmutter geerbt, diese hatte auch solch sonnigen Ausdruck.

Seit 1907 ist in London eine Bestimmung für ärztliche Untersuchung erlassen worden. Es hat sich ein Care Committee gebildet, das die Eltern auf Gebrechen des Kindes aufmerksam macht und sie veranlaßt, geeignete Behandlung in einer Poliklinik zu suchen. In der Schule wird den bedürftigen Kindern Mittagessen ausgeteilt.

Die Kinderfürsorge wird meist im Anschluß an die Schule ausgeübt. Dem Lehrer stellt sich die schoolmanager zur Seite. Dies ist ein unbesoldetes Amt, welches einige Damen in St. Hilda's bekleiden. Oft wohnen die Lehrer außerhalb der Stadt und können

deshalb neben der Schule keinen Verkehr mit den Kindern pflegen, was als großer Mangel empfunden wird. Die „school manager" sucht ein Bindeglied zwischen Schule und Heim zu bilden. Sie besucht die Kinder zu Hause, interessiert sich für die einzelnen, sucht sie zu beeinflußen und ihnen später bei der Berufswahl an die Hand zu gehen. Sie sucht die Kinder auch in der schulfreien Zeit zu geeigneter Beschäftigung anzuleiten, z. B. Blumen zu pflegen. Diese „window-gardens" werden besichtigt und Preise für die besten ausgeteilt.

Sobald ein Kind das dritte Jahr zurückgelegt hat, darf es die Schule besuchen und wird in das Infants Department aufgenommen. Im Infants Deparment wird ein wenig lesen und schreiben gelehrt (ich war erstaunt, wie gut kleine Kinder in der Sonntagsschule schon lasen), allerlei Handarbeit, Modellieren, Korbflechten, Zeichnen und Malen nach der Natur wird getrieben, um Auge und Hand zu üben. Daneben werden viel Spiele im Freien gemacht wie in unsern Kleinkinderschulen. In den oberen Klassen der Mädchenabteilung gehört Kochen in den Lehrplan. Am Tage, nachdem ein Kind das vierzehnte Altersjahr zurückgelegt hat, darf es die Schule verlassen und tut es auch meist, da die Eltern mit Ungeduld auf seinen Verdienst warten. Lehrer und schoolmanager bemühen sich, die Eltern zu veranlassen, das Kind weitere zwei bis drei Jahre eine „higher grade" oder „central school" besuchen zu lassen, welche ungefähr unserer Sekundarschule entspricht. Wenn ein Kind die trade school (Gewerbeschule) besuchen will, kann es eventuell ein „scholarship", ein Stipendium, erlangen, das den Eltern ausbezahlt wird.

Das Skilled Employment Comittee sucht den Kindern nach dem Abgang von der Schule mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Es vereinigen sich Lehrer, schoolmanager, ein Leiter des Arbeitsamtes und andere Herren und Damen der verschiedensten Berufe, um Knaben und Mädchen zu guten Stellungen zu verhelfen. Ausläufer z. B. sind in der City sehr begehrt und der gute Verdienst lockt Eltern und Kinder. Jedoch mit etwa siebzehn Jahren werden sie entlassen und stehen dann da, ohne einen Beruf gelernt zu haben. Das Comittee ermuntert fähige Kinder und deren Eltern, eine gute Lehre großem Anfangslohn vorzuziehen, sucht gute Meister, macht die Verträge und vermittelt die Stellen. Die Gewerbeschulen plazieren ihre Zöglinge nach absolvierter Lehrzeit selbst, die guten Geschäfte bevorzugen natürlich junge Leute mit vollendeter Fachausbildung. Dienstmädchen finden persönliche liebevolle Fürsorge und Rat bei dem Verein The Metropolitan Association for Befriending Young Servants, der unserm Verein der Freundinnen junger Mädchen ähnlich ist.

Schwächliche und zurückgebliebene Kinder kommen wie bei uns in Spezialklassen. Kränkliche Kinder aus verschiedenen Schulen werden in einer „Open Air School" (einer Art Freiluftschule) vereinigt, die in einem gedeckten Hofe gehalten wird. Kinder, die verkrüppelt sind oder einen Verband tragen müssen, werden für die Kripple Schools

von einer Schwester im Ambulanzwagen morgens abgeholt und abends wieder heimgebracht.

East End-Kinder sind fröhliche Wesen, sie entdecken tausend kleine Freuden auf der Straße und haben in den East End workers treue Freunde und Freundinnen gefunden. Oft geht am Samstag eine Dame mit einer kleinen Gesellschaft in den Zoologischen Garten oder sonst an einen interessanten Ort. Zwei Damen spielen regelmäßig „cricket“ mit einer Schar Buben im Viktoria Park. Freitags hatten wir eine Stunde für „musical drill“, die von Schulmädchen eifrig besucht wurde und für die sich eine Turnlehrerin unentgeltlich zur Verfügung stellte.

Eine ältere Bewohnerin von St. Hildas, die jedoch noch ein junges und fröhliches Herz hat, leitet nun schon viele Jahre den Mädchenklub. Meist existiert ein solcher im Anschluß an jede Kirche, ist jedoch nicht mit einem Jungfrauenverein zu vergleichen, da er seine Tore viel weiter öffnet und der Eintritt nicht von bestimmten Bedingungen abhängig ist. Man möchte gerade die verwilderten Mädchen gewinnen. Zum Nähkurs, der dort auch erteilt wird, kamen auch einige ungezogene verwahrloste Wesen, sodaß es uns ein Rätsel war, was sie anzog, da sie das Nähen keineswegs interessierte. Sie schienen aber die Lehrerin, eine feine stille Dame, zu lieben, und wer weiß, ob nicht ein gutes Samenkorn mit der Zeit Boden faßt. Die Mitglieder kommen zu verschiedenen Beschäftigungen und Kursen zusammen. Nähen, Kleidermachen und andere Handarbeiten werden gelehrt, es gibt auch Tanz- und Turnabende, welche besonders geschätzt sind. Die Mädchen zahlen einen kleinen Beitrag, sie haben auch eine Bibliothek und einen „Holiday Fund“, wo sie wie die Schulkinder die nötige Summe zu einem Landaufenthalt in pennies zusammensparen. Besonders eifrig wird auf die competitions (Wettgesang und Wetturnen) eingeübt, an denen sich die verschiedenen Klubs beteiligen. Einst wohnte ich im Volkspalast einem großen Konzert bei, das die besten Gesangsvereine gaben. Die Prinzessin von Teck verteilte die Preise. Becher, Auszeichnungsschriften und Geld für Noten. In der schönen großen Halle sah es äußerst feierlich aus. Eine erwartungsvolle Menge stimmte „God save the king“ an, als die Prinzessin mit dem Bischof von Stepney, begleitet von den Kadetten, die Bühne betrat. Sie trug ein elegantes helles Kleid und Diamanten (die Engländerin will damit das Volk ehren und es wird auch so aufgefaßt). Ein Beifallssturm begrüßte sie und Beifallsstürme beglückwünschten die preisgekrönten Direktoren der Vereine. Es wurde gut gesungen und die Stücke waren gut gewählt; dazwischen sang eine Solistin einige Lieder. Auf diese Art lernen die East End-Bewohner höhere Freuden kennen, die sie von den „Musichalls“ und öffentlichen Tanzböden abziehen. Wie soll ich East End-Mädchen beschreiben! Den ganzen Tag an der Arbeit, in Fabrik und Atelier — das sind ja viele der unsern auch, aber nachher die engen Gassen, die häßliche

Umgebung, die dumpfe Luft, wie wir sie hier nicht kennen. Deshalb ist das Bedürfnis nach äußerm Schmuck, der Durst nach aufregenden Erlebnissen, der sie oft in gefährliche Abenteuer stürzt, wohl begreiflich. Um ein Uhr trifft man viele Mädchen von der Arbeit kommend in unglaublichen Toiletten, Samtkleidern, großen Hüten und Frisuren mit Locken und Einlagen. Sie kaufen entweder Kleider aus zweiter Hand, die vielleicht vor ein bis zwei Jahren im West End-Mode waren und gar nicht hierher passen, oder billige neue Ware, die sich im Schaufenster sehr hübsch ausnimmt, jedoch bald verdorben ist. Den verschiedenen Bedürfnissen dieser Arbeiterinnen sucht sich der Klub womöglich anzupassen, um ihnen einen Ersatz für die Vergnügen der Straße zu bieten. Jede der Zusammenkünfte wird mit einem „hymn“ und dem kurzen, leichtverständlichen Gebet, das für jeden Klub besonders ist, geschlossen. Sonntags werden für ältere und jüngere Mitglieder Bibelstunden gehalten, die gut besucht sind. Hier wieder ist die Persönlichkeit der Leiterin die Hauptsache, was sie ist und in sich hat und wie sie es zu geben versteht. Die älteren Mitglieder sind ihr rührend anhänglich und sie liebt die Mädchen wie ihre Kinder, spricht mit Stolz von ihren Enkeln, den Kindern verheirateter Klubmädchen. Es liegen große Möglichkeiten in diesen scheinbar so vernachläßigten Geschöpfe, und sie sind oft ungeahnter Entwicklung fähig. So wurde ein früheres Fabrikmädchen, die Schwester eines Klubmädchen, später eine tüchtige Missionarin in China, die uns nach ihrer Rückkehr einmal einen Vortrag hielt im Klub. Es braucht jedoch viel Geduld und Nachsicht bis ein neues, solideres Leben als besser und glücklicher erkannt wird.

Die „Settlementworkers“ arbeiten tapfer und geduldig als Helfer an einem großen Werk; sie wissen, daß sie nicht so schnell auf Erfolge rechnen dürfen, daß aber dort keiner Arbeit ihre Wirkung versagt ist, wenn sie im Sinne und Geist der Liebe Christi getan wird. Nie habe ich lieblos über die Menschen im East End urteilen hören, man fühlt, daß die Settlementsarbeiter die Empfindung haben, daß ihre bevorzugte soziale Stellung ihnen auch eine größere Verantwortlichkeit gegenüber den Armen und Elenden auferlegt.

Ich hatte auch Gelegenheit, einen Blick in einen „boys club“ zu tun „the Webbe memorial institute for working lads“, der vom „University Settlement Oxford House“ geleitet wird. Die Organisation und der innere Betrieb dieses Knabenklubs haben große Aehnlichkeit mit der ganzen Einrichtung der Mädchenklubs. Hervorzuheben ist, daß in diesem Männersettlement zumeist angehende Pfarrer oder auch andere Studenten eine Zeit der Praxis verbringen und so eine gute Lehrzeit für ihre spätere soziale Arbeit durchmachen.

Die Kirche hat an der sozialen Arbeit in Ost-London einen hervorragenden Anteil, und gerade um den Vorwurf der Isolierung ihrer Arbeit fernzuhalten, sucht sie immer mehr Hand in Hand mit den weltlichen Organisationen zu wirken. Sie hat in England viel

mehr Fühlung mit fast allen Zweigen des öffentlichen Lebens als bei uns. Die Mitarbeit der Laien ist viel selbstverständlicher und niemand scheut sich, seine Zugehörigkeit zur Kirche auch irgendwie praktisch zu betätigen, ohne daß dadurch dieser Betätigung ein exklusiv kirchlicher Charakter aufgeprägt wird. So würde sich das Settlement wahrscheinlich weltlich nennen, wo es doch ganz und gar von religiösem Geiste getragen ist, man fragt keine Mitarbeiterin nach ihrer Konfession und doch versammelt man sich morgens in der kleinen Kapelle zu gemeinsamem Gebet. So sind die englischen „nurses" ja auch weltliche Schwestern, wie sie es in unsern freien Pflegerinnenschulen sein wollen, aber die Leitenden gehören zur Kirche, es werden für die Schwestern und die Kranken Andachten gehalten oder ihnen ermöglicht, Gottesdiensten öfters beizuwohnen. Wer es erfahren hat, wie schwer es ist, in der bedrückenden Spitalarbeit ohne solche Hilfe auszukommen, weiß, welche Wohltat und welche Macht für das Zusammenarbeiten dies ist. Diese weltlichen Schwestern, welche am gesellschaftlichen Leben unbefangen teilnehmen, soweit es ihre Arbeit erlaubt und z. B. auch tanzen und Tennis spielen, stehen dabei doch meist in engem Zusammenhang mit kirchlichem und religiösem Leben.

In Ost-London werden natürlich wie überall in England Sonntagsschulen und Bibelklassen gehalten, die ja von dorther auch zu uns gekommen und sich bei uns ganz eingebürgert haben. In jeder Kirchgemeinde wird einmal die Woche ein „Mothers Meeting" (Müttervereinigung) gehalten. Sie wird von vielen Frauen besucht, sie dürfen auch ihre Wickelkinder mitbringen. Man versucht diesen Leuten einen angenehmen und lehrreichen Nachmittag zu verschaffen, indem man mit ihnen arbeitet, ihnen vorliest und etwa einen Vortrag hält über Fragen der Erziehung und Kinderpflege.

In England können Frauen in die Armenpflege gewählt werden und das geschieht auch recht oft. In St. Hildas wohnte eine solche „Poor Law Guardian" (Armenpflegerin), mit welcher ich ziemlich oft zusammenkam. Unter der Aufsicht der Armenpflege steht auch das „Poor Law Infirmary" (Armenpflegespital). Dieses ist ein Asyl, wo Kranke und Unheilbare, die der Staat erhalten muß, untergebracht werden. Es ist eine große Anstalt (für Bethnal Green allein), macht aber nichtsdestoweniger mit den blumengeschmückten Sälen einen freundlichen und heimeligen Eindruck. Freilich ist es ein trauriger Ort, der unendlich viel Elend birgt, ich denke an den großen Saal mit 20—24 Gitterbetten, in denen alte hilflose Weiblein lagen. Daß hier die Schwestern ihre zwei täglichen Freistunden nötig haben, ist begreiflich.

Zu der Zeit sollte gerade in Bethnal Green ein neuer Armenpfleger gewählt werden, was den Kollegen natürlich nicht gleichgültig war. Meine Bekannte wünschte, daß die Wahl einen gewissen East End-Pfarrer treffen würde, der mit den dortigen Verhältnissen gut bekannt und ein ernster tüchtiger Arbeiter war. Deshalb gingen wir

am bestimmten Tage durch das Quartier, um die Leute zum Stimmen aufzufordern. Sie bekommen keine Zettel ins Haus, sondern müssen am bezeichneten Ort an einem bestimmten Tag ein Kreuz neben den Namen eines der Kandidaten zeichnen. Da es ein Werktag ist, finden sich hundert Ausflüchte und der Tag wird übersehen. Witwen und alleinstehende Frauen haben auch Stimmrecht, sind aber oft gleichgültig oder genieren sich zur Urne zu gehen. Wir erinnerten die Leute an den Wahltag und ermunterten sie, zu stimmen und hatten am nächsten Tag die Freude, unsern Kandidaten gewählt zu sehen.

Seit letzten Januar bekommen alle alten Leute, die über 70 Jahre alt sind, vom Staate eine Pension von fünf Shillingen die Woche. Deshalb verließen anfangs dieses Jahres viele der Pensionsberechtigten das Workhouse (ein Zwischending zwischen Armenhaus und Arbeitsstätte), um wieder ein eigenes Heim zu beziehen. Es interessierte die Armenpflege, was aus diesen Leuten geworden sei und sie wollten eine Statistik aufstellen. Zu diesem Zweck besuchte ich einige dieser Alten und kam in allerlei verschiedene Heimstätten. In einer kleinen Stube, viele Treppen hoch, in einem winzigen Seitengäßchen, fand ich ein liebes altes Paar, das gerne plauderte und erzählte, so daß ich ganz lange bei ihnen sitzen blieb. Der Mann war krank gewesen und jetzt zu schwach, noch etwas zu tun, er kramte in seinen Altertümern. Die Frau machte Nadelbüchlein für ein Geschäft. Es denkt wohl niemand, wenn er solche billigen kleinen Dinge kauft, aus wie vielen Stücken sie zusammengesetzt sind und wie fleißig die alten Hände und Augen arbeiten müssen, um nur eine kleine Zulage zur Pension zu verdienen. Die Ordnung und Sauberkeit ließ sehr zu wünschen übrig, das grauschwarze Bett war nichts weniger als einladend, aber die Alten schienen so zufrieden, daß es einem wohl tun mußte. — Wo Mann und Frau beide pensionsberechtigt sind, reicht die Pension beinahe aus, aber für eine Person allein ist es beinahe unmöglich, mit fünf Shillingen die Woche auszukommen.

Die Kinder, deren Eltern im Workhouse wohnen müssen, weil sie sich nicht selbst durchbringen, werden auf dem Lande in eigenen Heimen untergebracht und erzogen. Ich habe eine solche Kolonie, die „Shoreditch Poor Law Cottages", besucht, und war erstaunt, zu sehen, in welch' vollkommener Weise der eigentliche Zweck der Anstalt mit ästhetischen Anforderungen vereint war. Es war ja auch im Mai, die Bäume blühten, überall Blumen und frischgrüne Rasen, die Kletterpflanzen an den Cottages, kurz, ein hübscheres Bild kann man sich kaum denken. In einer allerliebsten kleinen Villa mit Tennisplatz und Gärtchen wohnt der Vorsteher mit seiner Familie. In verschiedenen Cottages gleichen Stils wohnen ungefähr 20—30 Knaben oder Mädchen verschiedenen Alters. Die Mädchen stehen unter einer Hausmutter, unter deren Anleitung sie Kochen und die Hausgeschäfte lernen. Alles ist sehr sauber, freundlich und heimelig gehalten. In jedem Cottage hat das älteste Mädchen, das bereit ist, in Stellung

zu treten, ein eigenes Zimmer, damit es lernt seine Sachen in Ordnung zu halten. Manchmal nimmt der Vorsteher ein solches Mädchen in seinen Dienst, um es noch besser vorzubereiten. Die 15—16jährigen finden leicht Plätze, diese werden vom Komitee besucht und geprüft. Den Austretenden wird eine kleine Aussteuer genäht und ihnen mit Rat und Hilfe zur Seite gestanden. Den Knabenhäusern stehen Hauseltern vor, der „Vater" ist ein Handwerker und erteilt Unterricht in seinem Fach. Ein Cottage ist für kleinere Knaben und eines für „Babies" eingerichtet. Es gibt auch eine Schule, ein Schwimmbad, große Spielplätze und ein nettes kleines Spital mit Absonderungshaus. Bevor die Kinder aufgenommen werden, müssen sie vierzehn Tage auf der Beobachtungsstation zubringen. Andere Armenpfleger finden, daß diese ihr unterstellten Kinder nicht so ausschließlich zusammenleben sollten, deshalb bauen sie einzelne „Cottages" in verschiedenen Dörfern und lassen die Kinder die Dorfschulen besuchen. Wieder andere geben sie Landleuten zur Pflege, wie es bei uns geschieht.

Das größte Elend ist wohl da zu finden, wo Krankheit zur Armut tritt. Da ist natürlich auch der Kampf gegen die soziale Not besonders schwer zu führen; besonders wo Tuberkulose und Säuglingssterblichkeit wüten. Von Tuberkulose werden diese überfüllten Quartiere, wie Bethnal Green und Whitechapel, furchtbar heimgesucht. Letztes Jahr reiste eine Antituberkuloseausstellung in England herum und war eine Woche in Shoreditch und eine Woche in Bethnal Green stationiert. Zwei Damen übernahmen die Organisation und die Settlementsarbeiterinnen halfen mit. Es wurde viel Propaganda gemacht. Den Pfarrämtern und Arbeitsstellen der innern Mission brachten wir aufklärende Zettel zum verteilen und trugen auf allen unsern Besuchsreisen Anzeigen mit. Eine Firma druckte gratis entsprechende Bilderbogen als Reklame für ihr Desinfektionsmittel. Wirklich kamen die Leute in Scharen, besonders abends zu den ausgezeichneten populären Vorträgen, welche von Aerzten gehalten wurden. Es wurde an Bildern und Modellen demonstriert, wie Tuberkulöse ungefährlich in ihren Familien leben können, welche Schutzmaßregeln beobachtet werden müssen, wie die Krankheit begünstigt, übertragen und geheilt wird. Statistische Tabellen zeigen, welche Berufe weniger Tuberkulöse aufweisen, wie viele Menschen jährlich daran sterben ꝛc. Die Ausstellung war dem Verständnis dieser Volksschicht durchaus angepaßt, indem sie alles praktisch veranschaulichte, z. B. an einem großen Modell den Kontrast zwischen einer sauberen gelüfteten Stube und einer vernachlässigten, wie man in Bethnal Green so viele findet. Tuberkulosefürsorgestellen werden nun auch in England an verschiedenen Orten errichtet.

Ein neues Unternehmen sind die „Baby Consultations" (Säuglingskonsultationen), welche den unwissenden Müttern helfen sollen, ihre Kinder gesund zu erhalten. Einmal die Woche halten Aerztinnen an verschiedenen Orten unentgeltlich Sprechstunden für Mütter mit

Kindern unter einem Jahr. Die Kleinen werden gewogen und ärztlich überwacht. Mit der Zeit hofft man auch die unpraktische Kleidung etwas verbessern zu können.

Ich besuchte auch einige Spitäler und erfuhr von der begleitenden Schwester einiges über die Arbeitseinteilung und Organisation derselben. Man müßte jedoch da gearbeitet haben, um die Vor- und Nachteile des Systems zu sehen und auf die Einzelheiten der Einrichtung aufmerksam zu werden. Jedes Spital ist eine Schule, wo Schwestern ausgebildet werden. In jedem größern allgemeinen Spital können sie den ganzen Kurs (drei bis vier Jahre) durchmachen, indem sie auf die verschiedenen Abteilungen versetzt werden. Darnach erhalten sie ein Diplom. Das London-Hospital ist das größte Spital, wundervoll modern eingerichtet und tadellos gehalten. Es muß über große Mittel verfügen, erhält sich aber ganz durch freiwillige Beiträge. Der Patient muß nichts bezahlen, er soll nach Vermögen etwas in die Kasse legen.

Mit dem Institut ist ein College für Mediziner verbunden. Es soll auch die beste Schule für Schwestern sein. Die Lernschwestern arbeiten zwei Jahre als Probeschwestern (probationers) in den verschiedenen Abteilungen, haben theoretischen Unterricht und müssen zwei oder drei Examen bestehen. Dann werden sie im dritten und vierten Jahr entweder in Privatpflegen gesandt oder als staffnurse (Saalschwester) unter einer leitenden Schwester eingestellt. Nach der Lehrzeit sind sie völlig frei, das Spital übernimmt auch keine Verpflichtung für Stellenvermittlung. Das Londonhospital steht mitten im Whitechapel, einem der traurigsten Viertel Londons. Es bildet ein großes Viereck, das einen spärlich bepflanzten Hof umschließt. Diese Bauart bringt eine wohltuende Stille mit sich, so daß man kaum glaubt, in einer Großstadt zu sein. Die Säle (wards) sind sehr groß mit 24 bis 30 Betten. Zu jedem Saal gehört eine Teeküche, Badezimmer und Kloset. Eine leitende Schwester überwacht den Saal, unter ihr steht die „staffnurse“ und zwei bis drei „probationers“. Meist hat jeder Saal ein Mädchen für die groben Arbeiten, was die Schwester im Gegensatz zu hiesigen Verhältnissen, zu Gunsten der Pflegearbeit sehr entlastet. Während der Arbeitszeit, die jedoch kürzer ist als bei uns, muß jede Schwester viel leisten, und flink muß sie unbedingt werden. Sie hat täglich zwei bis drei freie Stunden, in welchen sie ausgehen kann und soll, und alle paar Wochen wird ihr ermöglicht, die Zeit von Samstag bis Montag auf dem Lande zuzubringen. Ueber allen Schwestern steht die „matron“, welche organisiert und einteilt und eine Persönlichkeit von großem Einfluß sein muß. Die enorme Küche, von männlichem Personal bedient, ist ganz oben im Haus. Sehr gefielen mir die waschbaren Vorhänge an den Betten, die bei ärztlicher Untersuchung und bei Sterbenden gezogen werden können. Eine ganze Abteilung ist für Juden eingerichtet und wird von ihnen unterhalten.

Es wird hierfür jüdisch gekocht; eine Pergamentrolle mit dem jüdischen Gesetz ist an der Türe angebracht.

Blumen und Pflanzen schmücken jeden Saal, sie sind wohl, wie im Settlement, von Freunden auf dem Lande gesandt worden. Viele Blumen kommen in die Spitäler, nachdem sie in den kirchlichen Blumengottesdiensten verwendet worden sind. Auch die Schwestern wollen auf ihrem Eßtisch Blumen haben und zahlen gerne einen Penny im Monat für die Tischdekoration. Für die Schwestern ist gut gesorgt, jede hat ein eigenes kleines Schlafzimmer, das sie möglichst freundlich gestaltet. Zwei große Wohnzimmer mit Klavier stehen zur Verfügung. Die Badezimmer und Teeküchen der Pflegerinnen sind für sie eine große Wohltat. Auch ein Tennisplatz und Garten gehört ihnen. Das Ganze ist ein fast militärisch organisierter Großbetrieb, dem gegenüber aber unsere kleineren Anstalten auch ihre Vorzüge haben. Das London-Hospital zählt zirka 700 Schwestern, die vielen Privatpflegerinnen mitgerechnet. Letztere müssen zeitweise immer wieder in den Sälen arbeiten, um neue Erfahrung zu sammeln und Altes aufzufrischen. Von der Anstalt gehen auch Schwestern zu armen Frauen, um ihnen während der Geburt und während der zehn folgenden Tage beizustehen, was vom Volke sehr geschätzt wird. Ein beneidenswerte Einrichtung besteht seit kürzerer Zeit in den „almoners". Das sind Damen, welche sich der austretenden Patienten annehmen, für Erholungsbedürftige entsprechend sorgen oder chronisch Kranken zu einem passenden Heim verhelfen. Es ist eine segensreiche Einrichtung, die, wie ich hoffe, in der Schweiz mit der Zeit auch eingeführt wird. Dies ließe sich vielleicht mit der Seelsorge in unsern Spitälern verbinden.

Am Schluß meines East End-Aufenthaltes besuchte ich noch Dr. Barnardo's Homes, jene wunderbare Rettungsorganisation für verwahrloste Kinder, die jetzt nach des Gründers Tod als „National Waifs Association" aus freiwilligen Beiträgen weiter geführt wird. In Stepney befindet sich die Krippe, das Knabenheim und das Spital. Außerhalb London ist ein Dorf für Mädchen, ähnlich den Poor Law Cottages, nur größer. Ein solches wird jetzt auch für Knaben errichtet, wo sie Gartenbau treiben sollen. Nicht zu vergessen ist das große Heim für die Kleinsten „Baby Castle". Außerdem gibt es zahlreiche Asyle, wo verwahrloste Kinder zu allen Zeiten bei Tag und Nacht aufgenommen werden, sowie einige Heimstätten für schwächliche und unheilbare Kinder. Man führte mich durch die verschiedenen Werkstätten, wo die Knaben nach Begabung und Wunsch ein Handwerk erlernen. Krüppel werden meist Schneider. In der Bäckerei wird das Brot für die verschiedenen Anstalten gebacken. Die Schreiner verfertigen die Koffer für die Auswanderer und für diejenigen, welche nach absolvierter Lehrzeit austreten. Die Knaben haben auch ein Schwimmbad, das sie sehr genießen. Nirgends sah ich das Elend so deutlich auf den Gesichtern geschrieben wie bei diesen frisch in die An-

stalt eingetretenen und heimatlosen Buben. Welche unendliche Liebe und Geduld braucht es, diesen Menschen beizukommen und sie heraufzuziehen! Dieses Werk beruht auf ausgesprochener religiöser Grundlage, so wird von den Schwestern und Helfern verlangt, daß sie einer protestantischen Kirche aktiv angehören und Abstinenten seien. Die Knaben versammeln sich Morgens und Abends zur Andacht in der Kapelle. Solches muß ihnen zuerst sehr fremd vorkommen, aber durch die Liebe ihres Retters erwacht Verständnis für höhere Liebe. Die freiwilligen Besprechungen mit dem Pfarrer werden gut besucht. Die Mädchen werden zu Dienstboten erzogen und besorgen die Wäsche. Die Anstalt bleibt immer in Beziehung mit den „old boys" und „old girls" die immer von Zeit zu Zeit ihre Heimat wieder aufsuchen. Das Spital macht einen freundlichen heimeligen Eindruck, obgleich es weder groß noch schön ist. Vielleicht wird umsomehr mit Liebe gepflegt, so schien es bei der leitenden Schwester der Fall zu sein.

Das sind nur einige wenige in persönlicher Betätigung gewonnene Eindrücke aus der ungeheuren sozialen Arbeit, die in London geleistet wird. Man sieht in dieser Großstadt den größten Reichtum und Luxus und das schrecklichste Elend hart nebeneinander. Es findet sich aber bei den obern Klassen viel Willigkeit, diese Gegensätze durch Arbeit und Liebe zu überbrücken. Man sieht immer mehr ein, daß mit Geben allein nichts zu erreichen ist, sondern daß man sich in das Leben der Armen hinein versetzen muß. In den letzten Jahren ist das Interesse für die soziale Arbeit stets gewachsen und viele gebildete junge Leute leben eine zeitlang im East End, um die dortigen Verhältnisse und Probleme kennen zu lernen, denn nur durch persönliche Betätigung kann ein Verständnis dafür gewonnen werden. Viele gebildete Mädchen widmen sich ganz der sozialen Arbeit, es ist auch gar nichts besonderes, wenn verwöhnte Mädchen den Schwesternberuf ergreifen. Auch nur ein kurzer Aufenthalt im East End erzeugt eine andere soziale Gesinnung, die sich nach der Rückkehr in die größeren Verhältnisse nach vielen Seiten hin fühlbar macht: Der Mensch der Umgebung gewinnt an wirklichem Menschenwert; die Verantwortlichkeiten verschwimmen nicht mehr im allgemeinen, sondern werden gegenüber bestimmten praktischen Aufgaben empfunden. Aber auch das Leben der Helferin selbst wird tiefer und glücklicher, es geht ihr eine neue Welt auf, die durch die Liebe reicher ist an Gaben und Aufgaben. Viele Fragen, die sie vorher nur als schattenhafte Probleme gekannt hat, stehen nun vor ihr als ein Stück Leben und Wirklichkeit, das die Fragen nach dem Sinn und Wert des Lebens in ungeahnter Weise vertieft.

Tina Keller.

# Glaube und Heimat

von **Karl Schönherr.**

## I.

Die persönlich erlebte Religion bringt in das Menschendasein Trost, Erquickung, Erhebung, aber auch Tragik, Kämpfe, Konflikte. Sie befreit uns innerlich von den Mächten der Welt — das empfinden wir als trostvolle Erlösung — zugleich aber zwingt sie uns zu Aufgaben, zu Verzichtleistungen und Entbehrungen, die unserem Ich schwer fallen, weil dieses eben doch nach seiner materiellen Seite hin mit den Dingen und Gütern, mit den Ansprüchen und Forderungen der Welt und des Lebens stark und eng verflochten ist.

So trägt jede wahre Frömmigkeit, jedes von Gott Ergriffensein den Doppelcharakter des beseligenden Trostes einerseits, bitterer Tragik anderseits. Und zwar beginnt die Tragik da, wo der von Gott erfaßte Mensch mit seinem Gottesbesitz in Konflikt gerät mit der Gott indifferent oder feindlich gegenüberstehenden Welt, die den Frommen haßt und verfolgt, oder aber in Konflikt gerät mit Gütern und Gaben seines eigenen Lebens, die seine Gottesgemeinschaft trüben, die ihn von der Höhe seiner religiösen Erfahrung herunterzustürzen drohen. Davon redet Matthäus 5, 10—11 und 18, 9. Im Hinblick auf die Seele allein und ihren Gott — mit Ausschluß der ganzen übrigen Wirklichkeit — ist die Religion nur Gabe, Seligkeit, Friede und Freude. In dieser von allen übrigen Realitäten losgetrennten Gemeinschaft zwischen Gott und der Seele dürfen und können wir jedoch nicht verharren. Das Gottesleben muß sich hineinstellen in den Kampf mit den Tatsachen der Welt, muß sich da bewähren und rein erhalten, ja die Welt selber läutern und umgestalten. An diesem Punkt nun, beim Zusammentreffen der von Gott erfaßten Seele mit der ganzen übrigen geistigen und materiellen Wirklichkeit, vollzieht sich die große Umschaltung aus der Religion in die Ethik, aus der Ruhe in Gott in die Unruhe des Kampfes mit der Welt, aus der Gabe in die Aufgabe, aus dem passiven Empfangen in die aktive heroische Tatkraft, aus der leid- und streitlosen Freude in die Tragik des Leidens- und Streitenmüssens; und je machtvoller einer von der Wahrheit und Kraft Gottes ergriffen ist, je mutiger er die „arge, böse Welt" anfaßt, umso härter werden die Konflikte, umso heißer die Kämpfe werden, die er zu bestehen hat.

Daß auf diese Weise das Tragische gleichsam organisch aus dem Tröstlichen, Beseligenden der frommen Erfahrung hervorwächst, das beobachten wir mit besonderer Deutlichkeit auf den Höhepunkten der Religionsgeschichte. Im Leben des Jeremia liegt der Akzent durchaus auf dem Kampf- und Leidenscharakter der Frömmigkeit, nicht weniger bei Paulus (Apostelgeschichte 9, 16) und bei Calvin, während der Mystiker diese ernste und schwere Seite des Gottesbesitzes aus be-

greiflicher Ursache kaum kennt. Daß darin — im Fehlen des Kampfcharakters — die rein mystische Religiosität als unfertige, auf halbem Wege stehen bleibende und in ihrer Isoliertheit unfruchtbare Art der Frömmigkeit sich erweist, liegt klar vor Augen.

Von dieser Betrachtung aus wird aber nicht bloß die weltfremde Mystik, sondern ebensosehr das weltgemäße Durchschnittschristentum betroffen und gerichtet. Die wenigsten der frommen Menschen wissen eigentlich etwas vom Tragischen in der Religion, ja das Fehlen dieses tragischen und heroischen Momentes in den meisten Menschenleben hat bei vielen die Ansicht erzeugt, der Inhalt der Frömmigkeit erschöpfe sich in ihren tröstlichen und beseligenden Wirkungen. Wir lassen uns in der Regel nur soweit von Gott und seinem Geiste beeinflussen, als es verträglich ist mit einem gemütlichen und kampflosen Dasein. Wir leben in Kompromissen, und wenn die Ideale des Gottesreiches in Weihestunden unseres Lebens scharf umrissen, leuchtend groß uns vor der Seele stehen, so schrauben wir sie zum bequemen Mittelmaß herunter, sobald die Wirklichkeit der Welt in imponierender Macht sich uns entgegenstellt. So erleben wir keine Konflikte zwischen Christentum und Berufsleben, zwischen Reich Gottes und irdischem Besitz, zwischen Religion und Vaterland, zwischen Gottesgemeinschaft und den Gütern und Gaben des Daseins. Und doch, meine ich, ist die Stärke und Intensität unserer Frömmigkeit am sichersten und untrüglichsten daran zu messen, ob sie unser Leben irgendwie tragisch und heroisch gestaltet.

## II.

Darin liegt für mich der große Wert, die bezwingende Kraft, ja die prophetische Bedeutung von Karl Schönherrs Tragödie: „Glaube und Heimat," daß sie uns mit majestätischer Einseitigkeit den Heroismus, den Kampf, das freiwillige Leiden religiöser Ueberzeugung vor das geistige Auge stellt. In der Seele des Helden der Tragödie brennt der protestantische Glaube als unendlich schwere Aufgabe. „Es kommt kein Trost, bekennen, bekennen, so gehts Seite für Seite, das ganze Buch," so seufzt er angstvoll, über seine Bibel gebeugt; und weiter: „alle um uns besteh'n die Prob'; leiden und tragen." Und das Heldenhafte dieser Frömmigkeit wirkt noch mächtiger und eindrucksvoller dadurch, daß der große Konflikt uns nicht vorgeführt wird in geistig hochstehenden Individuen, in beweglichen, klugen Kulturmenschen, sondern in der schwerfälligen, langsam, aber umso tiefer ringenden Seele des Bauernvolkes. So bekommt der ganze Kampf eine unheimliche, elementare Gewalt: „O weh uns Bauern; haben schwere Köpf; können uns nix setzen und deuten; tappen allweg im Nebel und finden kein' Weg." Bodenständige Naturmenschen stehen da vor uns, denen ihr Grund und Boden bisher alles war, ihre Welt, ja die ganze bekannte Wirklichkeit. Glaube und Heimat sind ihnen zu einer einzigen Größe zusammengeschmolzen, sie bedeuten

ihnen die Macht, auf der sie unbeweglich stehen, aus der sie ihre Lebenskraft ziehen.

Da bricht plötzlich eine neue Welt in ihre langsame, sichere Seele hinein. Diese neue Welt — das im Gotteswort gebundene protestantische Gewissen — wird langsam, unter schwerem Ringen erkämpft, dann aber mit der leidenschaftlichen Beharrlichkeit, die dem Bauernvolke eigen ist, festgehalten gegen alle Stürme und Verfolgungen. Rohe Gewalt von außen — das Dekret der katholischen Kirche — entfesselt den Konflikt, ruft die Seelen-Tragödie des Helden hervor. Evangelischer Glaube, der ihn erfaßt hat, die Heimat, in die er eingewurzelt ist mit allen Lebensfasern, sie ringen miteinander im Inneren des Helden um die Oberhand. Gott siegt, der starke Bauer verläßt die Heimat, er zerschneidet Blutsbande um Gottes und seines Gewissens willen.

Die ganze Tragödie aber gewinnt dadurch an dramatischer Wucht, an Anschaulichkeit, Plastik und Farbe, daß sie nicht frei ersonnen ist, sondern die wirkliche Geschichte zu ihrem Hintergrunde hat. Das Gotteswort der „Reformation" ist der Funke, der in der Seele des Helden zündet und zur verzehrenden Flamme aufschlägt. Die den Konflikt hervorrufende Macht ist verkörpert in den Anstrengungen der „Gegenreformation," und die Seele, in der der Kampf ausgelöst wird, ist das „Bauernvolk der österreichischen Alpenländer."

Soll ich noch hinweisen auf die meisterhafte Form, in die dieser gewaltige Inhalt gegossen ist, und durch die er zur höchsten Wirkung gesteigert wird? Ist es nötig, den Kenner des Werkes noch besonders aufmerksam zu machen auf die Innerlichkeit der Motivierung, die an jedem Punkte der Trägödie zu sehen und zu bewundern ist? Es „wird" alles, es wächst alles organisch aus den Tiefen der Menschenbrust heraus. Und dieses „rein seelisch sein" der Handlung erlaubt es dem Dichter, den dramatischen Apparat ganz einfach zu gestalten, die Szenerie in fast monotoner Gleichheit verharren zu lassen. Die Entwicklung des Helden ist alles. Die übrigen Personen der Tragödie sind bloß Hintergrund, Gegensatz, Vorstufe, um das Werden der Hauptperson verständlich und plastisch zu gestalten. Und dann die Sprache: man muß sich zwar hineinlesen und hineingewöhnen in den österreichischen Dialekt; aber wie trefflich, überwältigend kommt der unbeholfene, harte, mit dem Ausdruck ringende, und dann doch wieder künstlerisch mächtige, anschauliche, leidenschaftliche Charakter der bäurischen Sprechweise zum Ausdruck!

## III.

Wohl möchte der Schreiber dieser Zeilen gerne das Schönherr'sche Werk in seinem ganzen Aufbau, in all seinen Teilen dem Leser vors Auge führen. Doch für eine solch ausführliche Darstellung wäre kein Ende abzusehen. Denn das Werk ist so voll von verborgenen, nur durch intensive Vertiefung zu hebenden Schätzen, so voll von

künstlerischen und psychologischen Feinheiten, daß eine eingehende Würdigung innerhalb des hier gestatteten Raumes zur Unmöglichkeit würde. Und zu dem soll nicht durch allzugroße Ausführlichkeit dem Einzelnen die Mühe und Freude eigenen Suchens und Findens erspart werden. Wir wollen uns deshalb mit einer kurzen Zusammenfassung des Dramas begnügen.

Den ersten Akt könnten die Worte charakterisieren: Der Held wird. Sein Gewissen ist vom neuen Glauben getroffen. Aber er vermag noch nicht, offen zu bekennen und das schmachvolle Leiden des Heimatlosen auf sich zu nehmen. Zwar das Vorbild der andern, zumal seines eigenen Bruders, drückt ihm wie ein Stachel ins Gewissen und mahnt ihn, das für seine Seele befreiende, für sein äußeres Dasein verhängnisvolle Bekenntnis, ein Evangelischer zu sein, auszusprechen. Doch dieses Bekenntnis geht erst von seinen Lippen, als eine tapfere Frau, ihre Bibel fest umklammernd, für ihren Glauben vor seinen Augen stirbt. Zugleich mit der physischen Kraft, mit der er ihren starren Fingern das Bibelbuch entreißt, wächst in ihm die geistige Kraft, zu bekennen. „Bluet ist ein gueter Dung! aus der Unruh' meines Gewissens heraus . . . . . bekenn' mich laut und offen . . . . . zum reinen Evangel' und unverfälschten Gotteswort! So! Jetz' ists draußen."

In diesem Ausreifen des Helden bleibt der Held selber makellos. Nicht einmal eine Notlüge läßt ihn der Dichter sprechen; er schiebt an der betreffenden Stelle geschickt die Gattin des Helden ein.

Der zweite Akt schildert ergreifend, wie der Held sich bewährt in schwerem Kampf. Auf die Heimat hat er verzichtet. Jetzt gilt es gar noch, zarte Bande der Gatten- und Kindesliebe zu zerschneiden. Denn Gattin und Sohn soll er im Heimatlande zurücklassen. Aus schwerem innerem Ringen, oft dem Unterliegen nahe, arbeiten sich endlich stoßartig die Worte empor: „I mueß halt tuen, wie's mich treibt! Gegen mein Inwendig kann ich halt nit." So steht er am Ende des zweiten Aktes vor uns: einsam, heimatlos, aber frei im Gewissen, stark in Gott.

Wie der „Abenteurer" von Böcklin in seinen Zügen beides trägt, die Spuren erlittenen Kampfes und die Freude und Zuversicht über errungenen Sieg, so reden die Worte unseres Helden am Anfang des dritten Aktes von blutenden Wunden, aber auch von innerer Freiheit und herrlicher Gottesgewißheit: „Alles ich, was hart ist, nur alles über mich aus wie ein Lastwagen; aber sie haben mich nicht übermocht, meine Seele ist der Lüge entronnen."

Welches Opfer der Held bringt, wenn er um seines Glaubens Willen auf die Heimat verzichtet, das wird uns noch einmal in grandioser Weise veranschaulicht mit der Gestalt des Bauern Sandperger, der lieber mit höllischen Gewissensbissen auf seinem Grund und Boden bleibt, als mit unbeflecktem Gewissen ein Fremder und Ausgestoßener zu sein. Der Sandperger, gleichsam der Antipode des Helden schwört

seinen evangelischen Glauben ab und ruft dann aus, wie von Furien verfolgt: „Ja, wie in der Höll'! Gottverflucht und lebendig verdammt! Aber weißt, Nachbar, ich bin halt in mein' eigen Häusl, ..... bei mier daheim."

Und dann die erschütternde Schlußszene: Der Sohn des Helden ist tot. Der katholische Reiter ist Schuld daran. Jetzt nur noch eine Leidenschaft: Rache dem Mörder! Der Vater des Kindes beugt sich über den Reiter, erst mit dem Schwert, dann greift er zur Axt. „Bluethund, verreck'!" Doch sieh', er läßt die Waffe sinken. (Sollte hier nicht helles Sonnenlicht durchs Gewölke auf die dunkle Szene fallen?) Aus der Seele des Helden ringen sich die Worte empor: „Nit so, Christi Gebot geht nit auf Bluet." Er reicht dem Reiter die Hand zur Versöhnung. Der schwerste Sieg ist ihm gelungen, schwerer als auf Heimat und Familie verzichten; er kann den Todfeind lieben. Diese vergebende Liebe, die den Helden hoch über Menschenmaß emporhebt, sie bildet den versöhnenden und verklärenden Schluß der Tragödie. Und durch die Seele des Lesers oder Beschauers klingen die Worte des Paulus:

„Und wenn ich allen Glauben habe
Und Berge versetzen kann,
Und habe die Liebe nicht,
So bin ich nichts.

Und wenn ich meinen Leib hingebe
Und mich verbrennen lasse
Und habe die Liebe nicht,
So hilft es mir nichts."

## IV.

Damit wäre in kurzen Strichen der Inhalt des Schönherr'schen Werkes wiedergegeben.

Wer einen unverdorbenen Geschmack, wer den Sinn fürs Ernste, Tiefe, Große, wer die Sehnsucht nach starkem, weltüberwindendem Gottesglauben der Tragödie „Glaube und Heimat" entgegenbringt, dem wird die überragende Bedeutung dieses Trauerspiels über die Durchschnitts-Bühnenliteratur unserer Tage ohne weiteres feststehen. Dem Werke wird man nicht gerecht, wenn man sich bloß dessen freut, daß die religiöse Frage (oder das konfessionelle Problem) im Mittelpunkt des Stückes steht. In Hauptmanns „Emanuel Quint" ist dies auch der Fall. Aber in welcher Kraft, in welcher monumentalen Größe, in welcher überwältigenden Einseitigkeit, in welcher Innerlichkeit, in welchen Konflikten mit der Welt die Religion, der protestantische Glaube hier auftritt, das vor allem gibt dem Werke Schönherrs seinen bleibenden, von der Parteien Gunst und Mißgunst unberührten Wert. Aus dieser Tragödie tritt uns entgegen die Größe und der Adel des Menschen, der Unglaubliches, Unmögliches vermag, um seines bessern Selbst, um seines Gewissens willen. Aber es leuchtet auch hervor

die Größe Gottes, der dem Menschen solche Gnade schenkt, furchtlos den Weg der innern Ueberzeugung zu gehen, und alles, auch das Liebste dranzugeben um Gottes willen.

Und — um zum Anfang unserer Besprechung zurückzukehren: Das Eine ruft uns Schönherrs Werk mit machtvollen Tönen ins Gewissen, daß Religion nicht nur Gabe und Trost, sondern Aufgabe, und — wenn es sein muß — Tragik ist. Wir verstehen Jesus nur halb und unvollkommen, wenn wir nicht ganzen Ernst machen mit seinem Worte an die Jünger: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wirds verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wirds finden." Benj. Pfister.

---

# Rundschau.

Unsere Leser haben sicher Aeußerungen über den **Krieg**, über den tripolitanischen und den verhüteten marokkanischen, vermißt; es waren solche geschrieben, sie mußten aber der Platznot zum Opfer fallen. Neulich hat nun in der „Christlichen Welt" eine in Rom lebende Mitarbeiterin lebhaft protestiert gegen die deutsche Beurteilung der italienischen Politik. Und darin hat sie recht, daß die Entrüstung über den italienischen „Raubzug" pharisäisch ist bei denen, welche eine ganz analoge Politik gebilligt hätten, wenn es um Macht und Ehre des eigenen Staates gegangen wäre, und die es den verantwortlichen Leitern der deutschen Politik nicht verzeihen konnten, daß sie es um Marokko nicht zum Kriege kommen ließen. Die Fanfaren, die im Reichstag bei der Beratung der äußern Politik ertönten, sind noch nicht vergessen. Aber es war ja immer so im Leben: die lauteste Entrüstung hört man stets von denen, die selbst irgendwie „Dreck am Stecken" haben.

Die jüngsten Vorgänge sind immerhin dazu geeignet, die Skeptiker, die alle Friedensbestrebungen als Utopie belächeln, eines Bessern zu belehren. Ich glaube auch nicht daran, daß wir keinen europäischen Krieg mehr bekommen werden, aber ich halte es nicht für unmöglich, daß es der letzte sein wird. Aber auch wenn man nicht jeden Krieg verhüten kann, so ist doch jeder verhütete Krieg ein unermeßlicher Gewinn. Und ich glaube mich mit der Behauptung nicht zu täuschen, daß noch vor 30 Jahren eine europäische Lage, wie wir sie letzten Sommer hatten, unfehlbar zum Krieg geführt hätte. Wenn das jetzt nicht geschehen ist, so ist sicher ein ausschlaggebender Faktor der Wille zum Frieden unter den Völkern. Man hätte nicht damit rechnen können, daß sie begeistert in den Krieg gezogen wären. Einige bramarbasierende Schlachtenbummler wohl, aber nicht die breiten Massen. Es waren da gewichtige Imponderabilien — man verzeihe diesen Widerspruch — im Spiel; diejenigen, die Erfolge der Friedensbestrebungen sehen möchten, darf man darauf hinweisen: Erfolge können auch in solchen Dingen bestehen, die man eben nicht zu sehen bekommt, in diesem Fall in dem verhüteten europäischen Krieg von 1911.

Ein Schmerz ist es allerdings, daß dabei die christlichen Kirchen so wenig beteiligt sind. Freilich, wenn jetzt etwa von der sozialistischen Presse höhnisch auf die Weihnachtsklänge des „Friede auf Erden" als Phrase und Heuchelei hingewiesen wird, so darf man darauf antworten, daß der Wille zum Frieden wohl nicht ein direktes Verdienst der offiziellen kirchlichen Verkündigung, aber doch eine Frucht des christlichen Geistes ist; die diese Frucht genießen, geben sich nicht davon Rechen-

schaft, auf welchem Baum sie gewachsen ist. Aber das bleibt ein schwerer Vorwurf, daß die christlichen Kirchen nicht mehr ein Hort des Friedens, daß sie zum Teil das gerade Gegenteil sind. Ich gehöre nicht zu den Befürwortern des Friedenssonntages und halte es für keine Heldentat, auf der Kanzel gegen fremde Fürsten und Diplomaten zu donnern; der bessere Weg scheint mir, das ganze Jahr hindurch die Gesinnung zu pflegen, aus welcher der Wille zum Frieden entspringt, und bei jeder Gelegenheit diesen Willen als Frucht des christlichen Geistes zu behandeln. Und daran fehlt es zum Teil in den christlichen Kirchen. Professor Rade, der Herausgeber der „Christlichen Welt", der in seinem Blatt tapfer und treu gegen allen heidnischen Nationalismus auf der Wacht steht, führt in seiner letzten Nummer lebhafte Klage darüber, wie dieselben Kirchenzeitungen, welche unablässig die reine Lehre schützen, allen Friedensbestrebungen feindlich gegenüberstehen und gegen sie ankämpfen. Treffend zeichnet er die Situation folgendermaßen:

„Mir träumte: ich war in der Kirche. Der Pfarrer betete das Kirchengebet. Mit besonders bewegter Stimme hob er die Stelle hervor: „Erhalte unserm deutschen Vaterlande den Frieden von außen, im Innern Ruhe, Einigkeit und Recht." Die Gemeinde fiel ein: „Schleuß zu die Jammerpforten, Und laß an allen Orten Nach so viel Blutvergießen Die Friedensströme fließen." Der Gottesdienst war zu Ende, wir gingen hinaus. Auf einmal erkannte mich Einer. „Schlagt ihn tot, er ist ein Pazifist!" (Friedensfreund). Die fromme Menge wollte sich auf mich stürzen. Aber es tat nicht not. Eine Abteilung Versaglieri kam um die Ecke. (Ich merkte plötzlich, daß ich einen weißen Burnus anhatte.) „Hände hoch!" riefen sie mir zu. Sie legten an und die Hähne knackten. Da erwachte ich."

Die erbauliche Betrachtung am Anfang derselben Nummer (nicht von Rade geschrieben), klagt ebenfalls, daß man aus der protestantischen Kirche keinen Protest gegen Friedensbruch und Gewalt, gegen Lüge und Heuchelei vernahm und auch nicht erwarten konnte. Wenn in einer deutschen Kirche ein solcher Protest laut geworden wäre, so hätte das natürlich viel mehr bedeutet, als wenn wir Schweizer, das tun. Aber was ist der tiefste Fehler? Die Christenheit leidet zu wenig unter dem gegenwärtigen Zustand. Kein Verständiger verlangt, daß sie ihn sofort ändern könne, daß die Kirchen plötzlich ein Gewicht in die Wagschale werfen können, das sie nicht besitzen. So wenig wie die Kirchen die soziale Neuordnung selbst regeln können. Aber sie nehmen das Gegebene zu viel als unabänderlich. Es beunruhigt sie zu wenig. Sie leiden nicht darunter. Sie fragen zu wenig, wie es sein sollte. Sie fragen viel weniger nach den Wegen, die zur Besserung führen, als nach den Schwierigkeiten, die ihr im Wege stehen. Sie vergessen, daß man nicht für unmöglich erklären darf, was man nicht versucht hat. Sie wollen zu sehr sofortige Erfolge sehen. Sie glauben zu wenig an unsichtbare Wirkungen. Weil sie an ihren Einfluß nicht glauben, haben sie ihn von vornherein verloren. Das ist ihre Unterlassungssünde. Darin muß es zunächst einmal anders werden. Dann werden wir Schritt für Schritt weiter vorwärts kommen. Aber zuerst muß man überhaupt Schritte machen. L.

---

# Büchertisch.

**Homiletik und Katechetik** von † D. **J. Goltschick.** Tübingen, J. B. C. Mohr.

Ein Lehrbuch der Predigtkunst und des Religionsunterrichts — im alten Stil. Der Verfasser hat viel Treffliches geleistet, aber dieses Buch werden wir als Denkmal einer vergangenen, glücklicherweise vergangenen Zeit, betrachten. L. R.

---

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen."

Matth. 3, 2.

Was ist das für ein gewaltiger, alles überwältigender Glaube, der schon in den Propheten des alten Israel aufgeleuchtet ist und in der Botschaft Johannes, des Täufers, seinen prägnantesten Ausdruck gefunden hat, der Glaube, daß der Schöpfer, der der Erde Grund gelegt, nicht ruhen werde, bis auch die noch widerstrebende Masse des Menschengeschlechts von seinem göttlichen Geist durchdrungen zu einem harmonischen Gebilde sich gestalte. „Er wird das Recht unter die Heiden bringen." Ein Glaube, der aller Trägheit und Starrheit, ja aller dämonischen Bosheit zum Trotz darauf beharrte: Gott vermag aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. In Jesus erkannte Johannes die reinigende, befreiende Kraft, die ihm dafür bürgt, daß die göttliche Ordnung über menschliches Unrecht, daß die Zucht des Geistes über die Willkür des Fleisches den Sieg davon tragen werde. Darum verkündigt er mit unerschütterlicher Zuversicht: Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.

Und er hatte Recht behalten trotz seinen eigenen Zweifeln. Die neue Kraft des Geistes fing an zu wirken und wandeln, die starren Gebilde des Judentums und die morschen Fundamente des Römerreichs mußten neuen Lebensordnungen weichen, — es war eine Zeit heftiger Kämpfe und schärfster Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem.

Und heute? Sind wir uns dessen bewußt, was es heißt: das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen, ist im Nahen begriffen? Der eine Teil der Christenheit, die katholische Kirche, begnügt sich damit und versteift sich darauf, einen primitiven Rechtszustand vergangener Jahrhunderte zu konservieren, sie verläßt sich auf die festgeprägten kultischen Formen und Symbole und traut der schöpferischen Kraft des Geistes nichts zu. Der andere Teil, die protestantische Kirche, redet zwar von dieser Kraft, traut ihr aber nur halb, diese Kirche verlegt den Schwerpunkt im besten Fall in das Innenleben; hier erwartet sie Umwandlungen, Bekehrungen, prallt aber mit ihrem Glauben ohn-

mächtig ab an den ehernen Mauern des wirklichen Lebens, wie es sich dort draußen gestaltet, wo das Geld und die Waffen das letzte Wort sprechen. Man hat Seelsorge getrieben bis zur geistlichen Hypochondrie und es in der Psychologie des Christenherzens zu einer wahren Virtuosität gebracht, zu gleicher Zeit aber feiert in der menschlichen Gesellschaft die brutalste Willkür, die rohe Geldgier und die Herrschsucht unerhörte Triumphe, ja die tollsten Orgien; das Reich Gottes aber und seine Gerechtigkeit wird in unabsehbare Zukunft hinaus, ins Jenseits verlegt.

O daß wir wieder glauben lernten an das nahe herbeigekommene, im Nahen begriffene Reich Gottes, an eine Ordnung und Harmonie, die alles, Geistiges und Materielles, Inneres und Aeußeres umfaßt. Es gilt vor allem, jene Urbotschaft des Evangeliums wieder in der ganzen Tragweite zu erfassen und zu behaupten. Das ist die große, gewaltige Aufgabe der Kirche in der Gegenwart, darauf möge sie sich besinnen und konzentrieren. Sie hat nicht nötig, fromme Stimmungen und Gefühle zu pflegen, und das Leben in seinen Wendepunkten mit sinnigen Dekorationen zu umgeben. Kultische Formen, philosophische Betrachtungen und moralische Expektorationen sind Nebensache, sie liegen auf der Peripherie, im Mittelpunkt muß unbedingt der unverwüstliche Glaube an die reale Macht des Guten dominierend ruhen, an eine Geistesmacht, die von innen heraus alle Schranken durchbricht.

Wer an diese Macht des Guten, an eine gerechte Ordnung glaubt und selbst davon angesteckt ist, der kann nicht dulden, daß die Gesellschaft noch in der schreiendsten Unordnung verharrt, daß Menschen ohne jegliches Verständnis für das Leben des Nebenmenschen Verhältnisse aufrecht erhalten, die den einen goldene Berge verschaffen und sie zu sinnlosem Luxus verleiten, die anderen zu lebenslänglichen Sorgen und Qualen verurteilen, der kann nicht dulden, daß es Leute gibt, die meinen, solche Herabwürdigung durch Armut nnd solche Ueberhebung des Reichtums sei für das Reich Gottes belanglos. Die heutige Produktionsweise, die Börsen- und Bodenspekulation, die moderne brutale Kriegführung und die tausend großen und kleinen Lügen im gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben sind ein Chaos, in welches das Reich Gottes eindringen will und soll, wenn es sein muß, auch unter erschütternden Katastrophen.

Glaubt an diese Macht, anerkennt sie, verhelft ihr zur Anerkennung im täglichen Leben, hier ist der eigentliche Kampfplatz von Gott und Welt, Geist und Materie!

Ungläubig ist die Kirche, die sich hier vornehm oder feige zurückzieht. Gläubig sind diejenigen, die um des Menschen willen, um des Guten willen, das im Menschen sich entfalten soll, kämpfen für die Befreiung des Mitmenschen von allen Fesseln, die das geistige Leben hemmen und ersticken.

Haben wir als Vertreter und Anhänger der Kirche hier nicht in vielen Dingen grundsätzlich eine andere Stellung einzunehmen als

bisher, den Sinn zu ändern, wie Johannes sagt. „Aller Wille zum Leben ist Wille zur Verwandlung, aller starre Konservatismus ist der Wille zu sterben. Ein Christentum, das sich jetzt in den großen Wandlungen der Zeit wirklich konservativ verhält, muß eines Tages aufhören, überhaupt eine Religion für lebende Menschen zu sein."

Das Reich Gottes ist eine werdende, wachsende Größe und läßt sich nicht in eine feststehende Form oder Formel bringen; die Kirche muß sich nach ihm richten, nicht umgekehrt. Wir sind darum Suchende. Wir suchen nicht formale Wahrheiten, sondern Lebenswahrheiten. Wir möchten durch Christus unsere Augen öffnen und schärfen lassen für Recht und Unrecht. Offene Augen möchten wir haben für all das in den Lebensverhältnissen vorhandene Unrecht; wir wollen es nicht immer nur an den Menschen sehen, denn das führt zum Pharisäismus. Aber wenn wir diesen vermeiden, dürfen wir wohl im Aufdecken von Ungerechtigkeiten so scharf sein, wie man früher stark war im Aufspüren von Ketzereien. Offene Augen möchten wir auch bekommen für all das Gute, das in den Menschen steckt, ob sie nun zu uns gehören oder nicht. Wer das Reich Gottes herbeisehnt, wird nicht bei den engen Grenzen sekundärer Gebilde Halt machen und ein solches ist die Kirche, darum müssen wir weitherziger sein als die Kirche es sein kann.

Nur so können wir aus dem engen, ängstlichen pedantischen und pessimistischen Wesen herauskommen zu einem frohen, zuversichtlichen Glauben an die Botschaft vom Reich Gottes, nur so können wir mit Hintansetzung aller kleinlichen, selbstsüchtigen Wünsche uns in die Tatsache vom nahenden Reich Gottes hineinleben und in dasselbe hineinwachsen und dann mit sieghaftem Hoffen durch alle Kämpfe hindurch in die Zukunft schauen.

L. Stückelberger.

---

# Zum geistigen Leben der Arbeiter.*)

Ueber die Arbeiterwelt, die in den vergangenen Zeiten der Gegenstand mannigfacher Vorurteile war und deren Sprache, Sitten, Denkweise heute noch viele Menschen wenig oder gar nicht kennen, ist nun in der letzten Zeit doch schon manches geschrieben und ge-

*) Es sei mir erlaubt, unsern Lesern den Verfasser dieses Aufsatzes vorzustellen. Bei Vielen ist dies zwar überflüssig. Seine Autobiographie **„Lebensgang eines deutsch-tschechischen Arbeiters"**, herausgegeben von Paul Göhre, ist wohl manchen unserer Leser bekannt. Es wurde ein paarmal in den Neuen Wegen auf ihre Bedeutung hingewiesen. Diese Biographie ist ein erstklassiges Dokument für den, welcher die Notlage des modernen Proletariats genauer kennen lernen will, und welcher die Größe des proletarischen Ringens erfassen möchte. Wenig Werke führen so tief in die Not des Proletariers hinein und lassen uns so deutlich erleben, mit welchem Schwung und welcher Sehnsucht der Proletarier zur Höhe strebt. Dies, weil Holek die ganze Not selber getragen hat und bei allen Kämpfen, Hindernissen,

sprochen worden. Sozialdenkende Menschen erhoben sich, und andere folgten ihrem Beispiel, um das geistige Leben der niederen Volksschichten und ihre geistige Beschaffenheit zu untersuchen und die Ursachen des geistigen Elends, das oft bis auf die vornehmen Straßen kriecht und fast zu einer täglichen Erscheinung geworden ist, zu ergründen. Und ich darf wohl im Namen vieler meiner Klassengenossen sagen, daß wir alle auf diesem Felde begrüßen, in der Hoffnung, daß wir endlich von dem Kainszeichen unserer geistigen und sozialen Minderwertigkeit befreit werden. Mögen bei dieser Arbeit die Meinungen noch so sehr auseinandergehen, es läßt sich mit Gewißheit voraussetzen, daß sich auch hier die Wahrheit durchringen wird.

Die Meinung, daß die Arbeiterklasse als etwas geistig und sozial Minderwertiges zu betrachten sei, teilt heute wohl kein sozialdenkender Mensch mehr, und ich brauche sie auch hier nicht zu widerlegen, weil dies von den tatsächlichen Verhältnissen und der erworbenen Einsicht anderer Menschen bereits getan worden ist. Es kann höchstens noch die Meinung der „oberen Zehntausend" sein, die wohl gerade in dieser Hinsicht wenig ins Gewicht fällt.

Unter den Bürgerlichen besaßen einige auch den Mut, das Bündel umzuhängen, auf die Wanderschaft zu gehen und sich in eine Fabrik als Arbeiter aufnehmen zu lassen mit der Absicht, die Arbeiterwelt gründlicher kennen zu lernen. Die dies taten und mir bekannt sind, waren Paul Göhre und Frau Dr. Mina Wettstein (Odell). Beide haben in der Fabrikstadt Chemnitz gearbeitet, Göhre drei Monate und Frau Dr. Wettstein dreiundeinhalb Monate. Beide haben in dieser kurzen Zeit so viel erlebt, daß die Erlebnisse eines jeden ein Buch

---

und Enttäuschungen die Sehnsucht nicht hat fahren lassen, die Sehnsucht, die zugleich seine Qual und seine Rettung war.

Drum freute es mich, als Holek den nachstehenden Aufsatz, der ursprünglich als selbständige Publikation erscheinen sollte, den Neuen Wegen anbot. Ist es doch unser Bestreben, die heutige Not in ihrer ganzen Größe erleben zu lassen. Deshalb sind uns solche „Stimmen aus der Tiefe" willkommen. Viel besser, viel packender als aus unsern Darstellungen geht daraus hervor, wie sich eine leidende Zeit nach Hilfe sehnt. Viel deutlicher sieht der unbefangene Leser hier die Probleme und Konflikte der schweren und sehnsuchtsvollen Zeit, in der wir leben. Es ist ein Unterschied, ob man den Kampf eines Schiffes mit dem Sturm von der Küste aus beobachtet, oder ob man selber auf dem Schiff um sein Leben ringt. Denen, welche sich für den Verfasser interessieren, werden vielleicht einige Mitteilungen über seine jetzige Lage willkommen sein. Holek weilt gegenwärtig in Dresden, wo er eine zeitlang das sehnsüchtig gehegte Verlangen, seine Ausbildung zu vervollkommnen, befriedigen darf. Eine kritische Zeit bricht nun an; denn es muß sich bald zeigen, ob die dargebrachten Opfer und die auf seine Ausbildung verwendete Zeit ein wertvolles Ergebnis haben. Wird er, der so ergreifend von der Not des zur Maschine degradierten Menschen zu reden weiß, wieder das Opfer des großen Gehwerks werden? Eine Frage, die sich ganz besonders an unsere Leser richtet; denn zu den sonnigen Stunden dieses stürmischen und düstern Lebens gehört ein Aufenthalt in der Schweiz. Holek und die Seinen fanden vor einiger Zeit bei uns Liebe und Teilnahme. Es hat also seinen Grund, wenn er das Ergebnis seiner Studien und Erlebnisse in den Neuen Wegen veröffentlicht. Er weiß, daß er bei unsern Lesern auf Verständnis rechnen kann. J. M.

ausmachen. Wenn jemand von den Bürgerlichen eine solche Forschungsreise unternimmt, so ist das wohl sehr anerkennenswert, weil eine große Portion Mut dazu gehört, sich freiwillig in eine derartige Lebensatmosphäre zu stürzen. Aber es dürfte wohl auch in solchen Fällen die größte Vorsicht geboten sein.

Man wird auch da die Ergebnisse solcher Forschungen mit einer gewissen Reserve aufnehmen müssen. Es wird immer gut sein, zu erwägen, in welcher Stellung sich diese Leute befinden, und welche Beweggründe sie zu ihrem Tun veranlassen. Man wird immer auseinanderhalten müssen, ob so eine Studienreise wissenschaftlichen Zwecken dienen soll, oder ob die betreffenden Personen der oder jener Partei verpflichtet sind. Das soll nicht den Anschein erwecken, als wollte ich jemanden verdächtigen und jede Möglichkeit sachlicher Beurteilung des Arbeiterlebens durch Angehörige der bürgerlichen Klasse bestreiten, aber es ist einmal im Leben so, daß man doch hier und da Rücksichten nehmen muß, wobei gewöhnlich die Wahrheit zu kurz kommt. Wo Rücksichten und Tendenzen im Spiele sind, dort kommt die volle Wahrheit nie zum Ausdruck.

Das bekannte Levensteinsche Unternehmen hätte wohl zur Aufklärung über das geistige Arbeiterleben mitbeitragen können, weil es etwas aus sich heraus Aufgebautes war, wenn es nur mehr Verständnis und Unterstützung gefunden hätte. Es soll hier nicht untersucht werden, weshalb das Unternehmen einging, gesagt sei nur, daß der Weg, auf dem sich Levenstein befand, der richtige ist, und daß man wohl auch künftig auf diesem Wege wird gehen müssen, wenn etwas Gründliches erreicht werden soll. Ob das Unternehmen in Händen eines Levenstein oder anderer Menschen liegen wird, ist dabei ohne Bedeutung. Jedenfalls wäre es Pflicht jedes sozialdenkenden Menschen, seine Hand dazu anzulegen. Ich glaube, daß mit uns Arbeitern auch ein Teil der Bürgerlichen den Zusammenbruch des Unternehmens bedauern.

Durch solche Unternehmen, wie das Levensteinsche eines war, würde den Arbeitern, besonders wenn man noch zu bessern Methoden gelangen wird, nicht nur Gelegenheit geboten, durch Schrift und Bild ihre Denkweise, ihre Welt- und Lebensanschauung zu bekunden, sondern man würde auch noch manchen unter ihnen neue Anregung geben, die jetzt voll Resignation dahinleben. Man denke nur, was da alles hätte zu Tage gefördert werden können, da Levenstein schon mit 415 Arbeitern korrespondierte, wie er in seinem Vortrage in der Dresdener Dilettanten-Ausstellung erzählte. Man hätte sich vielleicht auf diesem Wege und durch diese Methode Dokumente des geistigen Lebens der Arbeiter beschaffen können, wie es auf andere Weise nicht mehr so leicht möglich sein wird.

Die Ausstellungen haben bis zu einem gewissen Grad ihren Zweck doch erfüllt. Und noch besser kann man das von den Werken „Die Arbeiterphilosophen“ und „Aus der Tiefe“ sagen, die Levenstein

herausgegeben hat. Daß bei manchen dieser Werke viele Leser die Wahrheit des Gesagten bezweifeln, wundert mich nicht. Denn, wer das Arbeiterleben mit all' seinen Nöten und Freuden, seiner Oede, seinen Hoffnungen und seinen schmerzlichen Verzichten nicht am eigenen Leibe zu spüren bekam, der kann es dem Arbeiter nicht gut nachfühlen, wenn dieser klagt. Ich bin aber überzeugt, daß ein Arbeiter gar nicht imstande ist, alles was und wie er es erlebte, aufs Papier zu bringen, weil ihm doch die meisten Bedingungen dazu fehlen. Und diese Ueberzeugung verwehrt mir zum Beispiel, an der Wahrheit dessen, was der Bergarbeiter Lotz erzählt, zu zweifeln.

Wenn zum Beispiel jemand einen Arbeiter wie Lotz begreifen soll, so muß er dazu mindestens dieselbe Schule des Lebens mit all ihren Härten durchgemacht haben. Gewöhnlich sind solche Naturen wie Lotz mit einem starken Gerechtigkeitsgefühl ausgestattet und auch begabter als die meisten ihrer Klassengenossen. Aber gerade diese genannten Eigenschaften machen sie zu unglücklichen Menschen, weil die Auseinandersetzung mit sich selbst und der übrigen Welt und das Suchen nach Wahrheit in ihrem Innersten ohne Stillstand vor sich geht. Ihr Geist ringt fortwährend nach Freiheit; aber die Last der materiellen Not drückt ihn immer wieder nieder, und weil ein Aufschwingen unmöglich scheint, so geschieht, was sonst unter günstigeren Verhältnissen nicht geschehen würde, und man sinkt zum trübseligen Grübler herab. Doch mündet ihre Resignation nicht in die ihrer Klassengenossen, die der Umwelt ganz teilnahmslos gegenüber stehen, sondern sie leben in sich hinein, ihr Geist ruht nicht, er grübelt weiter trotz allem Drucke, und er fängt schließlich noch an — und was soll er sonst tun? — sich mit der Lösung unlösbarer Dinge und Probleme zu beschäftigen, das Theoretisieren wird zur Liebhaberei, wenn auch oft seine Nutzlosigkeit eingesehen wird. Man vertieft sich in die Literatur, liest bald das, bald jenes, was der Zufall einem in die Hände spielt, und eignet sich so einige Brocken lückenhaften Wissens an, die aber doch einen klareren Einblick in die Welt ermöglichen. Aber nun wird einem das Leben erst recht schwer, denn der Druck der ganzen Not wird mit der zunehmenden Einsicht immer mehr empfunden. Die Kritik setzt an; aber man wird nur selten von eigenen Arbeitskollegen verstanden. Denn sie sind meist keine selbständig denkenden Menschen, und gegen alles gleichgültig, haben sie für das geistig Höhere keinen Sinn, sie sind für's Philosophieren unzugänglich. So was gilt in ihren Augen als unnützes Zeug! Kein Wunder, wenn dann solch selbständige Naturen ihre eigenen Klassengenossen hassen. Und wenn sich nun doch einmal solchen Naturen die Gelegenheit bietet, ihr Herz auszuschütten, da entladet sich der ganze Zündstoff auf einmal, da flattert der Geist in die Traumregionen. Ja, aus solchem Aufleben und solchen geistigen Niederschlägen sind auch die beiden Werke entstanden. Es ist selbstverständlich, daß solche Naturen ihre Phantasie auch da walten lassen, wo sie ihre Gedanken zu Papier bringen sollen. Man glaubt durch

gekünstelten Stil dem Inhalt einen höheren Wert zu verleihen. Es hat sich aber gezeigt, daß gerade dann an der Wahrheitstreue solcher Arbeiterschriften gezweifelt wird. Will man allen Verdächtigungen aus dem Wege gehen, so ist es schon besser, so zu schreiben, wie einem der Schnabel gewachsen ist.

Die Arbeiterbiographien, von Paul Göhre herausgegeben, haben wohl auch in manchem zur Klärung des geistigen Lebens der Arbeiter beigetragen. Sie sind aus eben solchen geistigen Stimmungen herausgeboren, wie ich sie eben schilderte. In diesen Büchern wurde, wie es in der Natur solcher Biographien liegt, mehr auf die Schilderungen der materiellen Not geachtet, als auf das geistige Leben. In einem Buche beiden Teilen gerecht zu werden, ist ausgeschlossen. Und dann tritt noch der Umstand hinzu, daß man zu den Dingen nicht immer eigene kritische Stellung einnehmen darf. Die Freiheit wird einem oft von verschiedenen Seiten beschränkt. Dies kann sich erst vielleicht dann ändern, wenn die Arbeiter die Fähigkeit erreichen, das Leben ihrer Klasse selbständig zu beurteilen und zu beschreiben. Dazu ist auch nötig, daß man ihnen das gebührende Vertrauen schenkt. Bisher haben Arbeiter, die aus der Tiefe hinaufstreben, nur bei wenigen geistig höherstehenden Menschen ein volles Verständnis gefunden. Wenn irgendwo ein Arbeiter die Feder erfaßt, mit der Absicht, auch einmal der Welt zu zeigen, wie er die Dinge anschaut und beurteilt, wo soll er dies tun? Für ihn sind die Sprachrohre des geistigen Lebens nicht da! Man wird entweder als Schwärmer abgewiesen, oder für einen unzuverlässigen und einseitigen Uebertreiber gehalten. Daß das eine oder das andere manchmal teilweise zutrifft, möchte ich gar nicht bestreiten; aber es fragt sich, ob hierin wirklich böser Wille und böse Absicht zu suchen sind. Philosophierende Geister haben immer eine große Neigung in die höchsten Traumregionen zu flattern, so daß sie sich gewöhnlich in einer verzückten Phantasie verlieren; dies gilt noch mehr von dem Arbeiter, wenn er lange unter einem Drucke leidet. Eine solche geistige Ekstase ist aber doch nur etwas Vorübergehendes, denn die Verhältnisse bringen den Menschen bald wieder ins Gleichgewicht. Und nun noch einige Worte zu den verschiedenen Gedanken, die sonst über das geistige Leben der Arbeiter aufgetaucht sind.

Der bekannte Jugenderzieher W. F. Classen in Hamburg kam während seiner Tätigkeit als Erzieher zu der Einsicht, daß die materielle Not die Ursache des in der Arbeiterklasse erscheinenden geistigen Elends ist. Diese Meinung ist nichts gerade Neues; neu ist nur das, daß doch wieder einmal von einer höheren Stelle aus das, was wir Arbeiter fühlen und von dem wir überzeugt sind, bestätigt wird. Wenn dasselbe anstatt eines Arbeiters ein Mann wie Classen sagt, so wird das viel eher geglaubt und es hat infolgedessen viel größeren Wert. Aber wertvoller dabei ist noch das, daß sobald von dieser Stelle aus die materielle Lage als mitbestimmend anerkannt wird, auch das Vorurteil derer fallen muß, die da meinen, der Geist brächte alle

Eigenschaften, ob bös oder gut, mit sich auf die Welt. Manche Leute glauben auch noch an die Möglichkeit, alle Menschen auf die gleiche, geistige Stufe bringen zu können und übersehen dabei die verschiedenen geistigen Anlagen und Neigungen, die jeder von Natur aus mit sich bringt. Verschiedene Begabungen und Neigungen wird es wohl auch in den geordnetsten gesellschaftlichen Verhältnissen geben. Was durch eine vernünftige Erziehung erreicht werden könnte, wäre gewiß das, daß man die weniger Begabten nicht zu Analphabeten herabsinken ließe und den Begabten weiter helfen würde. Dem Menschenverstande kann man zwar durch eine vernünftige Erziehung einen bessern Inhalt und eine bessere Richtung geben, aber keine neuen oder höheren Anlagen. Diese Hoffnung hegen besonders noch viele Arbeiter.

Wenn irgendwo die Frage auftaucht, ob es denn wirklich ein von Naturgesetzen in gewisse Grenzen bestimmtes, geistiges Leben der Arbeiter gibt, so scheint die Antwort auf diese Frage nicht allzu schwer zu sein. Man kann zum Beispiel sagen: das deutsche Volk ist eine Rasse, die in mehrere Klassen gesondert ist, aber doch ist es eine Rasse und ein Volk, mithin wäre es ein Vorurteil, die eine oder die andere Klasse innerhalb derselben Rasse für geistig fähiger zu halten, und dies gar durch ein Naturgesetz begründen zu wollen. Die Unterschiede, die wir da wahrnehmen, lassen sich wohl eher durch die Verschiedenheit der Erziehung und der materiellen Lebenslage erklären als durch persönliche Sonderanlagen, durch die sich eine Klasse als solche auszeichnen müßte. Ich muß bemerken, daß ich zu der letzteren Meinung neige und daß ich auch fernerhin von diesem Standpunkte aus das geistige Leben der Arbeiter behandeln werde.

Sehr oft hört man, wenn es sich um die geistige Beschaffenheit der Menschen handelt, sagen: „Der Mensch ist ein Produkt seiner Verhältnisse!" In diesen Worten liegt gewiß viel Wahres. Wenn man jedoch selbst längere Zeit aufmerksam das Menschenleben beobachtet, einzelne Persönlichkeiten auseinandergehalten und sie mit den tatsächlichen Verhältnissen verglichen hat, da kommt man doch zu der Einsicht, daß die Verhältnisse nicht immer Wirkung und nicht die gleiche Wirkung auf die Menschen haben, daß es doch vorkommt, daß, wo einzelne Personen zu ihren Verhältnissen oder zu ihrer Umwelt entgegengesetzte Richtung einnehmen, ihnen Eigenschaften anhaften, die sich mit denen ihrer Familie oder Klasse wenig oder gar nicht decken.

Einige Beispiele hierfür dürften nicht ganz unnötig sein. Ich habe erst vor einem halben Jahr mit einem jungen Arbeiter zusammengearbeitet, der ein Alkoholgegner war, sein Vater war dagegen ein ganz herabgekommener Alkoholiker. Ein anderer 32jähriger Mann, der in einem Waisenhause die Erziehung genossen hatte, war fast in allem ein unselbständiger Mensch und hatte eine starke Neigung zum Alkoholgenuß. Seine Frau aber, die ihn kannte, hielt ihn streng, teilte ihm sein Zehrgeld ab, und so blieb er der beste Mensch. Nur dann und wann, wenn es ihm gelang, sich durch irgendwelche Neben-

arbeiten etwas zu verdienen, dann lebte er sich wieder einmal aus. Der Mann hatte fast gar keinen eigenen Willen. Wieder ein anderer, ein 24jähriger Mann, war ein Alkoholiker und Raufbold. Seine Eltern und Geschwister waren ruhige und sparsame Leute, die sich nur selten ein Glas Bier gönnten. Von mir selber kann ich sagen, daß mir das Schicksal beschieden war, schon als Kind unter echten Lumpenproletariern leben und arbeiten zu müssen, und auch später geriet ich noch oft unter Menschen der gröbsten Sorte, denen alle schlechten Eigenschaften als — ihre proletarischen Tugenden galten. Oft mußte ich mitsingen, wenn ich unter den Wölfen aushalten wollte. Und doch vermochte all dies meinen Geist nicht zu vernichten, doch unterlag ich nicht den Verhältnissen, wie es vielen meiner Klassengenossen gegangen ist. Das sind nur einige Beispiele von vielen, die ich noch anführen könnte. Daraus kann man vielleicht doch den Schluß ziehen, daß das Schlechte auch auf manche Personen eher erzieherisch als verderblich — man kann auch sagen abschreckend — wirkt, und daß an dem Wesen des Menschen doch auch etwas gelegen ist. Ein anderes Bild erhält die Sache dann, wenn man die Menschen als Masse oder als Klasse anschaut, und über sie als solche in ihren jeweiligen Verhältnissen urteilt.

Und nun möchte ich nach dieser kurzen Einleitung zu dem eigentlichen Kern der Sache, die ich noch zu besprechen habe, übergehen.

Wir lenken nun unsere Blicke zunächst auf das flache Land, um uns zuerst dort die Arbeiter zu betrachten. Ob sich der Arbeiter auf dem Lande oder der Arbeiter in einer Industriestadt materiell besser stellt, wollen wir hier außer acht lassen, weil es zu der Besprechung des geistigen Lebens der Arbeiter nicht gehört. Bemerkt sei nur, daß ich als Landarbeiter zwar weniger verdiente, aber doch ebensogut gelebt habe, als später, wo ich zum Industriearbeiter wurde. Begreiflich zu machen, wie das möglich ist, würde hier zu weit führen.

Wenn wir uns auf das Land begeben und dort zu untersuchen beginnen, so stoßen wir gleich auf die Tatsache, daß sich da die Ueberlieferungen aus der Vergangenheit am längsten erhalten und dem einzelnen in Fleisch und Blut übergehen. Jedes Dorf mit seinem dazu gehörenden Grund und Boden und seinen Bewohnern bildet eine Welt für sich, deren Leben bis zur gewissen Grenze abgeschlossen ist, weil sie der Nachbarwelt nur in Ausnahmefällen bedarf. Das Denkwürdigste aus dem Leben dieser kleinen Welt wird von einer Generation auf die andere mündlich übertragen. In einer solchen Welt vermag auch der Mensch die neuesten Begebenheiten, schon wegen der Seltenheit ihres Auftretens, viel leichter zu fassen und im Gedächtnis zu behalten, als jemand in der Stadt, wo eine Begebenheit, ein Ereignis das andere jagt.

Das Leben in so einer Welt birgt gewiß etwas Schönes, Ruhiges und nichts Nervenstörendes in sich, nach dem sich viele Städter sehnen. Und doch hat es wieder auf der andern Seite etwas an sich, für was sich ein Städter nicht erwärmen kann, nämlich das,

was man mit dem Namen „konservativ" zu bezeichnen pflegt. Es ist die geistige Rückständigkeit, die sich gegen alles von außen sich aufdrängende Neue auflehnt. Das einfache, abgeschlossene Leben, die eintönige Beschäftigung auf der Scholle, das einfache Werkzeug, die Einfachheit der Sprache, das alles atmet Einfachheit, die immer wieder vererbt wird und zur Gewohnheit führt, sich vor allem, was außerhalb dieses Kreises liegt, zu verschließen. Das ist der Bauerngeist, über den von mancher Seite noch sehr gespottet wird.

Und auch für einen auf dem Lande geborenen Menschen, auch für ein Kind eines Landarbeiters gibt es keine Ausnahmen, wenn es in einen so engen geschlossenen Menschenkreis gesetzt wird. Eine Ausnahme gibt es unter Umständen doch noch, nämlich die, daß es noch unter dem Durchschnitt dieses Menschenkreises zurückbleiben kann. Es gibt ja auch unter den Landbewohnern eine Klassenschichtung, wo natürlich die Arbeiterschaft die letzte und unterste Schicht bildet. Daß die Behausung und auch die ganze Lebensweise eines Landarbeiters unter diesem Durchschnitt steht, davon kann man sich zu jeder Zeit überzeugen, und daß dies alles nicht ohne Wirkung auf die junge Seele bleibt, ist wohl selbstverständlich. Wenn nun noch zu dieser einfachen Lebensart der Umstand hinzutritt, daß der Landarbeiter, was als etwas regelmäßiges zu betrachten ist, von vier Uhr früh bis acht Uhr abends arbeiten muß, und schließlich auch seine Frau dasselbe tun muß, so ist es ausgeschlossen, daß er seinen Kindern eine Erziehung von Haus aus geben könne. Es waltet hier eine alte, arbeitsunfähige Frau, und wenn diese nicht zu haben ist, dann schalten die größeren Kinder als Erzieher und Hausverwalter. Diese Verhältnisse sind ja schon von vielen Seiten geschildert worden, so daß ich darüber gar nichts mehr zu sagen brauchte, wenn ich mich nicht dazu veranlaßt fühlte infolge des Umstandes, daß von mancher Seite immer wieder verkannt wird, daß größtenteils gerade in solchen Verhältnissen die Ursachen der geistigen Verwahrlosung der Arbeiter liegen. Denn es handelt sich hier nicht um einzelne Fälle oder um einzelne Familienleben, sondern um eine ganze Klasse der Landarbeiter, die das gleiche Schicksal teilt.

Daß auf das Landkind im Elternhause alles eher hemmend als anregend wirkt, daran ist es nicht genug. Die geistige Rückständigkeit der Eltern und ihre materielle Not begleiten das Kind bis in die Schule. Die strenge Schulpflicht wird von jedem armen Landbewohner als die größte Last empfunden. Von seinem praktischen Standpunkte aus urteilend, kann er gar nicht einsehen, weshalb er so viele Jahre das lernen soll, was er doch so selten braucht. Er verzichtet in seiner Resignation sogar auf das, was er lernen müßte. „Auf das bischen Schreiben und Lesen kann ich auch verzichten", sagt er sich. Lehrgegenstände wie: Naturlehre, Zeichnen u. a. sind für ihn unnütze Dinge. Er hält sogar die Sprachübungen für überflüssiges Zeug; denn er hat sie als Landarbeiter nie gebraucht und sein Kind, aus dem ja auch

nichts anderes wird, kann sie auch entbehren. Der Mensch kommt da mit seiner einfachen, von seinen Vätern ererbten Sprache ganz gut aus. Er und seine Nachbarn, sie verstehen einander. Derart ist der geistige Einfluß der Eltern, unter dem das Kind täglich steht und der seine Seele bedrückt.

Alles, was gelernt wird, geschieht nicht aus dem Triebe eines eingesehenen Bedürfnisses, sondern infolge des äußeren Zwanges. Wenn schließlich das Kind soweit herangewachsen und herangereift ist, daß ihm vielleicht doch etwas von den Dingen beigebracht werden könnte, die sein eigenes wie auch das allgemeine Leben ausmachen, dann kommt es natürlich, anstatt in eine höhere Schule, in das öffentliche Leben hinein und übernimmt die Pflicht der Arbeit. Landarbeiter bei langer Arbeitszeit ist sein Los, das Los seines Vaters!

Wenn ein Mensch aus einer solchen geistigen Atmosphäre in ungünstige Verhältnisse tritt, und dazu noch die Burschenjahre hinzutreten, in denen er sich nach dem Ausleben sehnt, da ist nichts natürlicher, als daß er das bischen, was ihm die Schule unter so schwierigen Verhältnissen gab, noch verlernt. Solchen Menschen ist dann auch jede weitere Selbstbildung ein Dorn im Auge. Geister, die aus solchen Verhältnissen doch nicht ganz erstickt und unfähig entkommen, trifft man sehr selten an. Daß in solchen Verhältnissen die Menschen zu unselbständig denkenden und unselbständig handelnden Menschen werden müssen, ist nach dem Gesagten wohl erklärlich.

Man trifft wohl doch einzelne Menschen an, aber ich wiederhole es, daß es Seltenheiten sind, die trotz aller schlechten Erziehung und Eintönigkeit des Lebens einen Trieb zum Lernen haben und geistig ihre Nachbarn übertreffen. Es lassen sich bei ihnen doch gewisse Veranlagungen und Neigungen beobachten. Sie nützen ihre freie Zeit aus zur Herstellung ihrer Werkzeuge, Hausgeräte, Schuhe und dergl. Es sind das Naturen, die man gewöhnlich mit dem Namen „Alleskünstler" zu bezeichnen pflegt. Doch auch sie vermögen sich nicht über ihre Umwelt emporzuschwingen. Ist doch das Landleben all dessen bar, was den Geist anregen und ihm aufhelfen könnte. Schätze der Kunst und des Wissens, die der Menschengeist geschaffen und in den Städten gesammelt hat, sind nicht vorhanden. Bildungsmittel wie: Bibliotheken und Lesehallen sind auf dem Lande unbekannte Dinge. Und wo doch noch etwas an Lesestoff vorgefunden wird, so ist es nichts Bildendes, sondern seichte Erzählungen. Sein Absatzgebiet hat da der Kolportageroman, der sich dem niederen Bildungsgrade dieser Menschen anpaßt. Sein Stil ist immer dem Begriffsvermögen seiner Leser entsprechend einfach, und der Stoff ist aus dem Leben irgend einer Gruppe von Menschen gegriffen und erfordert keine Anstrengung des Gehirns, wie es bei wissenschaftlichen Werken der Fall ist. Das Lesen dient da nicht zum Belehren, sondern zum Zeitvertreib, gewöhnlich in den Wintermonaten. Nebst dem Kolportageroman kommt vielleicht noch ein Kalender ins Haus, der sich vom ersteren meistens nur wenig

oder gar nicht unterscheidet. Gelesen wird kollektiv. Der Roman wandert von Haus zu Haus, bis er zerrissen ist. Vor einigen Jahren bot sich mir wieder einmal die Gelegenheit, in einem Dorfe ein paar Wochen wohnen zu können, und da empfand ich wieder so recht das eintönige und in höherem Sinne inhaltslose Leben der Landbewohner.

Im Gasthause, wo ich noch mit zweien meiner Kollegen logierte, kamen an jedem Abend Bauern zusammen. Die Gespräche des einen oder des anderen Abends wichen voneinander nicht sehr ab. Es wurde immer zunächst die Haus- und Feldwirtschaft besprochen, was ja selbstverständlich ist! Etwas anderes gab es nur dann, wenn der oder jener in der Stadt gewesen war und was Neues mitbrachte, das des Besprechens wert war. Ueber Neuigkeiten aus der Zeitung wurde gesprochen, sobald dieselben nur sensationell waren, die Politik berührte man nur selten, und wenn es doch einmal geschah, dann kam der tiefste Pessimismus zum Vorschein. Einen politischen Stolz auf ihre staatsbürgerlichen Rechte, zum Beispiel auf ihr Selbstbestimmungsrecht, wie ihn der Städter besitzt, den besaßen diese Männer nicht. Der eine sagte z. B.: „Ich wähle schon 20 Jahre, aber ich sehe nicht, daß sich was gebessert hätte. Es wird bald der und bald dieser gewählt, wenn sie aber in den Reichstag kommen, da schaut doch jeder für sich." Die andern gaben ihm recht. Die noch übrige Zeit widmeten sie dem Kartenspiele; denn das und dann noch hin und wieder mal eine Tanzmusik sind ihr einziger Zeitvertreib. Mich interessierte überaus das Kartenspiel, welches ich sehr oft auch unter den städtischen Arbeitern beobachtete. Ich staunte über den Scharfsinn, den einzelne bei dem Spiele zeigten. Und ich zog daraus den Schluß, daß diese Leute trotz ihrer geistigen Rückständigkeit in anderer Hinsicht noch aufnahmefähig seien. Es steht außer Zweifel, daß sie auch andere Dinge gelernt hätten, wenn sie in der Jugend dazu angehalten worden wären.

Vorurteilslos angeschaut sind es Menschen, Männer und Frauen, die große Kraft besitzen und schwere Arbeit verrichten, deren Geist aber noch in den Kinderschuhen steckt, in denen aber trotzdem manche Möglichkeiten geistiger Entwicklung ruhen. Wir stoßen hier nur auf die Eigenheit, daß die Menschen auf dem Lande gegenüber den Städtern geistig immer hinterdrein bleiben. Diese Tatsache erklärt sich leicht, denn die Leute, deren Leben mit praktischer Arbeit ausgefüllt ist, denen die geschichtliche Vergangenheit der Menschheit unbekannt ist, die infolgedessen keinen Einblick in die Zukunft haben, nicht wissen, wie sich die Lebensorganisation der menschlichen Gesellschaft entwickelt hat und noch entwickeln wird, die betrachten das Leben eben wieder nur von seiner praktischen und greifbaren Seite. Theoretische Auseinandersetzungen mit sich selbst und mit der übrigen Welt gelten in ihren Augen als unnütze Dinge, als unnützes Kopfzerbrechen!

Was sollen ihnen verzwickte Theorien, ihre Religion erklärt ihnen ja die Welt auf die leichteste Weise, und so genügt es für ihr Leben! Wie sie zu handeln haben, ergibt sich aus dem Leben ihres engen

Kreises von selbst. Das ist die Lebens- und Weltanschauung der Landleute.

In den letzten Jahren drang zwar hin und wieder ein Strahl der Aufklärungsarbeit auch bis aufs Land, aber ihre Wirkungen blieben noch sehr unerheblich. Denn der alte Landgeist ist sehr schwer zu bekämpfen. Ja wir sehen, wie sich sogar der Geist des ländlichen Nachschubes in den Industriestädten den neuen Verhältnissen schwer anpaßt, wie erst allmählich er die alten Ueberlieferungen abstreift.

Und wenn sich in den letzten Jahren Mode und modernes Arbeitsgeräte doch Eingang verschafft haben unter den Landleuten, so beweist dies kaum, daß sich an der ganzen Geistesrichtung auf dem Lande etwas Wesentliches geändert hat.

Eine weitere Eigentümlichkeit, die sowohl den niederen Volksschichten auf dem Lande, als auch den Industriearbeitern in den Städten eigen ist, und die uns die später zu behandelnde geistige Lebenslage der städtischen Arbeiter verständlicher machen soll, ist die, daß sich diese wie jene allzusehr als Angehörige ihrer Klasse fühlen, daß sie auf jede höhere geistige Tätigkeit verzichten und dieselbe für ihre praktische Tätigkeit für entbehrlich halten. In dieser Gelassenheit lebt der größere Teil der Arbeiterschaft.

Nachdem wir das geistige Leben der niederen Volksschichten auf dem Lande kennen gelernt haben, wollen wir uns nun in die Industriestädte begeben und uns auch dort das geistige Leben der Arbeiter ansehen. Die Betrachtungen, die wir auf dem Lande gemacht haben, werden uns nun das Studium der Arbeiter in den Städten sehr erleichtern. So ein Studium anzustellen, ist für jedermann überaus wichtig, der den Geist der Arbeiter studieren will, weil er auch in den Städten denselben Geist antrifft, dem er schon auf dem Lande begegnet ist, und weil er sich sonst ohne diese vorher erlangte Kenntnis in die geistigen Verhältnisse der städtischen Arbeiterbevölkerung nicht hineinfinden würde. Wer dies tut, der wird sich auch in der Stadt klar und wird gleich wissen, wo der richtige Weg zu suchen sei, um zu seinem Ziele zu kommen.

Wenzel Holek.

(Schluß folgt.)

---

# Pantheismus oder Glaube an den persönlichen Gott?*)

Unser Thema führt uns mitten ins Zentrum des geistigen Kampfes der Menschheit, der im Kampf um Gott gipfelt. Es bezeichnet besser als manches andere Stichwort das tiefste Problem der bisherigen Menschengeschichte und ist sicher eine der zutreffendsten

*) Nach einem Vortrag.

Formulierungen, die für den Sinn des Geisteskampfes der Gegenwart und die unserem Geschlechte gestellte religiöse Aufgabe gefunden werden können. Das religiöse Erwachen, das langersehnte, ist da, daran ist nicht mehr zu zweifeln. Es steigen die Fluten aus den letzten Tiefen des Lebens; es braust und stürmt und webt und schafft wie ein langsam nahender Frühling. Das Fragen nach Gott ist erwacht. Es ist auch schon zu einem Hungern nach Gott, einem Schreien nach ihm gekommen. Die Gottesfrage wird langsam die Frage der Fragen — neben der Menschenfrage. Denn beide gehören aufs innigste zusammen: die Menschenfrage drängt zur Gottesfrage und die Antwort auf die Gottesfrage ist mehr als je zuvor der Mensch. Aber nun nimmt die religiöse Bewegung eine andere Richtung, als viele von uns vielleicht erwartet hatten. Sie hatten geglaubt und gehofft, daß der Glaube an den Gott, den sie aus der Bibel kennen — und nicht nur aus der Bibel — den persönlichen Gott, den Gott, den sie den Vater nennen, der aber „in den Himmeln" ist, den Gott, den die Bibel und das Menschenherz den lebendigen heißen, mächtig und herrlich in den Herzen aufleuchten und die Welt ergreifen werde; statt dessen ist die religiöse Bewegung der Zeit, wenigstens eine ihrer Strömungen und zwar eine der stärkeren, beim Pantheismus angelangt. Sie kommt also nicht über die Welt hinaus, sie vergöttert vielmehr die Welt und sucht so ihren Gotteshunger zu stillen. Mächtig geht dieser pantheistische Strom durch die Zeit. Er bricht auch in die Kirche und Theologie herein, die er lange Zeit kaum mehr berührt hatte. Der Pantheismus erscheint als Angeklagter vor dem Glaubensgericht der größten deutschen Landeskirche. Was man heute etwa Monismus nennt, ist, soweit er irgend welche Tiefe erreicht und nicht nur ein anderes Wort für das gewöhnliche Freidenkertum ist, von pantheistischem Denken durchtränkt. Es ist behauptet worden, der Pantheismus sei heute die Geheimreligion der Gebildeten. Da möchte ich fast sagen: wäre es doch so! Denn ich fürchte, die Geheimreligion der Gebildeten, soweit sie überhaupt etwas wie Religion haben, sei eher der Aberglaube, die Schicksalsangst. Wohl aber läßt sich sagen, er sei die Prunkreligion der Gebildeten, die Religion, zu der sie sich bei feierlichen Anlässen, oder wenn sie durch die unentrinnbare Gottesfrage in die Enge gedrängt sind, bekennen. Der Pantheismus der Gegenwart ist doch noch etwas besseres als ein religiöses Ruhebett für die Intellektuellen, die des bloßen Intellektualismus müde sind, aber auch zu müde, um den Kampf um Gott mit ganzem Seelenernste aufzunehmen: er ist eine frische Welle religiösen Lebens, die durch unsere ausgedörrte Welt rauscht. Aber wie — streitet er denn nicht mit dem Gottesglauben des Christentums? Hat dieses sich nicht stets gegen ihn erklärt, oft mit stärkster Leidenschaft? Gewiß; aber dem steht die andere Tatsache gegenüber, daß die tiefsten religiösen Geister aller Zeiten fast ohne Ausnahme einen starken pantheistischen Zug an sich tragen. Vielleicht ertönt in unserer eigenen Seele von Zeit zu Zeit sein Zauberlied. Was sollen wir denn

dazu sagen? Auf welche Seite uns stellen? Was will diese Bewegung der Geister? Ist sie mehr Verheißung oder mehr Gefahr? Ist sie wirklich eine erste Woge neuen Gotterlebens, das weiter drängen wird oder ist sie die letzte abziehende Welle des alten Gottesglaubens der Christenheit?

Wenn wir nun daran gehen, diese Fragen zu beantworten, so ist unsere Meinung nicht, daß wir irgend jemanden die Art und Weise, wie er sich zu Gott stellt, bestreiten, als falsch darstellen wollen. Das Denken über Gott, wenn es echt ist und nicht bloß von außen übernommen, geht aus dem Erleben hervor, ist also organisch notwendig und wahr und kann nicht gewechselt werden wie ein Kleid. Wir wollen einander nicht wegen unseres Gottesbegriffes plagen, sondern jeden nach seines Herzens Lust auf dem goldenen Pfad der Freiheit *vor* Gott, *mit* Gott und *zu* Gott wandlen lassen. Wohl aber können wir uns mit einander *verständigen*, können Klarheit schaffen über den Sinn der großen Gottesfrage und ihrer Beantwortungen. Wir treten vor die letzten und größten geistigen Mächte hin, zu denen wir Stellung nehmen müssen, wenn wir eine tiefe und klare seelische Existenz gewinnen wollen, vor ein mächtiges Entweder-Oder: entweder Pantheismus oder Glauben an den persönlichen Gott.

## I.

Was ist der Pantheismus? Was will er?

Die Antwort ist nicht leicht; denn der Pantheismus ist ein Proteus; in immer neuen Gestalten erscheint er uns — und wer weiß, ob darin nicht ein Teil seiner Kraft beruht? Wir werden sein eigentliches Wesen wohl am besten erfassen, wenn wir in die Tiefe des religiösen Lebens hinabsteigen und dort nach seiner Quelle suchen.

Alle Religion ist ein Hunger nach Gott. Das ist ihr tiefstes Verlangen. Nach Gott begehrt sie, nach Gott schreit sie, mit ihm sich zu vereinigen ist ihr Ziel. Darin sucht und findet sie des Menschen Erlösung, die Stillung seines tiefsten Lebensdranges. Es ist das Unendliche in uns, das uns bei keinem endlichen Gut zur Ruhe kommen läßt, das uns aber auch die Gewißheit gibt, daß wir mit unserm geistigen Wesen nicht einfach dem Lose des endlichen und natürlichen Daseins verfallen sind. Aber dieser Grundtrieb der Religion spaltet sich gleichsam in zwei Richtungen. Auf der einen Seite treibt das religiöse Verlangen den Menschen über die Welt hinaus. Es wird zum Schrei nach Erlösung von der Welt. Die Welt umdrängt uns mit ihrer Not. Sie bedroht mit ihren Gefahren unsere äußere Existenz, und will mit ihrer Lust und ihrer Angst unsere Seele umstricken. Aus dieser Not schreien wir auf zu Gott, als zu einer Macht, die über der Welt steht und uns darum vor der Welt retten, über die Welt emporziehen kann. Je höher Gott über der Welt steht, je weniger er von ihrer Art an sich hat, desto sicherer finden

wir bei ihm Zuflucht, desto mehr ist er wirklich unser Gott, unsere ewige Burg und starke Hilfe. Wir bedürfen eines Gottes, der Herr der Welt ist, der auch der Welt in uns überlegen ist, der heilig ist und hoch, ein Richter unserer Schuld und gerade darum ein Helfer. Die Welt ist ein stürmisch wogendes Meer. Wir rufen in unserer Angst: „Herr, rette mich". Der uns die Hand reichen und emporziehen soll, der muß einen festen Stand haben über diesem wogenden Meer. Unsere Seele könnte nicht atmen ohne diesen Glauben; wir wären ohne ihn verloren. Gott muß uns, wie die Schulsprache sagt, transzendent sein, er muß über uns sein, muß der Welt überlegen sein, um uns helfen, uns retten zu können, um der Gott zu sein, den wir anbeten, zu dem wir uns emporstrecken können — um unser Gott zu sein. — Aber nun gehört es zu den Antinomien, an denen das religiöse Leben so reich ist, daß dieser Gott uns umgekehrt wieder ganz nahe sein muß, um unser Gott zu sein. Denn wir möchten ja mit ihm verbunden sein, möchten mit ihm völlig eins werden. Gerade in dieser Vereinigung finden wir Leben und Seligkeit, finden wir die Erlösung. Wir möchten göttliches Wesen in unser Leben hereinziehen, uns in göttliche Art verwandeln, aufsteigen zu göttlicher Vollkommenheit, göttlicher Freiheit, göttlicher Lebensfülle. Wir können aber nur zu Gott hinaufsteigen, wenn er zu uns herabsteigt. Gottesnähe ist das höchste Ziel der religiösen Sehnsucht. Also muß Gott auch in der Welt sein. Die Welt muß sein Herrschaftsgebiet, sein Reich, seine Wohnung sein. Es ist die Forderung aller lebendigen Religion, daß die Welt Gottes sei. Kein Fleckchen soll darin sein, das nicht zu ihm gehört; es ist die religiöse Leidenschaft, alle Dinge in ihrer Beziehung zu Gott zu sehen, sie also in Gott zu sehen; sie möchte Gott so ganz mit der Welt verbinden, daß die Fülle seines Wesens ganz in sie einginge, sie möchte untergehen im Meere dieses göttlichen Lebens, um darin erst ihr Leben zu finden. Das ist der Gotteshunger der Seele. Sie jauchzt auf, wo Gott ihr begegnet. Also ist das Ziel aller religiösen Sehnsucht die Immanenz Gottes, wie die Schulsprache sagt, die Einwohnung Gottes in der Welt, die innigste Vermählung von Welt und Gott. Gott muß in der Welt sein, wenn er unser Gott sein soll. Darum ist das letzte Wort aller Religion die Menschwerdung Gottes, das Herabsteigen Gottes in die Welt, die Verbindung der Welt mit Gott zu einer Gottes-Welt, die Vereinigung von Gott und Mensch zum Gottes-Menschen. Aber wie denn — sind wir damit nicht zu einem Widerspruch gelangt? Wir sagten: „Gott muß über uns sein, sonst kann er nicht unser Gott sein" und sagen jetzt das genaue Gegenteil: „Gott muß in uns und um uns sein, sonst kann er nicht unser Gott sein"? Gewiß scheint das zunächst ein Widerspruch zu sein. Aber mit diesem scheinbaren Widerspruch stehen wir mitten in dem Problem, das uns aufgegeben ist durch den Kampf zwischen Pantheismus und Glauben an den persönlichen Gott.

## II.

Nun sind wir zunächst im Stande, das Wesen des Pantheismus richtig zu fassen, den Vielgestaltigen zu zwingen, uns sein echtes Bild zu enthüllen. Pantheistische Art haben wir überall da vor uns, wo der eine der beiden religiösen Grundtriebe: die Immanenz Gottes, einseitig betont wird, konsequenten Pantheismus, wo sie allein übrig bleibt. Anders ausgedrückt: der Pantheismus ist die Tendenz, Gott und Welt ineinander aufgehen zu lassen, sie einander gleich zu setzen. Er ist die Alleinheitslehre: das All ist Gott und Gott das All. Die alte Formel dafür lautet: ἓν καὶ πᾶν; das Eine und das Alles, vielleicht noch bezeichnender ist aber die von dem bekanntesten und vielleicht konsequentesten Vertreter dieser Denkweise, von Spinoza, geprägte: Deus sive Natura, Gott oder die Natur, d. h. die Allwirklichkeit, das Universum. Was ist mit dieser Formel gesagt? Es gibt ein populäres Mißverständnis des Pantheismus, wonach dieser behauptete, daß alle einzelnen Dinge Gott seien, also der einzelne Mensch oder auch das einzelne Tier, die einzelne Blume. Damit versucht man die ganze Denkweise lächerlich zu machen oder gibt ihr damit auch eine falsche praktische Auslegung, etwa im Sinne einer Vergottung des Ich. Der eigentliche Pantheismus ist aber das genaue Gegenteil davon. Statt die einzelne Erscheinung zur Gottesehre zu erheben, versenkt er sie vielmehr in das All-und-Eine und nimmt ihr damit ihr besonderes Recht. Das Eine allein ists, worauf es ihm ankommt. Gott ist eben die Einheit der Welt, das Band, das ihre Vielheit zusammenfaßt, das eine Leben, das in allen Erscheinungen waltet, die eine Substanz, die sie alle trägt. Auch der Pantheismus unterscheidet zwischen Gott und Welt. Die Welt ist die bunte Vielheit der Dinge, Gott ist ihre Einheit. Die Welt ist der Leib, Gott die Seele, die Welt die Erscheinung, Gott die Idee. Das Verhältnis kann dabei auf die mannigfachste Weise gefaßt werden. Bald tritt die Welt mehr hervor, bis zum Verschwinden Gottes, bald Gott, bis zum Verschwinden der Welt. Im ersten Falle halten wir den Atheismus, im zweiten den Akosmismus. Es gibt einen Pantheismus, der Gott der sittlichen Weltordnung gleichsetzt. In diesem Sinn sind Fichte, in seiner ersten Zeit, und Carlyle Pantheisten. Man könnte diese Art ethischen Pantheismus nennen. Dann wird Gott wieder als Weltseele bezeichnet, so von Schelling in seiner ersten und mittleren Zeit. Manchmal wird aber auch einfach die Natur Gott genannt und ist Pantheismus fast gleichbedeutend mit Materialismus. Es gibt sodann einen Pantheismus, der die ganze Wirklichkeit als eine geistige auffaßt — wir müssen ihn idealistischen Pantheismus nennen — dann einen, der den Unterschied von Geist und Materie bestehen läßt und diese vielleicht als Aeußerungsformen eines unbekannten Dritten auffaßt und endlich einen, der eigentlich nur mehr die Materie gelten läßt, diese aber in religiösen Glanz einhüllt. Das ist eben die Proteusgestalt dieser Denkweise, die

es so schwer macht, sie anzufassen. Aber wir müssen uns klar machen, daß der Unterschied zwischen Gott und Welt für alle Formen des Pantheismus nicht ein wirklicher, sondern nur ein scheinbarer ist. Nur wir sehen ihn, in Wirklichkeit gibt es nur ein unterschiedsloses Allleben und dieses ist Gott. Die pantheistische Frömmigkeit besteht aber eben darin, daß der Mensch diesen Schein durchschaut, daß er durch alle Vielheit der Welterscheinungen überall nur dieses Eine sieht und alles Einzelne als seinen Teil, seinen Ausfluß; die Erlösung aber, die der Pantheismus gewährt, ist eben die, daß das Einzelwesen freudig aufgeht in diesem All-Einen, daß es seinen Eigendünkel und Eigenwillen, aber auch seine Armut und Engigkeit aufgibt, um allein in Gott zu sein. Einig ist aller Pantheismus in der Ablehnung des sogenannten Dualismus, der einen Gegensatz zwischen Gott und Welt annimmt, einig in der Ablehnung des Gedankens, worin dieser Dualismus zum schroffsten, unerträglichen Ausdruck zu gelangen scheint, der Persönlichkeit Gottes. Das ist sein Schibboleth und diese Tatsache ist bedeutsam genug: der Pantheismus ist eine Denkweise, die, konsequent gefaßt, dem persönlichen Leben keinen Raum läßt, sondern nur ein letztes Wort hat für den Sinn alles Seins: Natur. Deus sive Natura!

Diese logischen Abgrenzungen waren um der begrifflichen Klarheit unserer Auseinandersetzungen willen notwendig. Aber sie sagen uns noch recht wenig; es wäre eine arge Täuschung, wenn wir meinten, damit das Wesen und den Sinn des Pantheismus genügend dargestellt zu haben. Wir kennen damit erst sein Gewand, nicht seine Seele. Solche gedankenmäßigen, halb philosophischen, halb poetischen Prägungen sind nur der seiner Natur nach immer höchst unvollkommene Ausdruck einer besonderen Art der Stimmung, des Wollens und Erlebens. Wenn wir Macht und Zauber des Pantheismus verstehen wollen, müssen wir zu dieser Wurzel vordringen, müssen den tiefsten Beweggründen, denen er entspringt, nachgehen.

Der Pantheismus entspringt aus dem Verlangen nach einer Einheit alles Wirklichen. Er ist monistisch gestimmt; der Monismus ist hier religiöse Leidenschaft geworden. Er berührt sich darin aber stark mit dem wissenschaftlichen Denken; das ist ein sehr charakteristischer Zug. Die Wissenschaft hat ja monistisches Blut in den Adern. Ihr Ziel ist, die Wirklichkeit durch das Denken zu bewältigen. Dies leistet sie dadurch, daß sie die bunte Vielheit der Dinge auf eine gewisse Einheit zurückzuführen sucht. Diese Einheit entnimmt sie, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein, dem Geiste selbst, in welchem diese Formen angelegt sind. Die für ihre Zwecke wichtigste derselben ist die Kategorie der Kausalität, d. h. die Auffassung der Dinge nach dem Schema von Ursache und Wirkung. Durch diese wird eine Erscheinung „erklärt"; es wird gezeigt, von welcher andern Erscheinung sie die Ursache und von welcher andern sie die Wirkung ist. Damit wird sie in einen umfassenden Zusammenhang hineingestellt. Je umfassender

dieser Zusammenhang ist, desto größer ist die Einheit des Seins, welche die Wissenschaft erstrebt. Ihr Ideal wäre eine ganz einfache Weltformel, woraus die ganze Fülle der Wirklichkeit sich restlos ableiten ließe. Sie bekäme dann ein wissenschaftliches System der Welt, worin jede Erscheinung ihren bestimmten und notwendigen Ort hätte, wo das eine Grundwesen der Dinge als eine sichtbare Kette der Notwendigkeit das All umspannte. Wir sehen, wie diese monistische Tendenz der Wissenschaft mit ihrem eigensten Wesen zusammenhängt. Ihre Leidenschaft ist das Erklären. Erklären heißt aber in ihrem Sinne, eine Erscheinung aus der andern ableiten. Dabei wird vorausgesetzt, daß in beiden ein Gemeinsames sei, daß sie nur verschiedene Formen dieses Gemeinsamen bildeten. Das Grundprinzip der Logik ist darum das Prinzip der Identität. Es wird ausgedrückt durch die Formel $A = A$. Alle andern Gesetze des Denkens sind aus ihr abzuleiten. Da nun die Kette von Ursache und Wirkung das All umspannt, so ist die Voraussetzung der wissenschaftlichen Denkweise, daß Alles Eins ist und Eins Alles. Denn nirgends kann etwas Neues in diesen geschlossenen Kreislauf eintreten; jede Erscheinung ist in allen und alle in jeder enthalten; sie sind nur unendliche Wiederholungen des Einen. Diese Denkweise hat sich darum in der Atomtheorie ein Schema gebildet, das ihren Sinn symbolisch darstellt. Die Atome sind ja nichts anderes, als das unterschiedslose unendliche Eine in unendlich viele, unter sich völlig gleiche Einheiten zerschlagen, die das Eine genau wiederholen. Die mechanistische Denkweise, die wir hiermit im Besonderen geschildert haben, ist nur die einseitigste Ausgestaltung der wissenschaftlichen Methode überhaupt.

Wir sehen also, daß die Formel des Pantheismus: Ἓν καὶ πᾶν (Gott Alles und Eines) genau auch die Voraussetzung der Wissenschaft ist. Darum begreifen wir, wenn eine vom wissenschaftlichen, im Besonderen vom naturwissenschaftlichen Denken beherrschte Zeit, sobald sie einen religiösen Abschluß ihres Geisteslebens sucht, sich dem Pantheismus zuwenden muß. Der Pantheismus trägt ein wissenschaftliches Kleid, er ist wissenschaftlich hoffähig, während der Glaube an die Persönlichkeit Gottes an einem wissenschaftlich gebildeten Menschen fast wie ein Stück Aberglaube erscheint. Aus diesem Umstande ist es unter anderem auch zu erklären, warum wohl etwa moderne Sozialisten sich jenem zuwenden, trotzdem er, wie wir später sehen werden, zu ihrem revolutionären Wollen durchaus im Widerspruch steht. Er scheint eben moderner zu sein, obgleich er das in Wirklichkeit gar nicht ist. Wie kann denn, meint man, ein moderner Mensch, der einen Blick in die lückenlose Einheitlichkeit des Alls getan hat, noch glauben, daß dieses durch einen außer ihm stehenden Willen regiert werde? Wo sollte dieses persönliche Wesen denn seinen Sitz haben? Ist nicht der alte Himmel durch Kopernikus zerstört? Und wissen wir nicht, daß dieses All durch strenge Ordnungen gebunden ist, in die kein göttlicher Wille von außen eingreifen kann? So können wir uns wohl denken, daß

dieses All von Innen her durch eine geistige Macht bewegt wird, nicht aber, daß über ihm ein menschenähnliches Wesen stehe, das ihm seinen Lauf vorschriebe. Das ist Mythologie, ein Ueberbleibsel aus der unwissenschaftlichen Periode der Menschheit.

So scheint der Pantheismus der einzig legitime Sohn des modernen Denkens zu sein. Wer beides sein will, ein moderner Mensch und religiös zugleich, kann nur bei ihm anlangen. Aber stimmt er denn nicht zugleich vortrefflich mit einem reineren christlichen Denken über Gott? Dieses behauptet ja auch, daß Gott der Herr des Himmels und der Erde sei und nichts außer ihm. In den Eigenschaften der Allmacht und Allgegenwart ist ja das Ἓν καὶ πᾶν völlig eingeschlossen. Auch ist es, kann der Pantheismus weiter sagen, ein echt religiöses Gefühl, das sich gegen die Behauptung der Persönlichkeit Gottes wendet: denn durch sie wird Gott, der Unendliche, ins Endliche herabgezogen. Persönlichkeit können wir ja nur von einem Einzelwesen aussagen. Zur Persönlichkeit gehört Selbstbewußtsein. Als Selbst kann sich aber nur empfinden, wer andere Selbst neben sich weiß. Das ist bei der Allpersönlichkeit unmöglich, denn wen könnte diese neben sich haben? Also hebt die Aussage der Persönlichkeit die Gottheit auf, wenigstens den Einen Gott; sie gehört auf den Boden des Polytheismus. Dieser Widerstand gegen die Behauptung der Persönlichkeit Gottes kann bei Einzelnen zu einer starken Leidenschaft werden. Wir werden zugestehen müssen, daß darin ein echt religiöses Motiv wirksam sein kann, das gleiche Motiv, das Elias gegen Baal und John Knox gegen die Marienbilder zum heiligen Zorn reizt: der Eifer für die Größe und Reinheit des Gottesglaubens.

Aber mit alledem sind wir noch immer nicht zu denjenigen Motiven gelangt, die dem Pantheismus seinen stärksten Zauber verleihen. Die Macht, die er gerade heute wieder über die Gemüter ausübt, beruht wesentlich auf einem Umstand: er verspricht den Menschen Ruhe, große Ruhe. Wir aber sind müde. Müde sind viele von der Sinnlichkeit, andere müde vom Kampf mit dem Ich und mit der Welt, noch andere von der aufreibenden Unruhe des heutigen Lebens. Da kommt denn der Pantheismus und verspricht Ruhe, Ruhe in Gott. Auch der gewöhnliche Gottesglaube verspricht freilich Ruhe für die Seele, aber diese Ruhe muß, wie man meint, durch Anstrengung erkauft werden, durch sittliche Anspannung, mindestens durch die Tat des Glaubens; der Pantheismus aber löst sanft alle irdischen Fesseln und nimmt alle Anstrengung weg. Er ist die tiefe Zauberflut, worin die Seele steigt, um Vergessen zu finden, um einmal sich ganz aufzugeben, um einmal völlig auszuruhen von sich selbst, im Schoße des Alleinen, um einmal völlige Erlösung zu finden. Diese Stimmung mag aber kraft einer häufig vorkommenden Kontrastwirkung gerade auch leidenschaftlich bewegte, ichfreudige, lebenshungrige und tatendurstige Naturen ergreifen. Darum fühlte sich Goethe so mächtig von Spinoza angezogen. In dessen mathematischer Alleinheitslehre, wo der

Einzelne aufgeht in der großen Ordnung des Alls, und gerade in diesem Aufgehen, dem amor intellectualis Dei,*) seine Seligkeit gewinnt, fand er Stillung für sein ungestüm pochendes Herz.

Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.

Mit dem „läst'gen Fordern, strengen Sollen" ist das edelste, frömmste Ruhebedürfnis angedeutet, das der Pantheismus zu stillen verspricht. Müde werden mögen wir namentlich auch von unserem sittlichen Streben. Der ewige Kampf zwischen Gut und Böse reibt uns auf. Er macht uns für uns selbst zum Ekel. Wohin sollen wir uns flüchten vor der Scham über uns selbst? Da vernehmen wir die Botschaft des Pantheismus: „Gib den unnützen Kampf auf und ergreife Frieden und Glück. Du bist ja gar nicht böse, sondern gut. Du bist göttlich, so wie du bist. Auch das, was als Schuld dich ängstigt, gehört zu Gott. Es ist ein Mittel zu deiner Vertiefung, ist eine Bereicherung des Lebens; du bleibst auch damit, ja, damit erst recht, in Gott, bist göttlichen Wesens, bist rein und schön." Ist das nicht wunderbare Botschaft? Ist das nicht, als ob wir, wegmüde und beschmutzt, in ein kühles Bad steigen dürften, um froh und schön wieder heraufzusteigen? Die Welt wird mit Gottesglanz übergossen, wird überall strahlend und herrlich, bis in den letzten dunklen Winkel hinein; Sünde, Not und Tod sind nur Mittel, durch die das ewige Leben des Einen sich ausdrückt; sie meinen auch Leben und Freude.

Damit schauen wir dem Pantheismus ins tiefste Herz und lenken zu den Gedanken zurück, von denen wir ausgegangen sind. Er ist nach seinem tiefsten Motiv ein Ausdruck des Gotteshungers der Seele. Er möchte die Welt in Gott sehen, sie in Gott eintauchen und Gott herabziehen in die Welt, daß sie von seinem Leben erfüllt werde; er möchte Gott schauen in allen Dingen, in ihm leben und weben und sein, möchte ihn genießen, möchte ihn herunterreißen von seinem Himmel, um ihn endlich zu haben, ganz und völlig zu haben und in ihm untergehend selbst göttlich zu werden. Die Göttlichkeit der Welt und des Menschen — das ist sein tiefstes Begehren, das Einssein mit Gott sein Hunger und Durst. L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

*) Zu deutsch: Geistige Gottesliebe.

# Dürfen sich die Religiös-Sozialen auf Jesus berufen?*)

Nicht nur von kirchlich-konservativer, sondern auch von kirchlich-liberaler Seite wird uns Religiös-Sozialen zuweilen der Vorwurf gemacht, daß wir mit unsern Anschauungen und unserer Wirksamkeit nicht im Einklang stehen mit der Lehre und dem Beispiel Jesu und seiner Apostel. Ist dieser Vorwurf berechtigt? Wenn seine Berechtigung nachgewiesen werden kann, so haben wir als Christen einfach unsern Kurs zu ändern; falls sie nicht nachgewiesen werden kann, so haben nicht wir, sondern unsere Gegner ihren Sinn zu ändern, und niemand hat ein Recht, uns zu verwehren, auf dem betretenen Wege weiter zu gehen. Untersuchen wir denn, welche Bewandtnis es mit dem uns gemachten Vorwurf hat.

Es muß zugegeben werden — und wir geben es gern zu —, daß Jesus während seiner öffentlichen Wirksamkeit niemals den Versuch machte, als politischer Führer oder als Sozialreformer aufzutreten. Er hegte das innigste Mitleid für die Leidenden und Bedrückten und tat sein möglichstes zur Linderung und Hebung ihrer Not. Er heilte die Kranken, er half den Armen, er nahm sich der Unglücklichen und tief in die Lasterhaftigkeit Versunkenen aufs liebevollste an und in Verbindung damit strafte er mit harten Worten die Heuchelei der selbstgerechten Frommen und die Selbstsucht der Reichen. Das alles zeigt uns, daß er es für seine Pflicht hielt, das Los der Elenden zu erleichtern. Sein Leben war ein fortgesetzter, ununterbrochener Liebesdienst. Aber sein Auge war immer auf die unmittelbare Not und deren Entfernung, bezw. Milderung, gerichtet und nicht auf die nächstliegenden Ursachen der vorhandenen Notstände. Manche der Uebel, unter denen seine Landsleute litten, waren direkte Folgen der sozialen Zustände und der politischen Verhältnisse der jüdischen Nation. Es müßte uns wundernehmen, wenn die mancherlei sozialen Ungerechtigkeiten, die seine Volksgenossen von seiten der sie beherrschenden Römer zu erdulden hatten, ihn nicht in der Tiefe seiner Seele erregt hätten. Aber wie stark auch seine Erregung sein mochte, er weigerte sich bei jeder auftauchenden Gelegenheit, die Rolle eines politischen oder sozialen Reformers zu übernehmen. Als das begeisterte Volk ihn haschen und zum König machen wollte, befahl er seinen Jüngern, über den See zu fahren, und er selbst entwich auf einen Berg. Nie beteiligte er sich an irgend einem reformatorischen Versuch zur Herbeiführung besserer sozialer und politischer Zustände. Und was in dieser Hinsicht von ihm zu sagen ist, das gilt auch von seinen Aposteln.

Indem man uns auf die soeben dargestellte und von uns zugestandene Tatsache hinweist, fragt man uns: Wie wollt ihr im Blick

*) Vgl. die „Redaktionellen Bemerkungen."

auf Jesu und seiner Apostel Exempel euere Anschauungen und euer Vorgehen rechtfertigen?

Auf diese Frage antworte ich zunächst, daß die sozialen und politischen Zustände und Verhältnisse, unter denen Jesus seine Mission zu erfüllen hatte, ganz anderer Art waren als diejenigen im heutigen westlichen Europa. Er gehörte nicht einer sich selbst regierenden, sondern einer unter dem Joche der Fremdherrschaft stehenden Nation an. Die Römer gewährten zwar den Juden in Bezug auf Gesetzgebung und richterliche Gewalt einige Vorrechte; aber ängstlich wachten sie darüber, daß durch den Gebrauch dieser Vorrechte ihre Oberherrschaft nicht im geringsten beeinträchtigt wurde. Unter dem Drucke der Fremdherrschaft waren die von schwärmerischen Hoffnungen beseelten Massen des jüdischen Volkes stets zum Aufruhr geneigt. Irgend ein sozialreformerischer Versuch hätte ihre patriotischen Instinkte geweckt und sie in einen hoffnungslosen, neues Elend herbeiführenden Kampf mit der römischen Macht getrieben. Unter solchen Umständen war es Jesu selbstverständliche Pflicht, abzustehen von jedem Versuch, durch den des Volkes Wohl nicht gefördert, sondern verschlechtert worden wäre. In einem Lande, dessen Volk frei ist und das sich seine Gesetze selbst gibt, liegen die Verhältnisse anders. Da steht den Sozialreformern der Weg offen zur Herbeiführung gerechterer Gesetze und Zustände; und ich sehe nicht ein, warum Jünger Jesu zurückscheuen sollten vor der Betretung dieses Weges. Dieselben Beweggründe, die Jesu Verhalten bestimmten, bestimmen auch das unsere. Wie er sich um des Wohles seines Volkes willen aller und jeder sozialreformerischen Tätigkeit enthielt, so treiben wir um des Wohles unseres Volkes willen Sozialreform. Derselbe Gottesgeist, der unter Verhältnissen, wie sie zur Zeit Jesu in Palästina bestanden, die von ihm beseelten Menschen veranlaßt, ihre Liebestätigkeit auf persönliche Hilfeleistungen zu beschränken, treibt die Jünger Jesu unter ganz anders gearteten Verhältnissen an, ihr möglichstes zu tun zur Umwandlung einer durch bürgerliche Gesetze sanktionierten Gesellschaftsordnung, die nicht zu rechtfertigende soziale Mißstände herbeigeführt hat und sie duldet.

Neue Verhältnisse bringen neue Verpflichtungen mit sich. Jahrhundertelang blieb die Sklaverei unangefochten. Wir sind heute überzeugt, daß sie ein Greuel in Gottes Augen ist, und wir wundern uns, daß sie von christlichen Nationen solange geduldet wurde. Worin hat es seinen Grund, daß sie bis in die Neuzeit hinein bestehen blieb und nicht schon früher abgeschafft wurde? Jedenfalls zum großen Teil darin, daß man sie im Blick auf die Stellung, die Jesus und seine Apostel zu ihr einnahmen, für berechtigt hielt. Und dies wiederum hatte seine Ursache darin, daß man nicht bedachte, daß Jesu und seiner Apostel Stellung zur Sklaverei eine durch die damaligen Verhältnisse bedingte und gegebene war. Jesus sprach sich über die Sklaverei gar nicht direkt aus; und seine Apostel nahmen nur insoweit auf sie Bezug, als sie sich durch die Probleme, die sie in den ersten Christen-

gemeinden schuf, dazu genötigt sahen. Gegen die Sklaverei als System sagten sie gar nichts. Aber sie verlangten von den Herren und den Sklaven, daß sie sich so gegeneinander verhalten, wie es für Christen geziemend ist. Und sie schärften den Menschen Wahrheiten ein, deren Anerkennung und Verwirklichung mit der Zeit die Aufhebung der Sklaverei herbeiführen mußten. Aus ihrer Stellung zur Sklaverei zu schließen, daß sie diese als eine berechtigte, dem Willen Gottes entsprechende Institution anerkannten, ist ein schwerer Irrtum. Und diesen Irrtum hat die Christenheit jahrhunderte lang gehegt. Als er endlich als solcher offenbar wurde, fühlten sich die Wägsten und Besten unter den Christen moralisch verpflichtet, mit allen erlaubten Mitteln auf die Abschaffung der Sklaverei hinzuarbeiten. Sicherlich hätten sie sich dazu nicht verpflichtet gefühlt, wenn zu ihrer Zeit die obwaltenden Verhältnisse nicht ganz andere gewesen wären als zur Zeit Jesu und seiner Apostel.

Was von der Sklaverei gilt, gilt auch von andern sozialen Mißständen. Gott duldet solche Mißstände oft lange Zeit: aber er duldet sie nicht für immer. Er sorgt stets zur rechten Zeit dafür, daß verkehrte Anschauungen, die man lange Zeit für richtig hielt, als Irrtümer offenbar werden; und dann ist es der Seinen Pflicht, solche Anschauungen fahren zu lassen und den aus ihnen resultierenden Uebeln nicht nur indirekt, sondern auch direkt entgegen zu arbeiten und Widerstand zu leisten. In einer solchen Zeit leben wir heute. Es liegt offen am Tage, daß weder die Anschauungen, die unserer jetzigen Gesellschaftsordnung zu Grunde liegen, noch diese Ordnung selbst christlich sind. Niemand wird leugnen wollen, daß durch diese Ordnung manche der von Gott geheiligten Menschenrechte illusorisch gemacht, ja vergewaltigt werden. Haben wir denn unter solchen Umständen nicht das Recht und die Pflicht, Sozialreform vom religiösen Standpunkt aus zu treiben? Wir wären dazu weder berechtigt noch verpflichtet, wenn die obwaltenden Verhältnisse derart wären, daß sie unsere Tätigkeit zu einer nutzlosen, die Ausbreitung des Reiches Gottes nicht fördernden, sondern hindernden machen würden. Aber unsere heutigen Verhältnisse sind eben, wie wir gesehen haben, total andere, als diejenigen zu Jesu Zeit.

Dem Vorwurf, den man uns Religiös-Sozialen macht, liegt die Auffassung zu Grunde, daß die Christen aller Zeiten verpflichtet seien, durch ihr Tun und Lassen Jesus und seine Apostel in kopierender Weise nachzuahmen. Diese Auffassung erweist sich aber durch die Praxis derer, die ihr nachzuleben suchen, immer wieder als unrichtig. Ein kopierendes Nachahmen Jesu, bei dem man sich immer wieder sagt: „Weil er das und das getan hat, darf ich es auch tun, und weil er das und das nicht getan hat, darf ich es auch nicht tun," führt einen in unsägliche Verwirrung hinein. Diejenigen, denen es mit solchem Nachahmen völliger, aufrichtiger Ernst ist, sind, weil sie unter der Gewalt des tötenden Buchstabens und nicht unter der Macht des belebenden Geistes stehen, in Gefahr, an der Lösung ihrer Aufgabe zu

verzweifeln und schließlich ihr Christentum über Bord zu werfen, und das deshalb, weil es ihnen trotz aller erdenklichen Mühe nicht gelingt, ihr Vollkommenheitsideal zu verwirklichen. Sie bleiben Stümper. Das fühlen sie selbst; und die Nichtchristen um sie her fühlen und sehen es auch, bemitleiden sie als Enthusiasten und denken: „Wenn man es im Christenleben nicht weiter bringen kann als diese Leute, so wollen wir lieber keine Christen werden."

Wir sollen Jesus nicht als ängstliche Kopisten, sondern als schöpferische Künstler nachahmen. Wie der Schüler eines großen Meisters sich in dessen Werke versenkt und sich von dem in ihnen sich kundgebenden Geiste durchdringen und tüchtig machen läßt zur Gestaltung und Vollendung seines eigenen Werkes, so sollen wir uns in die Werke Jesu versenken und durch den Geist, der sich in ihnen kundgibt, uns beseelen und geschickt machen lassen zur rechten Lösung der uns gestellten Aufgaben. So hat Jesus als der Sohn des Vaters während seines Erdenwandels selber gehandelt. Er sprach einmal zu den Juden, als sie in ihrem Haß danach trachteten, ihn zu töten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von ihm selber tun, sondern was er siehet den Vater tun; denn was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn. Der Vater hat den Sohn lieb und zeiget ihm alles, was er tut, und wird ihm noch größere Werke zeigen, daß ihr euch verwundern werdet" (Joh. 5, 19, 20). Besagt dieses Wort Jesu etwa, daß sein Nachahmen des Vaters ein Kopieren sei? Anstatt diese Frage zu bejahen, tun wir sicher besser, wenn wir annehmen, Jesus habe mit offenem, klarsehendem Auge die Werke seines himmlischen Vaters betrachtet, um die in ihnen sich offenbarende Größe und Schönheit des moralischen Charakters Gottes wahrzunehmen und durch den in ihnen sich kundgebenden Geist stets aufs neue sich anspornen zu lassen zur rechten Vollführung der ihm übertragenen Werke. Infolge des innigen, ununterbrochenen Verkehrs Jesu mit dem Vater und durch das seelenvolle Sichversenken in dessen Werke gestalteten sich die Werke des Sohnes nicht zu blassen Kopien der Werke des Vaters, sondern zu vollendeten, aus des Vaters Geist herausgeborenen Originalwerken. Jesus verklärte den Vater vor den Menschen dadurch, daß er seinen eigenen Werken die charakteristischen Merkmale der Werke Gottes aufprägte.

Die Apostel handelten wie ihr Meister und erwiesen sich damit als seine würdigen Schüler. Nach Pfingsten war er für sie nicht mehr der in Niedrigkeit einhergehende Jesus von Nazareth, sondern der erhöhte Herrscher, der seine Gemeinde durch seinen Geist leitet und zur Erfüllung ihrer hohen Mission befähigt. Eine neue Zeit hatte begonnen. Sie brachte neue Zustände mit sich und neue Probleme, zu deren Lösung die Apostel Licht und Hilfe fanden im geistigen Verkehr mit ihm. Die Erlebnisse, die sie in der Ausübung ihres apostolischen Berufs machten, zeigten ihnen, daß die Gegenwart die Vergangenheit überholt habe und sie übertreffe, und daß es darum töricht wäre, wenn sie mit ihrem Tun das Beispiel, das ihnen Jesus

in vergangenen Tagen gegeben hatte, in kopierender Weise nachahmen wollten. Sie erfuhren es, daß sie nicht unter der Inspiration eines abgeschiedenen Lehrers standen, sondern unter der Erleuchtung und Leitung eines gegenwärtigen, machtvollen Herrschers, der sie in schwierigen oder neuen, noch nie dagewesenen Situationen mit furchtlosem Vertrauen beseelte. Niemand kann die Apostelgeschichte lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß die Apostel Männer waren, die nicht von einem sklavischen, ängstlichen, unsichern, sondern von einem freien, mutigen, zuversichtsvollen und siegesgewissen Geist erfüllt waren — Männer, die die Welt überwanden, keine Furcht vor den Schrecken der Zukunft kannten und jede neue Krisis als Gelegenheit zur Erlangung neuen Triumphes willkommen hießen. Sie hatten entscheidende Urteile abzugeben in sehr heikeln und wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. über die Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und über das Verhältnis zwischen Juden und Heiden. Und sie gaben ihre Urteile ohne Zögern ab als Männer, die sich zum Entscheid berechtigt fühlten und die sich bewußt waren, daß die höchste Weisheit durch sie spreche. Dabei fragten und suchten sie nicht nach Präzedenzfällen. Nichts von dem, was sie taten, war stereotyp; alles war frisch und ursprünglich.

Nun sei schlankweg zugegeben, daß die Apostel die Gaben des Geistes in reicherer Fülle besaßen und daß sie in höherem Grade inspiriert waren als wir heutigen Christen. Doch das ändert nichts an der Tatsache, daß unser christliches Leben wesentlich von derselben Art sein muß, wie das ihrige. Es läßt sich gar nicht annehmen, daß die Freiheit, die ihnen in der Gemeinschaft mit dem Herrn gewährt war, uns versagt sei, und daß die ersten Christen berufen gewesen seien, unter der direkten Erleuchtung und Leitung des Geistes zu wandeln und zu handeln, wir dagegen in unserm Verhalten uns einfach zu richten haben nach Präzedenzfällen und nach aus dem Beispiel Jesu und seiner Apostel abgeleiteten Regeln. Wenn wir so gestellt wären, so befänden wir uns immer noch unter dem Stecken des Treibers; wir wären noch gebundene Knechte, aber nicht mit Freiheit geadelte Söhne und Töchter Gottes. In manchen Wechselfällen unseres Lebens stünden wir ratlos und verwirrt da aus Mangel an bestimmter, für den jeweiligen Fall passender Instruktion und Leitung. Unsere christliche Tätigkeit trüge den Stempel der Aengstlichkeit, der Schwachheit und äußerster Beschränktheit an sich; es lastete auf ihr der Fluch der Formalität, welche die Mutter der Heuchelei ist. Gottlob, daß dem nicht so zu sein braucht und daß es bei wahren Christen nicht so ist. Wie zur Apostelzeit, so sind auch heute noch die rechten Jünger Jesu begabt mit geistlicher Freiheit und Sehkraft, so daß sie selbst in äußerst schwierigen Fällen imstande sind, ihre Pflicht richtig zu erkennen und den rechten Weg zur Lösung ihrer Aufgabe einzuschlagen, ohne daß sie sich dabei erst lange nach vorbildlichen Beispielen umsehen müßten.

Daß die den Christenmenschen verliehene Aktionsfreiheit nicht mit Willkür verwechselt werden darf, versteht sich von selbst. Die wahren Jünger Jesu handeln nicht nach eigenmächtigem Belieben, sondern nach dem Gesetz des in ihnen gezeugten neuen Lebens, dessen Quelle der lebendige Christus ist. Sie halten sich an die Evangelien, nicht um in einzelnen Worten oder Handlungen Jesu detaillierte Anweisungen oder Ermächtigungen für ihr Tun und Lassen zu suchen und zu finden, sondern um aus allen seinen Worten und Handlungen seine einzigartige Persönlichkeit und den Geist seines Lebens immer besser kennen zu lernen. Und sie unterstellen sich der Gewalt des erhöhten, lebendigen Christus, um sich von ihm ausrüsten zu lassen mit dem Geist der Weisheit und der Offenbarung, auf daß sie geschickt seien an dem Platze, wo sie hingestellt sind, und unter den verschiedenartigen und wechselnden Verhältnissen ihres Lebens durch ihr Verhalten dem Willen Gottes gerecht zu werden. Darnach, ob dann ihr Verhalten von ihren Mitmenschen gebilligt werde oder nicht, fragen sie nichts. Sie fürchten sich auch nicht, neue Wege einzuschlagen, vor denen andere zurückschrecken. Ihr höchstes Anliegen ist, durch ein Leben freiwilligen Gehorsams gegen Gott mitzuhelfen an der Beseitigung der Hindernisse, die dem fortschrittlichen Wachstum des Himmelreichs hemmend im Wege stehen. Während so ihr Handeln ein spontanes ist, trägt es doch keine Spur des Eigenwillens an sich; denn es ist beherrscht vom Gesetz des Geistes des Lebens, dessen Quelle und Norm der Herr selbst ist.

Wer all das Gesagte ohne Voreingenommenheit prüft, wird sich sagen müssen, daß der Vorwurf, wir Religiös-Soziale stehen mit unsern Anschauungen und unserer Wirksamkeit nicht im Einklang mit der Lehre und dem Beispiel Jesu und seiner Apostel, ein unbilliger ist. Ja, wenn wir nur Sozialreform trieben, dann könnte man uns diesen Vorwurf mit Recht machen. Aber in unserm Programm steht das Religiöse vor dem Sozialen, dieses ist durch jenes bedingt; und darum halten wir dafür, daß unser Vorgehen kein Abweichen von unseres Meisters Weise sei.

J. U. Wuhrmann.

---

# Die deutschen Reichstagswahlen.

Es gibt Pessimisten in der Welt, die nicht an eine Entwicklung glauben, oder sie glauben nur an eine sehr langsame, für unsere Augen kaum wahrnehmbare. Und doch, wenn wir vorurteilslos die Dinge betrachten, so müssen wir uns sagen: es ist allein in den letzten zehn Jahren so vieles scheinbar Unmögliche möglich geworden in der Welt: wer hätte zur Zeit des Dreyfushandels z. B. daran

denken können, daß die damals an Rom so attachierte „älteste Tochter der Kirche“ wenige Jahre später die Trennung von Kirche und Staat glatt durchgeführt hätte? Wer hätte ein antiklerikales republikanisches Portugal vorausgesehen? Wer hätte einen so schnellen Zusammenbruch der christlich-sozialen Herrlichkeit in Oesterreich geahnt?

Und heute stehen wir vor einem neuen Wunder, an das wir noch vor wenig Tagen nicht geglaubt haben: Deutschland ist — prinzipiell wenigstens — ein freier Staat geworden, ein Staat, in dessen Parlament nicht mehr die konservativen Elemente protestantischer und katholischer Art die Macht in den Händen haben, sondern die liberal und sozialistisch gerichteten Parteien. Das ist ein Ereignis von ungeheurer Bedeutung nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt. Denn Deutschland ist zwar oft das langsamste Land, aber stets das gründlichste: das Land der Wissenschaft, in dem jeder Fortschritt dreimal erwogen wird, weil auch der einfache Bewohner am Wissenschaftsbazillus leidet; ein Land, in dem aber auch das mühsam Errungene festbleibt und seinen unaufhaltsamen Eroberungszug antritt durch alle Länder.

Man darf den Sieg der fortschrittlichen Elemente Deutschlands nicht unterschätzen, weil er nur knapp errungen worden ist: eine alteingewurzelte Herrschaft war zu stürzen, eine Herrschaft, die mit allen Mitteln ihre Macht verteidigte, mit behördlichem Druck, mit der wirksamen Beeinflussung, die der Gutsherr auf den geistig und materiell von ihm abhängenden Knecht ausüben kann, das Zentrum durch Kirche und Geistlichkeit. Wenn man dazu nimmt, daß immer noch auf Grund der Wahlkreiseinteilung aus den sechziger Jahren gewählt wird, die den inzwischen rapid angewachsenen Städten Dutzende von Mandaten zu Gunsten der konservativ-ländlichen Bezirke vorenthält, wenn man an die Schwierigkeiten und Hemmungen denkt, die dem erstmaligen Zusammengehen aller vorwärts gerichteten Elemente erwuchsen, so erhellt die ganze immense Bedeutung des eben errungenen Sieges.

Die eigentlichen Sieger des Tags sind aber die Sozialdemokraten, die mit 110 Abgeordneten gegen nur 43 im Jahre 1907 in Berlin einrücken dürfen. Es ist also so gekommen, wie die einsichtigen Politiker schon vor Jahren vorausgesehen haben, was speziell Professor Ragaz schon mitten im Siegesjubel der Freunde des Bülowblocks im März 1907 in den Neuen Wegen dargelegt hatte. Der Sozialismus als Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung hat sich nach seiner Voraussicht inzwischen mächtig weiterentwickelt. Das nationale Fieber hat sich gelegt; der rote Schrecken ist durch die der Sozialdemokratie seit Dresden so nötige Einkehr und durch kluge Taktik an den Parteitagen und in Einzelfragen so sehr gemildert worden, daß diesmal der entschiedene bürgerliche Liberalismus Seite an Seite mit der Sozialdemokratie gegen die Rechte gekämpft hat. Der Bülowblock, das Zusammenarbeiten der Liberalen und Konservativen, erwies sich

durch die mangelnde Diplomatie der Rechten als unmöglich; Bülow mußte gehen, und der Liberalismus fand immer mehr wieder den natürlichen Anschluß nach links. Sozialpolitische Arbeit hat der Reichstag im wesentlichen erst gegen Schluß der Legislaturperiode geleistet, als man sich vor dem Zorn der durch Teuerung und ungerechte Steuern (Reichsfinanzreform!) erbitterten Wähler fürchtete, und auch da hat die Mehrheit noch die Selbstverwaltung der Kassen zu Ungunsten der Arbeiterschaft beschränkt und beim Hausarbeitergesetz die einzig wirksame Lohnregulierung durch Tarifämter abgelehnt.

Und wie alle diese Dinge nach der Voraussage von Prof. Ragaz eingetroffen sind, so ist nun auch der Umschwung mit einer Wucht eingetreten, die auch den aufmerksamen Beobachter in den letzten Tagen überraschen mußte. Man denke sich: die Sozialdemokratie, die nur über 53 Mandate verfügte, stieg auf 110 und stand in weiteren 75 Stichwahlen. Da aber eine Stichwahl nach der Erfahrung einen in spätestens zehn bis zwanzig Jahren gewonnenen Sitz darstellt, so eröffnet sich die ungeheure Perspektive, daß in Deutschland in zwanzig Jahren eine sozialistische Mehrheit die Geschicke des Landes leitet. Was das aber für eine Revolutionierung des ganzen Lebens bedeuten würde, was das für eine Umwälzung auf allen Gebieten zur Folge hätte, in den sozialen Verhältnissen, in den Fragen der Wirtschaft, den Fragen des Glaubens, der Toleranz, des Zusammenlebens der Völker, das braucht hier nicht im einzelnen ausgeführt zu werden.

Manche Leser der Neuen Wege werden nun ja nicht erbaut sein von dieser Aussicht, die von einem Tage zum andern der Welt eröffnet worden ist; sie erkennen wohl Gott in der sozialen Bewegung, aber in der sozialdemokratischen fürchten sie ihn. Sie stehen durch Geburt und Neigung bei konservativen und freisinnigen Parteien und wünschen sich darum die nötige Umformung der Welt in weniger elementarer, in freundlicherer Weise. Nun, die Freundlichkeit des Umschwungs steht zum großen Teil bei ihnen; sie mögen nur in ihren Parteien, in ihrer Kirche, bei ihren Pfarrern dahin wirken, daß das Verständnis für soziale und manche sozialistische Forderungen und die Achtung und Liebe zum Arbeiter und zu seinem Stand gestärkt werde. Dann wird der Umschwung zwar kommen, wie er kommen muß; aber die Härten und Ungerechtigkeiten, ohne die ja eine neue Welt nie ins Leben tritt, werden zu einem guten Teile vermieden werden können.

Richard Amstein, Basel.

Es hat sich gefügt, daß gleichzeitig mit obigem Votum ein Privatbrief an einen der Redaktoren eintraf, aus dem wir mit Erlaubnis des Verfassers eine Stelle abdrucken, die das gleiche Thema behandelt. Der Verfasser stammt aus dem „roten Königreich", wo die schärfste Tonart der Sozialdemokratie vorherrscht, was sein Urteil vielleicht ein wenig beeinflußt hat. Er ist, was hervorgehoben sei, der Arbeiterschaft und dem Sozialismus von Herzen zugetan.

„Wie ganz anders sieht die heutige Reichstagswahl aus als die letzte! 100 Sitze hat die Sozialdemokratie bereits nach den letzten Nachrichten und immer noch stehen einige Stichwahlen aus. Die nationale Begeisterung von 1907 war ein großes Strohfeuer. Daß das Feuer nicht angehalten hat, daran haben die Schuld, die den Nationalsinn gepachtet zu haben meinen. Sie haben es nicht unterhalten. Den Worten folgten die Taten nicht. Der Sommer 1909 zeigte die Vaterlandsliebe der Hüter von Thron und Altar. Die heutige Wahl ist die rechte Antwort auf den phrasenhaften Hurrapatriotismus der „staatserhaltenden" Kreise unseres Volkes, die keine Opfer mehr für das Ganze zu bringen vermögen. — Und doch freue ich mich nicht rein über den Ausgang der Wahlen. Ich fürchte, unsere Sozialdemokratie ist innerlich noch nicht stark und reif genug für die Verantwortung, die in den 100 Sitzen eingeschlossen liegt. Ich fürchte, der Sieg ist zu schnell auf die Niederlage gefolgt. Wenn es jetzt nur nicht wieder wird wie nach 1903! Denn es sind immer noch die Zielbewußten, Unentwegten, die das Heft in Händen haben. Nicht die Sozialistischen Monatshefte geben den Ton an, sondern die Leipziger Volkszeitung. Von dem Selbstgericht, von dem Sie 1907 hofften und erwarteten, daß es gründlich vorgenommen werde unter dem Eindruck der Niederlage, ist nicht viel zu verspüren. Die neue religiöse Orientierung ist nicht gefunden. Wie soll so etwas Großes auch in so kurzer Zeit gefunden werden? Ein paar Stimmen haben sich erhoben. Aber wer achtet denn heute schon in der Partei auf die Einspänner Maurenbrecher und Müller und wie sie sonst noch heißen, die in den letzten Jahren in den Sozialistischen Monatsheften das ihren Genossen gesagt haben: Ihr braucht religiöse, geistige, ethische Kräfte! Sonst könnt ihr nicht siegen! — Ich habe mehr den Eindruck, als sei die Niederlage von 1907 von den Führern benützt worden, den Haß, die Wut gegen die damaligen Sieger zu schüren und die Kluft zu erweitern. Zentrum und Sozialdemokraten gehen als stärkste Parteien in den neuen Reichstag. Sie haben die bestorganisierten Massen hinter sich. Durch eisernen Zwang und starren Dogmatismus werden diese Massen zusammengehalten. Beide Parteien sind einander geistig recht verwandt. Ich fürchte für die Freiheit unseres Volkes unter ihrer Herrschaft.

Ich habe mich über den fast einmütigen Willen unseres Volkes bei dieser Wahl gefreut, über den Willen: Wir wollen frei sei von der konservativen Adelsherrschaft. Aber die Sieger gefallen mir auch nicht sehr. Sie sind für den Sozialismus noch lange nicht reif.

Immerhin, ich habe Hoffnung, daß die Sozialdemokraten jetzt mitarbeiten lernen. Bislang haben sie das hauptsächlich den andern überlassen, haben sich beiseite gestellt und ein schiefes Maul gezogen und schließlich ein Hohngelächter über das elende Pfuschwerk angestimmt, das die andern dann meistens zusammengebracht hatten. Wir wären gewiß schon weiter in manchen Punkten unseres sozialen Lebens,

wenn sie mitgearbeitet und dadurch den Einfluß der Konservativen hie und da zurückgedrängt hätten. Wer den Fortschritt will, muß Kompromisse mit in Kauf nehmen. Anders geht das nicht. Das müssen unsere Sozialdemokraten aber noch lernen. Zu begreifen haben sie's angefangen. Sie haben in der elsaß-lothringischen Verfassung Dinge mit in Kauf genommen (1. Kammer, Oberhoheit des Kaisers) vor denen jeder Zielbewußte erschaudern muß. Sonst, wenn sie's den andern überlassen hätten, wäre die Sache eben noch schlechter geworden. Aber sie haben kein gutes Gewissen dabei gehabt. Und sie würden den andern „elenden Verrat am Volke" vorwerfen, wenn die die Verfassung *ohne* ihre Hilfe fertig gebracht hätten. — In der kommenden Reichstagsperiode werden sie wohl öfter Gelegenheit bekommen, etwas mitzumachen. Ich bin wirklich gespannt, ob sie es fertig bringen, die Theorie mal zu Hause zu lassen und sich an die Praxis zu wagen. Die unglaubliche Unduldsamkeit — sie sind noch unduldsamer als die katholischen Pfaffen — und der unglaubliche unfruchtbare Doktrinarismus unserer Sozialdemokraten sind die Hauptgründe, die unsere Gebildeten abhalten, mit der *Partei* zu gehen. Unsere innere Stellung zum Sozialismus und zur Arbeiterschaft wird dadurch natürlich nicht berührt.

Die Freiheit geht unter, wo Sozialdemokraten und Zentrum siegen. So sehe ich etwa die gegenwärtige Situation an. Was denkt man in der Schweiz? Daß England und Frankreich sich freuen, besonders das erste unbändig sich freut, kann ich lebhaft nachfühlen. Aber das interessiert mich nicht so sehr, wenn es für uns vielleicht auch praktisch wichtiger und beachtenswerter ist. Nein, ich wüßte gern, was die denken, denen feindselige Absichten gegen uns ganz fern liegen, denen aber am Wachsen der sozialistischen Bewegung gelegen ist, weil sie von ihr erhoffen, daß sie die *Welt* ein Stück näher zur *Freiheit* führen wird. Wie nimmt sich in Ihren Augen, von Ihrer freieren Warte das aus, was bei uns in Deutschland jetzt vor sich geht? Wir sind wohl zu stark am Kampfe beteiligt, um einen klaren Ueberblick über die Gesamtlage haben zu können. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie in den Neuen Wegen auch auf die jetzigen Reichstagswahlen wieder näher eingehen wollten. Der gegenwärtige gewaltige Umschwung fordert ja geradezu eine Fortsetzung Ihres Artikels von 1907. Denn, daß es so schnell so ganz anders werden würde, haben Sie damals doch auch nicht gedacht."

Diesen zwei ziemlich verschieden gearteten Urteilen möchte ich, dem Wunsch des Briefschreibers gemäß, mein eigenes hinzufügen. Es trifft sich ungesucht, daß ich diesmal in der Mitte stehe und also auf These und Antithese gewissermaßen die Synthese folgt.

Ich freue mich über das Ereignis von Herzen und zwar keineswegs bloß deswegen, weil es die Erfüllung meiner Voraussage ist, auch nicht deswegen, weil mir eine Vermehrung sozialdemokratischer

Stimmen und Mandate ohne weiteres und in allen Fällen als ein großes Glück erschiene. Gewiß freue ich mich über einen solchen Erfolg des aufstrebenden Proletariats; was mir aber an diesem Wahlergebnis besonders wertvoll erscheint, ist etwas anderes. Es ist ein Zeichen, das zu denken gibt, namentlich wenn man es mit der gewaltig anschwellenden sozialistischen Flut in England und Nordamerika und andern bedeutsamen Tatsachen ähnlicher Art vergleicht. Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, muß nun erkennen, daß wir neuen Dingen entgegengehen. Die soziale Revolution kommt näher und näher und es scheint, als ob das Tempo ihrer Entwicklung sich beschleunige. Ob sie sich vorwiegend in friedlichen Formen vollziehen wird oder in gewaltsamer, wer kann es sagen? Das Zweite ist nicht unwahrscheinlich; denn so starke Spannungen, wie sie in der heutigen Welt vorhanden sind, entladen sich nur zu leicht auch gegen den Willen der Beteiligten in Gewittern und Katastrophen. Jedenfalls sind nun Alle aufgeweckt, die an die letzten Reichstagswahlen oder, in der Schweiz, an allerlei sozialdemokratische Mißerfolge die Hoffnung geknüpft hatten, daß nun die sozialistische Flut am Ablaufen und der sozialistische „Rausch" in der Ernüchterung begriffen sei. Ich erhoffe von einem solchen Mene Tekel eine Aufrüttelung aller noch der Belehrung Zugänglichen, eine ernste Besinnung über den Stand unserer ganzen Kultur, also nicht nur eine politische und soziale, sondern auch eine geistige Wirkung — die Wirkung eines Erdbebens! Dieses wird wieder ein Stück Sattheit umwerfen. Besonders erhoffe ich das für unser Christentum, das schweizerische, wie das deutsche. Das religiöse Problem, das im sozialen enthalten ist, rückt den kirchlichen und theologischen Kreisen wieder näher auf den Leib. Das könnte zur Folge haben, daß besonders in Deutschland der Kampf zwischen Orthodoxie und Liberalismus durch eine andere Problemstellung und andere Lösungen überboten würde. Ich hoffe in dieser Beziehung noch auf große Entwicklungen, die in Deutschland anheben und das deutsche Christentum, und zum Teil auch das unsrige, über den gegenwärtigen toten Punkt hinausheben werden. Solche Entwicklungen müssen freilich von Innen her kommen, sie können nicht auf einen äußern Anlaß hin gemacht werden, aber wir wissen, wie gerade auf den Höhepunkten des alten und neuen Bundes neue Entfaltungen der Wahrheit des Gottesreiches durch von außen kommende Erschütterungen ausgelöst wurden. Gott muß oft mit den Menschen deutsch reden, damit sie hören und verstehen, auch mit den Christen und Theologen!

Ich freue mich dieser gegen eine Gesellschaft, die gerade in den letzten Monaten ihre sittliche Fäulnis wieder so deutlich gezeigt hat, aufgehobenen Faust, dieses Zeichens, daß die nicht Toren sind, die es für möglich halten, daß die Welt noch einmal anders als heute aussehen könnte.

Aber wie wird der gewaltige Triumph auf die Sozialdemokratie zurückwirken? Kann man ihr dazu von Herzen Glück wünschen? Be-

kanntlich ist es für größere Gemeinschaften sogut wie für den einzelnen Menschen eine schwerere sittliche Aufgabe, einen Sieg auszuhalten, als eine Niederlage. Die Bedenken des verehrten Briefschreibers sind gewiß nicht grundlos; sie mögen manchem rechten Sozialdemokraten mitten in der Siegesfreude das Herz schwer gemacht haben. Wir Schweizer fürchten besonders eine üble Rückwirkung auf unsere sozialdemokratische Partei. Leicht könnte diese dadurch zu dem Schlusse verleitet werden, daß auch bei uns ähnliche Erfolge errungen werden könnten, wenn wir nur die Methoden der deutschen Partei nachahmten. Es wäre zwar ein Trugschluß; denn in Wirklichkeit verhält sich die Sache doch wohl so, daß die Deutschen ihre Siege gerade auch dem Umstande verdanken, daß sie aus deutscher Art und deutschen Verhältnissen heraus handelten und daß die Schweizer also schweizerischer Art und schweizerischen Verhältnissen gerecht werden müssen, um größere Erfolge als bisher zu erringen. Aber die Gefahr, daß der Trugschluß siege, ist umso größer, als ja der persönliche Einfluß deutscher Genossen und dazu der deutschen sozialistischen Literatur auf die schweizerische Partei sehr stark ist. — Auch darf man sich wirklich fragen, ob die deutsche Partei für eine richtige Verwendung der ihr zugefallenen Macht schon reif genug ist. Wenn das in auffallendem Maße nicht der Fall wäre, müßte ein böser Rückschlag erfolgen. Die Gefahr der Selbstüberhebung ist natürlich auch vorhanden.

Wenn ich also die Bedenken des deutschen Freundes wohl begreife, so kann ich doch nicht in allen Punkten mit ihm gehen. Ich teile seine Besorgnis wegen der Bedrohung der geistigen Freiheit durch die Sozialdemokratie nicht, oder nur in geringem Maße. Gewiß ist ein sozialdemokratischer Dogmatismus vorhanden, besonders in der deutschen Partei. Der Deutsche ist eben wissenschaftlich gestimmt und wird darum leichter doktrinär, als andere Völker. Auch hat alle Demokratie wirklich eine Tendenz, nicht nur die Verhältnisse, sondern auch die Menschen einander gleich zu machen. Aber es ist zu bedenken, daß die Sozialdemokratie jedenfalls die großen Errungenschaften der neuen Zeit: Freiheit der Rede und Schrift, Aufhebung jedes religiösen und konfessionellen Zwanges, höhere Schätzung des Rechtes der Persönlichkeit durch Gesetz und Recht nicht antasten wird. Ist sie doch neben der freisinnigen Volkspartei die einzige Partei gewesen, die das Zentrum mit ganzem Ernst angegriffen hat. Auch ist nie zu vergessen, daß Demokratie doch immer auch eine Summe neuer Freiheit bedeutet. Sie nimmt vielleicht einer bevorzugten Kaste etwas davon weg, gibt es aber dafür den Massen. Es findet nicht eine Verminderung, sondern eine Verschiebung der Freiheit statt und die Persönlichkeit findet neue Möglichkeiten*) Wir müssen uns davor hüten,

*) Ich darf wohl auf die Begründung und Ausführung dieses Gedankens in meinem Aufsatz über „Sozialismus und persönliche Freiheit“ in Neue Wege 1908, Nr. 10, hinweisen.

den alten liberalen, allzu individualistischen, Freiheitsbegriff auf die neuen Entwicklungen anzuwenden. Der Sozialismus kann ganz gut als der Versuch aufgefaßt werden, das Recht der Persönlichkeit im wirtschaftlichen Leben zur Geltung zu bringen.

So meine ich auch, daß der Briefschreiber doch ein wenig zu schwarz sehe, wenn er von einer sittlichen „Mauserung" der Partei infolge der Niederlage von 1907 nicht viel bemerkt hat. Auch ich hätte diese gründlicher und ehrlicher gewünscht. Aber gänzlich gefehlt hat sie doch nicht. Ein öffentliches Bußbekenntnis legen ja politische Parteien so wenig ab, als kirchliche. Auch erfolgt natürlich die Umstimmung einer Masse von drei bis vier Millionen Menschen nicht so rasch. Aber wie bei einem einzelnen Menschen eine innere Veränderung vorgegangen sein kann, ohne daß in seinem äußeren Verhalten auf den ersten Blick viel davon zu merken ist, so kann es sich auch bei einer Partei verhalten. Ich habe als sehr aufmerksamer Beobachter aus der Ferne den ganz bestimmten Eindruck erhalten, daß die deutsche Partei heute eine andere sei, als vor fünf Jahren. Eine Fülle von freilich nicht augenfälligen, aber darum doch bedeutsamen Symptomen, zeigen, daß ein Umschwung eingesetzt hat: es ist mehr Reife da und der Bann des Dogmatismus, des politischen, sozialen, religiösen, ist zwar nicht gehoben, aber gebrochen.

Was die religiöse Umstimmung betrifft, so geht sie freilich langsam; aber wer kann sich darüber verwundern, bei der heutigen Zeitlage und der Haltung der Kirchen? Aber gerade in dieser Beziehung könnte die neue Wendung bedeutsame Folgen haben. Mir hat sich schon lange folgender Gedankengang aufgedrängt: Solange die Sozialdemokratie noch mit Aufgebot aller Macht um die notwendigste materielle Besserstellung der Massen und um ihr politisches Recht kämpfen muß, bleibt ihr zur Verinnerlichung sozusagen keine Zeit. Alle Kräfte sind nach außen hin gespannt. Dieses Ziel lockt alles Begehren und beschäftigt alles Denken; es besitzt einen fast religiösen Zauber. Und man darf vielleicht zu behaupten wagen: es geschieht nach Gottes Willen so. Denn die äußere Umgestaltung der Gesellschaft ist notwendig; sie darf nicht durch eine voreilige, falsch verstandene Innerlichkeit aufgehalten werden. Aber wenn dieses äußere Ziel einmal erreicht ist, dann wird für das Innere wieder Kraft frei. Es wird eine Reaktion eintreten. Im praktischen Ringen um die Neuordnung der Gesellschaft werden Dogmen, Schlagwörter, Phrasen zerbrechen; und sittliche und andere Niederlagen, die nicht ausbleiben können, werden das Bedürfnis nach stärkeren sittlichen Kräften erzeugen. Wo man aber den Quellen der sittlichen Kraft nachgeht, da stößt man auf die Religion. — Mit dieser Entwicklung rechne ich bestimmt und warte in Geduld. So erscheint mir das, was sich zunächst als ein Weg weiter ins Aeußerliche hinein darstellt, als notwendiger Umweg und insofern nächster Weg nach Innen.

Die religiöse Bewegung wird ja sicher kommen. Sie ist ja schon

da, ist im Sozialismus und als Sozialismus und ist daneben da. Sie wird langsam größere Tiefe und Durchschlagskraft gewinnen. Ob sie aus dem Herzen des Sozialismus hervorbrechen wird als fortreißender Glutstrom? Manche von uns haben es lange gehofft und halten es noch heute für möglich. Woher sie aber auch komme, er wird die frisch aufsteigenden Volksmassen ergreifen und mitreißen; sie zuerst! Sie werden die wichtigsten Träger der Bewegung sein. Denn große religiöse Revolutionen kommen, sozial betrachtet, von unten her. — Das ist auch mein bester Trost angesichts der schlimmsten Gefahr, die ich mit vielen andern treuen Freunden der Sozialdemokratie fürchte: Daß diese nämlich nach erreichtem ganzen oder teilweisen Siege in ein neues Philistertum, eine kleinbürgerliche Sattheit verfalle, daß sie ihren revolutionären geistigen Schwung, ihre Hoffnung, ihre größten Ziele verlieren und vergessen könnte. Das wäre die ärgste der Enttäuschungen, die wir erleben könnten. Aber wir schütteln diesen Albdruck ab, weil wir in der ganzen Bewegung noch eine tiefere Macht am Werke sehen, als sie selbst weiß, weil sie uns nur eine Form einer machtvollen und weittragenden Lebensbewegung der Menschheit ist, weil in ihren Zielen und über ihnen uns ein noch höheres Licht erglänzt.

Aber das deutsche Reich? Bedeutet dafür eine so starke Sozialdemokratie nicht eine nationale Hemmung? Es wäre wohl nicht taktvoll, wenn ich als Schweizer mich darüber ausführlich äußerte. Nur ein paar Worte seien mir erlaubt. Ich meine zunächst, was an sich gut sei, müsse auch für das deutsche Reich gut sein. Sodann ist zu sagen, daß für einen großen und rasch wachsenden Teil der Menschheit gerade die deutsche Sozialdemokratie eine Ehre ihres Volkes ist. Durch sie besitzt Deutschland einen gewaltigen Einfluß in der ganzen Welt. Dafür haben freilich sehr viele heutige Deutsche noch keinen Sinn, aber künftige Geschlechter werden darüber vielleicht anders denken. Deutschlands Beruf ist vielleicht ein anderer, als heute viele dieser patriotischen Deutschen meinen. Vielleicht sollte die Tatsache, die deutsche Sozialdemokratie heißt, sie zu einem politischen Umdenken veranlassen, das mit einem religiösen eng zu verbinden wäre.

Kurz: weite Ausblicke in die Zukunft tun sich uns auf und bei allem Ernste, zu dem sie uns veranlassen, dürfen wir darin doch den Weg unseres großen Gottes aufglänzen sehen. L. Ragaz.

---

# Rundschau.

**Zum vierten Februar.** Die eidgenössische Abstimmung vom 4. Februar über die Kranken- und Unfallversicherung hat ein wenn auch nicht glänzendes, doch in Anbetracht des harten Kampfes erfreuliches Resultat gezeitigt. Der „gesunde Menschenverstand des Schweizervolkes", an den der Referent des Basler Handels- und

Industrievereins, ein Gegner des neuen Gesetzes, appellierte, hat zu Gunsten der Vorlage entschieden. Wir notieren das mit großer Genugtuung, denn es war in der Tat ernstlich zu befürchten, daß im Kreuzfeuer der Zeitungspolemik und den widersprechenden Erörterungen die klare Urteilsfähigkeit verloren gehe und irgend ein Schlagwort den Ausschlag gebe. Zum Glück muß sich nun unsere Demokratie noch nicht das Zeugnis ausstellen lassen, daß sie nicht imstande sei, auf dem Gebiet der Versicherung gesetzgeberisch vorzugehen; aber immerhin hat die Belastungsprobe der Abstimmung, abgesehen vom Gesamtresultat, noch bedenkliche Schwächen aufgedeckt.

Es verrät doch eine ganz unverantwortliche Kurzsichtigkeit, wenn von gewisser Seite beharrlich behauptet werden konnte, es handle sich bei gegenwärtiger Gesetzesvorlage um rein wirtschaftliche Fragen; man wollte damit allen denen, die es wagen, einen idealeren Standpunkt einzunehmen, zum vornherein das Maul binden. Das ist nun freilich nicht gelungen, wir konstatieren gerne, daß die Kirche an manchen Orten aus der ihr fälschlich auferlegten Reserve herausgetreten ist im Bewußtsein, daß sie zu der tiefgreifenden sozialen Angelegenheit ein Wort mitzureden habe. Hoffentlich trägt der hinter uns liegende Kampf dazu bei, manchen die Augen darüber zu öffnen, daß volkswirtschaftliche Probleme nicht nur vom kommerziellen Nützlichkeitsstandpunkt aus, sondern in erster Linie auch von einer ernsten sozialen Weltauffassung aus gelöst werden müssen.

Uebrigens, das wollen wir zugeben, schrieb man sich auf beiden Seiten im großen und ganzen den sozialen Standpunkt zu. Man machte sich der Verunglimpfung des Gegners verdächtig, wenn man am sozialen Willen zweifelte. Aber — und das ist nun die andere Schwäche, die wir mit allem Nachdruck hervorheben — das soziale Wollen, auch wenn es da ist, muß praktischen Erwägungen, will sagen geschäftlichen Interessen, weichen. Es heißt ausdrücklich in Bezug auf die soziale Aufgabe: „Das sind alles recht gute Theorien, die wohl eine schöne Weltauffassung des Einsenders verraten, aber nicht entscheiden.“ (Basler Nachrichten Nr. 32, Beil. 1.)

Das bestätigt den Eindruck, den uns die Gegner der Vorlage im besten Falle machen: der soziale Wille ist da, aber das eigene Interesse geht vor. Vom sozialen Gesichtspunkt aus läßt sich gegen die Nichtbetriebsunfälle und gegen die Versicherung der Ausländer, die wir für unsere schwersten Arbeiten so nötig haben, nichts einwenden, aber, so argumentieren unsere Gegner, diese Versicherungszweige sind unrentabel, darum müssen wir sie bekämpfen. Unsere Industriellen und Handelsleute sind so sehr vom Geschäftsgeist besessen, daß sie von einer konkurrenzlosen Versicherungsanstalt gar keine erfolgreiche Arbeit erwarten. Konkurrenz ist also der einzige Stimulus! Ja, man bedauert in jenen Kreisen „die Untergrabung und Beseitigung erfolgreicher privater Unternehmungskunst durch das Staatsmonopol.“ Also auch die Versicherungsanstalt soll in erster Linie Geschäft und nicht

Verwaltung sein! Wir lernten dieses Geschäftsprinzip im Versicherungswesen, dieses elende Markten um die Entschädigungssumme auch kennen und spürten nichts von sozialem Wollen. Darum sagen wir: wenn in grundlegenden sozialen Fragen der manchesterliche Geschäftsgeist eine so große Rolle spielt, so ist das ein Zeichen von Schwäche im Erfassen höherer Ziele. Umsomehr freuen wir uns, daß die Versicherungs-Vorlage dennoch angenommen wurde und hoffen, sie werde die Arbeitslust und Lebensfreude mehren bei denen, die des Lebens Last am empfindlichsten zu spüren bekommen und die darum auch so energisch und zielbewußt sich für das neue Versicherungsgesetz gewehrt haben.

L. St.

**Das Wachstum des Sozialismus in der angelsächsischen Welt** ist erstaunlich. In England wie in Nordamerika sind bei den letzten Wahlen in die kommunalen und regionalen Behörden die sozialistischen Stimmen rapid in die Höhe geschnellt. In England geht eine gewaltige Bewegung durch die Arbeitermassen und teilt sich auch der bürgerlichen Welt mit. Viel stärker als bei uns nehmen die sogenannten intellektuellen Kreise von ihrem Standpunkt aus an dem dadurch geschaffenen Problem Anteil. Aehnlich verhält es sich in Nordamerika. Einer, der die Lage überschaut wie Wenige, schreibt uns darüber: „Der Fortschritt des allgemeinen Denkens und Fühlens (sc. in bezug auf das soziale Problem), der sich während der letzten fünf Jahre vollzogen hat, ist erstaunlich... Die Bewegung kommt der Art von religiösen Erweckung, die das soziale Christentum ersehnt, näher, als irgend eine, die bisher versucht worden ist. Ein Freund, der Gelegenheit hatte, während zehn Tagen in ... (folgt der Name eines nordamerikanischen Staates) zu arbeiten, erzählte mir, daß dort das soziale Christentum, das religiöse Leben so stark beschäftige, daß man sich kaum mehr für etwas anderes interessiere. Die alte (individualistische) Art der religiösen Erweckungspredigt versage glattweg, aber die religiös-soziale Verkündigung reiße die Leute einfach mit."

Ja, das wäre auch unsere Sehnsucht: eine Erweckung, die beides wäre: religiös und sozial und beides gleich stark und tief! L. R.

**Die Schweiz und — China.** In unserer Bundesverfassung heißt es § 35, Absatz 1:

„Die Errichtung von Spielbanken ist untersagt. Die zurzeit bestehenden Spielhöllen müssen am 31. Dezember 1877 geschlossen werden."

Hoffentlich steht kein anderer Paragraph in unserer vielgepriesenen Verfassung, der fortdauernd so schmählich mißachtet würde, wie dieser. Es gibt, wie männiglich weiß, in der Schweiz trotz dieses Paragraphen eine ganze Anzahl Spielbanken und Spielhöllen. Namentlich macht sich dieses Unwesen an einigen Fremdenzentren breit, zur Schande des ganzen Landes und zum Aergernis für jeden anständigen Schweizer.

Daß unser Bundesrat gegen dergleichen Schädigungen der nationalen Ehre von sich aus nichts tut, versteht sich leider schon lange von selbst. Er mußte seine Aufmerksamkeit darauf richten, wie er die

Absinthfabrikanten entschädige und die „Antimilitaristen" niederhalte. Als er endlich dem Drängen von außen her nachgab und die Genfer an die Bundesverfassung erinnerte, erhoben die dortigen Radikalen ein gewaltiges Geschrei gegen Muckertum und Tyrannei. Man durfte indeß hoffen, der Bundesrat werde fest bleiben. Diese Hoffnung wird durch seine neueste Aktion in dieser Sache gründlich enttäuscht. Der Bericht, den das eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement vor kurzem über diesen Gegenstand veröffentlicht hat, ist ein Dokument unserer sittlichen und nationalen Schwäche. Anstatt der Wahrheit die Ehre zu geben und klipp und klapp zu erklären, daß der deutlichen Bestimmung der Bundesverfassung einfach Nachachtung zu verschaffen sei, wird weitschweifig untersucht, ob wohl Rößlispiel oder Bouleſpiel gefährlicher sei und zu gunsten des Letzteren entschieden. Man bekommt fast den Eindruck, der betreffende Bundesrat habe sich äußerst liebevoll in das Wesen der beiden vertieft. Dann wird untersucht, wie man dem Teufel ein wenig die allzu langen Krallen beschneiden könnte, ohne sie ganz unbrauchbar zu machen. Das Ergebnis ist die geniale Idee, daß man den Fremden einen Einsatz bis zu fünf Franken, den Landeskindern aber nur einen bis zu zwei Franken gestatten und das Spieltempo auf zwei Gänge in der Minute ansetzen solle.

Difficile est, satiram non scribere (es ist schwer, keine Satire zu schreiben!). Nein, nicht einmal eine Satire ist ein solches Aktenstück wert. Es ist einfach unglaublich, daß so etwas von einem Bundesrat geschrieben werden kann und zwar noch dazu von Einem, dem man allgemein das Beste zutraut. So geht man an „oberster Stelle" mit dem klaren Recht und mit der nationalen Ehre um und dann macht man Gesetze gegen die Anarchisten!

Da muß das Volk zugreifen. Eine Initiative wird wohl nicht ausbleiben. Dieses Krebsübel muß ausgeschnitten werden, koste es, was es wolle. Und was sollte es denn kosten? — Man legt so oft Gewicht darauf, daß unsere Verfassung mit den Worten beginne: „Im Namen Gottes, des Allmächtigen". Wer diese Worte ernst nimmt, der sorge dafür, daß nicht im Namen Gottes gelogen, sondern daß ausgeführt werde, was in Verbindung damit versprochen worden ist. Man weiß, daß auch der Absinthparagraph nicht richtig ausgeführt wird.

Es trifft sich eigen, daß ungefähr zu gleicher Zeit, wo wir Schweizer uns unfähig zeigen, eines relativ kleinen Uebels Herr zu werden, wir aus China merkwürdige Dinge vernehmen. China ist bekanntlich, zum Teil durch europäische Schuld (man erinnere sich an den Opiumkrieg, den England mit ihm geführt), dem furchtbaren Unheil des Opiumgenusses verfallen. Unsere Verteidiger des Alkohols wiesen darauf hin zum Beweis für die Behauptung, daß, wer den Alkohol aufgebe, dafür in schlimmere Laster gerate. Aber was ist geschehen? Regierung und Volk raffen sich auf zu einem Kampf bis aufs Messer gegen diesen Todfeind und der Erfolg ist erstaunlich: Der Verbrauch des Giftes ist bis auf einen kleinen Bruchteil des

früheren Quantums eingeschränkt; in Ländereien, die doppelt bis dreimal so groß sind, wie die Schweiz, sind die Mohnfelder verschwunden (ohne daß man von Millionenentschädigungen an die Giftproduzenten gehört hätte!) eine tiefe Bewegnng hat das ganze Volk ergriffen: es weiß, daß es um sein Leben kämpft. (Vgl. Basler Nachrichten Nr. 27, zweite Beilage.)

Wie stehen wir diesen Tatsachen gegenüber da? Das ist eine neue Gestalt der „östlichen Gefahr"! L. R.

Das Präsidium des **Evangelisch-sozialen Kongresses** ist von Prof. Harnack an Prof. Baumgarten in Kiel übergegangen. Eine Aenderung in der Richtung des Kongresses wird das nicht bedeuten. Baumgarten ist weniger Gelehrtennatur als Harnack, er ist mehr Mann der Praxis. Während Harnack mehr dadurch imponiert, daß er mit seinem lebendigen Interesse das ganze soziale und geistige Leben umspannt und überall ein wohlabgewogenes, reifes Urteil in geistvollen Worten abzugeben weiß, wird bei Baumgarten eher sein frisches Temperament Eindruck machen. Aber das, was den am meisten in die Augen springenden Unterschied zwischen den deutschen Evangelisch-Sozialen und unserer schweizerischen Bewegung bildet, die ausgesprochene Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie, wird sich unter Baumgartens Leitung nicht ändern. Bei aller lebhaften und furchtlosen Aeußerung seiner sozialen Gesinnung hat er stets die Sozialdemokratie als eine geistige Macht, die es zu bekämpfen gelte, angesehen — natürlich nur mit geistigen Waffen. Sein Standpunkt ist eine sehr stark von Carlyle beeinflußte Sozialaristokratie. Bei dieser Aristokratie darf man natürlich nicht an Standesdünkel denken, sondern an das noblesse oblige. Es ist eine durchaus noble Denkweise und entspricht dem, was den gebildeten Kreisen in Deutschland an sozialem Empfinden zugänglich ist; auch diese Denkweise hat noch ihre große Aufgabe. L.

---

# Büchertisch.

**Das Neue Testament.** Uebersetzt von L. Reinhardt, V. D. M. Verlag von E. Reinhardt, München.

Das Problem, wie wir die neu verstandene Bibel in neuer Form unter die Menschen bringen, gehört zu unseren wichtigsten und hat noch keineswegs eine befriedigende Lösung gefunden. Schon darum muß uns jeder neue ernsthafte Versuch nach dieser Richtung hin willkommen sein. Reinhardt aber will noch mehr: er will das Neue Testament dem Menschen wieder dadurch nahe bringen, daß er es religiös neu verstehen lehrt, es von seinem religiösen Mittelpunkt aus erklärt. Das aber ist für ihn die Botschaft von dem auf die Erde kommenden Gottesreiche, das auch die soziale Erlösung einschließt, also das, was wir Theologen etwa Messianismus nennen. Mit großer Schärfe betont er den Gegensatz dieser Auffassung zu der landläufigen, welche das Evangelium als Lehre von einer im Jenseits zu gewinnenden individuellen Seligkeit versteht. Von seiner andersartigen Auffassung aus fällt ein für die meisten Leser gewiß völlig neues Licht auf das ganze Neue Testament als solches und auf zahllose einzelne Stellen im Besonderen. Eine allgemeine Einleitung entwickelt diesen neuen Gesichtspunkt. Dazu kommen Einführungen in

die einzelnen Schriften, die mit vollem Freimut die wesentlichen Ergebnisse der freien Bibelforschung darbieten, immer jedoch in selbständiger Weise und Anmerkungen zu einzelnen für die Auffassung Reinhardts besonders in Betracht kommenden oder sonst der Erklärung bedürftige Stellen.

Was ist von dem Versuch zu halten? — Auf die Kritik einzelner literarkritischer Behauptungen oder Textauslegungen will ich mich nicht einlassen, sondern den Versuch als Ganzes ins Auge fassen. Da gestehe ich denn offen, daß er mir höchst beachtenswert erscheint. Ich weiß, daß es für einen akademischen Theologen gewagt ist, dies auszusprechen. Denn Reinhardt wird von unserer Zunft nicht für voll genommen. Ich glaube aber, daß er in zwei Punkten, den Hauptpunkten, recht hat: Recht hat er, wenn er das Neue Testament den Menschen wieder dadurch neu schenken will, daß er es in neuem Lichte zeigt, es religiös lebendig macht, es als Träger einer Botschaft zeigt, die den meisten heutigen Christen neu ist. Das ist der Weg, auf dem in der reformatorischen und vorreformatorischen Zeit die Bibel den Menschen neu geschenkt wurde, und das ist auch heute der Weg. Neue Uebersetzungen, die bloß auf größere wörtliche Richtigkeit und moderneres Sprachgewand ausgehen, genügen nicht. Aber Recht hat er auch mit seiner Auffassung dessen, was das Neue Testament will, zum mindesten gegenüber der landläufigen Auffassung. Denn freilich kann man über den Sinn der Gottesreichsbotschaft noch etwas anders denken als Reinhardt, ohne deßwegen auf die andere Seite zu treten.

Ueberhaupt meine ich ja nicht, daß Reinhardt nun das Problem völlig gelöst habe. Aber es ist meines Bedünkens ein guter Weg, den er zeigt. Dieses Neue Testament hat Laien und Theologen etwas zu sagen. L. R.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Es ist uns ein rechter Kummer, daß wir nicht dazu gekommen sind, uns zur Abstimmung über die Kranken- und Unfallversicherung noch vor dem 4. Februar besonders zu äußern. Daran ist der Umstand schuld, daß es uns nicht möglich war, dieses Heft, wie wir geplant hatten, auf Ende Januar herauszugeben. Daß wir für das Gesetz sind, haben unsere Leser übrigens wohl ohne weiteres vorausgesetzt und geschrieben ist über die Sache ja quantitativ und qualitativ genügend worden. Trotzdem hoffen wir, künftig bei ähnlichen Anlässen auch wieder das Unserige tun zu können. Einen größeren Aufsatz über das Thema aus der Feder von Frl. Schaffner haben wir übrigens früher gebracht.

Zu der vorliegenden Nummer sei folgendes bemerkt: Den Aufsatz von Herrn Wuhrmann möchten wir nicht als Verteidigung oder gar Verherrlichung der „Religiös-Sozialen" aufgefaßt wissen, sondern als einen Beitrag zu der religiös-sozialen Diskussion, die während der letzten Monate in den Spalten des „Freien Schweizer Arbeiters" über das Verhältnis vom Evangelium Jesu und sozialer Bewegung geführt worden ist. Wir möchten die Gelegenheit benützen, das treffliche Blatt wieder zu empfehlen.

Es gereicht uns zur großen Freude, mitteilen zu dürfen, daß die Aufsätze von J. Rinck über den „Mädchenhandel" nun in etwas erweiterter Gestalt als besondere Broschüre erschienen sind (bei Kober in Basel). Preis 50 Rappen, 50 Exemplare Fr. 20, 100 Exemplare Fr. 30. Wer zur Verbreitung dieses erschütternden Mahnrufes beiträgt, tut ein gutes und hochnötiges Werk. Wir werden davon noch ausführlicher reden.

Dem neuen Komitee der Neuen Wege gehören folgende Herren an: Herr Pfarrer Bader in Zürich; Herr Dr. Barth, Seminardirektor in Schaffhausen; Pfarrer Liechtenhan in Basel; Pfarrer Sutermeister in Feuerthalen. Eine stärkere Vertretung der „Laien" ist in Aussicht genommen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz** Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Siegen und Unterliegen.

Die Sehnsucht nach großen Siegen ist ein bezeichnender Zug unserer Zeit. Die Lust am Wagen, der Wille zur Macht verlangen nach Kampf und Triumph. Man will Herr sein, sei es über andere Menschen oder andere Völker, sei es über die Natur.

Dies sind nur rohe Vorstufen einer heißeren Sehnsucht nach Sieg, einer Sehnsucht, die heute die Seele noch ganz anders fesselt, als der kühnste Imperialismus, der gewagteste Flug. Heiß ersehnt man einen Sieg über die Welt. Denn die äußere Welt ist stark, roh und ohne Erbarmen. Sie ist die Entfesselung von Trieben und Mächten, über die wir herrschen sollten, und die über uns herrschen. Wir sind in ihrer Gewalt, wie der Reiter in der Gewalt des Rosses ist, das er nicht mehr zügeln kann. Die Welt reißt uns in ihre tolle Jagd mit. Sie beraubt uns unserer Persönlichkeit. Sie macht uns zu ihrem Werkzeug oder Spielzeug. Sie läßt die Freiheit zur Phrase und die Selbständigkeit zum Hohn werden. „Gott gebe uns den Sieg über diese furchtbare Uebermacht" ist das Gebet vieler Frommen. „Er verleihe uns einen entscheidenden Sieg über die Welt."

Wir müssen so beten. Es unterlassen, hieße Selbstmord begehen. Denn Frömmigkeit ist Weltüberwindung. Das Christentum lebt von Gegensatz und Kampf. Es kann sie so wenig entbehren, wie der Mensch die frische Luft. Wo das Christentum zu kämpfen aufhört, entartet es. Der gesunde Leib wird zur Leiche. Er ist selber tot und verseucht die Umgebung.

Unsere Blicke sind in diesen Wochen auf die Passion gerichtet. Was ist die innerste Seele dieser Szenen, die uns nun wieder fesseln? Lassen wir uns durch das Wort „Passion" nicht irre leiten. Passion heißt: dulden und leiden. Gewiß; aber dieses Dulden ist auch der kühnste, männlichste Angriff. Verlassen, verraten, in den entscheidenden Stunden auf sich allein gestellt, trotzt Christus der ganzen ihn umgebenden Welt. Die Paradoxie des Christentums erhält hier ihren großartigsten Ausdruck: die heroische Persönlichkeit, die im Kampf mit der ganzen Welt liegt. Christi „Entweder — Oder", „Gott oder

Mammon" hat die Welt in zwei feindliche Lager gespalten. Aber einstweilen steht er allein auf einer Seite. Alle Scharen des Feindes sind gegen ihn entfesselt. Er hat sie entfesselt. Vorspiel der Passion ist die größte Herausforderung, welche die Geschichte kennt. Es sollte einmal — so wollte es Jesus selber — zur Entscheidung kommen. Es ist die Kampfesweise des Höchsten, daß es das Böse und Gemeine herausfordert, um es völlig zu entwerten. Und nun ist der Kampf entbrannt. Es gibt keine packenderen Kampfesszenen als diese Augenblicke, da die Treue zu Gott und die reinste Liebe zu den Menschen mit der ganzen Roheit, Rachsucht und Gemeinheit, derer die Welt fähig ist, im Kampfe liegen.

Christus hat gesiegt. Sonst wüßten wir nichts von ihm. Oder wir redeten von ihm wie der römische Geschichtsschreiber, der nur seinen Tod zu berichten weiß und die Bemerkung beifügt, er habe eine verachtete Sekte gegründet. Nun aber nennen wir ihn unsern Herrn, und in den großen Stunden unseres Lebens brennt in uns der Wunsch, seiner nicht unwürdig zu sein.

Kampf und Sieg ist die Passion. Darum weht von dorther eine so stählende, frische Luft. Wir brauchen sie in unserem Ringen mit der Uebermacht, die uns heute erdrückt. Wir kämpfen und hoffen auf Sieg. Wo fänden wir mehr Stärkung als in diesen Szenen, die ganz Kampfesstimmung und Siegeszuversicht sind?

Und woher käme uns sonst die Läuterung und Vertiefung, die uns so not tut, wenn wir uns an die Aufgabe der Weltüberwindung heranwagen? Von der Passion weht ein rauher Hauch, der das laue, schlaffe wegfegt. Von dorther strömt aber auch eine Glut, welche alle Schlacken schmilzt, die sich dem Metall beigesellen, aus dem unsere Waffen gemacht werden sollen.

Wie roh sind unsere Werkzeuge, wie wenig edel ist ihr Metall! Wie roh sind oft unsere Vorstellungen von Kampf und Sieg! All dies wird uns zur beschämenden Gewißheit, wenn wir zur innersten Seele der Passion durchdringen, wenn einmal der dichte Schleier von Vorurteilen, Phrasen, Dogmen und unechter Kunst, der drüber liegt, zerreißt.

Wahre Kunst ist ein Mittel, den Schleier zu zerreißen und bis zum Wesen durchzudringen. Wir sehen es an der Passion von Albrecht Dürer. Wohl nie ist die tragische Größe der Passion so packend dargestellt worden. Die Passion ist hier der Kampf zwischen dem göttlichen und allen Streitkräften, welche die Welt aufbieten kann, um es zu vernichten. Alles folgt dem Aufgebot. Der Heuchler, dessen Heuchelei Jesus durchschaut, der Schlemmer, der den unheimlichen Störenfried gern los hätte, der Philister, der grundsätzlich gegen das auftritt, was seine Fassungskraft übersteigt, der Pöbel, den man bei seinen niedrigsten Instinkten angepackt hat, und dem eine rohe Szene willkommen ist. Verrat, Untreue, Feigheit, Charakterlosigkeit, Verleugnung gesellen sich hinzu. Auf einzelnen von Dürers Bildern haben

wir eine wilde Jagdszene. Die Meute brüllt; sie will ihr Opfer; sie will Blut. In der Mitte steht die Gestalt, an deren Hoheit der ganze Ansturm abprallt.

Aber nun das Wunderbare. Keinen Augenblick kann man darüber im Zweifel sein, daß der Sieg kein äußerer sein wird. Die Meute wird ihr Opfer haben. Der Pharisäer wird die Reinheit vernichten und weiter heucheln. Der Schlemmer wird ungestört weiter schlemmen. Der Philister wird nicht weiter in seiner Gemütsruhe gestört werden. In der hartherzigen, gottlosen Welt wird kein Mahnruf mehr ertönen. Alles bleibt scheinbar beim alten.

Und dennoch dieses überwältigende Gefühl von Siegeszuversicht — gerade auf den Bildern, da das Unterliegen am drastischsten dargestellt ist. Der Triumph des Bösen ist nur ein äußerer. Die Macht des Feindes ist gebrochen. Sein Sieg ist ein Gericht über ihn.

Hier sollte unsere große Revision einsetzen. Kann vielleicht der christliche Triumph vom äußeren Sieg unabhängig sein? Noch mehr. Ist er nicht gerade da am heiligsten und größten, wo er sich vom dunkeln Hintergrund der Niederlage abhebt? Sind nicht die folgenschwersten Siege des Christentums ein solches Unterliegen gewesen? Dies klingt wie ein Widerspruch. Aber es ist ein Widerspruch, den das tiefste Wesen des Christentums und sein Siegeszug durch die Welt als Wahrheit erweisen.

Gerade in Krisenzeiten, wenn es eine Weltüberwindung großen Stils gilt, ist das Christentum auf diese seltsame Siegesart angewiesen. Es braucht sie zur Entwertung des Bestehenden. Nie werden Roheit, brutale Gewalt und Tyrannei des Aeußern so völlig gebrochen, als wenn die, über welche sie äußerlich siegen, als Sieger untergehen. In diesem Sinne ergänzen wir unser Gebet: „Gott gebe uns auch große Besiegte, die im Untergange so überlegen dastehen, daß sie dadurch besser als durch den Triumph die Wahrheit ihrer Sache legitimieren. Gott gebe uns solche Sieger und mache uns auf unserm bescheidenen, eng begrenzten Gebiet zu solchen Siegern."

Wir sind Kinder einer Zeit, da eine Seele und Herz erdrückende Macht und die Seele miteinander ringen. Man meint oft, nur dann sei der Seele der Sieg über diese Gewalt gesichert, wenn eine andere starke, von einem hohen ethischen Ideal beseelte Macht den Kampfplatz betrete und siege. Gewiß. Aber zu einer noch völligeren Entwertung der rohen Macht werden wohl noch edlere und ernstere Siege vonnöten sein — in großer Zahl. Hier muß die ganz große christliche Weltüberwindung einsetzen, der Sieg in der Niederlage; sie muß den Charakter stark, die Gesinnung vornehm machen. Rasche Siege machen leicht gemein. Vor kleinen Siegen bewahrt zu werden, ist Nietzsches Wunsch. Klar hat der Pathologe unserer Zeit die Gefahr erkannt, die uns droht. Kleine, rasche Siege würden uns bei dem großen Kampf, der heute unsere Aufgabe geworden ist, den Ernst und die vornehme Gesinnung rauben. Wir würden trotz unserm großen Streben scheitern

oder entarten. Gott nehme uns die Angst vor dem äußern Unterliegen.

Lähmt dies nicht Tatkraft und Mut? Wir glauben das Gegenteil. Es gibt uns die Kraft, auf ein großes Ziel hinzuarbeiten, ohne die Hoffnung nötig zu haben, daß wir es erreichen werden. Man stellt oft ein Dilemma auf: Beweist durch äußere Siege, daß ihr nicht ein abstraktes Ideal vertretet — oder steckt euch ein bescheideneres Ziel. Wir können mit einem andern Dilemma antworten: Abhängigkeit von kleinen Siegen und damit ein kleines Ziel — oder sich aus dem Scheitern und dem Unterliegen nichts machen und ein hohes Ziel, ein Ziel, dem man auch durch unterliegen näher kommt.

Ein häßliches Bild wird hier oft gebraucht. Man redet von Leichen, welche die Festungsgräben füllen und die Brücke bilden, über welche die folgenden Reihen zum Sieg schreiten. Es gibt ein anderes Bild. Ein zu Tod getroffener Soldat weist noch im Todeskampf die Richtung, die er eingehalten, und in der seine Kameraden gehen müssen. Im Tode führt er die Seinen zum Sieg. Dies Bild ruft mir ein größeres in Erinnerung, den Sturm auf Golgatha von Rubens. Ich sage absichtlich „Sturm". Ein aus Soldaten und aufgeregtem Pöbel zusammengesetzter Haufe schleppt Jesus zur Richtstätte. Er ist sein Opfer; er wird mitgerissen. Sieht man das Bild länger an, so vollzieht sich eine seltsame Umwandlung. Die ganze vorwärtstreibende, stürmische Kraft geht vom Manne aus, der keuchend am Boden liegt und unter der schweren Last des Kreuzes zusammenbricht. Jesus führt den Zug. Der ganze Haufe und seine Führer werden nur mitgeschleppt.

Könnte unser Leben in bescheidenem Maß diesem Bilde gleichen! Das gäbe dem einfachsten Dasein einen großen Zug und einen hohen Wert. Geplagt, müde, beladen, manchmal der Verzweiflung nahe, der äußern Welt gegenüber machtlos und wehrlos. Gewiß, und doch die Herrscher, wenn wir als Jesu Jünger unterliegen und siegen.

J. Matthieu.

---

# Pantheismus oder Glaube an den persönlichen Gott?

III.

Leistet der Pantheismus, was er verspricht?

Wir beginnen wieder mit der wissenschaftlichen Seite, und zwar nicht weil uns diese die Hauptsache wäre, sondern gerade umgekehrt, weil sie uns Nebensache ist, wir aber durch ihre Erledigung zum Kern des Problems Zugang schaffen wollen. Ist der Pantheismus wissenschaftlich dem Glauben an den persönlichen Gott überlegen?

Unsere Antwort wird überraschend sein: gerade als Gedankengebilde ist der Pantheismus ganz unhaltbar. Es kann nichts Falscheres geben, als ihn für das Produkt eines besonderen philosophischen Scharfsinns zu halten. Er lebt vielmehr von der Unklarheit. Auch aus diesem Grunde hat ein Denker von Kants kritischer Schärfe ihn stets mit auffallender Geringschätzung behandelt. Bevor wir aber diese philosophische Schwäche des Pantheismus aufzeigen, wollen wir auch den Wahn zerstören, als ob er eine besonders moderne Denkweise wäre. Auch hier ist das Gegenteil der Fall. Der Pantheismus ist eine uralte Denkweise. Schon viele Jahrhunderte vor Christus ist er in Indien und Griechenland völlig ausgebildet gewesen und hat sich seither nicht im Geringsten weiter entwickelt. Er wird also schwerlich gerade eine Konsequenz des modernen Denkens sein, sondern wohl aus uralten Denkweisen, vielleicht irrtümlichen, emporwachsen, und höchstens durch gewisse Strömungen des modernen Denkens begünstigt werden. Die Sache verhält sich daher nicht so, daß der Glaube an den persönlichen Gott, also, wie wir vorerst annehmen dürfen, der christliche Gottesglaube, als eine rückständige Denkweise vor ihm weichen müßte, im Gegenteil: dieser hat schon einmal mit ihm gerungen, als nämlich auf dem Boden der antiken Welt Christentum und heidnische Religionsphilosophie zusammentrafen, und hat ihn besiegt.

Der Pantheismus lebt von der Unklarheit. Wir wollen dieses scharfe Urteil begründen. Sehen wir uns die übliche Formel des Pantheismus genau an: Gott und Welt sind Eins, mit andern Worten: Gott ist gleich der Welt und die Welt gleich Gott. Gerade in dieser Formel verbirgt sich der innere Widerspruch des pantheistischen Denkens. Was soll es heißen: Gott ist gleich der Welt, oder: die Welt ist gleich Gott? Hier gibt es nur ein Entweder-Oder. Entweder heißt dies: Gott und Welt sind völlig das Gleiche. Aber was hat es dann für einen Sinn, zu sagen, die Welt sei Gott? Ist es dann nicht richtiger, einfach zu sagen: die Welt ist Welt? Woher denn diese Verdoppelung? Es darf doch das Prädikat nicht einfach dem Subjekt gleich sein; sinnlos wäre es, zu sagen: die Blume ist gleich der Blume. Wenn der Satz: Gott ist gleich der Welt und die Welt gleich Gott, einen Sinn haben soll, so muß ein Unterschied zwischen Gott und die Welt gesetzt sein. Gott muß etwas anderes sein als die Welt, und der Welt etwas anderes als Gott. Damit aber stoßen wir auf den springenden Punkt. Dieser Unterschied wird von dem Pantheismus freilich gemacht. Er setzt eben den Glauben an Gott als eine selbständige, von der Welt verschiedene Macht voraus, aber ohne sich dessen bewußt zu sein. Damit aber hebt er sich als Pantheismus auf. Er anerkennt den Dualismus von Gott und Welt; er ist verhüllter Theismus, d. h. Glaube an einen der Welt gegenüber selbständigen Gott. Das ist die Unklarheit, von der er lebt. Er faßt in einer Formel zu einer scheinbaren Einheit zusammen, was doch verschieden ist. Alles sähe anders aus, wenn einfach gesagt würde: wir kennen keinen Gott, sondern nur eine Welt. Dann

wäre die Unklarheit gehoben und wir hätten entweder den nackten Atheismus oder es müßte die Gottesfrage neu aufgenommen werden.

Gegen diese Argumentation kann der Pantheist freilich einwenden, es handle sich hier bloß um eine mißverständliche Ausdrucksweise. Wenn er sage, die Welt sei identisch mit Gott, so heiße das im Grunde soviel als: er setze an Stelle der alten Gottesvorstellung das Weltall. Aber so liegt die Sache nicht. Wenn der Pantheist einfach sagte: das Weltall ist das Weltall, so wäre das Unsinn. Er will vielmehr sagen: das Weltall ist göttlicher Natur, im Weltall ist Gott zu finden. Es wird also ein Gott vorausgesetzt, der nicht mit der Welt einfach identisch ist.

Doch wollen wir auf diese unklare Formel kein großes Gewicht legen. Sie ist nur besonders bezeichnend für eine Sachlage, die auch auf andere Weise zum Ausdruck kommt. Der Pantheist kann ja auch sagen, er setze nicht einfach Gott und Welt gleich, sondern *unterscheide* zunächst deutlich zwischen beiden. Gott nenne er das All als *Einheit*, Welt als *Vielheit* betrachtet. Aber durch diese Formel wird die Stellung des Pantheisten nicht verbessert. Er gerät damit in den Dualismus hinein, der seine These konsequenterweise aufheben muß. Denn auch hier gelangen wir zu einem Entweder-Oder: Entweder ist diese Unterscheidung von Gott und Welt im Ernst gemeint, d. h. so, daß sie das wirkliche und objektive Verhältnis darstellen will, dann ist der Pantheismus aufgehoben, oder diese Unterscheidung ist eine subjektive Täuschung, vielleicht eine notwendige Täuschung, dann sind eben Gott und Welt eins und wir sind in der vorhin geschilderten Lage: es hat dann keinen Sinn mehr, von Gott zu reden. Der Pantheismus erweist sich auch hier als eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Gott und Welt, die die Hauptsache unentschieden läßt. Er hält einfach das Problem in der Schwebe, statt es zu lösen.

Zu dem gleichen Ergebnis gelangen wir endlich auch, wenn wir jene mehr oder weniger bildlichen Ausdrucksweisen herbeiziehen, wonach Gott als sittliche Weltordnung, als Weltgeist oder Weltseele, als Gott-Natur und ähnlich bezeichnet wird. Es sind verschleiernde, zurückhaltende, unentschiedene Antworten. Kann man sich eine sittliche Weltordnung anders, denn als Wirkung einer geistigen Macht denken, die nach Analogie der menschlichen Persönlichkeit vorgestellt werden muß? Ich halte es für unmöglich. Es war durchaus durch die innere Notwendigkeit der Sache gefordert, wenn Fichte, dem Gott einst auch in der sittlichen Weltordnung aufgegangen war, in der angedeuteten Richtung weiter schritt. Oder was sollen wir uns unter der Weltseele denken? Was ist sie für ein Wesen? Gehört sie mehr auf die Seite der Natur oder des Geistes? Wenn jenes, dann fällt sie so ziemlich mit der materiellen Welt zusammen, wenn dieses, dann muß sie doch wohl als selbstbewußt und willensmächtig, als der natürlichen und materiellen Welt überlegen gedacht werden; dann aber haben wir das, was wir „Persönlichkeit" nennen. Ganz ähnlich verhält

es sich mit den andern Ausdrücken, die das Wesen des pantheistischen Gottes bezeichnen sollen. Sie bleiben zwischen Natur und Geist in der Schwebe; bald neigen sie mehr auf die Seite des Geistes, bald mehr auf die Seite der Natur; sie bleiben unbestimmt. Gerade diese Unbestimmtheit gibt ihnen für manche Gemüter eine starke Anziehungskraft. Sie läßt der Ahnung, der poetischen Phantasie, Spielraum. Aber ein wissenschaftlicher Vorzug ist das nicht.

Der Pantheismus leistet also, wissenschaftlich betrachtet, durchaus nicht, was er verspricht. Er setzt, um sich überhaupt religiös behaupten zu können, gerade das voraus, was er leugnet: den der Welt gegenüber selbständigen Gott. Er bringt die Einheit von Gott und Welt nicht zustande, sondern muß dem Dualismus doch starke Konzessionen machen. Es zeigt sich eben mit aller Deutlichkeit, daß es nicht angeht, einen der beiden Faktoren: Gott und Welt, einfach aufzuheben oder auch beide ineinander verfließen zu lassen. Sie gehören zusammen, sind Korrelata, wie die Schulsprache sagt, aber sie sind damit auch gegeneinander selbständig, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Der Pantheismus ist also nicht eine besonders energische Denkweise, deren Stolz es wäre, bis zum Ende zu gehen, sondern im Gegenteil eine, die vor den letzten Entscheidungen des Denkens zurückschreckt und sich lieber im Unbestimmten hält. Ist Geist oder Natur das letzte Wort der Wirklichkeit, ihr Anfang und ihr Ende? Der Pantheismus hat keine entschiedene Antwort darauf, halb sagt er Geist, halb Natur.

Darum ist er auch keine tragfähige Grundlage für unsere geistige Existenz, wie doch der Gottesglaube sein sollte. Mit der logischen hängt seine religiöse Schwäche genau zusammen. Zur religiösen Kritik gehen wir nun über.

Wir können diese zunächst in den Satz zusammenfassen: Der Pantheismus bietet der sittlichen Welt keine Grundlage, bedroht sie vielmehr aufs äußerste. Das tut er dadurch, daß er die Unterschiede aufhebt, wie den von Natur und Geist, so auch den von Gut und Böse. Freilich tut er das nicht immer mit Bewußtsein oder mit voller Entschlossenheit. Die Wirklichkeit bleibt immer stärker als alle Gedankensysteme. Irgendwie muß also auch der Pantheismus den Unterschied von Gut und Böse gelten lassen und er tut dies darum so gut er kann, auf mannigfaltige Weise. Aber es gelingt ihm nur sehr mangelhaft. Er hat dafür keinen Raum. Seine Leidenschaft ist die Einheit des Seins — wie soll es in dieser Einheit absolute Unterschiede geben? Diese können doch nur Schein und Täuschung sein. Das Böse ist genau wie das Gute ein Ausfluß des Einen, eine Auswirkung des Lebens der Gottheit; es ist göttlich genau wie das Gute. Es kann höchstens als ein Mangel, eine Negation, ein Schatten am Lichte, ein Durchgangspunkt der Entwicklung gelten gelassen werden; aber auch dieses Zugeständnis ist für den Pantheismus eigentlich schon zu

viel, obschon es für eine ernstere sittliche Weltanschauung schwerlich genügt. Ausgeschlossen ist jedenfalls jede Freiheit des sittlichen Tuns. Denn alles Handeln der Einzelwesen ist ja nur ein Handeln Gottes durch sie. Von Verantwortlichkeit und Schuld kann also nicht im Ernste die Rede sein; verantwortlich und schuldig wäre höchstens Gott selbst. Das Einzelwesen existiert überhaupt nicht wahrhaft. Nur Gott ist. Der Pantheismus schließt prinzipiell immer den strengsten Determinismus in sich, womit aber nicht gesagt sein soll, daß dieser sich bloß mit ihm verbinden könne.

Die Alleinheit verschlingt also jeden Dualismus. Aber auf dem Dualismus ruht alle sittliche Wahrheit. Im Sittlichen treten sich zwei Welten gegenüber, die Welt des Sollens und die Welt des Seins. Dem mechanischen Ablauf der Dinge tritt ein „Du sollst" entgegen, der natürlichen Triebe bemächtigt sich ein Wille, der ihnen sein Gebot aufzwingt. Darin erscheint eine Welt der Freiheit und des persönlichen Lebens. Damit ist aber in die Wirklichkeit ein Widerstreit gesetzt, eine Kluft, ein Riß; mit der Einheit ist es aus. Darum protestieren aber auch alle die gewaltigen und unverrückbaren Tatsachen der sittlichen Welt gegen den Pantheismus. Es gibt eine Verantwortlichkeit, es gibt eine Schuld, gibt eine Freiheit. Der Zwiespalt in der Welt ist eine Tatsache. Wir können sie durch Gedankengespinnste zudecken, aber nicht beseitigen. Die Logik kann die Ethik nicht aufheben, die Ethik wurzelt tiefer in der Wahrheit des Seins als die Logik. Mag die Logik noch so entschlossen die Welt in ihr Einheitsschema zu fassen versuchen, die Ethik wird in den stärksten Aeußerungen des Lebens selbst immer wieder ihr Recht finden. Mag die Welt des Seins die Welt des Sollens zu verschlingen scheinen, so lange der Mensch Mensch bleibt, wird er immer wieder, willig oder unwillig, der Stimme des „Du sollst" Gehör schenken und damit eine Welt der Freiheit und des persönlichen Geistes bejahen müssen. Denn nach unserem tiefsten Erleben müssen wir unsere Weltanschauung gestalten und nicht das Erlebte durch das Denken vergewaltigen. Doch davon ist später noch zu reden.

Diese sittlich lähmende Wirkung hat der Pantheismus überall gehabt, wo er sich völlig ausleben durfte und seine Tendenz nicht durch eine andersartige Stimmung und Denkart teilweise aufgehoben wurde. Als Zusatz zu einer solchen andern Denkweise kann er außerordentlich wohltätig wirken, aber als ausschließliche Gefühlsweise und Weltanschauung wirkt er wie ein feines, süßes Gift. Er hat bekanntlich Indien in jenen geistigen Traumzustand versenkt, aus dem es erst jetzt unter dem Einfluß des Christentums zu erwachen beginnt. Besonders ein Moment in dieser Tendenz des Pantheismus kommt dort sehr deutlich zur Erscheinung. Wir haben als einen Teil seines Zaubers den Umstand bezeichnet, daß er dem Menschen Ruhe gebe. Das tut er allerdings, aber es ist eine Ruhe, die nahe an den Tod grenzt. Es liegt in seinem innersten Wesen, daß er Leben und Be-

wegung, Kampf und Spannung aufhebt. Das Ewig-Eine ruht ja selbst unbeweglich in sich. Eine Veränderung kann es in ihm, und also auch in der Welt, nicht eigentlich geben. Diese ist, wie die Vielheit der Dinge, nur Schein, Schleier der Maja. Raum und Zeit drücken keine Realität aus. Es gibt keine wirkliche *Geschichte*, sondern nur eine ewige Idee oder Natur, die sich in sich selbst spiegelt. Der Weltprozeß wird ein Traum, der sich selbst träumt. Natürlich zieht der Pantheismus selten oder nie diese Konsequenz, aber es ist seine Grundart, die in solcher Stimmung und Denkweise immer wieder durchbricht. Er kann sich auch mit einer Entwicklungsphilosophie vertragen, wovon Hegel vielleicht das großartigste Beispiel ist, aber er gerät dann immer in einen Widerspruch zu sich selbst. Seine eigenste Art ist es, das Leben zur Ruhe zu bringen. Darum ist es durch und durch konservativer Art. Für ihn besteht die Wahrheit des Lebens im ruhenden Sein; Veränderung ist ein Zugeständnis an den Trug. Dazu kommt, daß der Pantheismus die Welt mit Gottesglanz übergießt. Sie ist göttlich durch und durch. Was hat es denn für einen Sinn, sie zu *verändern*? Es ist insofern also eine ganz unnatürliche Verbindung, wenn eine Bewegung, die darauf ausgeht, die Welt radikal zu verändern, wie der moderne Sozialismus, sich mit dem Pantheismus einläßt. Sie müßte sich damit selbst aufheben. Es wäre dies ungefähr das Gleiche, wie wenn ein Krieger, wenn es zum Sturmangriff geht, dafür in ein warmes Bad steigen wollte.

Der Pantheismus übergießt die Welt mit Gottesglanz. Darin liegt eine Gefahr, die noch schlimmer ist als die genannten, ein ganz furchtbarer *Betrug*, der aber durchaus mit der ganzen Grundart des Pantheismus zusammenhängt. Dieser Gottesglanz ist nämlich *geborgt*. Er stammt aus dem Glauben an den heiligen, weltüberlegenen Gott, den, wie wir gesehen haben, der Pantheismus überall voraussetzt, ohne es Wort zu haben, ja oft ohne sich dessen bewußt zu sein. Aber während die Gewinnung dieses Gottesglanzes für jenen Glauben das *Ziel* des sittlichen Strebens ist, das letzte Ziel der Entwicklung des Gottesreiches, gießt der Pantheismus ihn über die Welt, *wie sie ist*, aus. Sie wird göttlich, wie sie ist, auch die Sinnlichkeit. Dadurch entsteht eine seltsame Mischung von Natur und Geist, Welt und Gott. Das Natürliche gewinnt eine Heiligkeit, die ihm als solchem eigentlich nicht zukommt; die Sinnlichkeit wird göttlich. Wo aber das Göttliche in dieser Gestalt erscheint, dieser Truggestalt, da haben wir vielmehr das Dämonische vor uns und dieses im schlimmsten Sinn. Diese Gefahr ist furchtbar ernst. Der Pantheismus, statt den persönlichen Geist vor der Umklammerung des Naturlebens zu schützen und ihn zur Höhe geistiger Freiheit zu erheben, wird ihm eine Verführung zur Sinnlichkeit und damit zur Knechtschaft. Er *richtet* nicht, er verlockt und täuscht. Das hat Goethe tief erfahren und ausgesprochen, er, der oft einfach als Heiliger des Pantheismus in Anspruch genommen wird. Fausts Bekenntnis:

„Wer mag ihn nennen
Und wer bekennen"

mit dem Schlusse:

„Gefühl ist alles,
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut,"

ist keineswegs sein letztes Wort; vielmehr ist das Bedeutsame an dieser Episode, daß dieses pantheistische Bekenntnis der Verführung eines guten, reinen Mädchens vorausgeht — und sich damit ganz wohl verträgt!

Der Pantheismus bricht zusammen vor dem Ernst der sittlichen Tatsachen. Darum kann er, das ist damit eigentlich schon gesagt, auch das religiöse Verlangen nicht befriedigen. Dieses Verlangen hängt ja zunächst mit dem sittlichen Leben eng zusammen. Der Mensch sucht für sein sittliches Leben in seinem Verhältnis zu Gott Zweierlei: Gericht und Gnade. Genauer gesagt: er sucht bei Gott sittliche Hilfe. Um diese gewähren zu können, muß Gott über ihm stehen. Er muß sein Sehnen nach sittlicher Höhe und Reinheit stillen. Das geschieht gerade dadurch, daß Gott ihn richtet. Die schuldige Seele sehnt sich nach Gericht; denn Gericht ist schon ein Stück Erlösung. Und nur der Gott, der richtet, kann auch aufrichten; nur die Güte der Heiligen kann auch Vergebung gewähren. Der Gott, der bloß in mir ist, kann das nicht tun, noch weniger der Gott, der gar unter mir ist, der bloß eine naturhafte, keine sittliche Macht ist; diesem bin ich überlegen; er kann mir nicht helfen. Dieser Gott ist kein Gott. Darum finde ich bei ihm aber auch keine echte Ruhe, sondern nur eine Betäubung, woraus das Gewissen bald nur um so elender erwacht. Ebenso ist die Göttlichkeit, die der Pantheismus verleiht, trügerisch. Die Welt ist eben doch nicht göttlich, sie ist voll Qual und Ekel. Wer auch dazu sagen will: „Du bist Gott," muß von Gott irgendwoher doch noch etwas Besseres wissen, als der Pantheismus sagen kann. Darum gewährt dieser für sich allein keine Erlösung. Wie gesagt: er betäubt das sittliche Wesen des Menschen, macht es aber nicht frei und stark.

Der Gott des Pantheismus ist kein wirklicher Gott. Er ist nicht das, was der Mensch meint, wenn er nach Gott schreit. Dieser Schrei geht immer über uns hinaus. Und er gilt einer Persönlichkeit, ich meine: einem Du, das irgendwie von meiner Art ist, wenn auch unendlich über mich erhaben, einem Du, das mich versteht, mit dem ich reden kann und das zu mir reden kann, einem Du, das mich liebt und das mir helfen sowohl kann als will. Das ist ja doch wohl das Tiefste der religiösen Sehnsucht, daß der Mensch sich bergen möchte unter dem Schutze einer geistigen Macht, die Menschensinn, Menschenherz hat, daß er sich flüchten möchte an dieses Herz, dort völlig zu sich zu kommen, dort völlig geschützt zu sein in seinem Besten, als geistiges Ich, und im Bunde mit ihm stark gegen die Welt, stark und

frei. Er braucht einen Gott, der ihm helfen kann, helfen im höchsten Sinn. Das kann der Gott des Pantheismus nicht, es sei denn, daß hinter ihm ein Anderer, Ungenannter stehe; das ist ja meistens der Fall, sonst könnte sein Mangel kaum einen Augenblick verborgen bleiben. Er ist kein lebendiger Gott. Dieser aber ist allein Gott, und vom Glauben an ihn strömt im Grunde aller lebendige Gottesglaube aus, auch der im Pantheismus wirksame.

Der Pantheismus versagt religiös so gut und noch mehr als sittlich und logisch. Es bricht gegen ihn eine Wirklichkeit hervor, die seine Einheitsschablone zerbricht. Schon dem wissenschaftlichen und philosophischen Denken kündet sie sich an. Es ist etwas da, das nicht in die Einheitsschablone geht. Vollends deutlich tritt dieses Element in der sittlichen Wahrheit auf. Hier kündigt sich eine Ordnung der Dinge an, die über die Welt, die wir in ihrer Endlichkeit und Vergänglichkeit kennen, und die wir in unsere logischen Formen zu fassen suchen, hinausreicht, eine Welt des Absoluten, Ewigen, Ehrfurchtgebietenden, Heiligen. Diese Welt erkennen wir in der Religion als die Welt Gottes. Gott tritt damit in Gegensatz zu der Welt, die wir sonst kennen, dem Kosmus. Er reicht über alle ihre Formen, auch die logischen, hinaus. Es ist ein eitles Bemühen, ihn mit der Welt zusammen in diese Formen pressen zu wollen. Er steht über der Welt, wenn er auch in die Welt eingehen will. Daß er eine persönliche Macht ist, eine Macht, die in höchster geistiger Art, in einer Art, die wir als Willen, Weisheit, Selbstbewußtsein bezeichnen, in die Welt eingreift, das erfährt der Mensch, der im Ernste sich mit ihr einläßt. Auf diese Erfahrung zumeist gründet sich sein Glaube an den lebendigen Gott. Die Realität dieser Erfahrung kann er freilich niemanden wissenschaftlich beweisen, es kann sie ihm aber auch niemand wissenschaftlich widerlegen. Niemand hat das Recht, solches Erleben als unmöglich zu leugnen. Wer davon etwas verspürt hat, der ist über den Pantheismus hinaus. Er allein weiß aber recht, was lebendige Religion ist. Er hat einen wirklichen Gott. L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

---

# Zum geistigen Leben der Arbeiter.

(Schluß).

Auf dem Lande ist diese Arbeit sehr leicht. Man hat es da mit einem kleinen abgeschlossenen Menschenkreis mit einfacher Lebensorganisation zu tun; in einer Stadt dagegen hat man es mit Tausenden von Menschen, mit einer sehr komplizierten Lebensorganisation, mit mehreren Gesellschaftsklassen, Nationen und Menschenrassen, mit verschiedenen Welt- und Lebensanschauungen, Sitten, Gewohnheiten,

Sprachen und Dialekten zu tun. Die moderne Industrie hat Tausende von Menschen zusammengezogen, nicht nur aus allen Gegenden des eigenen Landes, sondern auch aus anderen Ländern, und hat sie bunt zusammengewürfelt. Fast jeder einzelne stammt anderswoher, Anschauungen, Sitten, Sprachen und sonstige Gewohnheiten sind durcheinandergemischt. Die am Orte geboren und erzogen wurden und den Charakter des Ortes angenommen haben, auch sie werden durch die Arbeitsverhältnisse aus ihrem Geburtsorte in andere Orte oder Länder geschoben, so daß nur wenige das Glück haben, in ihrem Geburtsorte zu sterben. Diese letzteren machen gewöhnlich nur einen kleinen Bruchteil der ganzen Stadtbevölkerung aus; denn die übrigen sind ja alle fremd! Und nun, woher stammt der Menschennachschub, die Fremden in den Industriestädten? Vom Lande! Das Gros des Nachschubes, der in den letzten zwei Jahrzehnten einer Völkerwanderung glich, stammt vom Lande, ob aus dem eigenen oder einem fremden Staate, ist ganz gleich. Es sind das Menschen desselben Geistes, wie wir ihn bei der Besprechung der Landbevölkerung erkannt haben, deren geistige Rückständigkeit aber auch noch verschiedenartig sein kann, je nach ihrer Herkunft. Ein tschechischer Landarbeiter kann zum Beispiel rückständiger als ein deutscher, und ein galizischer noch rückständiger als ein tschechischer Landarbeiter sein. Einzelne und auch ganze Gruppen des Nachschubes verteilen sich in der Industrie, je nach dem, was sie gelernt, oder je nach dem sie zu diesem oder jenem befähigt sind. Die gelernten Arbeiter gehen ihrem Handwerk nach, und die übrigen nehmen die Arbeit als Hilfsarbeiter im Handel und in Fabriken auf, der größte Teil verteilt sich auf das Baugewerbe, Ziegeleien und das Fuhrwesen. Die ungelernten Arbeiter bilden natürlich die Mehrzahl der gesamten Arbeiterschaft. Sie sind diejenige Volksschicht, die auch in der Industriestadt unter ungünstigen Verhältnissen lebt. Ihre Arbeit ist gewöhnlich schwer, die Arbeitszeit sehr ausgedehnt und die Löhne sind im Verhältnis zu denjenigen der gelernten Arbeiter niedrig. Dies sind die Hauptfarben des Bildes der städtischen Arbeiterbevölkerung, aus dem sich uns auch das Bild ihrer geistigen Beschaffenheit ergibt, und das sich jeder, der das geistige Leben der Arbeiter studieren will, zunächst verschaffen muß.

Mit oberflächlichem Beobachten der Arbeitermassen, wenn sie aus den Fabriken heimwärts strömen, ist nichts getan. Wer nicht selbst ein Arbeiter ist, dem bleibt schon nichts anderes übrig, als sich an einzelne Arbeiter zu wenden, und sich von ihnen über das, was er sich selbst nicht zu erklären vermag, aufklären zu lassen. Ohne an die unteren Volksschichten irgendwie anzuknüpfen, bleibt jedes Studium eine oberflächliche und wertlose Arbeit. Wenn sich wirklich einmal einer von den Bürgerlichen mit dem guten Willen auf dieses Gebiet begibt, so hat es damit noch seine Not; denn wer das Arbeiterleben mit all seiner Trübsal nicht am eigenen Leibe zu spüren bekam, dem ist es schwer begreiflich zu machen, wie man als Arbeiter alles fühlt. Es

ist wohl auch nicht zu verlangen, daß solche Leute dem Arbeiter sein Leben mit all seinen Mühseligkeiten nachfühlen können.

Wer sich die Sache leicht und bequem macht und kein gründliches Forschen im Auge hat, dem genügen oberflächliche Beobachtungen auch, zumal wenn man durchaus einen Schluß ziehen will. Daß auch dieser oberflächlich ausfällt, hat vielleicht in solchen Fällen nicht viel zu sagen, unerfahrene oder gleichgesinnte Leute heißen ihn doch gut.

Anders fällt natürlich die Sache aus, wenn wir Arbeiter solche Schlüsse unter unsere Lupe nehmen, da wird gewöhnlich das Große so klein, daß man es noch kaum erkennt. Unser Leben wird ja doch in den meisten Fällen anders gesehen, als es in Wirklichkeit aussieht. Nur von ganz wenigen Menschen kann man sagen, daß sie etwas Brauchbares auf diesem Gebiet geleistet haben. Das, was man hier und da über das geistige Leben der Arbeiterklasse vortragen hört oder liest, sind meistens Kinder der Mutter Oberflächlichkeit!

Und nun wieder zur Sache! Wir haben es, wie wir sahen, in den Industriestädten mit einem Nachschube aus vielen und auch den rückständigsten Gegenden mitsamt seinen geistigen Beschaffenheiten zu tun. Dieser Nachschub, besonders wenn es erwachsene Menschen sind, lebt in seinem mitgebrachten Geiste auch in der Stadt, weiter; die meisten davon werden auch in den neuen Verhältnissen ihre alten Anschauungen und Gewohnheiten nicht los, sie bleiben auf ihrer Stufe stehen. Unter ihnen findet man nur selten einzelne Arbeiter, die sich aus eigenem Triebe geistiger Tätigkeit widmen und dabei ausharren. So was ist aber nur *den* Arbeitern möglich, die nicht nur den Trieb, sondern auch die nötige Zeit dazu haben. Ausnahmen machen vielleicht dann noch die, die einen ganz besonderen Wissensdurst haben. Von Arbeitern wie: Hilfsarbeitern im Handel, Kutschern und Ziegeleiarbeitern, deren Arbeitszeit bis 16 und noch mehr Stunden beträgt, dann solchen, die in Fabriken abwechselnd Tag und Nacht arbeiten müssen, noch zu verlangen, sich mit an dem geistigen Leben zu beteiligen, wäre wohl zu viel verlangt. Wenn der Geist dieser Menschen so schon von Haus aus eine Abneigung gegen das Geistige in sich trägt, dann sind diese Verhältnisse, in denen sie nun zu arbeiten und zu leben haben, erst recht nicht dazu geeignet, sie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, sondern sie stumpfen ihren alten Geist noch mehr ab. In den meisten Fällen tritt sogar noch eine Verrohung ihrer menschlichen Natur ein, die, wenn sie nicht genügend Widerstandskraft besitzt, in den Abgrund des Lumpenproletariats hinabgezogen wird. Bei der ausgedehnten Arbeitszeit und bei der Last der Arbeit sinkt der Arbeiter mit seinem Wesen bis zu dem des Tieres hinab, er betrachtet sich nicht als Mensch, sondern als ein Arbeitstier! Es ist schwer begreiflich zu machen, was für Leistungen vom Menschen verlangt werden. Ich habe in Fabriken, Ziegeleien — und auch als Sackträger gearbeitet, und habe es empfunden, wie man sich da fühlt, wo jeder Gedanke über ein höheres menschliches Leben verspottet wird.

Der beste Freund ist der Alkohol, das bischen Gefühl als Mensch, das man noch hat, wird von ihm getötet; nur so ist es möglich, das Verlangte zu leisten; andererseits hebt er den Menschen über seine trübseligen Gedanken hinweg. Dies ist die letzte Wirkung des Alkohols noch nicht. Seine letzte, den geistigen Ruin bringende Wirkung setzt erst da ein, wo dessen Genuß zur Gewohnheit wird, wo er das Gehirn zur geistigen Tätigkeit völlig unbrauchbar macht. Natürlich meine ich eine geistige Tätigkeit in höherem Sinne.

Wie solche Verhältnisse auf den Geist der Arbeiter wirken, habe ich wieder erst vor drei Jahren in einer Glashütte erfahren. Die in dieser Fabrik beschäftigten Ofenarbeiter waren zum größeren Teil Schlesier und die übrigen Tschechen aus Böhmen. Beide Teile, die Schlesier und die Tschechen stammten aus den rückständigsten Gegenden, wo sie früher als Landarbeiter oder Knechte bei den Bauern beschäftigt gewesen waren. Sie arbeiteten da im Durchschnitt sieben Schichten in der Woche, die Schicht zu je zwölf Stunden, d. h. sie machten in der einen Woche acht und in der anderen Woche sechs Schichten, also abwechselnd Tag- und Nachtschicht.

Die Ofenarbeit war sehr schwer, noch abgesehen von der großen Hitze, die bei ihr auszustehen war. Eines Sonntags wurde von sechs Uhr frühmorgens bis sechs Uhr früh Montags gearbeitet. Am nächsten Sonntag sollte man frei haben. Doch man gönnte sich auch den einen freien Tag nicht und machte noch eine halbe Ueberschicht mit, reinigte die Kanäle bei den Gaserzeugern, wofür es zwei Mark Lohn gab. Wenn nun der Körper etwa nicht mitmachen wollte, weil er schon zwölf Stunden gerackert hatte, müde und nicht ausgeschlafen war, da half man ihm nach mit einem halben Liter Schnaps; auf dem Heimwege wurde noch einmal eingekehrt. Müde und betäubt legte man sich zu Hause hin und schlief, bis es Montag früh Zeit war, an die Arbeit zu gehen. Am nächsten Sonntag mußte von früh sechs bis Montags früh gearbeitet werden. So trieben es die meisten fort.

Mit ihnen über Dinge zu reden, wie man es unter halbwegs gebildeten und vernünftigen Menschen gewöhnlich tut, war ausgeschlossen. Sie wußten nur aus ihrer Heimat, von ihren Oefen und von dem zu erzählen, was sie auf dem Wege an und von der Arbeit gesehen oder gehört hatten. Sich mit Schnaps zu betäuben, galt bei ihnen soviel, wie bei anderen Menschen die Erfrischung des Geistes durch Theaterbesuch oder ein anderes geistiges Vergnügen. Daß ein solches Leben auf die Familie und hauptsächlich auf die Kinder nicht ohne Wirkung bleibt, braucht nicht erst betont zu werden. Ich habe diese Arbeiterkategorie absichtlich als Beispiel hervorgehoben, weil man an ihr am ehesten erkennen kann, wie die Umwelt auf den Menschen verderblich wirkt. In geordneteren Verhältnissen würde gewiß der Mensch nicht so tief herabsinken.

Man kann sagen, daß fast jede Arbeiterkategorie, wie sie auch sein mag, gewissermaßen ihren eigenen Bezirk, mit eigenen Gewohn-

heiten, Gepflogenheiten, kurz mit eigenem Charakter bildet, den ihr die ganze Art ihrer Arbeit verleiht. Der Charakter des einzelnen wird von dem Gesamtcharakter der übrigen Glieder bis zu einem gewissen Grade zurückgedrängt; aber der Charakter der Arbeit bleibt das Vorherrschende. Wer sich den in dieser oder jener Kategorie herrschenden Gewohnheiten und Gepflogenheiten nicht fügen will, der fristet nicht lange unter ihr sein Leben. Die vom Lande in die Städte ziehenden Handwerker unterscheiden sich von den übrigen Arbeitern nur insofern, als man bei ihnen nur selten eine Verrohung wahrnimmt, wie es bei jenen der Fall ist. Auch ihr Umgang ist meistens ein besserer, als der der anderen Arbeiter.

Handwerksmäßige und ungelernte Arbeiter unterscheiden sich voneinander nur durch das erlernte Handwerk. Wollte man aber das Handwerk als Gradmesser für die Intelligenz anwenden, wie es oft fälschlich geschieht, so würde man nichts Sicheres erfahren. Es mag sein, daß das eine Handwerk mehr Intelligenz als das andere, und dieses doch auch mehr Intelligenz als die Arbeit des ungelernten Arbeiters erfordert. Doch im Durchschnitt kommen auch die Handwerker über den Grad der Intelligenz, die das Handwerk erfordert, nicht hinaus. In die Sphäre des eigentlichen Geisteslebens dringen sie nicht. Mit der Schulbildung der meisten Handwerker, besonders derer, die vom Lande kommen, steht es nicht besser, als mit der Schulbildung der ungelernten Arbeiter. Es ist wohl eine bekannte Tatsache, daß die meisten ungelernten Arbeiter heutzutage in ihrem Leben viele Arbeiten erlernen müssen, sie müssen bald das, bald jenes erlernen, wenn nicht gar gefordert wird, daß sie es schon können. Und so kommt es, daß ungelernte Arbeiter mehr erlernt haben als Handwerker, die womöglich nur Spezialarbeit zu leisten vermögen.

Ich habe schon unzähligemal die Handwerksarbeiter und die ungelernten Arbeiter auf die Probe gestellt und den Geist beider verglichen, habe aber immer wieder dieselbe Erfahrung gemacht, daß diese wie jene auf der gleichen geistigen Stufe stehen, d. h. gleich wenig mit den Kenntnissen ausgestattet sind, die man unter dem Begriff „allgemeines Wissen“ zusammenzufassen pflegt. Solche, die selbständig zu denken und ihre Umwelt selbständig zu beurteilen vermögen, sind nur vereinzelt zu finden. Die meisten Arbeiter, ob gelernte oder ungelernte, leben in ihren alten Gewohnheiten und verschwenden oft ihre freie Zeit im Alltagsleben. Die Atmosphäre des alltäglichen und geistig inhaltslosen Lebens ist die Quelle, aus der geistige Erfrischung geschöpft wird.

Die moderne Gewerkschaftsbewegung, die ja auch sehr schwer und nur allmählich den Arbeitergeist erobert und die gewiß durch den Zusammenschluß dem einzelnen Arbeiter eine Stütze bietet, gibt zwar ihren Mitgliedern eine andere geistige Richtung, sie ist aber nicht die Richtung, die dem eigenen geistigen Lebenstriebe entspringt, sondern diejenige, die von der materiellen Lage den Arbeitern aufgenötigt wird. Daß das Selbstdenken und Selbsthandeln in den Hintergrund tritt,

indem sich der Einzelne hinter der Gesamtheit schützt, von wo er zu der geistigen Mittätigkeit wieder herangezogen werden muß, ist Tatsache und ein Uebel, das von den intelligenteren Arbeitern lebhaft beklagt wird. Natürlich ist dies nicht Wunsch der leitenden Personen, gleichwohl handeln doch die meisten so, weil das ihrer geistigen Gleichgültigkeit am besten zusagt. Bei einer solchen geistigen Verfassung nützt auch die Verkürzung der Arbeitszeit nur dem Körper, aber kaum dem Geiste. Arbeiter ohne geistige Bedürfnisse wissen — besonders in den Mietskasernen der Städte — keine Verwendung für ihre freie Zeit. Diese Erfahrung macht man immer wieder in Betrieben, wo die Arbeitszeit auf neun oder noch weniger Stunden herabgesetzt worden ist.

In Nordböhmen hatte ich auch die Gelegenheit zu beobachten, wie sich die meisten Bergarbeiter — nachdem die Arbeitszeit in den Bergwerken vom Parlament gesetzlich auf neun Stunden festgesetzt war — ihre freie Zeit mit Kartenspiel oder sonstigen unnützen Dingen vertrieben. Sommers wurde draußen unter den Bäumen gespielt, so lange man sehen konnte, und im Winter in den Wohnungen. Für etwas Anregendes wie: Bildungsarbeit, Bücherlesen u. s. w., waren diese Menschen nicht zu haben. Wohl waren sie auch darnach; denn die meisten unter den vielen tausenden Bergarbeitern in dem nordböhmischen Kohlenrevier waren die rückständigsten aus allen Gegenden Oesterreichs, meistens Menschen vom Lande, frühere Landarbeiter.

Nach solchen Beobachtungen kommt man immer mehr zu der Einsicht, daß mit der Verkürzung der Arbeitszeit die Gelegenheit zu edlerem Zeitvertreib und zur Beschaffung von Bildungsmitteln Hand in Hand gehen müsse. Diese Weisung sollte ganz besonders bei den jugendlichen Arbeitern beobachtet werden; denn Menschen, so gebildet, wie man sie von mancher Seite gern sehen möchte, sind wohl erst bei den jüngeren Generationen der städtischen Bevölkerung möglich. Die älteren Generationen werden schon ihrem alten Geist treu bleiben und ihn ins Grab nehmen. Selbstverständlich wäre zunächst eine Bildungsarbeit auch auf dem Lande möglich; schaden würde es nicht, wenn es geschähe; doch, nachdem sich der stärkste Nachschub vom Lande in die Städte vollzogen hat, wäre wenigstens für den diese Arbeit eine verspätete Arbeit.

Voraussichtlich werden die Städte später noch ihre eigene Generation erhalten, eine eigen erzogene, mit höheren geistigen Fähigkeiten. Eine solche Generation war bisher der starken Menschenverschiebung wegen nicht möglich, die Entwicklung der Städte samt ihrer Industrie ist noch zu jung, als daß sie eine eigene Generation hätte züchten können.

Die Arbeiterbevölkerung einer Großstadt zeigt sich uns bei näherer Betrachtung als ein großes buntes Menschengemisch, wie ich schon weiter vorn ausführte. Durch Eheschließungen entsteht dann ein neues Gemisch, die voneinander abweichenden Traditionen der Eltern — wie's häufig vorkommt — kreuzen sich, sie gehen über auf die Nach-

kommen und es entsteht so wieder ein neues Gemisch. Daß dabei alle die hergebrachten Gewohnheiten und Anschauungen mitspielen, versteht sich von selbst. Und so weist jede Familie andere Eigenheiten ihres Lebens auf.

Das Leben der in den Städten geborenen und heranwachsenden Generation hat unter noch viel schlimmeren Verhältnissen zu leiden als das der auf dem Lande lebenden Arbeiterjugend, deren Erziehung zwar auch sehr mangelhaft ist, die aber doch in gesundheitlicher Beziehung unter günstigeren Bedingungen steht.

Die Mietskasernen der Städte dagegen, wo jedem Menschen sein bischen Raum streng abgegrenzt ist, wirken auf das Leben des Menschen eher hemmend als fördernd. Mit der häuslichen Erziehung ist es auch da sehr schlecht bestellt. Viele Frauen müssen ihren Männern, deren Verdienst zum Lebensunterhalt der Familie nicht ausreicht, mit Verdienen nachhelfen, ihre Kinder sich selbst überlassen oder fremden Leuten anvertrauen. Entartend wirkt sowohl in körperlicher als auch in geistiger Hinsicht auf die Nachkommenschaft der Umstand, daß die jungen Mädchen, die zukünftigen Mütter, gleich von der Schule in die Fabriken gezogen werden, wo ihre körperliche Entwicklung durch Staub, oft übermäßige Wärme, durch verschiedene schädliche Dünste und Ueberanstrengung beeinträchtigt wird. Zu diesem schon an sich schlimmen Uebel tritt noch hinzu, daß die meisten der in den Fabriken beschäftigten Mädchen an Unterernährung leiden. Ein Verdienst von 8—10 Mark wöchentlich reicht nicht für alle Ausgaben, das Sparen beginnt an der Nahrung. Ein Fabrikmädchen erlernt kaum das Notdürftigste von der häuslichen Wirtschaft. Mit dem Wissen über die Bedeutung der Ehe und der Kindererziehung steht es schlimm. Dies zeigt sich, sobald das Mädchen zur Gattin und Mutter wird. Eine zielbewußte, der Zeit entsprechende Erziehung gibt es auch bei den Frauen nicht, die von dem Schicksal, in die Fabriken gehen zu müssen, verschont bleiben.

Das sind Tatsachen, die schon mancherseits erkannt wurden, und die zu der Ueberzeugung führten, daß es für Mütter, die unter derartigen Verhältnissen leben, nicht möglich ist, geistig und körperlich vollständig gesunden Menschen das Leben zu schenken. Das sind vor allem die schlimmsten Ursachen der geistigen Krüppelhaftigkeit, die diejenige auf dem Lande noch übertrifft. Wenn auch dort die Frau mitarbeiten muß, unter so vielen schädlichen Einflüssen steht sie ja doch nicht, wie eine Fabrikarbeiterin, die dann alle diese Schäden auf ihre Kinder überträgt. Die Zahl derer, die unter so schweren Umständen, so schädlichen Einflüssen den Kampf ums Dasein führen müssen und das Licht der Welt erblicken, steigt in die Tausende. Es müßte als ein Wunder angesehen werden, wenn der Mensch nicht irgend einen Defekt davon trüge.

Hieraus lassen sich wohl manche geistige Eigenschaften der niederen Volksschichten erklären. Ich habe beim Besprechen des Lebens auf dem Lande die Behauptung aufgestellt, daß dort trotz aller Not und Ein-

tönigkeit das Gehirn und der Verstand doch gesund und für den Fall günstigerer Verhältnisse noch aufnahmefähig bleiben; dies ist aber in den Städten bei vielen Menschen nicht der Fall. Hier vermag die Erziehung allein wenig auszurichten, wenn nicht mit ihr Hand in Hand die Hebung des Wohlstandes der niederen Volksschichten geht. Manche Leute pflegen mit Wohlgefallen leichtfertig, ohne die genannten Ursachen zu beachten, solche geistige Beschaffenheiten als etwas Natürliches, den niederen Volksschichten von höheren Mächten beschiedenes zu bezeichnen. Es ist dasselbe Vorurteil, in dem man früher auch gegenüber dem Frauengeschlecht befangen war. Dieses hat aber durch seinen geistigen Aufstieg das Gegenteil von dieser Meinung bewiesen. Und so wird es sicher auch einmal bei der Arbeiterklasse werden, wenn alle Ursachen, die ihre geistige Entwicklung beeinträchtigen, aus dem Wege geräumt sein werden. Der Wille wird sich vielleicht nur darin begrenzt sehen, die verschiedenen geistigen Abstufungen aus der Welt zu schaffen; aber sie können wohl durch Erziehung soweit gemildert werden, daß die Gegensätze, die Kluft zwischen ihnen, nicht gar so groß mehr sein wird, wie wir es gegenwärtig vor Augen haben.

Es soll hier nicht geleugnet werden, daß es auch unter den Arbeitern solche gibt, die nicht so wie andere in der tiefsten materiellen und geistigen Not drin stecken, deren Geist sich besser fortentwickeln, und deren Anlagen geweckt werden könnten. Aber man sieht, daß es nur wenige über die Grenzlinie ihrer Klasse hinausbringen und die meisten von ihnen unter der Schwelle des Materiellen liegen bleiben, d. h. sich in ihrer Klasse verlieren, wenn die pulsierende Kraft des Geldes zu gering ist. Sich ihrer Anlagen und auch der gegenwirkenden Ursachen bewußt, geben sie, nachdem sie ihr vergebliches Streben eingesehen haben, alles auf. Sie nehmen ihre Lage als ein Schicksal hin, das jede Möglichkeit des Aufwärtsstrebens ausschließt. Nach diesem Hingeben folgt meistens eine Resignation!

Wie oft begegnet man im Leben Arbeitern, deren mürrisches, resignierendes, jeden höheren Lebenswert hassendes Verhalten, deren Verzicht auf Weiterstreben man sich nicht zu erklären vermag, solange man sich ihnen nicht nähert, ihr Vertrauen nicht gewinnt. Erst dann schütten sie ihr Herz aus, erst dann enthüllt sich uns die Ursache ihres Verhaltens. Sich ihrer geistigen Anlagen bewußt und überzeugt, daß diese von den waltenden Verhältnissen vernichtet werden, sich selbst verachtend stürzen sie sich oft in die unheilvollste Tiefe, in die Schnapshöhle, das Heim der Lumpenproletarier. Und man redet dann von ihnen, als von denen, die die Willenskraft verloren haben. In Wirklichkeit sind es Naturen, deren geistige Anlagen von starker Empfindlichkeit begleitet werden, aber die nicht genügend Selbsterhaltungstrieb besitzen, um alle möglichen Hindernisse zu überwinden, und ihr Ich trotzdem durchzusetzen. Sie werden, wenn sie ihrem Charakter entsprechende Menschen nicht finden, in dem wilden Wettbewerb von stärkeren Naturen überall zurückgedrängt.

Andere Naturen versöhnen sich mit ihrem Schicksal, nehmen alles so hin, wie es kommt und rächen sich an ihrem eigenen Leben nicht. Sie richten sich auch wieder auf, wenn sie hie und da Menschen treffen, die ihnen zusagen.

Und wenn man noch die große Zahl derer erwägt, deren bischen geistiges Leben nur auf Suggestion beruht und deren Denken sich nur um den Magen dreht, wenn man endlich noch die in Betracht zieht, die stumpfsinnig dahinleben und kaum mit den angewiesenen Arbeitsmethoden und mit dem Werkzeug den gleichen Schritt zu halten vermögen, — kann man sich das alles anders als durch die oben genannten Ursachen erklären? Alle diese Dinge tragen den größten Teil dazu bei, daß die geistige Beschaffenheit, daß das geistige Leben der Arbeiter so ist, wie es uns erscheint! Suche man doch nicht immer in dem Wesen des Innenlebens des Menschen die Uebel zu ergründen; das Außenleben wirkt in erster Linie mit!

Und nun möchte ich noch auf Einiges, was noch für das geistige Leben der Arbeiter bemerkenswert ist, eingehen. Unter der Arbeiterschaft gibt es, und ich will nicht zu niedrig und auch nicht zu hoch greifen, 60 %, die über den einfachsten Stil nicht hinauskommen, und die halbwegs schwierigen Stoff nicht zu verdauen vermögen. Ihnen sind sogar viele besonders gewählte echt deutsche Wörter — abgesehen von Fremdwörtern — ungeläufig, wenn nicht gar völlig unbekannt. Das Alter der einzelnen macht nichts aus. Der einzelne ältere Arbeiter kann dem jüngeren in Lebenserfahrung überlegen sein; aber er steht doch, was das Lesen und Begreifen des Stoffes betrifft, meist mit dem 18jährigen Burschen auf der gleichen Stufe. Ich habe mit vielen Arbeitern zusammen gearbeitet und gelebt, die zwar viele Erfahrungen hatten, weil sie jedes Jahr irgendwo anders arbeiteten, aber doch eine Abneigung zeigten, ihre Erfahrungen durch Kenntnisse aus der Literatur zu erweitern. Wie kommt das? Ist die Ursache dessen wieder in dem Wesen des Menschen als solchem begründet? Die Ursachen sind teils wieder der vorhin besprochenen wirtschaftlichen Lebenslage und teils der häuslichen und Schulerziehung zuzuschreiben. Ich habe schon gezeigt, wie die schlechte materielle Lage und die geistige Rückständigkeit in den Arbeiterfamilien auf den jungen Menschen wirken, daß es da wenig Anregendes, wenig den jungen Geist förderndes gibt, daß die Eltern dem Lernen in der Schule häufig abgeneigt gegenüberstehen und ihr entgegenarbeiten.

Und die Schule? Die ist bestrebt, das muß anerkannt werden, innerhalb der schulpflichtigen Zeit auch dem Arbeiterkinde soviel zu geben, als sie ihm zu geben vermag; denn was sie ihm gibt, hat es; höher zu steigen gelingt nur selten einem. Aber es sprechen nicht nur Fähigkeit, eigene Triebe, Liebe und die von Haus aus angespornte Lust und Unlust hier mit, sondern auch die Altersreife. Die Schulbücher und der sonstige Lesestoff, der da für den Schüler in Betracht kommt, ist seinem Alter und seiner Reife entsprechend, einfach, leicht-

verständlich geschrieben. Das muß natürlich so sein und ist noch kein Unglück. Schlimmer ist, daß der Arme bei dieser Einfachheit heranwächst und eben da, wo er für etwas Höheres reif geworden ist, in das öffentliche Leben tritt. Hier fängt für den jungen Menschen die Gefahr an. Ohne geistige Führung seitens der Eltern oder von anderer Seite, neigt er, von der Nachahmung beseelt, zum extremen Leben. Das ist die Zeit, während der sich — wie ich sagen möchte — der Straßenverstand heranbildet, weil er nur aus dem Straßenleben die Witze schöpft und damit das Leben würzt. Eine geistige Beschäftigung ist da ausgeschlossen. Das bischen, was man in der Schule lernen mußte und gelernt hat, wird noch zum Teil vergessen. Wer unter solchen Leuten gearbeitet und versucht hat, durch Bildungsarbeit auf sie zu wirken, wird mir diese Wahrheit bestätigen.

Hieraus erklärt sich auch, weshalb auch diejenigen, die doch noch eine schwache Neigung zum Lesen haben, zu der leichteren Literatur oder zum Schundroman greifen. Der Schundroman hat sich eben in Stil und Stoff dem Bildungsgrade solcher Volksschichten angepaßt. Ein Lesestoff, der das Denken erfordert, findet da keine Freude. Aus diesem Sumpfe erwachen einige doch zum Besseren, wenn sie sich verheiratet haben, die Familie wächst, und die Not zu drücken anfängt, oder wenn sie sich doch von einem ihrer Mitarbeiter eines Besseren haben belehren lassen.

Der in der gegenwärtigen Zeit am meisten verbreitete Lesestoff ist die Tagespresse, die Zeitung. Mit dem Zeitungslesen ist die deutsche Arbeiterschaft — soviel ich übersehen konnte — den Arbeitern anderer Nationen voraus. Ich habe wenig reichsdeutsche Arbeiter angetroffen, die nicht eine Zeitung gehalten hätten. Die Zeitung ist aber auch die einzige Quelle, aus der die meisten Arbeiter ihre geistige Nahrung schöpfen und die ihnen allen anderen Lesestoff ersetzt. Es ist heute schon so zur Sitte geworden, daß man, wenn andere in der Werkstatt, auf der Straße oder Kantine, die in der Zeitung berichteten Vorkommnisse besprechen, auch gern etwas dazu sagt, und die Gelegenheit benützt, sich den Anschein eines gebildeten Menschen zu geben. Dabei geht gewöhnlich das eigene Urteil über die Meinung der oder jener Zeitung nicht hinaus. Was man da gewöhnlich hört, ist nur eine Wiederholung des Gelesenen. Und so ist es zu einer Gewohnheit geworden, die Tatsachen mit einer fertigen Meinung hinzunehmen. Man ist so des eigenen Nachdenkens enthoben. Etwas selbständig beurteilen, über etwas sich eine eigene Meinung bilden zu können, das erfordert eine tiefere Bildung, die die Arbeiter nicht haben. Und so ist das, was uns bei den Arbeitern als Ausfluß ihres Geistes erscheint, in Wirklichkeit nur angelerntes Wissen.

Nun möchte ich noch auf eins eingehen, nämlich auf das Verhältnis des Arbeiters zu der Maschine, obwohl dieses Thema von vielen Seiten fast genügend besprochen wurde, und der schädliche Einfluß der Maschine auf den Arbeiter bereits erkannt worden ist. Die

meisten Maschinen erfordern während des Arbeitsprozesses die ganze Aufmerksamkeit des Arbeiters. Sobald der Arbeitsprozeß beginnt, muß sich die ganze Aufmerksamkeit ihm zuwenden, wenn nicht das Produkt Mängel oder der Arbeiter selbst körperlichen Schaden erleiden soll. Die Maschine erlaubt nur das zu denken und zu reden, was der Arbeitsprozeß erfordert. So schnell wie die Arbeit vor sich geht, so blitzschnell folgen auch die Gedanken, und ebenso schnell müssen die nötigen Worte zu den Kollegen ausgestoßen werden, die mit dabei zu tun haben. Man ist während des Arbeitsprozesses von der Außenwelt ganz getrennt. Ein fortgesetztes Denken, d. h. in Gedanken einen längeren Satz zu bilden und denselben auszusprechen, ist nicht möglich. Alles Denken über eigene Angelegenheiten, über die Außenwelt hört auf. Dieser Umstand und der von den Maschinen verursachte Lärm wirken auf das Gehirn abstumpfend und auf die Nerven störend, außerdem verliert der Arbeiter die Sprachgeläufigkeit, wenn ihm solche eigen war. Wenn ein Mensch tagaus, tagein, jahraus, jahrein in solchen Arbeitsverhältnissen steht, lassen sich die Folgen nicht nur für ihn, sondern auch für seine Nachkommen von selbst denken, ohne daß wir von ihnen hier sprechen müssen. Es haben jedoch nicht alle Maschinen diese mörderischen Eigenschaften. Es gibt solche, denen sich der Arbeiter nicht ganz opfern muß. Sie erfordern meist nur Widerholungen gleicher Handbewegungen und Griffe in nacheinanderfolgenden, gleichen Augenblicken, die man sich mechanisch angewöhnt. Gewöhnlich ist man da nicht so leicht einer Gefahr ausgesetzt und kann über etwas nachdenken, weil das strenge Hinsehen nicht nötig ist, und die Hände sich mechanisch ohne Willen des Arbeiters fortbewegen. Aber diese letzteren gibt es seltener als jene ersteren. Schädlicher wirkt es auf den Arbeiter, wenn er gezwungen wird, die Arbeit im Akkord zu verrichten und seine Leistungen bis aufs höchste zu steigern. Wo im Akkord gearbeitet wird, da hockt oder steht jeder bei seiner Maschine wie angenagelt; aufpassen, gute und reichliche Arbeit liefern sind die einzigen Gedanken, die während des ganzen Arbeitsprozesses die lebendige Maschine durchströmen. Man ist von den übrigen Kollegen mit der Arbeit und den Gedanken getrennt, was ringsum vorgeht und die eigene Arbeit nicht betrifft, geht einen nichts an. Das Innenleben aller ist während des Arbeitsprozesses in der Werkstatt getrennt und einander fremd, es gibt nur ein äußerliches Einanderkennen. Was sie noch als gemeinsames Band fühlen, was ihr Inneres noch einigermaßen verbindet, ist die gleiche wirtschaftliche Lage, das gemeinsame Interesse, der gemeinsame Schutz vor Lohndruck u. s. w. Aber auch diese Angelegenheiten, die die Werkstatt betreffen, werden nur in einer Werkstattbesprechung ausgemacht, und weil auch da wieder nicht jeder zu Worte kommen kann, bleibt ein näheres Einanderkennen aus. Und ich habe als Arbeiter die Erfahrung gemacht, daß sich dieses Verhältnis noch mehr verschlimmert, je kürzer die Arbeitszeit wird.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Eine Verkürzung der Arbeitszeit unter der Bedingung einer höheren Kraftanstrengung hat für Körper und Geist dieselben schädlichen Folgen, als wenn dieselbe Arbeit bei größerer Arbeitszeit geleistet wird. Sicher kommt man aus der Werkstatt früher heraus; aber das ist nur ein scheinbarer Vorteil. Ich selbst habe immer eine schwerere Arbeit mit kürzerer Arbeitszeit vorgezogen, obwohl ich mir bewußt war, daß mir dies nur insofern nütze, als ich der mit allem Möglichen geladenen Fabrikluft früher entrinnen könne.

Auch die Handarbeit, wenn sie auch nicht wie die Maschinenarbeit so strenge Aufmerksamkeit, Gefahr und Gebundenheit mit sich bringt, ist nicht ohne schädliche Wirkung auf die Gesundheit des Arbeiters, in körperlicher und geistiger Hinsicht. Allmähliche Lohndrückerei treibt die Leistungsfähigkeit des Arbeiters aufs Höchste. Wer noch einen halbwegs auskömmlichen Lohn verdienen will, der muß seine ganze Kraft und alles Denken auf seine Arbeit konzentrieren. Das eigene Ich wird ebenso wie bei der Maschine in den Hintergrund gedrängt. Immerhin ermöglicht aber die Handarbeit doch dann und wann einen Gedankenaustausch mit dem benachbarten Kollegen.

Und jetzt noch einige Worte darüber, wie unter vielen Arbeitern das Wort „Bildung" aufgefaßt wird. Es wird von vielen so aufgefaßt, als müßte jeder gebildete Mensch reich sein. Man muß sich nicht selten sagen lassen: „Was nützt dir deine Bildung, wenn du doch arbeiten mußt!" Diese Leute blicken mit Hochachtung zu jeder Fachbildung als Mittel zum Reichwerden empor. Die Bildung des Gemüts, des Herzens und Verstandes, kurz das, was man „Allgemeine Bildung" nennt, um selbständig denkender Mensch zu sein, das alles wird von vielen noch als unnützes Zeug angesehen, das nicht des Kopfzerbrechens wert ist.

Diese Auffassung läßt sich daraus erklären, daß tatsächlich manche fachwissenschaftlich gebildete Männer reich geworden sind. Das Schlimmste ist, daß man dann, weil solche Fachbildung zu erreichen aussichtslos ist, und die andere Bildung als wertlos betrachtet wird, die Hände in den Schoß legt und resigniert weiter lebt.

Zu all dem, was ich bisher hervorgehoben habe, gesellt sich noch das Wohnungselend. Der Arbeiter ist natürlich gezwungen, sich mit der schlechtesten Wohnung zu begnügen. Aber es geschieht noch häufig, daß er sich noch möglichst einschränkt, und, was er kaum halbwegs entbehren kann, an Aftermieter vermietet, wenn der eigene Verdienst nicht ausreichen will. In einer mit Menschen überfüllten Wohnung ist es dann schwer, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen. Infolge des Weitervermietens und des Sparens an Brennmaterial bleibt meist nur die Küche übrig für sämtliche häusliche Verrichtungen, auch für die geistigen Bedürfnisse, wenn es welche gibt. Muß die Frau mit auf die Arbeit, wie es häufig geschieht, so hat sie mit ihrer häuslichen Arbeit bis in die späten Abendstunden hinein zu tun. Der Mann muß sich wenigstens um die Kinder kümmern, und es bleibt schließlich

nicht einmal Zeit übrig zum flüchtigen Durchsehen der Zeitung, geschweige denn noch zum Lesen eines Buches.

Nachdem ich so die geistige Not und die Gleichgültigkeit vieler Arbeiter geschildert habe, könnte mir wohl jemand einwenden: „Ja, wenn das geistige Leben unter den Arbeitern so trostlos aussieht, woher kommt dann die große Begeisterung der Arbeiter für ihre Sache?“ Durch die Arbeitermassen zieht ein Geist, von dem fast jeder schon durchdrungen worden ist; die Massen werden sich ihrer Arbeitskraft bewußt, sie werden sich bewußt, daß sie der Hauptfaktor in der Gesellschaft sind.

Dieses Bewußtsein und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft sind eine mächtig treibende Kraft, von der die Massen vorwärts getrieben werden, obwohl man sich keine tiefere Erklärung darüber zu geben weiß. Hier ist das Sehen und Fühlen mehr am Werke als theoretische Untersuchungen des Verstandes. Um die als ungerecht empfundenen greifbaren Dinge täglich zu sehen, und ihre Folgen zu fühlen, dazu ist kein philosophischer Geist nötig. In einer Dorfgemeinde, wo noch ein, wenn auch scheinbar, selbst erarbeitetes Vermögen besteht, gelangt man nicht so leicht zu diesem Bewußtsein als dort, wo sich Millionen des Geldes in einigen Händen anhäufen, die selbst untätig sind.

Vor 25 Jahren hörte ich noch fast allgemein von Arbeitern: „Reiche und Arme muß es geben!“ heute sagen die Arbeiter stolz: „Wären wir nicht, gäbe es keinen Reichtum!“

Dieser Geist verleiht den Massen eine bedeutende Kraft, die man oft an ihnen bewundert. Und aus dieser Kraft sprießt dann das ethisch-soziale Ideal hervor.

Ich komme nun zum Schluß meiner Ausführungen in der Hoffnung, ein anschauliches Bild von dem Geistesleben der niedern Volksschichten gegeben zu haben. Damit wollte ich nicht nur zeigen, wie das geistige Leben der Arbeiter aussieht, sondern auch darauf aufmerksam machen, unter welchen Einflüssen der Arbeitergeist zu leiden hat. Manches, was ich hier bringe, ist teils bekannt, teils schon mancherseits besprochen worden; aber ich konnte deshalb nicht diese Tatsachen unberührt lassen, wenn das Bild ein ganzes werden sollte. Ich denke aber, daß auch das schon Bekannte und Besprochene gerade dadurch einen höheren Wert erhält, wenn ich es bestätige, und es durch weitere Tatsachen und durch Erfahrungen aus meinem eigenen Leben stütze.

Inwieweit meine Darstellungen jemand befriedigen, weiß ich nicht. Ich brauche kaum zu versichern, daß ich, weder nach links noch nach rechts schauend, das Leben in denselben Farben wiedergebe, wie es sich aus meinen Erfahrungen ergibt. Ich habe mich dabei an dieselbe Strenge gehalten, wie beim Niederschreiben meiner Lebensgeschichte. Möge es also als eine kleine Ergänzung meines Buches gelten, indem

ich auch da schon großen Wert auf die Denkweise der Arbeiter legte, soweit es mir der Raum erlaubte.

Dieser Aufsatz soll nur eine Anregung sein für alle, die sich mit der sozialen Frage und mit der Erforschung des geistigen Lebens der niederen Volksschichten beschäftigen. Sie will nur auf weitere Spuren aufmerksam machen, auf denen man bei dem Studium dieser Gebiete weiter gehen kann.

Uns Arbeitern würde es nur recht sein, wenn recht viele Bürgerliche dies tun und das Verständnis nach dieser Richtung hin erweitern helfen. Sie dürfen dabei auf die Mitarbeit der intelligenteren Arbeiter mit Gewißheit rechnen. Wenzel Holek.

---

# Zur Diskussion über die Laienwünsche.*)

Es war entschieden ein guter Griff, einmal die Laienwelt zu einer Aussprache in Bezug auf ihre Gedanken über unsere Landeskirche zu veranlassen. Man mag über Enquêten denken wie man will, sicher ist, daß das in den „Laienwünschen" gesammelte und übersichtlich zusammengestellte reichhaltige Material dem Geistlichen einen wertvollen Spiegel vorhält, in welchem er sich und die Schäden, die unserer Kirche anhaften, prüfen mag. Die Umfrage bei den Laien ist wohl aus dem Gefühl hervorgegangen, daß die Kirche reformbedürftig sei, und daß man zu ihrer Neugestaltung allerhand beachtenswerte Winke erhalten könnte. Es ist dies ein Zeichen von einem geheimen Unbehagen, es sei da und dort etwas nicht in Ordnung, aber auch ein Zeichen einer gewissen Zuversicht, daß man ein bischen Kritik schon ertragen könne.

Wir freuen uns darüber, daß damit die brennende Frage der Kirche von neuem in den Vordergrnnd der Diskussion gerückt ist. Es geschieht nicht zum ersten Mal. Es sind, das dürfen wir bei diesem Anlaß deutlich hervorheben, Pfarrer gewesen, die vor etlichen Jahren zuerst die Stimme der Kritik kräftig erschallen ließen, aber damals bei der Mehrzahl tauben Ohren gepredigt haben. Es ist möglich, daß die, welche bis dahin auf jene Stimmen nicht hören wollten, vielleicht jetzt aufhorchen, da die Kritik von Seiten der Laien in verhältnismäßig milden Tönen und in kleinen Dosen aufgetischt wird, und daß diese vereinzelten Brocken leichter verdaut werden. Das wäre sehr zu begrüßen als eine glückliche Folge der vorliegenden Schrift und wir wären dem Urheber und Verfasser derselben dafür von Herzen dankbar.

Und doch müssen wir gerade in diesem Znsammenhang mit allem Nachdruck auf eine große Gefahr aufmerksam machen, die diese Schrift,

*) Laienwünsche an die schweizerisch reformierte Landeskirche. Referat von Pfr. Karl von Greyerz in Winterthur. Verlag von A. Francke 1912.

so wie sie abgefaßt ist, in sich birgt. Wir hegen die Befürchtung, sie werde im besten Fall die Meinung aufkommen lassen und bestärken, als handle es sich bei unserer Kirche nur um einzelne mehr zufällige Uebelstände, die mit entsprechenden Reformen bei gutem Willen beseitigt werden können und damit habe es sein Bewenden. Die vielen angeführten Details lassen bei aller übersichtlichen Anordnung keine großen Gesichtspunkte aufkommen, sie tragen samt dem versöhnlich ausklingenden Schluß eher dazu bei, das in der Tiefe liegende Problem zu verhüllen. Uns aber liegt es gerade an der Aufdeckung und möglichst scharfen Beleuchtung dieses Problems. Damit soll nicht ein Widerspruch zu der von Greyerz'schen Schrift aufgestellt, vielmehr eine notwendige Ergänzung, und wo möglich Vertiefung gesucht werden.

Wenn wir von einem Problem reden, so meinen wir damit nicht die da und dort auftauchende Frage der Trennung von Kirche und Staat, denn auch da, wo diese Trennung bereits durchgeführt ist, sind die in den „Laienwünschen" angedeuteten Mängel vorhanden. Wir meinen selbstverständlich auch nicht die Inkongruenz von Kirche und Reich Gottes, da ja wenigstens innerhalb des Protestantismus allgemein anerkannt wird, daß die Kirche nicht Selbstzweck ist, sondern das Werkzeug sein soll zum Aufbau dessen, was wir unter Reich Gottes verstehen. Hier aber drängt sich die gewichtige Frage auf, ob sie das geeignete Werkzeug hiezu ist und sein kann.

Bekanntlich hat Kierkegaard mit beißendem Sarkasmus die vom Staat bezahlten Verkündiger des Evangeliums als ein gefährliches Hindernis für den Bestand des Christentums erklärt. Es soll nun aber hier sowohl die Qualität der Persönlichkeit der Geistlichen, als auch ihre pekuniäre abhängige Stellung ganz aus dem Spiel bleiben. Es sind andere Faktoren, die uns bei unserer Auffassung vom Evangelium die Bedeutung der Kirche in Frage stellen und das ist zunächst einmal die konservative rückwärts gerichtete Tendenz; die Kirche präsentiert sich als die Hüterin der aus der Vergangenheit stammenden Heilsgüter und ist darum naturgemäß einer über sie hinauswachsenden, außerhalb ihres Bereiches sich entwickelnden Umgestaltung der Dinge abhold. Es ist der unversöhnliche Gegensatz von konservativem Festhalten und revolutionärem Vorwärtsdrängen — und doch läßt sich gewiß die Wahrheit nicht auf erstere beschränken.

Dieser Gegensatz wurde in Folge der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Veränderung in der Lebensanschauung noch verstärkt durch denjenigen von individueller und sozialer Auffassung des Evangeliums, welch letztere bis dahin entweder ganz übersehen oder wenigstens vernachlässigt worden war. Doch haben wir es hier nicht mit unlösbaren Widersprüchen zu tun; es ist denkbar, daß, wenn die Kirche Einsicht und Selbstverleugnung genug hat, eine Ergänzung, oder vielmehr Umwandlung in der Wirksamkeit der Kirche eintreten kann, daß sie eine neue Orientierung gewinnen kann. Es handelt sich weniger um ein Problem, als um eine neue Aufgabe, vor die sie sich

gestellt sieht. Sollte sie dieselbe in Angriff nehmen und ihr gerecht werden, dann taucht freilich eine neue gefährliche Schwierigkeit auf, dann wird die Kirche, die sich im Staate und in der Gesellschaft einen ungestörten, angesehenen Platz erworben und sich hier sozusagen heimisch gefühlt hatte, hinausgedrängt in die direkte Opposition zu den in der Gesellschaft maßgebenden Elementen, sie würde notwendig zum Ankläger gegenüber den herrschenden Mächten, sie müßte getreu dem, der gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen" das Odium des Unruhstifters auf sich nehmen. Das würde für die an ruhige Verhältnisse gewöhnte Kirche vielleicht zu einer Art von ethischem Problem.

Gleichzeitig leiden wir noch unter einem andern Rätsel, und das ist die Frage, die in der Kirchengeschichte immer wieder auftaucht, heutzutage aber besonders akut geworden ist, nämlich: wie läßt sich die unentbehrliche äußere Organisation mit der unberechenbaren Regung und Wirksamkeit des Geistes vereinigen? In Bezug auf das Dogma spielt die Organisation der Kirche gegenwärtig entschieden eine kleine Rolle, wir haben eine bekenntnislose aber darum nicht glaubenslose Kirche. In Bezug auf den Kultus aber besteht die Organisation noch ziemlich ungebrochen da, dementsprechend sind auch unsere Gottesdienste oft so leblos und monoton. Der unabänderliche Mechanismus tödet alles persönliche Leben. Und doch drängt alles, wenn wir unsere Zeit recht verstehen, auf Unmittelbarkeit, auf persönliche Freiheit. „Die religiöse Ehrlichkeit, die darin besteht, daß man religiösen Funktionen, wenn man sie nicht in jeder Beziehung billigt, fernbleibt, ist viel allgemeiner, als sie jemals in der Geschichte des religiösen Lebens gewesen ist." (Steffen: Die Demokratie in England.)

Es liegt nicht in meiner Absicht, näher auf die aufgeworfenen Fragen einzugehen, es sollte nur die Schwierigkeit und Tragweite derselben angedeutet werden, damit man sich bei der Stellungnahme zu den Laienwünschen nicht voreilig in Detailfragen verliere und dort das Heil suche. Mag auch eine Liturgiekommission etwas ausarbeiten, was dem Geschmack unseres Publikums besser angepaßt ist — es wird trotzdem nicht zu einem wirklich lebendigen Gemeindegebet kommen, bevor unsere Gemeinden wieder wirklich von großen gemeinsamen Gedanken erfüllt sind, die in der öffentlichen Versammlung zu gemeinsamer Bitte drängen. Aehnliches läßt sich von allen Besserungsvorschlägen sagen. Was unserer Kirche not tut, ist nicht Korrektheit in religiösen Formen, sondern Unmittelbarkeit des Lebens. Selbstverständlich werden wir auch in Zukunft die Formen nicht entbehren können, wir müssen uns aber über die Frage klar werden, ob nicht die alten Formen vielfach brüchig und rissig und überhaupt zu eng geworden sind und ob wir da mit Flicken zu einem befriedigenden Ziel kommen und zu einem bloßen Flickwerk könnten die „Laienwünsche" führen; wir wünschen aber einen tiefergreifenden Erfolg.

L. Stückelberger.

# Rundschau.

**„Kirche und Sozialpolitik."** Im Anschluß an die Abstimmung vom 4. Februar hat sich in verschiedenen Blättern eine rege Diskussion entsponnen über das Thema: „Kirche und Sozialpolitik", wobei uns die Artikel im „Fr. Schw. Arbeiter" Nr. 21 und im „Kirchenblatt" Nr. 8 sehr sympathisch berührten. Wir erlauben uns nachträglich auf das Symptomatische der ganzen Diskussion hinzuweisen.

Wir meinen damit für's Erste das Befremden, das die kirchlichen Kundgebungen bei einem großen Teil der Bevölkerung hervorgerufen haben, als sei die Kirche am Entgleisen, und als müsse man sie in die nötigen Schranken weisen, mit einem Sturmlauf gegen die „Politik auf der Kanzel". Und doch handelte es sich ja ganz einfach um eine allerdings besonders wichtige Frage praktischer Sozialethik, um ein Stück Lebensgestaltung innerhalb der Gesellschaft, eine Frage, die nicht weniger direkt das Christentum angeht als ein Sonntagsgesetz oder ein Sittlichkeitsgesetz. Denn die Solidarität im Unglück ist so gut ein christlicher Grundsatz wie die Sonntagsruhe. Weil aber das Versicherungsgesetz mehr soziale Färbung hat, wittert man Politik. Für viele engherzige Leute ist aber Sozialismus, in welcher Gestalt er auch auftrete, nur Politik in gröbstem Sinn, eine Machtfrage der Parteien. Und das ist bezeichnend für die Denkungsart des Durchschnittskirchenpublikums.

Nun hört man freilich den Einwand, man habe nichts gegen eine rein prinzipielle Stellungnahme der Kirche in sozialen Fragen, aber die technischen Schwierigkeiten in Gesetzesfragen geböten eine Zurückhaltung in bezug auf die endgiltige Entscheidung. Das ist ja richtig, wir anerkennen diese Schwierigkeiten, sie sind aber auch bei jeder Abstimmung vorhanden. Gegenwärtig wird die Sittlichkeitsinitiative, die 1897 in Zürich zur Schließung der Bordelle geführt hat, vom „technischen" Standpunkt aus, d. h. von Fachmännern der Sozialhygiene stark angefochten und als ein Fehlgriff bezeichnet. Auch wenn diese Behauptung sich bestätigen sollte, wird es doch jedermann zugeben, daß die Kirche damals gar nicht anders konnte als gegen die staatlich sanktionierte Prostitution zu Felde zu ziehen. Es wird auch heute kein Gesetz gefunden werden, das bei strikter Anerkennung des sittlichen Grundsatzes technisch vollauf befriedigte. Es kommt in der Wirklichkeit immer auf ein Kompromiß hinaus, das liegt im Wesen der Realpolitik.

Da erhebt sich nun für uns, die Organe der Kirche, die Frage: sollen wir uns auf diese Realpolitik einlassen, uns auf solche Kompromisse festnageln lassen, das ganze Schwergewicht unserer Tätigkeit auf die immerhin partielle und mangelhafte Verwirklichung eines christlichen Grundsatzes verlegen? Sollten wir nicht vielmehr das Auge für die Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit offenhalten und

uns darum in bezug auf die relative, schrittweise Verwirklichung eine gewisse Reserve auferlegen, um immer noch genügend Raum zu haben für die große Spannung zwischen einem augenblicklichen Fortschritt und dem erhabenen Ziel? Nur aus solcher anhaltender Spannung, die für uns als beständiger Druck sich fühlbar macht, wird der rechte Fortschritt erwachsen. Wo aus solchem Gefühl heraus geredet wird, da wird das Wort des Predigers kaum als wohlfeile Popularitätshascherei oder als unüberlegter naiver Uebergriff in Dinge, die ihn nichts angehen, empfunden, auch wenn er sich da und dort in das Handgemenge realpolitischen Kampfes begibt.

Nur wird er dann nicht das letzte Körnchen Pathos für eine eben doch nur relativ gute Gesetzesbestimmung ausgeben dürfen, oder überhaupt bei solchem Kampf erst aufwachen und, die Augen sich ausreibend, sich auf die hohen Ideale und Postulate besinnen können.

Ist die Kirche in unseren Tagen von diesem letzteren Vorwurf ganz freizusprechen? Man muß gestehen, daß man des Eindrucks der Unsicherheit auf Seiten der kirchlichen Organe nicht ganz los werden kann. Und diese tastende Unsicherheit der Kirche ist das andere wichtige Symptom, das wir aus den gefallenen Aeußerungen herauslesen. Es macht nicht den Eindruck, als ob man unter einem unwiderstehlichen Druck gehandelt habe, zielbewußt und unentwegt.

Wir kommen fast nicht mehr aus dem Stadium mühsamer Reflexionen heraus, bei welchen alles mögliche, Opportunität, Erfolg und Ansehen erwogen wird. Darüberhin geht — ich möchte sagen — eine heilige Intuition verloren. Wir lassen eben leicht die absoluten Maßstäbe sinken, vielleicht müde geworden des endlosen Kämpfens, vielleicht aber auch, weil wir uns nie zu einem ernsten Kampf, zum Ertragen von Widerspruch und Verunglimpfung aufgerafft haben. So sinken wir auf das Niveau der Mittelmäßigkeit und des Philistertums, bleiben unangefochten bei solch ruhigem Verhalten, aber auch schließlich unbeachtet.

Die Unsicherheit stammt wohl daher, daß man im Gewirr einzelner Fragen, in der Menge von Konzessionen und Kompromissen bei der innerweltlichen Entwicklung die Orientierung in dem seinem Wesen nach eben doch transzendenten Reich Gottes mehr oder weniger aufgegeben hat. Ich meine die Transzendenz der Worte Jesu: „In der Welt geht es so oder so zu, bei euch soll es nicht also sein."

Von dieser Höhe aus dürfen und wollen wir auch mit aller Schärfe hineinzünden in die Arena politischen Kampfes, unbekümmert um den augenblicklichen Effekt und Erfolg, und doch des Sieges gewiß. — L. St.

Der dem **Basler Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit** im Budget zugedachte Staatsbeitrag wurde am 22. Febr. vormittags vom Großen Rat gestrichen; da aber am Nachmittag in anderer Form und unter anderem Titel die staatliche Inanspruchnahme und damit die Subvention doch beschlossen wurde, könnten wir mit Still-

schweigen darüber hinweggehen, wenn nicht bei dieser Gelegenheit Aeußerungen laut geworden wären, die einige Glossen verdienen.

Da ich nur dem Zeitungsreferat folgen kann, unterlasse ich es, über die Reden der den Verein angreifenden Großräte im Ganzen zu urteilen. Wir können uns auch nicht über Recht oder Unrecht der gegen den Verein erhobenen Vorwürfe verbreiten. Daß ein solcher Verein auch Mißgriffe tut, ist jedem verständigen Menschen selbstverständlich sein. Wir sind aber der Meinung, es sei besser, hin und wieder auch fehlzugreifen, als überhaupt gar nicht zu greifen. Wenn die Advokaten vielleicht manchmal von der Tätigkeit des Vereins nicht erbaut sind, so werden ihn dafür Lehrer und Pfarrer einfach als unentbehrlich bezeichnen. Daß staatliche und private Fürsorge ineinander greifen, das dürfte auf diesem Gebiet das Richtige sein, womit nicht gesagt ist, daß die gegenwärtige Kombination nicht mehr geändert werden dürfe; z. B. die staatliche Polizeiassistentin könnte auch Basel brauchen.

Aber das ist nun offenbar gewissen Elementen ein Dorn im Auge, daß auf diesem Gebiet überhaupt zugegriffen, daß für das sexuelle Leben nicht der Grundsatz des laisser faire, laisser aller anerkannt wird. Wer für die Hebung der Sittlichkeit arbeiten will, der wird sofort der „Schnüffeltendenzen" bezichtigt. Dieses Wort von der Sittlichkeitsschnüffelei ist eine der genialsten Erfindungen des Teufels; damit kann man die edelsten Bestrebungen totschlagen. Wo jemand den Schmutz aufdeckt und angreift, gleich wird ihm der Name „Schnüffler" angehängt und die gröhlende Meute ist ihm auf den Fersen. Ein Schnüffler, das ist einer, der die Leute gern chikaniert, ihnen ihre unschuldigen Freuden raubt: es ist einer, der am Schmutz selbst seine geheime Freude haben muß, sonst würde er ihn nicht aufstochern; er ist also ein Heuchler, ein Denunziant, mit dem alle anständigen Leute fertig sind. Aufsichtsdamen über gefallene Mädchen — hu! was müssen das für Schnüfflerinnen sein! Soll ich meines Bruders Hüter sein? Bewahre, das wäre ja Schnüffelei! Wenn ich an einem Sumpf vorbeigehe und sehe sich etwas darin bewegen, ja nicht hingehen und untersuchen, ob es ein Mensch ist! Das wäre ja Schnüffelei. Ja nicht hingehen, ihn am Schopf ergreifen und herausziehen! Das wäre unwürdige Bevormundung, Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit. Der Staat soll die Reblaus und den Borkenkäfer bekämpfen, er soll Wildbäche verbauen und sumpfige Wiesen drainieren helfen, aber um diesen Sumpf soll er nicht einmal einen Hag bauen. Wenn ein Verein sich der unehelichen Mütter annimmt, das ist Schnüffelei; man soll sie zur Dirne herunterfinken lassen, an Nachfrage wird es ja nicht fehlen. Wenn in einem Schaufenster zweideutige Postkarten und Bücher mit ganz eindeutigen Titeln ausliegen — wer darüber nur mit den Wimpern zuckt, ist ein Schnüffler. Wenn man den Handel mit diesem Giftstoff einschränkt, so ist ja die Freiheit der Kunst beeinträchtigt, die Literatur geknebelt und die Zensur des

Metternichschen Zeitalters wieder im Anzug. Also Freiheit! Freiheit! Auch ja nicht die Rechte der Kinematographenbesitzer antasten! Die sind ja zehnmal heiliger als die Kindesseele. Und Fälle von Kinderverwahrlosung und -Mißhandlung ja nicht denunzieren! Es könnte ja unter zehn Sündern ein Gerechter sein! Um alle ungerechten Denunziationen zu vermeiden, bedecke man alles mit dem Mantel der Liebe, oder man überlasse es der Polizei, die ja religiös vollkommen neutral ist und darum noch nie Mißgriffe begangen hat! Freilich, wenn dann einmal ein armes Opfer der Kindermißhandlung, ein voreheliches Kind der Frau unter den Händen eines rohen Stiefvaters gefallen ist, ich wette, dann wird ein Geschrei losgehen: Wofür haben wir denn einen Frauenverein zur Hebung der Sittlichkeit?

Nein, dem Standpunkt, daß gegenüber dem sexuellen Sumpf, dem Schädling der Unsittlichkeit, der schon so Viele angefressen und ruiniert hat, das laisser faire am Platze sei*), müssen wir entschlossen widerstehen. Ueber Mittel und Wege, über die Grenzen des staatlichen Eingreifens wird noch viel Besinnen und Verhandeln nötig sein; aber daß hier die Anarchie vom Uebel sei, daß hier eine soziale Verantwortung und Pflicht besteht, das ist unsere feste Ueberzeugung. Und sie wird zur Herrschaft kommen, wenn einmal die Frauen mithelfen, die Gesetze zu machen und anzunehmen. Es wird ja manchen Männern jetzt schon Angst, wenn die Frauen in den Kampf gegen die Unsittlichkeit eintreten.

Noch eins: Die Subvention an den Frauenverein wurde auch deshalb bekämpft, weil er auf religiösem Boden stehe. Und es wurde z. T. deshalb eine Uebernahme der Arbeit, die bisher der Frauenverein leistete, durch den Staat gewünscht, weil er sie neutral, nicht in religiösem Geiste betreibe. Es herrscht offenbar da und dort die Meinung, daß seit der Lostrennung der Kirche der Staat die Religion ignorieren, daß er in allem und jedem „religiös neutral" sein müsse. Das soll er insofern, als er die Anhänger aller religiösen Bekenntnisse gleich zu behandeln hat. Aber es heißt nicht, daß der Staat Alles, was aus religiösen Motiven entspringt, was in religiösem Geist nach bestimmten religiösen Grundsätzen getan wird, zu ignorieren habe und nicht unterstützen dürfe. Es heißt nicht, die staatlichen Handlungen dürften nicht von Grundsätzen geleitet sein, die staatlichen Organe dürften keinen Standpunkt haben. Diese von den Christen nicht unverschuldete Meinung, der Staat müsse von seiner Tätigkeit alle religiösen Grundsätze fernhalten, und die Religion müsse sich eigentlich ihres Daseins schämen und sich deshalb fein säuberlich ins Innere und in einige Konventikel zurückziehen, sie dürfe ja nichts Anderes als Privatsache sein wollen — diese Meinung, welche ja nicht nur von den

*) Ich kann natürlich nicht urteilen, wie weit die Mehrheit, die gegen die Subvention gestimmt hat, den hier gekennzeichneten und bekämpften Standpunkt einnimmt oder sich einfach vom Aerger über einzelne Mißgriffe des Vereins hat bestimmen lassen.

Sozialdemokraten vertreten wird, ist eben auch ein Standpunkt, derjenige, daß das Evangelium Unrecht habe und seine sittlichen Grundsätze falsch seien; es ist der Standpunkt des religiösen und sittlichen Nihilismus. Warum sollen wir Christen uns vor diesem Standpunkt mit Verbeugungen zurückziehen und ihm das Feld überlassen? Warum sollen wir so bescheiden sein, daß wir sagen: wir verzichten darauf, unsern Standpunkt im politischen und sozialen Leben geltend zu machen, da ja einige Leute ihn nicht teilen? Diese Bescheidenheit ist nicht christlich. Es gibt Leute, welche meinen, mit der Trennung von Kirche und Staat müsse die Macht und der Einfluß der Religion im öffentlichen Leben ausgeschaltet werden. Die einen bekämpfen deshalb die Trennung, die andern wollen sie gerade deshalb. Nein, wir glauben, wenn die Pflege der Religion vom Staat unabhängiger werde, so könne ihr Einfluß gerade dadurch wachsen. Nein, der Staat soll nicht zur Grundsatzlosigkeit verurteilt werden. Freilich, die Ausschaltung des Religiösen und seines Einflusses aus dem öffentlichen Leben wird die einfache Folge sein, wenn man uns, wie in der jüngsten Debatte über Kirche und Politik geäußert wurde, verbieten will, auf der Kanzel im Namen des Christentums zu Fragen Stellung zu nehmen, in denen auch aufrichtige und ernste Christen anderer Meinung sind. Wenn wir dieser Zumutung folgten, so hätten wir die Ausschaltung verdient; ja wir hätten uns selbst ausgeschaltet. L.

**Gegen den Mädchenhandel.** Wir haben schon in der letzten Nummer darauf hingewiesen, daß die Aufsätze von Ninck über den „Mädchenhandel“ in erweiteter Form als Broschüre erschienen sind. Nun scheint es mir eine ganz wichtige Aufgabe zu sein, daß diesem Mahnruf die weiteste Verbreitung gegeben werde. Im Kampf gegen diese furchtbaren Gewalten der Finsternis ist vor allem nötig, daß Licht geschafft werde. Das Böse muß an die Sonne kommen, die Wahrheit bekannt werden. Damit ist schon sehr viel gewonnen. Darum sollte die Broschüre jedem Mitglied der Bundesversammlung, des Bundesgerichtes und allen wichtigeren kantonalen Behörden in die Hand gegeben werden. Die Kirchenpflegen sollten sie verteilen lassen, die Schulpflegen sie dem Lehrpersonal zustellen. Wer gibt dazu das Geld her? Das wäre ein Gotteswerk! Sollte dieses Geld nicht zu bekommen sein? Es ist ein ungeheurer Fluch und Greuel, den es auszutilgen gilt — wo sind die Kämpfer und Helfer?

Der Zeitpunkt ist für das Werk so geeignet als möglich. Die Behandlung des neuen Schweizerischen Strafrechtes in den eidgenössischen Räten steht bevor. Dazu hat in Zürich ein Kampf angehoben, der möglicherweise hohe Wogen schlagen wird und von dem wir nur hoffen können, daß er uns einen Schritt weiter bringe in dem Ringen mit dem gewaltigen Uebel der Prostitution und dem, was damit zusammenhängt. Es gilt, die Waffen zu rüsten, denn wir gehen schweren, langen Kämpfen entgegen, die aber eine Verheißung haben. L. R.

Ueber das **Endziel der Antialkoholbewegung** erschien in den Nummern 31 und 33 der „Basler Nachrichten" — ich weiß nicht, ob auch anderswo — ein Artikel, dessen Urheberschaft beim Sekretariat der Alkoholinteressenten gesucht werden dürfte. Als Endziel der Antialkoholbewegung wird die allgemeine Prohibition, d. h. das staatliche Verbot der Herstellung und des Verkaufs alkoholischer Getränke bezeichnet. Habe doch der schweizerische Abstinentensekretär seiner Zeit das Absinthverbot als bloße Abschlagszahlung bezeichnet. Dieses Endziel sei aber in keiner Weise erstrebenswert. Es liege nicht im Interesse der Volksgesundheit, denn trotz der Zunahme des Alkoholkonsums nehme der Prozentsatz der durch Alkoholismus verursachten Todesfälle ab, derjenige der tauglichen Rekruten zu, die Behauptungen der Abstinenten über den Alkoholismus als Quelle des Verbrechens seien übertrieben. Die Prohibition würde den Kantonen nicht nur die zehn Millionen rauben, die sie bisher als Abgaben des Alkoholgewerbes bezogen, sondern den Staat auch zu Entschädigungen an die geschädigten Alkoholproduzenten zwingen (der kluge Mann baut vor) und dadurch in den Bankerott stürzen. Endlich sei die Prohibition, bloß gemeindeweise oder kantonal durchgeführt, unwirksam, als Bundesgesetz aussichtslos und führe nur zum stillen Schnapssuff und zur Heuchelei (damit sind wir an der Stelle angekommen, wo die Advokaten des Alkohols in sittliches Pathos zu verfallen pflegen).

Wir fühlten uns bei der Lektüre des Artikels lebhaft an jene Szene im „Hellmuth Harringa" erinnert, wo die Bierbrauer und Sektfabrikanten Kriegsrat halten. Eine eingehende Auseinandersetzung mit diesem Ellaborat beabsichtigen wir nicht; nur auf einige Punkte sei der Finger gelegt.

Natürlich ist der Artikel Stimmungsmacherei gegen die Abstinenten. „Seht, sie wollen euch die Wirtshäuser nehmen! Hütet euch vor diesen Dunkelmännern und Volksfeinden!" Wenn nun das nicht zieht! „Herr Wirt, noch einen Doppelliter zum Protest gegen diese Heuchler!" Schon Herr Dr. Hercod hat in seiner Antwort (Basler Nachrichten Nr. 41) darauf hingewiesen, daß nur ein Teil der Abstinenten die Prohibition auf sein Programm gesetzt hat und ihr auch da einstweilen bloß theoretische Bedeutung beimißt. Er hätte hinzufügen können, daß keine einzige Abstinenten-Organisation die Prohibition als *Ziel* betrachtet. Ziel ist ein von den Verwüstungen des Alkohols befreites Volk. Die Prohibition ist da höchstens ein *Mittel*, zu diesem Ziel zu gelangen, über dessen Wert die Abstinenten unter sich nicht einig sind.

Das Lob der Mäßigkeit gehört zu den Waffen der Alkoholinteressenten: man darf ja die Unmäßigkeit nicht verteidigen. In Verfolgung dieser Politik hat sich der Artikelschreiber zu Konzessionen herbeigelassen, für die man ihm nicht dankbar genug sein kann. „*Die Wertlosigkeit, ja sogar Schädlichkeit des Alkohols als Mittel zur Erhöhung der körperlichen und geistigen Arbeitskraft ist längst erkannt und wird auch von den ehr-*

lichen Gegnern der Prohibitionsbewegung nicht bestritten." Und weiter unten: „Ueber die Schädlichkeit des Genusses geistiger Getränke für Kinder, Schwachsinnige oder Kranke (außer in den Fällen, wo der Arzt selbst den Alkohol verordnet) auch nur ein Wort zu verlieren halten wir für überflüssig." Leider halten wir es für nötig, darüber noch manche Worte zu verlieren. Aber wenn wir den Aberglauben an den Kraftspender Alkohol und die Unsitte des Alkoholgenusses durch Kinder bekämpfen, haben wir einen unschätzbaren Bundesgenossen und Kronzeugen gewonnen im Schweizerischen Alkoholsekretariat.

Eine kurze Beleuchtung verdient die statistische Kunst des Verfassers. Er hat den Unterschied zwischen absoluten und relativen Zahlen ganz übersehen. Er hebt mit Sperrdruck hervor, daß seit 1895 eine bedeutende Zunahme des absoluten Verbrauchs geistiger Getränke stattgefunden habe. Das wird aber niemand verwundern, der die gleichzeitige Zunahme der Bevölkerung in Rechnung zieht; hier wäre es gerade auf die relativen Zahlen, auf den Alkoholverbrauch per Kopf der Bevölkerung angekommen. Oder welchen Sinn hat es, zu konstatieren, daß die Zahl der in Folge von Alkoholismus gestorbenen Fabrikarbeiter größer sei als diejenige der Alkoholiker-Todesfälle im Alkoholgewerbe? Hier hätte doch einzig die Verhältniszahl zur Gesamtheit der in diesen Berufen Tätigen irgendwelchen Sinn. Uebrigens, sollte sich wirklich eine Abnahme der Todesfälle in Folge von Alkoholismus von 6,5 % im Jahr 1895 auf 4,7 % anno 1910 bewahrheiten, was hocherfreulich wäre, wer hat dann größeres Verdienst daran, die Alkoholproduzenten und -Händler oder die Abstinenten? Uebrigens ist der Alkoholismus, wenn fast $^1/_{20}$ aller Todesfälle durch ihn verschuldet oder mitbewirkt sind, keine Volkskrankheit? Und wieviel betragen die Prozente im Vergleich nicht mit allen Todesfällen, sondern mit denjenigen der erwachsenen Männer?

Die tollsten Sprünge macht unser Statistiker bei den Zahlen der untauglichen Rekruten, die im Durchnitt der ganzen Schweiz von 37 % in den Jahren 1884 bis 1891 auf 31 % im Jahr 1908 gesunken seien. Und mit Stolz weist er darauf hin, daß wir es hier mit amtlicher Statistik zu tun haben. Ja, in dem viel Bier produzierenden Baselstadt seien die Tauglichen von 59 auf 74 %, im Weinland Schaffhausen von 59 auf 81 % gestiegen. Also ein erfreulicher Aufschwung der körperlichen Tüchtigkeit unserer Jungmannschaft, und die Kassandrastimmen, die von Entartung reden, müssen schweigen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein, und trinke weiter Bier und Wein! Wenns nur nicht fast zu schön wäre! Baselstadt und Schaffhausen hatten bis Anfang des Jahrhunderts je nur ein Bataillon; um es nicht zu überfüllen, stellten sie jeden zurück, der die geringsten Gebrechen aufwies; seit sie zwei Bataillone haben, stecken sie die Tauglichkeitsgrenze weiter. Uebrigens wenn die Folgen des Alkoholismus schon bei den Rekruten zum Vorschein kämen, wäre es sehr traurig. Und die geistigen und moralischen Folgen

werden bei der Tauglichkeit nicht in Rechnung gezogen; an sie denken wir in erster Linie, wenn wir von Entartung durch Alkoholismus reden.

Wundervoll ist folgende Argumentation: der Führer durch die Alkoholausstellung führt 40% der Verbrechen auf Alkoholismus zurück. Darüber gebe es keine amtliche Statistik (Dr. Hercod weist nach, daß es doch eine giebt). Im Kanton Zürich seien 1910 von 3247 Strafurteilen des Obergerichts über die Hälfte über Verbrechen wie Diebstahl, Unterschlagung, Raub, Betrug, Münzverbrechen, falsches Zeugnis, Vergehen wider die persönliche Freiheit gefällt worden, die doch alle nach reiflicher Ueberlegung, d. h. in nüchternem Zustande begangen würden. Die andere Hälfte könne doch nun nicht insgesamt dem Alkohol aufs Konto geschrieben werden. Wundervolle Logik! Und stehen etwa nur die Straftaten, die im Rausch begangen wurden, unter der Wirkung des Alkohols? Auch bei den angeführten Vergehen dürfte doch ökonomische und sittliche Verwahrlosung in Folge des Alkoholismus als Ursache reichlich vertreten sein.

Doch das Schönste kommt erst. Der Verfasser hat die einzig wirksame Waffe im Kampf gegen die üblen Folgen der Trunksucht gefunden. Allerdings eine harte Waffe, aber vor ihrem Gebrauch dürfe der nicht zurückschrecken, dem es mit diesem Kampf ernst sei: Verhinderung der Fortpflanzung von Trinkern. Wir wollen auch dafür dem Verfasser dankbar sein. Wie pflanzt sich denn die Trunksucht fort? Zum Teil auf dem Weg der Vererbung. Es handelte sich also darum, zu verhüten, daß die Trinker Nachkommenschaft erzeugen. Die Schwierigkeit einer solchen Maßregel leuchtet jedem ohne weiteres ein. Ich glaube noch mehr als durch Vererbung pflanzt sich die Trunksucht durch das Beispiel, durch Ueberredung und Verführung fort. Der Boden, auf dem diese Fortpflanzung stattfindet, ist in erster Linie das Wirtshaus und die herrschende Trinksitte. Meine Herren, wenn es Ihnen also mit der Verhinderung der Fortpflanzung ernst ist, so versperren Sie diesen Weg, verhindern Sie in Ihren Wirtschaften böses Beispiel und Ueberredung! Hic Rhodus — hic salta! L.

**Die chinesische Revolution** gehört auch nach dem Urteil von Kennern zu den erstaunlichsten Ereignissen der Weltgeschichte. „Es ist eine Art Weltuntergang, der sich da vor unsern Augen vollzieht," so schreibt darüber einer der kompetentesten Beurteiler Chinas, Missionar Wilhelm in Tsingtau, „denn ganz einerlei, was schließlich herauskommen wird, ob China eine Republik werden wird, nach dem Muster der Vereinigten Staaten, oder eine Monarchie nach englischem Vorbild; das alte China, das auf der konfuzianischen Staats- und Gesellschaftslehre beruhte, ist in sich zusammengebrochen. Die rein innerweltlichen Kräfte, auf deren Gleichgewicht der chinesische Staat aufgebaut war, mußten in dem Moment versagen, wo sein Anschluß an Völker, die auf einer andern Menschheitsstufe stehen und trotz aller Sünden und Fehler in der Vorwärtsentwicklung begriffen sind, die durch Jesus in die Welt gekommen ist, zur vollendeten Tatsache geworden war.

Die alte chinesische Wirtschaft war zum Hindernis geworden. Es konnte sich nur darum handeln, ob das Volk unter ihren Fesseln ersticken und verwesen sollte, oder ob diese Fesseln gesprengt werden konnten. Im Interesse der Menschheit dürfen wir es begrüßen, daß diese Fesseln gesprengt wurden und wir sehen direkt ein göttliches Eingreifen darin, daß das ganze chinesische Volk, einerlei welcher Richtung im Uebrigen die Einzelnen angehörten, mit einer unerhörten Einheitlichkeit dem alten System seine Sympathien entzog. Es war eben sozusagen jenseits der Sichtbarkeit etwas zusammengebrochen und das fand seinen Ausdruck in der unvermuteten Leichtigkeit, mit der die Revolution im Reiche Eingang fand."

Wenn man die Größe des Ereignisses verstehen will, so muß man bedenken, daß in China die Staatsform mit der Religion aufs innigste verbunden war. Diese Religion gipfelte in der Anschauung, daß der Kaiser, als der Sohn des Himmels und Darbringer der großen Staatsopfer, auch der mystische Träger des Staatslebens sei. Mit der Revolution bricht also die alte Religion zusammen. Damit ist dem Gottesreich Christi eine große Türe aufgetan, wie es vielleicht seit den Zeiten der alten Völkerwanderung nicht mehr geschehen. Auch ist anzunehmen, daß das „Erwachen des Ostens" nun sehr rasche Fortschritte machen werde. Das bedeutet natürlich auch für das Abendland eine neue Situation von unübersehbaren Konsequenzen. Und ein Weiteres ist sicher: die alte Kolonialpolitik geht dem Ende entgegen und damit eines der greuelvollsten Kapitel der Weltgeschichte.

Nichts könnte für die Wunder dieser Entwicklungen bezeichnender sein, als was uns von dem Führer der Revolution, Dr. Sun-Yat-Sen, berichtet wird. Er ist Christ. Also ein Fall, wo das Christentum nicht konservierend, sondern revolutionierend im besten Sinne des Wortes wirkt. Er ist ferner, nach Aussage von Paul Passy (im „Espoir du monde") religiöser Sozialist, Schüler von Marx und Engels und Henry George, namentlich überzeugter Bodenreformer. Seinem Einfluß wird es auch zu verdanken sein, wenn die Revolution selbst so wenig Greuel erzeugt hat. Auch sonst scheint er Proben von großem christlichen Idealismus abgelegt zu haben.

Doch wie es sich auch mit Dr. Sun-Yat-Sen verhalte — das müssen wir doch angesichts dieser Dinge sagen: es ist eine Zeit der Zeichen und Wunder. Durch Sturm und Kampf hören wir rufen: „Das Reich kommt näher." L. R.

† **Prof. Barth.** Den Hinschied von Prof. Barth beklagen auch wir aufs Tiefste und zwar gerade auch mit Rücksicht auf die Bestrebungen, denen die Neuen Wege dienen. Er hat innerhalb der positiven Partei mit großer Autorität die Gesinnung und Denkweise vertreten, die im wesentlichen auch die unsrige ist und hat auch mehr als einmal direkt seinen Schild für uns erhoben. Es war für uns ergreifend, mit welcher Liebe und Geistesfreiheit der ältere, von konservativen Traditionen herkommende Mann das neue Wollen verstand.

In einer seiner letzten Aeußerungen stand der Satz, daß es besser sei, auf neuen Wegen zu irren, als um jeden Preis auf den alten zu bleiben. Ein Mann, der an der Grenze des Alters stehend, nach langer aktiver Teilnahme an der Leitung der kirchlichen Dinge, solches sagen kann, hat eine seltene Höhe echter Frömmigkeit erreicht. Ein solches Wort bedeutet mehr als ein hochwissenschaftliches theologisches Buch. Prof. Barth war die Verkörperung einer wahrhaft vorbildlichen Verbindung von treuem Festhalten an den zentralen Wahrheiten des Christentums mit freiester Aufgeschlossenheit für die Wege Gottes in einer neuen Zeit. Er war eben einer der Lebendigen. Daß er mit dieser Art kein Parteimann sein konnte, versteht sich von selbst.

Mit alledem hat er in einer Uebergangszeit, einen großen Dienst ausgerichtet, eine wertvolle und notwendige Führerrolle gespielt, und ist er nicht nur ein Segen, sondern auch eine Erquickung für unsere schweizerische reformierte Kirche gewesen. Er wird uns ein Lebendiger bleiben. L. R.

Die **religiös-soziale Konferenz** findet am 9. und 10. April in St. Gallen statt. Themata sind: Die Not des weiblichen Proletariates; Referentin: Frl. Schaffner aus Basel. Der Sinn des sozialen Kampfes; Referent: Redaktor Lauterburg aus Bern. Am Abend findet eine Versammlung mit Ansprachen von Pfr. Ad. Preiswerk aus Basel und Pfr. Martig aus Chur über christliche und sozialistische Hoffnung statt, ohne Diskussion. Das genauere Programm folgt in nächster Nummer. L.

**Tripolis und die Schweiz.** Unser hochverehrter Freund, Herr Ingenieur Schindler, hat uns schon vor einiger Zeit eine Meinungsäußerung über den Tripoliskrieg zugestellt, die von der bei uns üblichen stark abweicht. Trotzdem es ihm nicht gelungen ist, uns zu seiner Auffassung zu bekehren, drucken wir seine Ausführungen (des Raumes halber mit einigen Auslassungen) ab, einmal, weil wir gern über dieses bedeutsame zeitgeschichtliche Ereignis auch eine andere Stimme hören, sodann, weil Herr Schindler uns Wahrheiten zu sagen hat, die auf alle Fälle gelten und er es verdient, gehört zu werden.

„Es läßt sich auch bei einem ganz neutralen Beobachter eine ganz entschiedene Parteinahme für den einen oder andern Teil der streitenden Parteien nicht nur denken, sondern auch rechtfertigen.

Rätselhaft bleibt dagegen, zumal unter den hier vorliegenden kulturellen Gegensätzen, wie eine feindliche, von bitterm Ingrimm zeugende Stellungnahme eines absolut neutralen, materiell und geographisch fern abliegenden Landes wie die Schweiz es ist, — entstehen und erklärt werden kann. — — — — — — —

Das spezifische Heilmittel gegen Irrtum und Gespensterfurcht scheint immer noch das helle Licht der Wahrheit zu sein und die besten Träger desselben sollten die sein, deren Stellung gestattet, nicht nur seine eigene Seite zu überschauen, sondern auch die andere. Da der Schreiber dieser Zeilen während 83 Jahren der schweizerischen-evangelischen Kirche, d. h. dem evangelischen Glaubensbekenntnis angehört hat, und 32 Jahre Bewohner Italiens ist, so glaubt er die erforderlichen Requisite zur Beurteilung des Gegenstandes zu besitzen.

Er bietet deshalb im Dienst des Friedens und der Wahrheit zu freundlicher und nachsichtiger Beurteilung dem geehrten Leserkreis der Neuen Wege diese seine Auffassung in diesen Zeilen an, und bemerkt gleich zum voraus, daß er zwar ein großer Freund des Friedens im einzelnen und allgemeinen ist, aber der menschlichen „Friedensmacherei" aus vielen Gründen durchaus abgeneigt ist. Gott wirkt

stets vom Innern auf die Peripherie. Der Mensch macht es umgekehrt und bringt deshalb keinen Frieden, sondern nur Konfusion zu stande.

Bei dem lebhaften Wunsch und Bemühen, den wirklichen Grund der schweizerischen Bitterkeit gegen Italiens Kriegserklärung ausfindig zu machen, konnte ich stets nur des einen und ausschließlichen Grundes habhaft werden, der in den Worten liegt: „es ist ein ganz gemeiner räuberischer Ueberfall eines ruhigen und stillen Nachbars, ein Rechtsbruch sondergleichen, eine Gewalttat gegen das gesetzlich geschützte Eigentumsrecht 2c."

Der feste Boden, auf den sich die Schweiz sowohl nach weltlicher wie nach geistlicher Position mit geschlossenen Absätzen stellte, kann also als derjenige der Jurisdiktion nach römischem Recht bezeichnet werden. Es ist derselbe nicht nur sehr einfach und klar, sondern auch sehr bekannt und in seiner zuständigen Sphäre auch allseitig anerkannt.

Wir können heute für diese, wenn auch recht löcherige und schwache Schraube einstweilen noch recht dankbar sein, sie wird sich noch früh genug als das offenbaren, was sie in Wirklichkeit ist, d. h. als ein Spinngewebe.

Aber hier handelt es sich nun weder um ihre Kraft noch um ihre Gültigkeit, sondern um die konkrete Frage ihrer richtigen Anwendung und um ihre Ausschließlichkeit.

Zur Legitimation des Eigentums- und Besitzrechtes gehört notwendigerweise der Nachweis des ehrlich erworbenen und rechtsgültigen Erwerbes des Objekts. Dem gestohlenen oder gar mit Mord und Raub gewonnenen Besitztum können diese Titel nie zugesprochen werden, sonst hebt sich das römische Recht selber auf.

Anderseits genügt auch ein längerer oder kürzerer Zeitraum des Besitzes nicht zur Legitimation eines unrechtmäßig erworbenen Besitztums. Ein Unrecht wird nie zum Recht werden. Die Türkei hat sich —, und es sind ja genau nur 75 Jahre her — durch Gewalt, und wie sie's zu tun immer gewohnt war, durch Mord und Raub in den Besitz dieser Provinz gesetzt, um Land und Volk materiell und moralisch zu ruinieren. Wie kann man sich denn da auf dem freiheitlichen Rechtsboden des römischen und schweizerischen christlichen Rechtsbegriffes so wütend creifern, wenn über den Raub des Starken nach dem Gang der Weltgeschichte, als vorläufig funktionierendes Weltgericht, endlich ein Stärkerer hereinbricht! — — —"

Herr Sch. warnt vor einer formalistischen Auffassung des Eigentumsrechtes und fährt dann fort:

„Zu diesem mehr formellen Gesichtspunkt einseitiger Gesetzesanwendung durch den privaten Politiker gesellt sich nun noch ein anderer viel höherer, weit und hoch über dem niedrigen menschlichen und kleinkrämerischen Horizont stehender. Es ist dies derjenige, den sich der Weltenherrscher selbst vorbehalten hat und den wir neben und über unserm römischen Rechtsbuchstaben und seinen Eigentumsbegriffen, mit in Anschlag bringen müssen. Es ist dies der Gesichtspunkt, der die „Weltgeschichte" als vorläufiges „Weltgericht" und den ganzen, der Welt zu Grunde gelegten Gottesgedanken in Beziehung auf Ziel und Zweck des menschlichen Daseins und desjenigen der Völker, ins Auge faßt.

War es bloßer Zufall, daß im achten Jahrhundert der christlichen Kirche ein Widersacher entstund, der ihr nicht nur als gewaltige Zuchtrute den hellen Schrecken in alle Glieder jagte, sondern fast das Lebenslicht ausgeblasen hätte!? Nein, es war ein Gottesgericht über die entartete treulose Kirche. Ist es bloßer Zufall, oder wiederum göttliches Gesetz strafender und sühnender Gerechtigkeit, wenn das Vollmaß göttlicher Geduld über die türkischen Greueltaten erschöpft ist und die Adler der göttlichen Rache sich sammeln, wo das Aas gen Himmel stinkt!?

Sollte nicht jedes Land und Volk, die Hand auf das eigene Herz legend, das in die natürliche und ebenso wohl in die sittliche und geistige Sphäre gelegte Gesetz, mehr bedenken: „womit ich sündige, damit werde ich gestraft?" Es gibt für mich weder legitimes Recht noch legitimes Eigentum, ich berufe mich nur auf die göttliche Gnade und ich erkläre: sie genügt mir.

Ich habe eine wichtige Seite dieser italienisch-türkischen Streitfrage noch gar nicht berührt, obschon sie als praktische Lebensfrage die erste Stelle einnehmen sollte.

Welches Uebel birgt das vermeintliche italienische Unrecht in sich?

Ich sage, es birgt nicht nur kein Uebel in sich, sondern verbreitet nur Wohltat und Segen. Daran ist die arabische Bevölkerung jetzt schon zum großen Teil vollständig überzeugt und würde es ohne die türkische Gewalt- und Lügenherrschaft in vollem Umfang sein. Mußte doch der grausame italienische Feind mit Tausenden von Zentnern Nahrungsmittel die ausgehungerte Einwohnerschaft vorerst — in dieser ehemaligen Kornkammer Roms — buchstäblich vom Hungertod retten. Hat sich ein Volk, nach Abschüttlung einer Jahrhunderte auf ihm lastenden bourbonisch-jesuitischen Geistesgefangenschaft im kurzen Zeitraum eines halben Jahrhundert zu solcher Ordnung und Höhe kultureller Entwicklung aufgeschwungen, sollte ihm da nicht auch die Fähigkeit zugetraut werden können, diesen selben Einfluß in der neuen Provinz in der Weise zur Geltung zu bringen, daß an Stelle der schändlichen türkischen Verlotterung Wohlstand und Gedeihen, und an Stelle eines in Elend und Jammer verkommenen unglücklichen Volkes allmählich ein Geschlecht mit menschenwürdiger Form des Daseins trete!?"

Dieser Tatsache steht gegenüber die Unfähigkeit des Islam, sich zu ändern!

„Wenn alle Rassen und Farben der Menschenwelt sich längst vor dem Kreuzeszeichen der Erlösung demütig gebeugt haben, Eine davon hat ihm blutige und unauslöschliche Feindschaft geschworen und stellt sich wie ein mächtiger Felsblock dem befruchtenden Lebensstrom entgegen. Der Halbmond vertritt die Nacht und fordert das Blut aller Andersdenkenden. Er entscheidet sich für den Tod. Der Islam ist das große Hindernis, der Erzfeind des christlichen Prinzips, sowohl in Afrika, wie in Asien, und doch genießt er heute noch das Gastrecht Europas, nicht zwar durch die eigne sittliche und materielle Lebenskraft, sondern nur durch die jammervolle Mißgunst und Zerfahrenheit der europäischen Großmächte.

So bleibt mitten im europäischen Staatenkomplex das Nest mit dem faulen Ei Mohameds ungeschoren und wohlbehütet liegen und die Einträchtigkeit der christlichen Welt bringt es nicht einmal dahin, sich in der kolonialen Politik gegen den gemeinsamen Feind brüderlich zu verbinden. Sie stellen diesfalls die genaue Antithese des kompakten mohamedanischen Blockes dar. Und das nennt sich: „Christenheit".*)

Zu diesen Ausführungen möchten wir nur einige kurze Bemerkungen machen, die Herrn Sch. zeigen mögen, wie wir Andern unsere Stellungnahme begründen.

Der Schreiber dieser Zeilen darf versichern, daß niemand dem italienischen Volke sympathischer gegenüberstehen kann als er. Er hegt für dieses Volk eine alte, tiefwurzelnde Liebe und hat sich oft genug über den unter den Deutschschweizern herrschenden Mangel an Verständnis der italienischen Art geärgert, der in der Beurteilung und Behandlung der italienischen Arbeiter hervortritt. Aber gerade weil er das italienische Volk liebt, hat er diesen Krieg tief bedauert. Denn er kann nicht glauben, daß aus Unrecht Segen werde, er beklagt tief, daß Italien durch diese Aktion sich in der Achtung der Völker herunterſetzt und sich selbst schweren moralischen Schaden zufügt.

Denn daß es ein schweres Unrecht begehe, das bleibt meine Ueberzeugung. Die Argumentation von Herrn Schindler hätte vieles für sich, wenn die Türkei noch wäre, was sie unter dem alten Regime war. Freilich müßten auch dann gegen

---

*) Statt die weiteren Bemerkungen des Herrn Schindler abzudrucken, möchte ich mir erlauben, auf einige seiner Schriften hinzuweisen, worin seine Gedanken in größerer Ausführlichkeit enthalten sind: Die Ursachen der Schwäche und die Quelle der Kraft der evangelischen Kirche (Askona, Verlag von C. von Schmidli). Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem innern Verhältnis. Stimmen aus der Kirche über die Kirche oder: Die Gefahren in der Kirche (Basel, Druck- und Verlagsanstalt).

In den Tagen, da das Kirchenproblem akut geworden ist und man „Laienstimmen" sammelt, sollte man eine solche, die sich ungebeten zum Wort gemeldet hat, nicht ignorieren. Es ist ein Mann, der früher als wir aufgestanden ist und der uns etwas zu sagen hat.

die zivilisatorische Befähigung Italiens noch einige Zweifel geäußert werden. Nun haben wir es heute aber mit einer andern Türkei zu tun. Es liegen eine Menge der ernsthaftesten Zeugnisse vor, daß es dem jungtürkischen Regiment am Herzen liege, die Zustände zu ändern. Die Korruption wird bekämpft, den vorher vogelfreien Bevölkerungen Schutz gewährt, Anstalten aller Art zur Hebung von Bildung und Wohlstand getroffen. Daß ein solches Werk Zeit braucht, muß man doch wohl auch den Türken, nicht nur den Italienern, zugestehen. Wer aber die junge Türkei in diesem Werke am meisten stört, das sind bekanntlich die „Christen", d. h. die sogenannten christlichen Völker. Sie lassen durch ihre Raubgelüste das neue Regiment gar nicht zur Ruhe kommen. Ihnen war eine verfaulende Türkei viel lieber als eine sich regenerierende, wie ein verfaulendes Persien ihnen lieber war als ein sich aufraffendes. Darüber empören wir uns und diese Empörung ist doch wohl gut christlich. Es ist Selbstkritik d. h. Kritik unseres „Christentums". So wie die Dinge jetzt liegen, erscheint uns das italienische Unternehmen tatsächlich als ein räuberischer Ueberfall, der sich noch durch große Feigheit auszeichnet. Denn er galt einem vermeintlich fast wehrlosen Gegner. Die Türkei hat gegenwärtig das Recht, ungefähr eben so gut als ein „zivilisierter" Staat zu gelten als Italien. Dann aber haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, uns aufs Aeußerste zur Wehr zu setzen, wenn einem Volke ein Stück seines Landes weggenommen werden soll, einfach, weil es dem Andern gefällt. Das ist eben doch Räuberpolitik. Freilich müssen wir zugeben, daß Italien in diesem Falle nur tut, was die „christliche" Politik auch sonst übt. Darum ist eben unsere Kritik Selbstkritik, d. h. Kritik unseres Christentums.

Das Besondere des Falles ist allerdings die Schamlosigkeit, womit das Räuberprinzip gehandhabt wird. Freilich will man dieses durch die Phrase von der zivilisatorischen Aufgabe verhüllen. Aber wer nimmt die noch ernst?

Ob politische Motive ernsthafterer Art zu der Unternehmung geführt haben, oder bloß Chauvinismus und Großmannssucht, müssen wir ununtersucht lassen; jedenfalls haben diese letzteren auch mitgespielt. Aber auch kein scheinbar noch so berechtigtes Eigeninteresse rechtfertigt Gewalt und Unrecht. Dieses schlägt bekanntlich den eigenen Herrn. Die Italiener können es am wenigsten vertragen, daß die Achtung vor dem Recht in ihrem Volke gemindert und die Lust zum brigantaggio gemehrt werde. Was aber die von ihnen verübten Greuel betrifft, so mag man die Uebertreibungen in den Berichten darüber abziehen und es bleibt doch noch schrecklich viel übrig, das so sicher als möglich bezeugt ist.

Das Argument endlich, das von den Sünden des Islam und seiner Unfähigkeit, sich zu regenerieren, hergeleitet ist, kann am wenigsten beweiskräftig sein. Abgesehen davon, daß nicht wir es sind, die solches Gericht von uns aus zu vollziehen haben, wäre diese italienische Methode wohl am allerwenigsten geeignet, dem Islam die Ueberlegenheit des Christentums zu beweisen. Wer sagt uns aber, daß der Islam nicht bekehrbar sei? Bis jetzt war es so — zum Teil vielleicht aus Gründen, die an den „Christen" lagen — ob das aber für immer so bleiben muß? Ich kann es nicht glauben. Auch glaube ich nicht an Siege Christi, die mit dem Schwert errungen werden. Richtiger wird der Sachverhalt wohl durch jenes Bild dargestellt, das die Beduinen am Weihnachtstag vor einer dahersausenden Bombe fragen läßt: „Ist das wohl der Stern von Bethlehem?" Wenn unter solchen Umständen irgend etwas die Ehre der Christenheit retten kann, so ist es der Protest gegen dergleichen Christianisierung, ein Protest, der aber nicht bloß Italien, sondern der Christenheit gilt. Gerade darin kann sich die Ueberlegenheit des Christentums zeigen, daß es sich selbst zu richten vermag. Denn das ist ein Beweis nicht nur seiner sittlichen Höhe, sondern auch seines Zutrauens zu sich selbst.

Das ist unser Standpunkt. Ich stelle ihn dem von Herrn Sch. vertretenen in aller Schroffheit gegenüber, nur damit er begreift, wie wir die Dinge sehen und warum wir sie so sehen. Wir mögen Unrecht haben, aber es sind nicht minderwertige Motive, die unsere Haltung bestimmen.

Ich erkläre mir Herrn Sch's. Stimmung einmal aus dem Bestreben, den Italienern gerecht zu werden, sodann aber auch aus einer tiefen Abneigung gegen

den Islam, die vielleicht auf den Eindruck zurückgeht, den einst die Armeniermetzeleien auf uns Alle gemacht haben. Aber Herr Sch. weiß besser als wir, daß Böses nicht durch Böses überwunden wird.

Wenn wir so in bezug auf die Rechts- und Schuldfrage vorläufig bei unserem Urteil bleiben müssen, so wollen wir dagegen von Herrn Sch. sehr gern lernen, das Ereignis nicht kleinlich zu beurteilen und es in den großen Zusammenhang der göttlichen Führung der Weltgeschichte hineinzustellen. Sicherlich sind unsere Maßstäbe nicht einfach diejenigen Gottes. Wir können freilich nur mit den unsrigen messen, aber dabei ziemt uns Demut. Sicherlich kann Gericht in diesem Ereignis sein. Sicherlich kann es Gutes schaffen z. B. zur Aufweckung Afrikas. Gott kann auch aus dem ungöttlichen Tun der Menschen Gutes schaffen. Das Beste, was aus diesem Bösen hervorgehen kann, ist vielleicht, daß das Gewaltprinzip in der Politik, das darin so kraß hervortritt, gerichtet wird. Das ist ja oft der Weg des Fortschrittes zum Guten, daß das Böse offen hervortritt und seine Konsequenzen entfaltet. Dann muß sich aber ihm gegenüber das Gute erst recht behaupten, damit es zu einem Fortschritt komme. Und der, der in Gottes Auftrag ein Gericht vollzog, aber aus dem bösen Geist heraus, wird selbst gerichtet. L. R.

# Büchertisch.

**Die Religion in Geschichte und Gegenwart,** Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Herausgegeben von F. M. Schiele u. L. Zscharnack. Tübingen, Mohr. Artikel „Jesus Christus" von W. Heitmüller und O. Baumgarten.

In dem wertvollen Handwörterbuch hat es W. Heitmüller in Marburg übernommen, die in den letzten Jahrzehnten so emsig betriebenen Studien über Fragen des Lebens Jesu zusammenzufassen, nicht als bloßer Registrator, sondern indem er seine Ansicht wiedergibt, jedoch als einer, der die Erörterungen seiner Wissenschaft fleißig verfolgt und gewissenhaft nachgeprüft hat. Dem Leser wird vielleicht bei der Skepsis, die in der Kritik der Quellen zu Tage tritt, etwas ungemütlich; aber er merkt bald, daß sich der Verfasser zuerst seine unanfechtbaren Positionen sichern will, um von da aus weiteres Terrain zu erobern. Er gehört zu den Forschern, die das Sichere, das Wahrscheinliche und das, was man nicht wissen kann, wohl auseinanderhalten. Und wenn man dann an die Darstellung der Persönlichkeit Jesu, ihrer religiösen Eigenart, ihrer Verkündigung kommt, so gewinnt man den Eindruck, daß uns die Hauptsache, die Seele Jesu, sein Lieben und Hassen, sein Streben und Kämpfen, sein Fürchten und Hoffen, nicht verschlossen ist und durch die Kritik nicht genommen werden kann. An diesen interessanten Artikel schließt sich eine lehrreiche, leider allzu summarische Uebersicht von O. Baumgarten über die verschiedenen Auffassungen und Beurteilungen Jesu in der Gegenwart L.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Da noch Probehefte von Nr. 1 und 2 des neuen Jahrganges in ziemlicher Zahl vorhanden sind, möchten wir unsere Leser bitten, sich derselben zu bedienen, um die Neuen Wege ihrem Bekanntenkreise nahe zu bringen. — Auf die Notiz über die religiös-soziale Konferenz machen wir besonders aufmerksam. — Auf die großen und äußerst bedeutungsvollen Ereignisse, die sich in England abspielen, hoffen wir im nächsten Heft ausführlich eingehen zu können.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Zeichen der Zeit.

Die Luft war schwül. Der Morgen war trüb angebrochen. Langgezogene, blutige Streifen am Himmel verkündeten Regen und Sturm. Die Menschen verstanden die Sprache der Natur. Sie richteten sich auf Regen und Sturm ein. Die Schiffe wurden ans Land gezogen und sorgfältig befestigt. Was draußen Schaden leiden konnte, wurde heimgenommen.

Jesus sah dem Treiben zu. Und da wurden ihm wieder einmal Menschen und Natur zum Symbol einer höhern Wirklichkeit. Er sah im Geiste eine stürmische Zeit kommen. Schwül war die Luft. Mächtig gährte es in der ganzen Atmosphäre. Auch hier bereitete sich das Gewitter vor, das die Luft wieder rein und frisch, den Himmel klar machen würde.

Aber wie wenig waren die Menschen darauf vorbereitet! Wie wenig verstanden sie hier die Zeichen der Zeit, sie, die so ängstlich ihr Hab und Gut in Sicherheit brachten, damit es nicht vom Sturme schaden litte.

Da wurde das schwere Wort von den Zeichen der Zeit gesprochen. Eins der größten des Meisters, eins, das allein schon ein Beweis für seine souveräne Haltung der Welt gegenüber ist.

Wie reich und bunt ist Jesu Lehre, verglichen mit dem engen, kleinlichen Katechismus, den man oft aus einigen seiner Sprüche zusammenstellt. Hier wird auf einmal etwas gerügt, das so gänzlich außerhalb des gewöhnlichen Rahmens zu liegen scheint. Kein böser Trieb, keine Anwandlung von Zorn oder Neid, kein Mangel an Liebe zu den Nächsten, kein Nachlassen des religiösen Eifers. Nur, daß man die Zeichen der Zeit nicht versteht, und sich nicht in seiner ganzen Haltung nach ihnen richtet. Daß man in großen Zeiten nicht in großer Weise zur Zeit Stellung nimmt, daß man sich nicht auf den Sturm vorbereitet, wenn der Sturm im Anzug ist.

Schwächen wir dies Wort nicht ab. Es ist radikal und muß radikal angewendet werden. Jesus kennt Fehler und Sünden, die nicht in unserm Sündenregister verzeichnet sind, Fehler in der Stellung

zur Zeit. Es gibt eine Versündigung an der Weltgeschichte: Großes erleben und nicht groß leben, im Sturm leben und dem Sturm nicht trotzen. Dies Wort von den Zeichen der Zeit schafft den großen Stil in der Stellung zur Zeit. Es ist somit aber auch ein Urteil über jede kleinliche und feige Haltung. Es ist ein Gericht über ganze Anschauungsweisen und Strömungen; aber es ruft neue Ansichten, neue Strömungen ins Leben. Es bringt uns zur peinlich beschämenden Gewißheit, daß wir in dumpfer Stickluft leben; aber es gibt uns auch die Freude an der frischen Luft und weckt die Sehnsucht in uns, ins Freie zu treten, wo sich eine weite Welt vor unsern Augen ausbreitet.

Zunächst ist es ein peinliches, beschämendes Gericht. Wir Moderne sind stolz auf unsern historischen Sinn. Wir pochen auf unsere Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung. Mit welchem Eifer verfolgen wir das langsame Werden wie die Revolution, das allmähliche Keimen wie den plötzlichen Bruch.

Aber wie steht es mit der Beurteilung der Jetztzeit? Wir verstehen nachträglich die Zeichen, welche die Erschütterungen der bisherigen Geschichte anzeigten. Verstehen wir die Zeichen der eigenen Zeit?

Es ist fast unglaublich, daß man diese Zeichen übersieht. Ich kann diejenigen sehr wohl begreifen, die sich noch fragen, was solche Zeichen im einzelnen zu bedeuten haben. Bedeuten sie Sturm und Untergang, oder sind sie Vorboten eines klaren, sonnigen Tages? Aber daß diese Zeichen etwas Neues, Gewaltiges verkünden, sollte man nicht mehr verkennen. Selten ist einer Zeit Gelegenheit geboten worden, auf so großzügige Art Geschichte zu treiben, wie der Moderne. Alles, was unserer Zeit ihren besonderen Charakter verleiht, ihre Mißstände, ihre Not, ihre Dekadenz und der Kampf, den man dagegen kämpft, bekommt heute eine große, schroffe Form. Gut und Böse stehen sich in heftigem Gegensatz gegenüber. Elend, Laster, physische und geistige Degeneration, tierische Roheit auf der einen Seite — heroische Versuche, der Welt einen neuen Geist einzuhauchen und ihr eine große, vornehme Seele zu geben auf der andern. Ein Ringen der ganzen Zeit mit sich selber. Man kann sich bange, ja mit Schaudern fragen, was der Ausgang dieses Ringens sein wird. Eins kann man nicht übersehen, nämlich, daß unsere Zeit in bezug auf die Intensität und Weite der Gegensätze einzigartig dasteht.

Zeichen der Zeit. Neue Völker brechen in das Gebiet ein, das wir in unserer Naivität auf ewig unser eigen glaubten. Eine Klasse, die der Moderne ihr besonderes Gepräge verleiht, und nach Millionen zählt, erhebt sich und schreit nach neuen Zuständen. Sie ist das Leben in der Tiefe satt und verlangt nach Licht. Was Zola uns mit genialer Intuition der Zukunft in seinem Grubenarbeiterroman beschrieben hat, wird nun Realität. Eine neue Welt keimt aus der Erde, und über die Expansionskraft ihrer Keime kann man nicht mehr im Unklaren sein.

Ueberall ein Gähren, ein Sehnen, ein Brechen mit alten Formen, überall ein Verlangen nach neuen Formen und nach einer neuen Begründung des Lebens.

Das sind die Zeichen der Zeit. Entspricht ihnen unsere Haltung?

Wir leben in einer Zeit, die, sei es im Guten, sei es im Bösen, in der Geschichte der Menschheit einen Wendepunkt bedeuten wird. Alles drängt auf die Entscheidung hin. Christen standen bisher im Zentrum, wenn es solche Entscheidungen gab. Sagen ihnen die Zeichen der Zeit nicht deutlich, daß es auch heute so sein soll? Gott redet zu unserer Zeit. Er redet im Sturm, sonst würde ihn unsere Zeit nicht verstehen. Es ist gut, daß wir die Fluten der Ueberschwemmung einmal aus der Nähe sehen. Wir werden uns so selber lächerlich vorkommen, wenn wir uns noch über die Kosten von schwachen Dämmen zanken und streiten. Es ist gut, daß einmal die stärksten Gärungen unsere Kultur erschüttern. Nur dadurch sehen wir, welches die brennendsten Fragen und Probleme sind. Wir werden uns vielleicht mit unserm noch so sehr an der Vergangenheit orientierten Denken und Urteilen kleinlich und kurzsichtig vorkommen. Es schadet nichts, wenn wir unter der Angst leiden, das Höchste stehe auf dem Spiel. Wir werden das Höchste wieder schätzen lernen und in seinem Dienst arbeiten und ringen lernen.

Es gibt Zeichen in unserer Zeit. Gott gibt uns die Möglichkeit, zu sehen und unser Handeln darnach einzurichten. Aber er zwingt uns nicht dazu. Auch hier gibt es ein Entweder-Oder, das wir in freier Entscheidung beantworten sollen. Entweder: die Zeichen verstehen, mit veralteten Kategorieen und bequemen, schon fertigen Ansichten brechen, dem Schlagwort entsagen, auf neue schöpferische Kräfte den richtigen Maßstab anwenden. Oder: kläglich dastehen mitten in einer Zeit, da Gott so laut redet. Mit verbundenen Augen und verschlossenen Ohren träg einhergehen, ohne von der Not ergriffen zu werden, ohne freudigen Herzens, mit vollem Einsatz der Persönlichkeit helfend einzugreifen. Gott gibt uns Zeichen. Er gebe uns auch das Verständnis dafür.

J. Matthieu.

---

# Prophetenbilder.

## II. Mose, der Mann Gottes.

Bis auf den heutigen Tag kennt der Jude in der Geschichte der Religion keinen größeren Namen als Mose, den Mann Gottes. „Mose und die Propheten", schon diese aus dem Neuen Testament geläufige Zusammenstellung zeigt, daß die Juden Mose über die spätern Propheten emporgehoben, ihm eine einzigartige Bedeutung zugewiesen haben. Er ist ihnen die religiöse Autorität schlechthin,

und wir machen uns kaum eine Vorstellung davon, welche Kühnheit es war, als Jesus den mosaischen Geboten sein „Ich aber sage euch" entgegenhielt. Mose ist für die Juden der unüberbietbare Verkündiger des göttlichen Willens, und seine Verkündigung ist für sie zusammengefaßt im Gesetz.

Das Bild, das die Ueberlieferung der Juden von Mose zeichnet, ist uns wohl allen aus dem Religionsunterricht bekannt: Seine Geburt in der Zeit der höchsten Bedrängnis, seine Aussetzung auf dem Nil und Auffindung durch die Tochter des Pharao, die Erziehung am Königshofe, die Ermordung des ägyptischen Fronvogtes, der einen Israeliten mißhandelt hatte, die Flucht ins Land Midian, die Erscheinung Gottes im brennenden Busch, durch die er zum Befreier seines Volkes berufen wird, die Verhandlungen mit Pharao, der Auszug aus Aegypten und Durchzug durch das rote Meer, die Wanderung durch die Wüste, die Gesetzgebung am Sinai, die Kämpfe mit dem widerstrebenden Volk, der Abschied und einsame Tod auf dem Berg Nabo. Praktische Bedeutung hat für die Juden vor Allem das Gesetz, das auf ihn zurückgeführt wird, eine Kodifizierung der Moral, des Rechts, der religiösen Sitte und Kultusordnung. Das Zentrum dieser Gesetzgebung ist die Verehrung des einen, einzig wirklichen Gottes, des heiligen Herrn der ganzen Welt. Dieser Monotheismus erscheint als der gewaltige Vorzug und als die heilige Pflicht Israels, des auserwählten Gottesvolkes.

Dieses Bild von Mose war bei Juden und Christen unerschüttert, solange die unbedingte Autorität des Bibelwortes als der von Gott eingegebenen heiligen Wahrheit, an der auch nur zu zweifeln schon Sünde wäre, unerschüttert stand. Aber als die Zeit kam, da man, nicht aus Pietätlosigkeit, sondern aus Wahrheitsliebe auch an die jüdische Ueberlieferung dieselben Maßstäbe anzulegen begann wie an diejenige jedes andern Volkes, dieselben Anforderungen an historische Bezeugung stellte, nach denselben Grundsätzen Quellenkritik trieb, da war auch die traditionelle Auffassung von Person und Werk des Mose nicht mehr zu halten.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung des Alten Testamentes zu erzählen. Aber wenn wir die Bedeutung des Mose und die spätern Propheten schildern wollen, so können wir die wichtigste Entdeckung der Kritik nicht übergehen, die, obschon den meisten Theologen ziemlich selbstverständlich geworden, vielen Laien noch unbekannt ist. Es ist die Entdeckung, von Karl Heinrich Graf begründet, von Julius Wellhausen weiter ausgebaut und bei einer immer wachsenden Zahl von Forschern zur Anerkennung gebracht, daß das Gesetz nicht von Mose stammt, überhaupt nicht an den Anfang der religiösen Entwicklung, sondern ans Ende gehört, nicht vor, sondern nach den Propheten entstanden ist. Mögen auch viele einzelne Aufstellungen Wellhausens und der an ihn sich anschließenden, meist nach ihm genannten wissen-

schaftlichen Richtung korrigiert worden sein und noch weiter berichtigt werden, so darf doch seine Hauptthese zu den bleibenden Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung gerechnet werden.

Die wichtigsten Gründe für diese Auffassung dürfen auch hier nicht übergangen werden. Die Gesetze, die wir im 2.—5. Buch Mose finden, bilden überhaupt keine einheitliche Gesetzgebung, sondern stellen sich der aufmerksamen Betrachtung als verschiedene Schichten dar, die verschiedene Verhältnisse voraussetzen und darum aus verschiedenen Zeiten stammen müssen. So stellt die älteste Schicht, der volkstümliche Rechtsspiegel in 2. Mose 21—23, das sog. Bundesbuch, Vorschriften über den Bau eines Altars und das Verhalten beim Opfer für jedermann auf, während die spätern Schichten die Laien streng vom Opfer ausschließen und nur ganz bestimmte Altäre im einzigen Heiligtum als legitim anerkennen. Aehnliche Differenzen bestehen zwischen dem Deuteronomium (5. Buch Mose) und dem priesterlichen Gesetz im 2.—4. Buch Mose.

Aus welcher Zeit stammen nun die verschiedenen Schichten? Sicher nicht alle aus der Zeit des Mose. Wir beobachten, daß in der Zeit vor den großen Schriftpropheten ganz allgemein gegen die Vorschriften des Gesetzes gehandelt wird, auch von den Frömmsten, und zwar ohne Gewissensbisse. Samuel, obschon aus dem Stamme Ephraim, versieht, völlig mit dem Gesetz in Widerspruch, den Dienst am Heiligtum in Silo und bringt überall im Lande Opfer. Ebenso halten es Saul, David, auch Elia. Und die Propheten verraten nirgends eine Kenntnis des kodifizierten Gesetzes, sie eifern gegen den Kultus, den das Gesetz so peinlich und wichtig nimmt, ja sie sprechen mit dürren Worten aus, daß Mose keine kultischen Vorschriften aufgestellt habe: Amos 5, 25: „Brachtet ihr mir etwa in der Wüste vierzig Jahre hindurch Schlachtopfer und Gaben dar, ihr Israeliten?“ (Das „Jawohl“, das Luther hier hat, ist ganz von ihm eingetragen und widerspricht völlig dem ganzen Zusammenhang.) Jeremia 7, 22: „Denn ich habe euern Vätern, als ich sie aus Aegypten wegführte, nichts gesagt und nichts geboten von Brandopfern und Schlachtopfern, sondern das habe ich ihnen anbefohlen: Gehorchet meinen Befehlen, so will ich euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein, und wandelt auf dem Wege, den ich euch heißen werde.“ Wäre schon damals ein Gesetz, gedeckt durch so heilige Autorität, vorhanden gewesen, so wäre eine solche Opposition gegen den Kultus rein unmöglich. Ja, noch der Prophet Ezechiel hat in der Zeit der babylonischen Gefangenschaft eine Verfassung entworfen, die in verschiedenen Punkten dem Gesetz widerspricht. Wäre dasselbe schon vorhanden gewesen, so hätte er das nicht getan, gar nicht zu tun brauchen.

Man hat dieser Auffassung vorgeworfen, daß sie nach einem vorgefaßten Evolutionsdogma die Geschichte der Religion Israels konstruiere. Das ist durchaus unrichtig. Nicht um die israelitische Religionsgeschichte verständlicher zu machen, ist die Hypothese vom

nachprophetischen Ursprung des Gesetzes aufgestellt worden, sondern aus dieser kritischen Entdeckung hat sich ein Bild von der religiösen Entwicklung ergeben, das nun viel verständlicher ist, bei dem die Propheten eigentlich erst einen Platz und eine Aufgabe erhalten, wie wir im weitern Verlauf unserer Darstellung sehen werden. Erst so erkennen wir, was für einen Fortschritt der Gotteserkenntnis und des Dienstes Gottes sie gebracht haben. Es ist darum auch kein Zufall, daß mit dieser Auffassung jene Neuentdeckung der Propheten Hand in Hand gegangen ist, von der in unserm einleitenden Artikel (Nr. 1) die Rede war. Daß die Annahme einer schrittweisen Entwicklung der Religion Israels durch das Gotteserlebnis der Propheten nicht Evolutionismus in dem schlimmen Sinne ist, als ob alles ganz von selbst so geworden, göttliche Offenbarung und Leitung damit ausgeschlossen wäre, das brauchen wir doch wohl unsern Lesern nicht mehr auseinanderzusetzen.

Wenn nun aber auch das Gesetz nicht Moses Werk sein kann, so spricht doch die Tatsache, daß es ihm untergeschoben und mit seiner Autorität gedeckt wurde, eine deutliche Sprache. Das Gesetz wird nicht einfach konstruiert, sondern entsteht aus dem Gewohnheitsrecht und der Sitte. Die Träger der volkstümlichen Rechtsprechung und religiös sittlichen Unterweisung sind aber die Priester. Und sie haben offenbar ihre Rechtstradition und Sitte schon in alter Zeit auf Mose zurückgeführt. Er galt ihnen als der Stifter der Religion und des religiösen Brauches in Israel. Diese Ableitung wäre nicht denkbar, wenn er nicht tatsächlich einen entscheidenden Einfluß auf die folgende Entwicklung ausgeübt hätte.

Aber wenn der Mose der Tradition nicht der wirkliche gewesen ist, was bleibt denn nun historische Wahrheit? Die Frage nach dem historischen Kern der ganzen Mosetradition ist ungemein schwer zu beantworten und in letzter Zeit wieder viel diskutiert worden. Sie ist darum so schwierig, weil wir von Mose und seiner Zeit keine zeitgenössischen Aufzeichnungen, sondern bloß sehr viel später niedergeschriebene mündliche Tradition besitzen. Was davon ist wirkliche geschichtliche Erinnerung und was ist Legende? Es gibt Forscher, die den Mose überhaupt für eine Figur der Sage halten und solche, die ihm eine ganz entscheidende historische Bedeutung beimessen. Wir dürfen es als Hyperkritik bezeichnen, wenn der Tradition immer grundsätzlich Mißtrauen entgegengebracht und nur das als geschichtliche Wahrheit anerkannt wird, wofür eigentliche Dokumente vorhanden sind. Und wenn Mose von der Legende umsponnen wird, so ist das kein Grund, seine Geschichtlichkeit zu leugnen, sondern im Gegenteil ein Zeichen davon, daß er eine überragende Persönlichkeit gewesen ist, die eine tiefe Wirkung ausübte und der man das Außerordentliche zutraute. Um Dutzendmenschen pflegt sich keine Legendenbildung anzusetzen. Man tut aber auch unrecht, hinter jeder Gestalt, die von der Legende mit übermenschlichen Dimensionen ausgestattet wird, einen

alten Gott, die Personifikation einer Naturgewalt zu wittern, oder den Absenker einer uralten Sage. Diese Mythologitis ist eine Kinderkrankheit der geschichtlichen Kritik. Warum denn nicht die einfachste und natürlichste Erklärung annehmen, daß eine Gestalt, die tiefen Eindruck machte, in der Erinnerung zu übermenschlicher Größe emporgehoben wurde?

Bei Mose liegt die Sache insofern auch günstiger, als hier deutlich ein Werk vorliegt, von dem man auf die Person zurückschließen kann. Die israelitische Religion zeigt von Anfang an eine Eigenart, durch die sie sich deutlich über die Nachbarreligionen hinaushebt, eine Entwicklungstendenz auf einen entschiedenen Monotheismus und eine ernste sittliche Gottesverehrung, und diese Tatsache können wir uns nur erklären aus der Nachwirkung einer kraftvollen religiösen Persönlichkeit und ihres Gotteserlebnisses. Und wenn nun die Volksüberlieferung von einer solchen Persönlichkeit berichtet, so liegt in der eben angestellten Erwägung eine Bestätigung dafür, daß hier eine richtige geschichtliche Erinnerung festgehalten sei.

Damit, daß so die Geschichtlichkeit des Mose begründet wird, ist aber noch kein Bild von seiner Person und seinem Werke gewonnen. Es kann dabei natürlich lange nicht Alles aufgehellt werden; wir können z. B. von dem Gottesglauben Moses keine klare und sichere Darstellung geben. Wir müssen uns damit begnügen, zu fragen, was von der ganzen Ueberlieferung durch die folgende Entwicklung, durch die geschichtliche Nachwirkung, bestätigt und gestützt wird.

Einhellig ist von alter Zeit her das Bewußtsein im Volk lebendig, daß es aus Aegypten befreit worden sei, daß es darin die große Wohltat seines Gottes Jahwe (so, nicht Jehovah, ist die richtige Aussprache) empfangen und daß dabei Mose Gottes Werkzeug gewesen sei. Das Werk des Mose ist die Einigung der Stämme zu einem Volk; das einigende Band ist die gemeinsame Verehrung ihres Gottes Jahwe, in dessen Namen Mose zu ihnen gekommen ist.

Was im 2. Buch Mose von der Jugend des Helden erzählt wird, gehört in das Gebiet der völlig unkontrollierbaren Legende. Und ebenso unkontrollierbar ist das, was von neuern Gelehrten über monotheistische Einflüsse vermutet und behauptet worden ist, die auf Moses religiöse Entwicklung eingewirkt haben sollen. Was das 1. Buch Mose von dem Gottesglauben der Patriarchen erzählt, ist nicht wirkliche historische Kunde. Die spätern Generationen, die sich diese Geschichten mündlich weiter erzählten, bis sie schriftlich fixiert wurden, haben natürlich ihre Religiosität, ihr Idealbild des frommen Israeliten in völliger Naivetät hineingelegt. Der vormosaische Gottesglaube der Hebräerstämme wird in Dunkel gehüllt bleiben. Und wenn tatsächlich in Aegypten kurz vor der Zeit des Auszugs der Pharao Amenophis IV. in seinem Reich eine monotheistische Spekulation, die den Sonnengott zur Gottheit schlechthin machte und die übrigen Götter zu bloßen Erscheinungsformen dieses einen, einzigen, wahren

Gottes stempelte, als offizielle Religion einführte, so wissen wir von einem Einfluß dieser Gedanken auf Mose so wenig, wie davon, ob er abhängig ist von einer monotheistisch gefärbten Verehrung des Mondgottes Sin, die in Nordarabien, im Lande Midian, zu Hause gewesen ist. Wir dürfen auch an die Tatsache erinnern, daß viele, auch primitive Völker, von einem höchsten Himmelsgott reden, der über den Göttern steht und den sie nicht mit Opfern verehren, weil sie ihn für nicht beeinflußbar halten wie die niedrigeren, den Menschen näher stehenden Götter, auf die sie mit ihren Opfern und Gebeten einwirken möchten. Es wäre verkehrt zu behaupten, daß der Gedanke einer einzigen, Alles regierenden Gottheit vor Mose noch nie in eines Menschen Herz gekommen sei. Aber eine Abhängigkeit, so wenig sie ausgeschlossen ist, läßt sich doch nicht nachweisen. Es verrät wenig Kenntnis des wirklichen Lebens, wenn überall, wo verwandte Gedanken zum Vorschein kommen, flugs eine Abhängigkeit konstruiert wird, als ob es keine geistige Selbständigkeit gäbe. Und schließlich ist es einfach unsere intellektualistische Befangenheit, wenn wir den monotheistischen *Gedanken* so überschätzen. Die Hauptsache an Mose ist gar nicht dieser Gedanke, von dem wir nicht einmal wissen, wie weit wir ihn ihm zuschreiben dürfen, sondern die Kraft des Ergriffenseins von Gott, die Macht des Vertrauens, die Entschlossenheit der Hingebung, die Energie des Handelns im Gehorsam gegen Gott. Das Entscheidende sind nicht die religiösen Gedanken, sondern die religiöse Kraft. Vermöchten wir auch alle Gedanken des Mose religionsgeschichtlich abzuleiten — was wir wie gesagt nicht vermögen — so bliebe doch die religiöse Kraft und Wucht seiner Person als das Schöpferische, Unerklärliche, als das unerforschliche Geheimnis.

Es entspricht durchaus den Erfahrungen der spätern Propheten, wenn von Mose erzählt wird, daß er durch ein visionäres Erlebnis, die Gotteserscheinung im feurigen Busch, zu seiner Aufgabe berufen worden sei. Die Not seines Volkes, oder sagen wir vorsichtiger des in Aegypten geknechteten Teils seiner Stammesverwandten, und der Wunsch, sie möchten befreit werden, wird schon vorher Moses Seele bewegt haben. Und nun kommt mit unwiderstehlicher Macht die Gewißheit über ihn: *Du selbst* bist berufen, diese Aufgabe durchzuführen. Dein Gott, der sich dir zu spüren gegeben hat, will es. Der äußere Vorgang dieser Vision läßt sich nicht mehr feststellen — wie überhaupt nie in solchen Fällen — und es kommt auf ihn auch nichts an, sondern auf die innere Wirkung, das Bewußtsein der Erwählung und Berufung und die damit verbundene innere Freiheit, Energie und Zähigkeit des Handelns.

Eine schwere Aufgabe ist dem Mose auf diese Weise zugefallen: das in der Knechtschaft energielos, willensschwach und verzagt gewordene Volk zu einer kühnen Tat aufzurütteln und das Vertrauen zu Gott in ihm zu pflanzen, das seine eigene Seele durchglüht. Es ist gewiß den Israeliten der Gott Jahwe von Sinai, in dessen Namen

sie Mose zum Auszug aufforderte, kein Unbekannter gewesen; er wird ihnen als Gott ihrer Väter gegolten haben. Aber, fragten sie, wird er uns auch helfen können gegen die Aegypter und ihre mächtigen Götter, die in diesen gewaltigen Tempeln mit fürstlich reichen Opfern verehrt werden? Wir dürfen jedenfalls diese Stämme nicht als Monotheisten ansehen, die ihren Gott für den einzig wirklichen halten. Das sind die Israeliten erst viele Jahrhunderte später geworden. Sie zweifelten nicht an der Realität der ägyptischen Götter, wenn auch sie selbst ihren Jahwe verehrten — ob ihn allein, wissen wir nicht.

Wie Mose seine Stammesbrüder zum Entschluß bringen konnte, wissen wir nicht; die ägyptischen Plagen, die ihnen nach der Ueberlieferung so großen Eindruck machten, müssen wir der Legende zuweisen. Es mag sein, daß ein großes Landesunglück, das die Aegypter in Anspruch nahm, als Gelegenheit zur Flucht benützt wurde. Aber die Aegypter ließen sie nicht ganz gutwillig ziehen; es kam zu kriegerischen Verwicklungen, bei denen der schwerfällige Troß des ausziehenden Volkes den ägyptischen Streitkräften wehrlos preisgegeben schien. Da trat eine unerwartete Wendung ein durch das Ereignis, das einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat, den Durchzug durch das rote Meer. Wir lesen im 2. Buch Mose zwei Versionen dieses Vorfalles; eine jüngere, ins Märchenhafte gesteigerte, wonach das Meer sich geteilt, das Wasser zu beiden Seiten des Durchpasses haushohe Mauern gebildet hätte — so wie es in den Bilderbibeln abgebildet ist. Die ältere Version erzählt von einem heißen Samun, der, vermutlich in Verbindung mit der Ebbe, den seichten Meeresarm des Schilfmeeres soweit trocken legte, daß eine Furt entstand, durch die sich die Israeliten retten konnten, während die nachfolgenden Aegypter in den zurückkehrenden Fluten den Tod fanden. Es kommt auch hier wieder weniger darauf an, den historischen Kern herauszuschälen, als die Bedeutung dieser Rettung für den Glauben des Volkes nachzufühlen. Es war eine glänzende Rechtfertigung des Mose und seiner Sendung, eine machtvolle Bestärkung des Vertrauens auf den Gott, der sie gerufen hatte. Es hatte sich gezeigt, daß ihm die ägyptischen Götter nicht überlegen waren, und an dieses überwältigende Erlebnis erinnerte man sich wieder, an dieser Erinnerung stärkte man sich wieder, wenn in gefahrvollen Momenten das Vertrauen sinken wollte. Durch das Bewußtsein der Berufung durch Gott, durch dieses Vertrauen ist Mose der entschlossene, mitreißende Führer des Volkes, der ausdauernde Willensmensch, der durch alle Schwierigkeiten hindurch unerschütterlich seinem Ziele zustrebt. Er ist der Willensmensch, wie ihn Michelangelo in seiner Statue des Mose dargestellt hat.

Es ist daran gezweifelt worden, ob alle die Stämme, die später das Volk bildeten, schon beim Auszug dabei waren. Man hat vermutet, daß die andern schon vorher beim Sinai wohnten und sich erst später anschlossen. Wenn diese Vermutung richtig ist, so läge auch darin eine Bestätigung für die kraftvolle Eigenart dieses aus Aegypten ausge-

wanderten Kernes; er hätte es also vermocht, sich die andern Stämme zu assimilieren, ihnen seinen Glauben aufzuprägen. So lose auch nach der Einwanderung in Kanaan der Zusammenhalt zwischen den einzelnen Stämmen war, so ist doch das Verbindende die Verehrung und Verpflichtung zum Gehorsam gegen Jahwe, den gemeinsamen Gott. Sie gehören zusammen, weil sie zum gemeinsamen Gott gehören. Und hierin dürfen wir wieder das Werk des Mose erblicken. Er hat offenbar seine Begeisterung und Hingebung für Gott ihnen einpflanzen können. Wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit der Ueberlieferung zu zweifeln, daß die Eroberung von Kanaan schon das Ziel des Mose gewesen sei. Es war ein so gewagtes Unternehmen für das Beduinenvolk der Israeliten, sich in Kanaan mit seiner überlegenen Stadt- und Ackerbaukultur festzusetzen, daß es sehr viel für sich hat, als Motiv ein religiöses Pflichtgefühl: „Jahwe will es" und als Kraft das Vertrauen auf diesen Jahwe und seine Hilfe dahinter zu suchen. Wir wissen nicht, ob schon dem Mose Kanaan als das Land der Väter gegolten hat, das ihnen von Rechts wegen gehöre. Aber daß die Ueberzeugung: „Jahwe will uns das Land geben" die treibende, Ausdauer und Vertrauen verleihende Kraft gewesen ist, und daß Mose der Urheber dieser Ueberzeugung gewesen ist, das dürfte doch auf wirklicher Erinnerung und nicht erst späterer Eintragung nachträglicher religiöser Deutung der Ereignisse beruhen. So hätten wir in dem religiösen Pflichtgefühl des Mose und der darauf beruhenden Energie, Ausdauer und suggestiven Gewalt über die Mitmenschen den treibenden Faktor bei der Entstehung des Volkes Israel aus einer losen Gruppe von Beduinenstämmen zu suchen.

Auch der Erzählung von der Gesetzgebung am Sinai ist ein historischer Gehalt nicht abzusprechen. Wir haben schon erwähnt, daß offenbar seit alter Zeit die religiöse Sitte und Unterweisung von Mose abgeleitet wurde. Das Volk war sich bewußt, seine Art der Gottesverehrung von Mose gelernt zu haben. Es ist sehr zweifelhaft, ob die zehn Gebote schon von ihm gegeben sind. Sie setzen die Ackerbaukultur voraus (Sabbatgebot, der „Fremdling in deinen Toren", das Wohnen in Häusern im zehnten Gebot, einen ausgeprägten Eigentumsbegriff im achten und zehnten Gebot). Es ist auch auffallend, daß sich die älteren Propheten nirgends auf das Zweitafelgesetz berufen. Aber wenn dann dasselbe auf Mose zurückgeführt wurde, so erklärt sich das aus der richtigen Erinnerung, daß er sein Volk durch sittliches Verhalten Gott dienen gelehrt habe (vergl. die oben angeführte Stelle Jer. 7, 23). Mose hat dem Volk schon bestimmte Grundsätze eingeprägt, durch deren Befolgung man Gott gefällt, durch deren Uebertretung man seinen Zorn auf sich lädt. Die spätere Entwicklung bestätigt die Annahme, daß auf Mose die Erkenntnis vom sittlichen Charakter Jahwes zurückgeht, daß er im Namen Jahwes das Volk auf eine sittlich höhere Stufe emporheben wollte. Er hat dem Volk eingeprägt, daß Gott ihm nicht nur etwas gebe, sondern auch Forderungen an es stelle,

und zwar nicht nur Opferforderungen für sich, sondern solche sittlicher Natur.

Wir dürfen auch bei Mose keinen Monotheismus suchen im Sinne der Ueberzeugung, daß es bloß einen Gott gebe. Charakteristisch ist aber, daß die alten Israeliten bloß einen Gott verehren, und daß sie das mit solcher Intensität tun. Auch andere Völker wissen, wie erwähnt, von einem höchsten Gott, von einer hierarchischen Gliederung ihres Götterhimmels; aber diese monotheistische Zuspitzung tritt nicht in Gegensatz zu polytheistischen Vorstellungen und Gebräuchen. Auch die Israeliten zeigen nach ihrer Ansiedlung in Kanaan die Neigung, den Kultus zwischen ihrem alten Nationalgott Jahwe und den kanaanitischen Lokalgottheiten, den Baalen, zu teilen. Aber wir beobachten auch eine beständige Reaktion gegen diese polytheistische Veräußerlichung und Degeneration. Immer wieder stehen Männer und Frauen auf, um dagegen zu opponieren in dem Bewußtsein, daß das den besten Traditionen des Volkes widerspreche und ein Unrecht gegen Jahwe sei, daß Jahwe ein eifersüchtiger Gott sei und keine andern Götter neben sich dulde. Diese Ausschließlichkeit, die in der antiken Welt einzig dasteht, ist der charakteristische Zug der israelitischen Religion. Es ist kein theoretischer und kein universaler Monotheismus; Jahwe ist Volksgott, nicht Weltgott. Aber es ist praktischer Monotheismus, und erst auf diesem Boden gedeiht die begeisterte Hingabe, das ruhige Vertrauen an diesen Einen, der sich nicht mit andern in die Herzen seiner Verehrer teilen muß. Diesen praktischen Monotheismus müssen wir auf Mose zurückführen. Dieses sofortige Reagieren gegen polytheische Tendenzen muß eine Nachwirkung seiner Person sein.

Ein anderes Moment ist ebenso wichtig, daß Jahwe von Anfang an nicht als bloße Naturmacht gefaßt wird, sondern als souverän wirkende Persönlichkeit erscheint. Damit hängt es zusammen, daß wir bei den Israeliten keine Mythologie finden, oder wo sie aufgenommen wird (Schöpfungs- und Sündflutfrage), da wird sie sofort in monotheistischem Geiste umgestaltet. Fremd ist den Israeliten auch die geschlechtliche Auffassung der Gottheit, die bei den übrigen Semiten eine große Rolle spielt. Jahwe ist auch nicht wie die polytheischen Götter an bestimmte Oertlichkeiten gebunden. Er ist wohl ursprünglich der Gott, der auf dem Sinai haust, ein alter Vulkan- und Gewittergott (die Erinnerung daran hat sich mehrfach erhalten, so in der Legende von der Rauch- und Feuersäule, die vor den Israeliten herzog durch die Wüste), aber er bleibt der Gott des Volkes, das in Kanaan wohnt. Das ist eine bemerkenswerte Erhabenheit über die lokale Beschränkung, und schon in alter Zeit geht neben der Vorstellung von Jahwes Wohnen auf Sinai diejenige her, daß er im Himmel wohne; wir dürfen uns über diesen Widerspruch nicht wundern. Ob auch der Gegensatz gegen die Gottesbilder so alt ist, ist streitig. Ein alter Erzähler in Richter 17 berichtet ganz naiv von einem Jahwebilde. Deshalb kann aber eine Richtung, welche die Bilder verpönte, schon damals bestanden haben

und die Geschichte vom goldenen Kalb eine richtige Erinnerung an den Widerwillen Moses gegen die bildliche Verehrung Jahwes widerspiegeln. Eine große Rolle haben die Bilder im alten Israel nie gespielt, und das begünstigte eine geistigere Auffassung Gottes. Diese ganze qualitative Ueberlegenheit der israelitischen Religion bewahrte sie davor, mit der überlegenen Kultur der Kanaaniter sich auch ihre Religion anzueignen.

Freilich hat die folgende Zeit die Höhe der Religion Moses nicht innegehalten. Es war ein Fehler, wenn die Forschung die Religionsstufe des Mose einfach mit derjenigen gleichsetzte, welche die spätern Propheten beim Volk voraussetzen oder welche uns aus den alten Erzählungen entgegentritt. Die Religion der Periode zwischen Mose und den Propheten ist kein einheitliches Gebilde; höhere und niedere Formen gehen neben einander her, wie das ja auch in der Christenheit der Fall ist. Und wir dürfen ruhig das Niveau des Mose bedeutend höher annehmen als den Durchschnitt des Volkes in der Zeit, die auf seine Wirksamkeit folgte. Er gehört zu den Propheten; das will sagen: zu denen, die ihrer Zeit vorauseilen und in ihrer Umgebung einsam dastehen, weil niemand das, was sie wollen, zu fassen vermag. Auch Mose hat den tragischen Kampf mit dem Unverstand und Widerstand der Massen durchkämpfen müssen; auch er hat sein Volk ein Stück mit sich reißen können, ist dann aber an die Grenze gelangt, wo es nicht weiter wollte, wo sein Verständnis versagte, daß es die Liebe verkannte, mißdeutete und mit Undank lohnte. Auch daran hat die Tradition eine deutliche Erinnerung bewahrt, wenn sie davon erzählt, wie das Volk sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnte. Es ist wahrscheinlich eine nicht im strengen Sinne historische, aber eine innerlich wahre, die Situation treffend zeichnende Szene, wo Mose im Zorn über des Volkes Abgötterei die Gesetzestafeln zerschlägt. Dasselbe gilt von den Erzählungen, wie Mose seiner Aufgabe müde und überdrüssig wird und über sein Schicksal murrt und dann doch wieder bei Gott Fürbitte für das Volk einlegt und immer neu seine Aufgabe angreift. Solche Gestalten sind die größten in der Geschichte, und diese Treue, die auch im Kampf mit dem Undank nicht erlahmt, ist eine der stärksten, am meisten erlösenden Kräfte in der Menschheitsgeschichte.

R. Liechtenhan.

# Pantheismus oder Glaube an den persönlichen Gott?

(Schluß.)

## IV.

Freilich haben wir damit unser Problem noch nicht erledigt. Wir müssen seinen Schwierigkeiten noch ein Stück weiter nachgehen. Das tun wir nun wohl am besten so, daß wir uns zunächst der Denkweise zuwenden, die dem Pantheismus entgegensteht, dem Glauben an den persönlichen Gott.

Was bedeutet es, an einen persönlichen Gott glauben?

Was dies rein religiös betrachtet sagen will, haben wir schon bisher wohl genügend gezeigt. Dieser Glaube entspricht dem Grundtrieb aller lebendigen Religion, einen Gott zu haben, der über uns ist. Der Ausdruck „persönlich" hat in unserer Untersuchung bisher keine wesentliche Rolle gespielt, mit Recht, denn so konnten wir die Sache, um die es sich handelt, unbefangen ins Auge fassen. Schon durch diesen Weg, den unser Gedankengang gewählt, haben wir gezeigt, daß es uns auf das Wort nicht ankommt. Dabei soll es bleiben. Nun aber gilt es zu zeigen, welches Recht wir haben, uns zu dem persönlichen Gott zu bekennen, von Gottes Persönlichkeit zu reden.

Zu diesem Zwecke müssen wir uns aber zuerst klar machen, was es denn überhaupt bedeutet, an Gott glauben und Aussagen über Gott zu tun.

Was heißt es, an Gott glauben? Es ist schwer, eine Sache, die so stark mit unserm Gefühlsleben verbunden, und dabei so tief und so weit ist wie das Leben selbst, in eine dürre Formel zu fassen; es ist aber auch schwer, dafür eine Formel zu finden, die auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfte. Die folgende darf dies doch wohl beanspruchen: Im Gottesglauben drücken wir unsere Auffassung von dem letzten Grund und Ziel der Wirklichkeit aus. Daß die Formel sehr weit und allgemein gehalten ist, spricht nicht gegen sie, denn sie soll eben jede Art von Gottesglauben umspannen. Es gibt ja eine Fülle von Möglichkeiten, Grund und Ziel der Wirklichkeit zu verstehen. Diese Fülle liegt in den verschiedenen Religionen und Gottesvorstellungen vor. Aber diese Fülle läßt sich bei genauerer Betrachtung auf zwei Hauptformen, gleichsam zwei Typen, zurückführen und auf diese zwei Typen kommen wir auch, wenn wir die sich uns darbietenden Gedankenmöglichkeiten einer prinzipiellen Prüfung unterwerfen. Denn es gibt gleichsam nur zwei Grundstoffe der Wirklichkeit, durch die wir den Sinn der Dinge ausdrücken können: sie heißen Natur und Geist. Immer wieder ist das Denken bei diesen Grundelementen der Wirklichkeit, aus denen sich ihr ganzer Inhalt entwickelt,

angelangt. Diese beiden Begriffe sind aber nicht in der Verschwommenheit, die für die gewöhnlichen Zwecke hingehen mag, zu brauchen, sondern in einer scharfen und zugleich bedeutsamen Fassung. Unter „Natur" versteht man ja gewöhnlich bloß die sichtbare Welt, mit Ausnahme des Menschen und seiner Werke, unter „Geist" aber alles seelische Leben, also auch das des Tieres inbegriffen. Wir machen den Schnitt anders. Unter Natur verstehen wir die gesamte Wirklichkeit, soweit sie uns bloß als Stoff oder Werkzeug gegeben ist, also auch das sogenannte geistige d. h. seelische Leben, soweit es bloß Anlage ist. Der Geist aber tritt da ein, wo aus diesem seelischen (psychischen) Leben sich ein Moment freier Tätigkeit erhebt, die sich gegen den bloßen Stoff wendet, ihn zu bearbeiten und für seine frei gewählten Zwecke zu gestalten. Geist in diesem prägnanten Sinne ist also sittlicher Geist. Frei tätiges, zwecksetzendes, sittliches Leben ist aber persönliches Leben. Denn Persönlichkeit bedeutet, wenn der Begriff in philosophischer Strenge gefaßt wird, nichts anderes als ein solches geistiges Leben, das als eine geschlossene Einheit dem gleichgültigen Ablauf der Dinge entgegen tritt und ihn in den Dienst seiner Zwecke nimmt. Das tut es, weil es sich selbst als wertvoll, in seiner höheren Entfaltung als unbedingt wertvoll empfindet. Persönliches Leben, Persönlichkeit ist also der prägnante Ausdruck für die Eigenart des Geistes im Gegensatz zu der bloßen Natur, auch der psychischen Natur. Diese physisch-psychische Natur heißt ihrerseits, soweit sie der menschlichen Persönlichkeit als Grundlage dient, Individualität. Sie darf bekanntlich nicht mit Persönlichkeit verwechselt werden, was gerade für unsere Untersuchung sehr wichtig ist. Die Persönlichkeit ist also die höchste Erscheinungsform des Geistes, sie erst ist der Geist im genauen Sinn des Wortes, nämlich der von der Natur unterschiedene Geist.

Das also sind die beiden Grundbestimmungen, durch die wir den Sinn der Wirklichkeit allein ausdrücken können. Und nun sagen wir: Durch sie allein können wir auch ausdrücken, was wir von Grund und Ziel der Wirklichkeit denken, mit andern Worten: durch sie allein können wir unsern Gottesglauben ausdrücken. Wir bekennen uns entweder zur Natur oder zum Geiste als letztem Grund und Ziel der Wirklichkeit. Ein Drittes gibt es für ein entschlossenes Denken nicht. Denn unser Denken muß mit dem Material arbeiten, das uns gegeben ist, und wir kennen kein Element der Wirklichkeit außer Natur und Geist. Wir müssen Gott als Natur oder als Geist fassen. Tun wir das Letzte, so fassen wir Gott als persönlich, tun wir das Erste, so entscheiden wir uns für irgend eine Form des Pantheismus. Vielleicht müssen wir uns genauer so ausdrücken: der Pantheismus wagt diesen Schritt nicht zu tun, sondern bleibt im Unentschiedenen stecken.

Der Glaube an den persönlichen Gott ist also einfach Glaube an den Gott, der vollendet geistige und daher sittliche Macht ist, er ist

die entschlossenste, wir dürften vielleicht auch sagen: paradoxeste Form dieses Glaubens.

Diese Erläuterung genügt wohl, um den Sinn des Theismus, d. h. der Behauptung der Persönlichkeit Gottes, endgültig klarzustellen. Das religiöse und philosophische Recht, das ihr zu Grunde liegt, wird nicht leicht bestritten werden können. Aber es mag trotzdem die Abneigung gegen die Verwendung des Wortes und Begriffes der Persönlichkeit zur Bezeichnung des Wesens Gottes bestehen bleiben; man mag immer noch das Gefühl haben, Gott werde dadurch verendlicht, vermenschlicht. Darum mögen über diesen Punkt noch einige weiteren Ausführungen am Platze sein.

Zunächst erklären wir noch einmal, daß es uns auf das Wort „Persönlichkeit" nicht im Geringsten ankommt. Mit Recht vermeidet es der religiöse Sprachgebrauch. Die unmittelbare Religion redet vom „Vater" oder vom „lebendigen Gott". Nur zum Zwecke philosophischer Auseinandersetzung brauchen wir jenen umstrittenen Ausdruck, und zwar gerade, weil er umstritten und weil er paradox ist. Denn gerade dadurch bezeichnet er scharf den Unterschied der zwei Denkweisen, die in unserem Problem aufeinanderstoßen. Wenn aber jemand die Wahrheit, auf die es uns ankommt, anders ausdrücken kann und will, so haben wir nichts dagegen. Man hat vorgeschlagen, Gott „überpersönlich" zu nennen, um damit auszudrücken, daß Gott einesteils nicht als menschlicher und endlicher Geist, andernteils aber auch nicht als „unterpersönlich", also als naturhaft, sondern als sittliche Macht, und eben als unendlich gedacht werden solle. Aber was heißt „überpersönlich"? Der Ausdruck erinnert stark an „übermenschlich" und scheint sich dadurch zu empfehlen. Aber können wir uns dabei etwas Bestimmtes denken? „Unpersönlich" soll es nicht heißen, persönlich soll Gott bleiben, aber gibt es denn in der Persönlichkeit ein „Ueber"? Ueberpersönlich könnte nur unpersönlich sein und unpersönlich ist ungeistig.

Um über diesen Punkt endgültig ins Klare zu kommen, ist nötig, daß wir uns darüber verständigen, was für einen Sinn alles Reden über Gott hat. Es bestehen darüber große Mißverständnisse, die unser religiöses Leben belasten.

Auf zweierlei Weise können wir von Gott reden, auf negative und auf positive Weise, d. h. wir können aussprechen, was er nicht ist und was er ist. Das Erste ist nicht schwer. Wir werden Gott bloß diejenigen Eigenschaften absprechen, die den Wesen, die nicht Gott sind, als solchen zukommen und wir wissen dann, was Gott nicht ist. Diese negativen Aussagen fließen zusammen in den Begriff der Unendlichkeit Gottes, der mit seiner Unbedingtheit zusammenfällt. Die philosophische Schulsprache hat dafür den Ausdruck: „das Absolute". Es ist bezeichnenderweise ein Neutrum. Diesen Weg, zu Aussagen über Gott zu gelangen, hat man von alters her den Weg der Verneinung (via negationis) genannt. Aber man hat immer auch gewußt, daß er

nicht genüge, daß wir vielmehr, um wertvollere Aussagen über Gott zu erlangen, auch den Weg der Bejahung oder Erhebung (via eminentiae genannt) gehen müßten. Die Eigenschaften der endlichen Dinge, insbesondere des Menschen, seien auch von Gott auszusagen, nur so, daß davon alles Unvollkommene abgezogen und das Uebrige ins Unendliche gesteigert werden müsse. Dabei drängt sich schon mehr oder weniger deutlich die Einsicht auf, daß die Aussagen der zweiten Art mehr oder weniger uneigentlich genommen werden müßten. Aehnlich werden auch wir verfahren müssen. Auf negativem Wege gelangen auch wir dazu, Gott als das Unendliche und Unbedingte (Absolute) zu bezeichnen, als das Wesen, das alles bedingt, aber selbst durch nichts bedingt wird, das durch keine Schranken begrenzt ist, sondern aus sich selbst alle Beschränkung setzt. Aber es ist klar, daß damit sehr wenig gesagt ist. Dieser „Gott" könnte allfällig auch materialistisch gedacht werden, d. h. als die unendliche Materie. Wenn wir aber dazu fortschreiten, bestimmte Aussagen über das Wesen Gottes zu tun, dann beginnt eine große Schwierigkeit. Wir können uns für diese Aussagen nur des Vorstellungs- und Begriffsmaterials bedienen, das uns die endlichen Dinge liefern, wir können davon nur in menschlicher Sprache reden. Dann aber müssen die auf diesem Wege für die Bezeichnung des Wesens Gottes geschaffenen Ausdrücke einen uneigentlichen Sinn bekommen. Sie wollen etwas anderes sagen, als sie direkt ausdrücken können. Sie können die Sache, die sie ausdrücken wollen, mehr repräsentieren, als ausdrücken; sie werden m. E. W. symbolisch, denn das ist das Wesen des Symbols, daß es eine indirekte Bezeichnung einer Sache sein will, eine bildliche Darstellung derselben. Diesen Sachverhalt drückt das deutsche Wort „Sinnbild" trefflich aus. Das Symbol ist ein „Bild", das aber einen andern „Sinn" hat, als man annehmen müßte, wenn man das Bild allein nähme. So ist eine gemalte oder plastisch dargestellte Taube an sich ein Vogel aus dem Hühnergeschlecht, als Sinnbild aber die Darstellung des heiligen Geistes, oder, auf dem weltlichen Gebiet, eine Fahne eigentlich ein Stück seidenes Tuch, als Sinnbild aber die Repräsentation des Vaterlandes. So sind die positiven Aussagen über Gottes Wesen zu verstehen, sobald sie einen konkreteren Sinn haben. Sie sind dem Endlichen entnommene Symbole des Unendlichen. Wir nennen Gott ein Feuer, ein Meer, einen Sturm, einen Felsen, eine Burg, eine Sonne, also mit naturhaften Bildern, wir nennen ihn auch König, Herr, Schöpfer, Vater, also mit menschlichen Bildern. Das Christentum faßt bekanntlich das Tiefste, was es von Gott sagen kann, in das Wort vom Vater zusammen. Der Vater wird sein zentrales Symbol.

Die Religion muß also in letzter Instanz symbolisch von Gott reden. Freilich kann die Religionsphilosophie an Stelle der konkreten Vorstellungen abstrakte Begriffe setzen, sie kann z. B. statt „himmlischer Vater" „absoluter Geist" sagen, aber diese zweite Bezeichnung, die für philosophische Zwecke nützlich sein kann, darf nicht im geringsten beanspruchen,

das Wesen Gottes richtiger auszusprechen, als die andere; im Gegenteil: ihre Abstraktheit ist auch ihr Nachteil. Also gerade wenn wir intensiv religiös reden, so reden wir symbolisch. Darum sind alle großen religiösen Geister auch Künstler, zumeist Dichter gewesen. Denn das Symbol ist ein Gebilde der Phantasie. Darum wird es dabei bleiben, daß die Kunst die königliche Sprache der Religion ist, es sei denn, daß wir die Darstellung der religiösen Wahrheit in der religiösen Tat, also ihre Uebersetzung in die Sichtbarkeit, die „Menschwerdung Gottes", ihre „Sprache" nennen wollten.

Etwas von diesem symbolischen Charakter besitzt nun auch der Ausdruck „Persönlichkeit", auf Gott angewendet. Freilich kommt darin das Symbolische nicht rein zum Vorschein; es ist ja ein philosophischer Begriff. Aber es schimmert gleichsam durch das Symbol des Menschen. Denn Persönlichkeit kennen wir nur am Menschen. Der Mensch wird dadurch zum obersten Symbol Gottes gemacht und zwar der Mensch in der höchsten Erscheinung, die wir kennen: als sittlicher Mensch. Haben wir dazu nicht ein gutes Recht? Nach welcher Regel soll sich denn die Auswahl der Symbole für Gottes Wesen vollziehen? Offenbar gibt es dafür nur eine Möglichkeit: Wir müssen das Höchste, was wir kennen, als Mittel benützen, um Gottes innerstes Wesen zu bezeichnen. Dieses Höchste ist der Mensch. Es bedeutet darum überall einen entscheidenden Fortschritt in der Geschichte der Religion, wenn man dazu gelangt, an Stelle der tierischen Symbole für Gott den Menschen zu setzen, und zwar nicht einen einzelnen Menschen, sondern den Menschen als solchen in seiner idealsten Erscheinung. Es ist der tiefste Gedanke des Christentums (wie auch schon der Religion Israels, auf ihren Höhepunkten), daß Gott dem Menschen im Menschen entgegentrete und daß sein Wesen in einer vollkommenen Menschenwelt sich völlig ausdrücken werde. Im Menschen wird Gott offenbar, Gott ist also menschlich zu denken. Der Mensch Jesus ist darum für die Christenheit die Erscheinung der Wahrheit Gottes.

Ich finde also das Bestreben, Gott möglichst hoch über das Menschliche hinauszuheben, ihn vom Menschen durch eine unüberbrückbare Kluft zu trennen, weder religiös noch philosophisch berechtigt. Es ist das vielmehr die Art jener flachen Denkweise, die man Deismus zu nennen pflegt und für die Gott zuletzt zu einem bloßen être suprême, einem höchsten X wird. Christlich ist jedenfalls die Betonung der Gottverwandschaft des Menschen. Ich wundere mich, wenn gerade Pantheisten so sehr Gewicht darauf legen, Gott und Mensch absolut zu trennen, da doch das religiöse Recht des Pantheismus gerade darin besteht, Gott im Menschen zu finden. So hat der bekannte Pfarrer Jatho, der dem Pantheismus doch jedenfalls nahe steht, gegen Harnack die Auffassung, die in Jesus Gottes Hervortreten sieht, schroff abgelehnt. Damit hat er (theoretisch gesprochen) sein Bestes verleugnet und ist der flachsten Aufklärerei verfallen. Auf der andern Seite verwechselt aber der Pantheismus wieder Gott und

das Ich. In diesem Schwanken verrät sich wieder seine Schwäche. Er verbindet falsch und muß darum falsch trennen.

Wir dürfen aber soweit gehen, zu behaupten, daß gerade durch die Behauptung der Persönlichkeit die Unendlichkeit und Geistigkeit Gottes erst recht gewahrt wird, viel besser, als durch naturhafte Bezeichnungen. Das Naturhafte kann wohl dem Geistigen in der Bezeichnung des Unendlichen zu Hilfe kommen (wie wir sofort zeigen werden), aber in letzter Instanz ist es doch der Geist, in dem das wahrhaft Unendliche, Absolute erscheint. Es ist darum falsch, wenn man behauptet, daß durch die Anwendung des Begriffs der Persönlichkeit auf Gott dieser verendlicht werde. Gerade das Naturhafte ist das Endliche. Es kann auch als Symbol des Unendlichen gebraucht werden, sobald dieses als ein Geistiges sicher steht, aber es ist ganz und gar unfähig, das Unendliche sicherzustellen. Die Natur ist das Endliche, Bedingte, auch das Zerfließende, Chaotische, trotz ihrer formalen Ordnung. Erst im sittlichen Geist taucht das wahrhaft Absolute auf. Die Persönlichkeit in ihrer inneren Geschlossenheit ist darum weitaus besser zum Symbol der Absolutheit Gottes geeignet, als das Naturleben. Oder sollte das zerfließende Allgemeine wertvoller sein als das in sich Geschlossene, das Unbestimmte höher als das scharf Umrissene? Man frage doch einmal die Kunst. Wenn sie das Unendliche darstellen will, braucht sie dann etwa einen riesengroßen Raum oder erreicht sie ihren Zweck dadurch, daß sie die scharfen Linien verschwimmen läßt? Im Gegenteil; gerade durch klare und intensive Gestaltung, also durch Begrenzung, erreicht sie den Eindruck des Unendlichen. Dieses ist ein Innerliches, Geistiges. Der Geist tut es kund, nicht die Masse. Es ist auch durchaus nicht richtig, daß Persönlichkeit immer andere Persönlichkeiten voraussetze. Das tut die Individualität, die aber nicht mit Persönlichkeit zu verwechseln ist. Das Persönliche bedeutet, richtig gefaßt, das Moment des Allgemeinen, den Sieg des Geistes über das bloß Naturhafte. Es geht im Menschen freilich mit der Individualität die engste Verbindung ein, aber auch schon im menschlichen Bereiche gilt, daß, je mehr ein Mensch sich persönlich entwickelt, er desto mehr in sich selber ruht, selbstgenugsam wird. Darum eignet sich gerade die Persönlichkeit am besten dazu, Gottes Allgenugsamkeit und reine Geistigkeit auszudrücken.*)

---

*) Es sei in Bezug auf diesen Punkt, der hier nicht weiter erörtert werden kann, auf die trefflichen Ausführungen verwiesen, die Lotze in seinem Mikrokosmus, III. B., S. 563 ff. gibt. Ich zitiere deren Zusammenfassung:

1. Selbstheit, das Wesen aller Persönlichkeit, beruht nicht auf einer geschehenen oder geschehenden Entgegensetzung des Ich gegen ein Nicht-Ich, sondern besteht in einem unmittelbaren Fürsichsein, welches umgekehrt den Grund der Möglichkeit jenes Gegensatzes, da, wo er auftritt, bildet. Selbstbewußtsein ist die durch die Mittel der Erkenntnis zu Stande kommende Deutung dieses Fürsichseins, und auch diese ist keineswegs notwendig an die Unterscheidung des Ich von einem substantiell ihm entgegenstehenden Nicht-Ich gebunden.

2. In der Natur des endlichen Geistes als solchen liegt der Grund, daß

So bleibt der persönliche Mensch das beste Symbol Gottes. Der „Anthropomorphismus“ der religiösen Sprache hat Recht und hat sehr tiefen Sinn.

Natürlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß auch naturhafte Symbole für Gottes Wesen gebraucht werden dürfen. Diese mögen sogar besser geeignet sein, gewisse Seiten des göttlichen Wesens und Waltens auszudrücken, als die menschlichen Symbole. Das Naturhafte mag namentlich das Geheimnisvolle, Uebergewaltige, Unendliche an Gottes Tun und Sein trefflich charakterisieren. Die Natur ist ja überhaupt das Symbol des Geistes, auch des Menschengeistes. Aber diese naturhaften Symbole müssen dem Sittlichen prinzipiell untergeordnet sein. Das Symbol Gottes bleibt der Mensch, der persönliche Mensch.

Vielleicht wird aber unsere Behauptung, daß wir von Gottes Wesen nur im Sinnbild reden können, Anlaß zu einem Einwand. Es scheint, als ob wir damit darauf verzichteten, Gott wirklich zu erkennen, sein Wesen zu erfassen, als ob wir also bloß im Menschlichen stecken blieben. Das ist aber ein bloßes Mißverständnis, aus dem alten Irrtum stammend, daß nur die logische Formel die Wahrheit richtig zu fassen imstande sei und alle anderen Formen nicht an sie herankämen. Das Gegenteil dürfte auch hier das Richtige sein: Die logische Formel kommt am wenigsten an das Wesen der Dinge heran, jedenfalls viel weniger als das Sinnbild. Was wir durch das Sinnbild bezeichnen, ist für uns durchaus Realität. Der persönliche Gott ist uns Wirklichkeit. Wir erleben ihn als das Du, das unserem Ich antwortet, als die Hand, die uns führt, das Herz, das für uns schlägt. Dieses Erleben können wir freilich niemanden als Wahrheit beweisen, aber uns ist es Wahrheit. Was wir im Bildnis und Gleichnis stammeln und vollends die philosophischen Formeln, die wir dafür bilden, ist ja nur ein, im zweiten Fall sehr matter, Abglanz dieses Erlebens. Wenn wir die Realität dieses Erlebens nicht wissenschaftlich beweisen können, so ist auch keine Wissenschaft im Stande, ihre Irrealität zu beweisen oder wahrscheinlich zu machen. Wir stehen an diesem Punkte über der Wissenschaft.

---

die Entwicklung seines persönlichen Bewußtseins nur durch Einwirkungen des Weltganzen, welches er nicht ist, also durch Anregung des Nicht-Ich geschehen kann, nicht deshalb, weil er des Gegensatzes zu einem Fremden bedürfte, um für sich zu sein, sondern weil er auch in dieser Rücksicht, wie in jeder andern, die Bedingungen seiner Existenz nicht in sich selbst hat. Diese Beschränkung begegnet uns nicht in dem Wesen des Unendlichen; ihm allein ist deshalb ein Fürsichsein möglich, welches weder der Einleitung noch fortdauernder Entwicklung durch etwas bedarf, was nicht Es selbst ist, sondern in ewiger, anfangsloser und innerer Bewegung sich in sich sebst erhält.

3. Vollkommene Persönlichkeit ist nur Gott, allen endlichen Wesen nur eine schwache Nachahmung derselben beschieden; die Endlichkeit des Endlichen ist nicht eine erzeugende Bedingung für sie, sondern eine hindernde Schranke ihrer Ausbildung. So bleibt der persönliche Mensch das beste Symbol Gottes.

## V.

Damit meinen wir nun nicht, alle in diesem Zusammenhang in Betracht kommenden Schwierigkeiten des Denkens über Gott beseitigt zu haben.*) Die wichtigste dieser Schwierigkeiten ist der Dualismus. Wir behaupten dem Pantheismus gegenüber einen Gegensatz von Gott und Welt. Aber wie — wollen wir sie völlig von einander trennen? Dann ginge ja der Monotheismus verloren. Dieser behauptet doch die Abhängigkeit der Welt von Gott, ihr Geschaffensein durch Gott. Aber wenn Gott die Welt geschaffen hat, wie kommt denn das Böse hinein; wie überhaupt das Uebel? Und wie soll denn das Verhältnis von Gott und Natur gedacht werden?

Darauf ist folgendes zu antworten: Es ist nicht unsere Aufgabe, nun noch das Problem des Bösen und alle andern schwersten Probleme des Gottesglaubens zu lösen. Nur angedeutet soll werden, daß, wenn es für sie eine Lösung gibt, eine solche viel eher auf unserm Boden möglich ist, nämlich dann, wenn wir einen Gegensatz von Natur und Geist, einen Dualismus annehmen. Dann ist für die Freiheit Raum geschafft und aus ihr ist bis zu einem gewissen Grade der Weltprozeß auch mit all seinen Finsternissen begreiflich. Aber wir dürfen uns hier darauf nicht weiter einlassen, sondern müssen uns auf die Feststellung beschränken, daß es dem Pantheismus selbst nicht von ferne gelingt, diese Probleme zu lösen. Er versucht sie bloß zu beseitigen, indem er davor die Augen schließt. Er hebt den Unterschied von Natur und Geist, Gut und Böse, Glück und Uebel auf oder mildert ihn nach Möglichkeit. Er bedeckt alle Unterschiede, alle Disharmonie der Wirklichkeit mit dem weiten Mantel seiner Alleinheit. Aber deswegen sind sie doch da. Man mag die Begriffe verschieben, die Wirklichkeiten bleiben fest. Man mag lange das Böse gut und das Dunkel Licht nennen, das Böse bleibt doch böse und das Dunkel dunkel. Der Monismus macht eine große Trübung und erklärt dann die Probleme für gelöst. Aber alle echte Denkarbeit beginnt mit Scheidung, Kritik (es ist das gleiche Wort) und schreitet dann erst zur Verbindung fort. Der Dualismus hat vor dem Monismus den Vorzug, daß er die Wirklichkeit zunächst nimmt, wie sie ist, als eine vom Kampf streitender Mächte zerrissene, und von da aus dann zu einer Einheit vorzudringen versucht, jedoch lieber auf die Einheit verzichtend, als auf die Wahrheit. Er ist die höhere Denkform. Es ist besonders die ganze sittliche Welt, das Reich des Geistes, das für ihn Zeugnis ablegt. Die geistig-sittliche Welt ruht auf dem Dualismus.

Wir sind freilich wenig geneigt, eine dualistische Denkweise als die höhere anzuerkennen. Denn wie wir früher ausgeführt haben, wohnt dem Denken eine monistische Tendenz inne. Es hat eine Leidenschaft für die Einheit. Es kommt auf seinem Wege leicht dazu, die

*) Wir gedenken uns mit den in Betracht kommenden Problemen in den Neuen Wegen noch weiter zu beschäftigen.

qualitativen Unterschiede der Dinge zu verwischen, indem es diese in einer mechanistischen Formel zusammenfaßt. Das ist, was Bergson das geometrische Element in allem Denken nennt. Es wird seinen guten Sinn haben, daß die Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft, mit Vorliebe diese Art des Denkens pflegt. Auf falsche Wege gerät dieses erst, wenn es Weltanschauung wird, wenn es dazu fortschreitet, durch Weglassung oder Vernachlässigung der qualitativen Unterschiede eine All-Einheit herzustellen, die doch nur ein künstliches Gebilde ist. Denn die Wirklichkeit ist nun einmal individuell gestaltet, keine Erscheinung der andern gleich. Es ist eine Verwechslung von Denken und Sein, wenn jene Einheit, die die Wissenschaft als Schema für ihre Zwecke braucht, ohne weiteres mit dem wirklichen Sein der Dinge verwechselt wird. Aber diese Verwechslung von Denken und Sein ist freilich alt und in unsern geistigen Gewohnheiten tief gewurzelt. Sie gehört zu jenem Intellektualismus, der unser geistiges Leben bis auf diesen Tag dominiert. Dieser beruht seinerseits auf der Gewohnheit, der Welt des objektiven Seins, die wir durch die Logik erfassen können, den unbedingten Vorrang vor der Welt der Werte, die wir durch Gefühle und Willen erfassen, zu gewähren, d. h. diese für unsicher, weniger wahr zu halten. Das Geistesleben des Menschen hat sich naturgemäß zuerst nach außen gewendet, langsam nur hat sich der Blick nach innen gekehrt, hat der Mensch gelernt, dieser Welt der subjektiven, persönlichen Werte ihr Recht zu geben. Sobald er das tut, ist der Bann jenes Monismus zerbrochen. Das Denken bekommt Mut, den Gegensatz zwischen einer Welt des Seins und einer Welt des Sollens, einer Welt der Tatsachen und einer Welt der Werte anzuerkennen, ihnen als gegeben hinzunehmen und ihn nicht durch eine theoretische Konstruktion zuzudecken. Ein Streben nach einer letzten Einheit der Welt im Denken wie in der Praxis wohnt ja freilich dem Menschengeist inne, aber es ist ein großer Unterschied zwischen diesem echten Monismus und dem, was sich heute oft so nennt. Jener geht in der sittlichen Welt von dem Gegensatz zwischen Sollen und Sein aus und zielt auf einen Monismus ab, wo beide dadurch Eins geworden sind, daß das Gute völlig Sieger geworden ist. Er setzt an das Ende, was der gewöhnliche Monismus an den Anfang setzt. Er versucht unter Anerkennung des vorhandenen Dualismus der Wirklichkeit eine einheitliche Weltanschauung zu schaffen, meint aber nicht, daß die logische Einheit zugleich eine Einheit oder vielmehr Einerleiheit der Wirklichkeit bedeute — was eben die Verwechslung des gewöhnlichen Monismus wie des Pantheismus ist. Wie jenes geschehen möchte, kann hier natürlich nicht ausgeführt werden. Es ist tatsächlich von den größten Denkern aller Zeiten getan worden: von Plato, Augustinus, Kant.

Ich habe schon einmal den Namen Kants genannt. Er ist's, der den Bann des falschen Monismus zerbrochen hat. Er hat dies getan durch Kritik der menschlichen Erkenntnis. Diese zeigt, daß die

Notwendigkeit, eine Welt der Werte anzuerkennen, sich dem Geiste ebenso stark, ja stärker aufdrängt, als die, eine Welt des Seins gelten zu lassen. Damit ist das Recht des Dualismus gesetzt. Die monistische Tendenz des Denkens ist auf ihr bestimmtes Gebiet eingeschränkt. Sie hat nicht das letzte Wort zu sprechen, wo es den Sinn des Weltprozesses zu deuten gilt. Derjenige Monismus, der notwendigerweise den Pantheismus erzeugt, ist also eine rückständige Denkweise. Er lebt von alten und veralteten, allerdings sehr zähen Vorurteilen des Denkens.

## VI.

Fassen wir zunächst das Gesagte zusammen, um sodann den Abschluß unserer Erörterung zu gewinnen.

Die Auseinandersetzung zwischen Pantheismus und Glauben an den persönlichen Gott ist eine Form jenes Gegensatzes, der vielleicht der größte von allen ist, die im Kampfe des Geistes um seinen Sinn und sein Recht auftauchen. Der Pantheismus gehört seinem Wesen nach zu einer Weltanschauung, deren letztes Wort die Natur ist. Dafür ist — ich wiederhole es — so bezeichnend seine Neigung, das Wort „Gott" durch „Natur" zu ersetzen: Deus sive natura. Die Welt des ruhenden Seins ist ihm die wahre Welt, alles andere mehr oder weniger bloß Schein. Schwer findet er Raum für den selbständigen Geist, für die Freiheit. Eine schöpferische Tat, worin doch allein die Selbständigkeit des Geistes zum Ausdruck kommt, gibt es auf seinem Boden nicht, wie er ja auch keine wirkliche Schöpfung der Welt kennt. Jene geschlossene Lebenseinheit, die in der sittlichen Persönlichkeit gleichsam als ein Wunder inmitten der Welt des fließenden Seins erscheint, ist ihm ein Rätsel, eine Unmöglichkeit, er muß sie ins Allgemeine auflösen, muß die Nichtigkeit des individuellen Lebens behaupten. Er nimmt alles schöpferische Vorwärtsdrängen und Vorwärtskämpfen des Lebens zurück in die Ruhe des All-Einen, das ewig sich in sich selbst beschaut. Er ist quietistisch, deterministisch, kontemplativ, und gelangt darum in einer Weltreligion, dem Buddhismus, folgerichtig dazu, das Nichts als Erlösung und Seligkeit zu preisen und den, freilich mit allen Farben des Lebens bekleideten, Tod als das wahre Leben zu erklären. Für eine solche Denkweise verliert die sittliche Welt Recht und Sinn, mag man sie auch stehen lassen, weil man muß. Sie hat keine Fundamente; die Wellen des sittlich indifferenten Alleinen verschlingen sie.

Dieser Art tritt im Glauben an den persönlichen Gott der Energismus entgegen. Er empfindet eine schöpferische Macht als die treibende Kraft des Weltprozesses. Wie er an eine Schöpfung der Welt durch Gott glaubt — wir sagen gern: eine fortlaufende Schöpfung, — so hat er auch Raum für die schöpferische Kraft des Willens, und damit für eine Selbständigkeit des Geistes. Für ihn gibt es eine Freiheit des Tuns und damit einen ernsten und wahrhaften Sinn des Sittlichen. Er liefert dieses nicht der Natur

aus. Das Sittliche kommt in der Persönlichkeit zum Ausdruck und diese ist das Wertvollste, was es gibt im Himmel und auf Erden. Es ist Sinn und Ziel des Weltprozesses. Der Glaube an den persönlichen Gott ist der höchste und paradoxeste Ausdruck des Glaubens an die Welt der sittlichen Werte, an einen sittlichen Sinn des Weltprozesses, an ein Reich des persönlichen Geistes, dem das letzte Wort gehören wird.

Daraus erhellt uns endgültig der gewaltige Ernst dieses Kampfes. Es gilt nicht mehr und nicht weniger als das Recht des sittlichen Geistes und seiner Welt, es gilt die Fundamente unseres geistigen Lebens. Dieser Gegensatz nun hat auch eine geschichtliche Ausprägung im großen Stile gefunden. Die Religionsform, die wir mit einem Sammelnamen Heidentum nennen, ist gerade in ihren höchsten Formen, der indischen und griechischen Religionsphilosophie, pantheistisch gestimmt. Sie erhebt sich nirgends auf die Dauer zu einer entschlossenen Bejahung der weltüberlegenen Art Gottes, zum Glauben an einen heiligen und lebendigen Gott. Ihr Gottesbegriff bleibt naturbefangen. Darum hat sie die Welt nicht erlösen können, hat sie nicht aus der sinnlichen Versunkenheit auf der einen und dem Pessimismus auf der andern Seite herausgerissen. Da ist von Israel her der Lebensstrom des Energismus gekommen. Der Gott der Bibel ist ein heiliger und lebendiger Gott. Er ist darum auch der Schöpfergott. In fortlaufenden Taten tritt er dem Menschen entgegen, kann diesem darum aber nur dann verständlich werden, wenn er mit ihm Taten tun will. Nicht im Naturleben enthüllt er sein Wesen, sondern vor allem in der Menschenwelt, dem Reich des persönlichen Geistes. In einer göttlichen Menschenwelt will er selbst Mensch werden. Das ist, wie wir schon oben angedeutet, auch der Glaube des Christentums. Der Vater des Evangeliums ist ein lebendiger, heiliger Gott. Er ist nicht eine Verklärung der vorhandenen Dinge, sondern sein Wille geht auf eine neue Welt. In der Gestalt Jesu hat das Christentum dieses Wesen Gottes angeschaut. So hat es der alten Welt neue Jugend gegeben, so bleibt es die ewige Jugendkraft der Welt. Der Kampf zwischen dem Pantheismus und dem Glauben an den persönlichen Gott erscheint unter diesem Gesichtspunkt als Kampf zwischen Heidentum und Christentum.

Und doch ist damit das Verhältnis von Christentum und Pantheismus nicht genügend bezeichnet. Es hat noch eine andere Seite, auf die wir nun in aller Kürze eingehen müssen. Wir stoßen dabei auf eine Ueberraschung. Es zeigt sich, daß zwischen Christentum und Pantheismus doch nicht ein so ausschließlicher Gegensatz besteht, wie wir nach den bisherigen Ausführungen annehmen mußten. Nachdem wir den Pantheismus, der den Glauben an den persönlichen Gott ausschließt, abgelehnt haben, soll uns nochmals das nunmehr vom Irrtum gereinigte Recht klar werden, das in der pantheistischen Denkweise liegt.

Das religiöse Grundmotiv des Pantheismus, sagten wir, sei das

Verlangen nach dem nahen Gott, dem Gott in uns und um uns, die Sehnsucht, Gott in der Welt zu sehen. Zum mindesten ist das das Motiv seiner religiös bedeutsamsten Vertreter. Davon aber ist zu sagen, daß dies auch der tiefste Sinn des Christentums ist. Denn was ist anders sein Wille und seine Hoffnung, als daß Gott in die Welt komme, sie erfülle, sie verwandle in sein Reich und seine Herrlichkeit? Das ist das *A* und *Ω* zum mindesten des neutestamentlichen Evangeliums, aber im Grunde des ganzen Christentums. Sein höchstes Wort ist das Gottesreich oder die Menschwerdung Gottes. Gott will zu den Menschen kommen, will unter den Menschen wohnen in einem Reiche des vollkommen verwirklichten Gotteswillens, das infolge davon ein Reich wahrer Menschlichkeit ist. Das ist das letzte und höchste Wort schon des alten Bundes. Im neuen Bunde aber heißt es: Gott ist zu den Menschen gekommen. Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Im Menschen Jesus ist Gott Mensch geworden. Aus ihm strahlt uns sein Licht an, in ihm berührt uns seine heilige Güte. Er ist nicht mehr fern, er ist nahe. Von ihm breitet sich göttliches Wesen über alles Menschentum aus. In Jesus, dem Christus, wird die göttliche Art und Herrlichkeit des Menschen offenbar. Er ist der Erstgeborene unter vielen Brüdern, der Anfänger einer neuen, göttlichen Menschheit. Im Christus will Gott „eine Hütte machen" unter den Menschen. Hier werden Gott und Mensch eins. Von da aus wird göttliches Wesen die ungöttliche Welt erfassen, sie überwältigen in gewaltigem Streit, auf daß zuletzt Gott allein König sei und der Mensch mit ihm. — Das ist ganz unbestreitbar die Botschaft des neuen Testamentes, das der Freudenglanz, der es durchstrahlt. Es ist der Sinn des Weihnachtsfestes, und ist trotz allem der Sinn des Christentums. Dieses ist allerdings von dieser Wahrheit vielfach abgekommen. Es hat Gott wieder in Himmelsfernen entrückt, hat das Gottesreich einseitig jenseits des Grabes verlegt, und die Welt dem Fluch der Erbsünde überlassen, zufrieden, die Menschen aus dieser verlorenen Welt zu retten. Dadurch ist der Irrtum zustande gekommen, daß der Gegensatz von Gott und Welt, die Ueberweltlichkeit Gottes, der Dualismus das Wesentliche am Christentum sei, als ob dieses um so christlicher wäre, je weiter es Gott der Welt entrückte und je breiter es die Kluft zwischen Gott und dem Menschen machte. Die Modernen tun, als ob diese Auffassung selbstverständlich die richtige sei. Aber sie beweisen damit eine starke Unwissenheit oder religiöse Kurzsichtigkeit. Denn in der Gestalt Christi, im Christusglauben, in der Lehre von der Menschwerdung Gottes und der Gotteskindschaft des Menschen und fast allen andern wesentlichen und entscheidenden Gedanken und Losungen des Christentums trat sein Grundsinn immer noch deutlich genug hervor. Nicht auf die Transzendenz Gottes kommt es dem Christentum an, sondern auf seine Immanenz, nicht auf seine Ferne, sondern auf seine Nähe. Es ist die höchste Steigerung

des Gotteshungers und zugleich seine Stillung. Die Ueberweltlichkeit Gottes behauptet es freilich stark, aber sie ist nur die Voraussetzung seines Hoffens und Glaubens: denn nur der Gott, der mehr ist als die Welt, kann die Welt erlösen, kann sie verwandeln, aber daß er sie erlöse, verwandle, daß er sie erfülle, darauf kommt es den Christen an. — Damit hängt noch ein anderer Unterschied zusammen. Die Göttlichkeit des Menschen und der Welt will der Pantheismus auf naturhafte Weise herstellen, d. h. so, daß die Welt einfach so wie sie ist, vergottet wird. Das ist der furchtbare Irrtum in seiner Wahrheit, der diese freilich zu einem dämonischen Betrug machen kann. Für das Christentum ist der Weg zu göttlichem Wesen sittlicher Art: Vertrauen, Reinheit, Liebe. Er setzt darum Selbstüberwindung voraus, führt durch die „enge Pforte", wird um so nüchterner und steiniger, je mehr er zur Höhe führt. Da ist aller dämonische Trug ausgeschlossen, da wandelt man in einem klaren Lichte. Aber trotzdem, ja gerade deswegen ist hier Ruhe zu finden, Ruhe im göttlich Guten. Die Müdigkeit, die der sittliche Kampf erzeugt, findet hier Ausspannung in dem Bewußtsein des Getragenseins von der Liebe Gottes; aber diese Ausspannung führt nicht zur Schlaffheit, sondern zu neuer, freudiger Kraft; die Vereinigung mit Gott wirkt nicht lähmend, sondern stählend, ihr Ziel ist nicht bloß Ruhe, sondern in letzter Instanz Leben, ewiges Leben. Hier gilt der Dualismus von Gut und Böse in aller Schärfe als Bestand der gegenwärtigen Weltzeit, er wird so schroff betont wie nirgend sonst, der Gerichtsgedanke hält die Seele wach und nüchtern. Aber dabei beruhigt sich auch das Christentum nicht; sein Ziel ist auch ein Monismus, nämlich der Monismus des Guten, der Sieg des Gottesreiches, der vor ihm steht als Hoffnung und der nur erreicht werden kann durch Kampf. Der Pantheismus geht von der Einheit aus und täuscht sich dabei selbst, das Christentum strebt ihr zu. Diesen Monismus des Christentums drückt das Wort des Paulus aus, daß der Kampf des Gottesreiches einer Ordnung der Dinge zustrebe, da Gott alles sein werde und in allen.

Das rechtverstandene Christentum schließt die Wahrheit in sich, die der Pantheismus meint, aber falsch ausdrückt. Wir gelangen sogar zu der Paradoxie, daß nur der Glaube an den persönlichen Gott die Wahrheit, die im Pantheismus liegt, sicher stellt. Denn wir haben gezeigt, daß Gott nur dann die Welt erfüllen kann, wenn er auch von ihr geschieden ist; seine Innerweltlichkeit hängt von seiner Ueberweltlichkeit ab. Auch an diesem Punkte zeigt sich wieder, wie an allen andern, daß die Selbsttäuschung des Pantheismus sich auflösen muß und er mit innerer Notwendigkeit weiter getrieben wird.

Aber warum denn hat der Pantheismus eine solche Gewalt auch über tiefere Gemüter bekommen können? Offenbar unter anderem auch darum, weil das Christentum die Wahrheit, die er meint, halb

vergessen hatte, weil sie in seinen Händen fast erstorben war. Denn so ist es immer: wenn die Wahrheit in ihrer echten Gestalt verborgen ist, gehen trügerische Abbilder von ihr um und gewinnen die Geister. Der Pantheismus ist also wirklich eine frische Welle religiösen Lebens, die über die lange dürr und öde gelegenen Felder des Christentums geht. So darf er wenigstens in seinen edleren Formen verstanden werden. Zum mindesten ist er ein Symptom des neuen religiösen Verlangens. Er ist auch eine Gefahr, sicherlich; er kann als religiöser Naturalismus zum Sumpfe werden; aber er ist auch Verheißung. Auf uns kommt es an, welche von beiden Möglichkeiten Wirklichkeit wird. Und doch nicht nur auf uns: wir glauben, daß die geistigen Entwicklungen einer höheren Hand gehorchen. Darum halten wir uns zuversichtlich an die Verheißung. Die pantheistische Bewegung ist für ihre Anhänger nur ein erster Schritt auf dem Wege zu Gott, den unser Geschlecht geht. Sie ist eines der großen Symptome des Erwachens des Christentums zu seinem alten großen Sinn, des Fortschrittes vom Christentum zum Gottesreiche, sie ist, neben andern Zeichen der Zeit, eine erste Gestalt größerer und besserer Dinge, die kommen werden, wenn die Vorbereitungszeit vorüber ist. L. Ragaz.

---

# Bedürfen wir einer schweizerischen reformierten Kirche?

Ein aktuelles Gesprächs- und Diskussionsthema ist zur Zeit das Verhältnis des Bundes zu den Kantonen. Die kantonale Autonomie ist ein Produkt der Geschichte; als solches hat sie ihr gutes Recht — vorläufig. Aber sie wird heute mehr und mehr zur Quelle mannigfacher Uebelstände.

In unseren Ohren tönt noch der laute Streit einiger Heerführer, die sich über die militärische Oberhoheit des Bundes oder der Kantone zankten. Populär ist es, über die Bundesbahnen zu schelten; man weiß aber, daß an ihrer Bureaukratie nicht zum wenigsten die Einteilung der Schweiz in fünf Kreise mit ihren besondern Stäben von Beamten schuld ist. Andere Länder wie Preußen und Bayern sind viel größer, haben weit mehr Schienen-Kilometer, und trotzdem ist dort alles straff zentralistisch organisiert. Wer mit der Armenpflege zu tun hat, dem ist bekannt, wie kompliziert die Verhältnisse liegen, wie viel unnötige Mühe man sich machen muß mit Heimtransporten — einmal von Genf nach Schaffhausen, dann wieder von Frauenfeld nach Lausanne, um von anderm nicht zu reden — und das alles nur, weil das kantonale, ja sogar das Gemeinde-Bürgerrecht den Ausschlag gibt.

Man darf in diesem Zusammenhang auch die Frage einer Zentralbibliothek aufwärmen. Wie irrationell ist die Kräftezersplitterung in die zahllosen Bibliotheken und Bibliotheklein, die wir haben. Denn es fehlt uns eine Bibliothek, die über genügende Mittel verfügt, um sich wirklich auf der Höhe zu halten. Als ob eine Bibliothek nur bis zu den Stadt- und Kantonsgrenzen und nicht weit ins Land hinaus den Bücherfreunden aushelfen könnte. Auch die Siebenzahl unserer schweizerischen Universitäten ist schon manchem Fremden unglaublich vorgekommen. Was würde er erst zu den neun protestantisch-theologischen Fakultäten sagen?

In unserer kleinen Schweiz sind eben die Kantone gar groß!

* * *

Die Lokal- und Sonderinteressen der Kantone hemmen oft ein großzügiges Vorgehen des Bundes. Wir fragen: Hat die kantonale Zersplitterung auch eine Bedeutung für unser reformiertes Kirchenwesen?

Es existiert bekanntlich keine „schweizerische reformierte Kirche". Wir haben lauter Kantonalkirchen; in den katholischen Kantonen, wo diese fehlen, besteht überhaupt keine „Kirche"; dort ist Diaspora im buchstäblichen Sinn des Wortes: einzelne, zerstreute Gemeinden führen ein Sonderdasein. Dafür fährt man in drei welschen Kantonen doppelspurig und unterhält jeweilen eine Kirche von Staatswegen und eine aus freien Mitteln.

Dementsprechend besitzen wir zwei deutsch-schweizerische Gesangbücher; auf französischem Sprachgebiet ist ihre Zahl Legion. Jeder Kanton hat seine eigene Liturgie — wobei aber jede aus der andern abgeschrieben ist — und der Kanton Zürich leistet sich sogar eine private Bibelübersetzung, die allerdings bisher aus dem Zustand der Revision nicht herausgekommen ist. Wird der Angestellte der Kirche, der Pfarrer, von einem Kanton in den andern gewählt, so muß er meistens auch bei einer andern, selbstverständlich kantonalen Prediger-Witwen- und Waisenkasse Mitglied werden, und diese Kassen bilden, mit Ausnahme der Kantone, in denen aus alten Zeiten hohe Fonds vorliegen, eine Last; denn wie sollen die paar Pfarrer auf dem kleinen Kantonsgebiet das aus versicherungstechnischen Gründen notwendige Reservekapital aufbringen? Von den Pensionsverhältnissen wollen wir gar nicht reden. Und doch sind diese Fragen für die „Kirche" auch wichtig. Das zeigte sich, als letzten Herbst im Kanton Solothurn ein Zusammenschluß der reformierten Kirchgemeinden angeregt wurde. Als erstes Postulat wurde von Laien — nicht etwa von Geistlichen — die Schaffung einer Prediger-Witwen- und Waisenkasse aufgestellt. Begründet wurde das Postulat damit, man könne sonst keine tüchtigen Pfarrer bekommen. Man denke sich aber diese Ungeheuerlichkeit: elf arme Kirchgemeinden der Diaspora sollen die Mittel für eine Witwen- und Waisenkasse mit allen ihren Reserven aufbringen!

Es fehlt allerdings nicht ganz an gemeinsamem Gut. Es ist schon viel, daß wir in der deutschen Schweiz wenigstens, wie erwähnt, „nur" zwei Gesangbücher haben. Ferner ist durch das sogenannte Konkordat für neun Kantone die Prüfung und Wahlfähigkeitserklärung der Pfarramtskandidaten einheitlich geregelt. Alle Kantonalkirchen aber werden einzig durch die sogenannte reformierte Kirchenkonferenz verbunden, die sich einmal jährlich versammelt. Aber ihre Organisation ist so schwerfällig und die Kompetenz der einzelnen Delegierten so eng umschrieben, daß für diese Institution kein Raum zu wirklich fruchtbarer Wirksamkeit bleibt. Jedenfalls wird sie kaum je initiativ vorgehen können.

So darf man wohl behaupten, daß auf kirchlichem Gebiet die kantonale Autonomie noch völlig ungebrochen herrscht. Jede Kantonalkirche steht für sich selbst da, ohne jeden Zusammenhang mit den übrigen Glaubensbrüdern des Vaterlandes. Die Verbindung von Staat und Kirche war seit der Reformation so eng, daß man den Blick auch in kirchlichen Angelegenheiten nicht über die staatlichen Grenzen erhob. Außerdem war der Staat konfessionell, und die Konfessionen wohnten lokal getrennt. Man hatte also auch gar keinen Grund, an die Glaubensbrüder außerhalb des eigenen Kantons zu denken; es wurde für sie von der eigenen Regierung schon gesorgt.

Aber nicht einmal innerhalb der Kantonalkirchen kann man bei unserm Volk von einem Gefühl der Gemeinschaft, der Zusammengehörigkeit reden. Neben die kantonale Begrenzung der Interessen tritt noch die Gemeindeautonomie, die sich zum Teil gerade darin ausprägt, daß jede einzelne Kirchgemeinde schaltet und waltet, wie wenn sie allein stünde — wohlverstanden nicht nur, wie wenn ihr niemand zu befehlen hätte; das wäre ja bis zu einem gewissen Grade Wahrheit, sondern wie wenn es gar keine andern Kirchgemeinden gäbe, die gleiche Nöte gleich empfinden und von denen man lernen oder mit denen man gemeinsam vorgehen könnte. Höchstens eine Verordnung des Kirchenrates oder eine Tagung der Synode läßt für Augenblicke das Empfinden aufkommen, „man" bilde eigentlich eine kantonale Kirche und es gebe gemeinschaftliche Interessen!

Diese Eigenbrödelei unserer Kirchgemeinden, diese freiwillige Beschränkung auf die eigenen, lokalen Interessen läßt einen kleinlichen, engherzigen Geist aufkommen und birgt die Gefahr der Verkümmerung in sich. Das beweisen die unwürdigen Verhältnisse unserer kirchlichen Organisationen zur Genüge; denn sie werden nicht einmal als unwürdig empfunden!

Da befindet sich innerhalb unserer Kantonalkirchen eine Gemeinde, die sich ruhig eine schöne, neue Kirche mit Orgel und Glocken oder auch — was wir heute nötiger haben — ein Kirchgemeindehaus leisten kann. Die geschäftskundigen unter den Pfarrern reden vielleicht sogar von einer guten Pfründe, weil dort viel steuerkräftiges Kapital liegt. Und gleich daneben kann eine Gemeinde sein, in der reges Leben ist,

die aber erst zur Zeit des modernen Verkehrs sich so entwickelt hat. Ihre Anhänger rekrutieren sich hauptsächlich aus Arbeiterkreisen. Sie ist zwar vor allen auf tüchtige und arbeitsfreudige Pfarrer angewiesen, aber sie vermag keine große Zulage aufzubringen, und noch viel weniger kann sie in der Anstellung neuer Hilfskräfte mit dem schnellen äußern Anwachsen Schritt halten. Auch sollten Säle für Vorträge und Abendandachten, Lokalitäten für Jünglings- und Jungfrauenvereine geschaffen werden; Diskussions- und Familienabende sollten ermöglicht werden. Das Blaue Kreuz sucht ein Unterkommen. Aber woher die Mittel nehmen? Vielleicht ist auch das Kirchengebäude, das noch aus den früheren kleinen Verhältnissen stammt, ganz ungenügend. Mit Sorgen denkt man an die kommenden Aufgaben, und darunter leidet das kirchliche und religiöse Leben. Die erstgenannte reiche Gemeinde aber fühlt keine Verpflichtung, ja sie weiß nicht einmal etwas von dieser Hilfsbedürftigkeit in nächster Nähe.

Das ist in dieser Allgemeinheit ein fingiertes Beispiel. Sehen wir jedoch von den Kantonen mit kirchlicher Zentralsteuer ab, so entspricht es der Wahrheit. Erwächst aber aus diesem Nebeneinander von bemittelten und unbemittelten Kirchgemeinden nicht eine Forderung? eine Forderung der Solidarität und der christlichen Bruderliebe?

Steht es so innerhalb der Kantonalkirchen, wie wird es dann erst, wenn wir auf die Reformierten in katholischen Kantonen blicken? Die Frage der Diaspora ist ein brennendes Problem für alle, die in die Verhältnisse einen Einblick haben. Aber die geistlichen und weltlichen Glieder unserer kantonalen Kirchen sind zum großen Teil ohne eine Ahnung von den vorhandenen Nöten und Schwierigkeiten. Höchstens die Herren, die die Komitees der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine bilden, kennen wenigstens das ihnen unterstellte Gebiet. Anerkennenswerten Weitblick und echt christliche Liebe müssen wir diesen Vereinen zuerkennen, die sich der Verantwortlichkeit für die „Brüder in der Zerstreuung" bewußt geworden sind und die in der Stille so segensreich gewirkt haben. In welch krasser Unkenntnis aber die übrigen Angehörigen unserer Kirchen leben, wird durch jeden Jahresbericht eben dieser protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine illustriert. Denn immer noch sind sie auf ein jämmerliches Betteln angewiesen und müssen klagen, wie ihnen in ihrem Werk, das sich ausbreiten will, allerorten die Hände gebunden sind, weil ihnen die nötigen Gelder nicht zufließen.

Es fehlt jedes Gefühl moralischer Verpflichtung gegenüber den Glaubensbrüdern in der allernächsten Diaspora. Was man etwa in einer Reformationskollekte leistet, ist Extra-Werk und dabei oft beschämend geringfügig. Man fühlt sich nicht solidarisch.

Und doch sind die Zustände in der Diaspora so, daß etwas geschehen sollte. Haben wir oben beispielsweise eine reiche und eine arme Kirchgemeinde innerhalb einer Kantonalkirche einander gegenüber-

gestellt, so spielt nun im Blick auf die katholischen Kantone die Diaspora die Rolle des armen Lazarus gegenüber der „reichen" Kantonalkirche. Hier wie dort der gleiche Uebelstand!

Vielleicht darf ich, um deutlicher zu werden, tatsächliche Zustände schildern. Aus naheliegenden Gründen führe ich die solothurnische Diaspora an.

Der Kanton Solothurn zählt etwa 116,000 Einwohner; davon sind rund 39,000 reformiert, 77,000 katholisch und zwar römisch- und christkatholisch — diese beiden Konfessionen wurden nämlich in der Volkszählung merkwürdigerweise nicht auseinandergehalten. — Demnach machen die Reformierten den starken Dritteil der Bevölkerung aus.

Wie werden nun die religiösen Bedürfnisse dieser 39,000 Reformierten befriedigt?

Wir haben vier Kirchgemeinden mit rund 5700 Einwohnern. Ihnen geht nichts ab; denn — sie sind trotz „Solothurn" nicht eigentliche Diaspora. Der Bezirk Bucheggberg ist zur Zeit der Gegenreformation beim „unverfälschten" Evangelium geblieben und ist kirchlich dem Kanton Bern angegliedert worden. Dementsprechend wird seit den Tagen Zwinglis und Bullingers für die 5700 Reformierten des Bucheggberges in vier Kirchgemeinden von Bern aus hinreichend gesorgt. Die Bevölkerung treibt Landwirtschaft; sie geht laut der Volkszählung eher etwas zurück.

Die übrigen 33,300 Protestanten des Kantons Solothurn sind in sieben Kirchgemeinden eingegliedert. Während also im durchaus reformierten Bucheggberg eine Gemeinde durchschnittlich aus rund 1400 Einwohnern besteht, fallen im übrigen Kanton durchschnittlich 4800 Seelen auf eine Kirchgemeinde. In Wirklichkeit schwankt die Zahl zwischen 2300 und 7700. Die aufblühende Industrie hat in diesen Gegenden einen großen Zuzug reformierter Arbeiter zur Folge gehabt; sie rekrutierten sich meistens aus den umliegenden, größten Teils reformierten Kantonen Bern, Baselland und Aargau. Dabei umfassen aber einzelne dieser sieben Kirchgemeinden mit ihren neun Pfarrern je zehn, elf, fünfzehn, ja sogar neunzehn Dörfer, und neben den eigentlichen pfarramtlichen Funktionen hat der Pfarrer auch noch den gesamten Religionsunterricht auf seinen Schultern.

Fragen wir, woher diese Ungleichheit kommt, so lautet die Antwort: im Bucheggberg handelt es sich um alte Gemeinden aus der Reformationszeit und darum wird für sie gesorgt; in den übrigen Kantonsteilen sind es neue, moderne Gemeinden, und darum überläßt man sie ihrem Schicksal.

Ist das nicht absurd?

Und wird dieser Widersinn nicht noch deutlicher, wenn wir uns klar machen, daß jene vier wohlversorgten Kirchgemeinden des Bucheggberges Bauerngemeinden sind, mit allen Fehlern von Bauerngemeinden behaftet, aber auch beschenkt mit einer alten, gesunden Tradition aus der Väter Zeiten. Währenddem die übrigen solo-

thurnischen Riesengemeinden moderne, man möchte sagen Stadtgemeinden sind mit allen Versuchungen der Groß- und hauptsächlich der Vorstädte und mit allem Elend der Fabrikbevölkerung. Jetzt sind es erst Industriedörfer: aber im Keim enthalten sie schon alle Nöte der Städte. Jetzt sind sie noch einigermaßen zu überblicken; jetzt könnte man manchem Elend noch beikommen; jetzt wäre noch Zeit, durch die Kirche mit ihrem Religionsunterricht, mit intensiver Seelsorge, mit lebendigen Gottesdiensten auf die bunt gemischte Bevölkerung einen heilsamen Einfluß auszuüben. Jetzt! Ja, aber jetzt sind auch die Mittel nicht vorhanden und die Wenigen, die die Not sehen, haben gebundene Hände. Denn der Diasporapfarrer hat nicht eine „Kirche" im Rücken, sondern nur seine Gemeinde, und was diese leisten kann, erkennt man, wenn man bedenkt, daß einzelne reformierte Pfarrer im Kanton Solothurn aus Bern an Armengeldern jährlich zweitausend, viertausend, fünftausend, ja sogar sieben- bis achttausend Franken beziehen!

Ist das nicht vom christlichen Standpunkt oder vom Standpunkt der religiösen Erziehung unseres Volkes aus eine Absurdität? Soll für die religiösen Bedürfnisse einer Gemeinde in dem Maß gesorgt werden als sie es bedarf, oder soll die Frage sich darnach richten, ob es sich um eine alte Gemeinde handelt, um eine Gemeinde, die auf eine lange Geschichte zurückblicken kann, oder ob erst die Entwicklung der neuern Zeit sie hat entstehen lassen?

Und wenn dieser Widerspruch im Kanton Solothurn besonders deutlich kann erkannt werden, so müssen wir sagen: die Verhältnisse zwischen Bucheggberg und den sonstigen solothurnischen Gemeinden illustrieren das Verhältnis der Diaspora zu den Kantonalkirchen. Der Grund, daß wir hier wohlversorgte Kantonalkirchen und dort zerstreute, auf sich selbst angewiesene Diasporagemeinden haben, liegt auch in der Geschichte, d. h. in der Entstehung in älterer und neuerer Zeit. Die Kantone mit einer reformierten Landeskirche haben seit der Reformationszeit eine reformierte Bevölkerung. In den Diaspora-Kantonen hat die reformierte Einwanderung erst in der neueren Zeit eingesetzt. Dürfen wir nun diese Diasporagemeinden, trotzdem sie der Hilfe dringend bedürfen, ihrem Schicksal überlassen, nur weil sie jüngern Datums sind?

Wir glauben aber nachweisen zu können, daß die kantonalen Kirchen eine direkte Verpflichtung gegenüber den Glaubensbrüdern der Diaspora haben. Wer sind diese Reformierten, die sich in den katholischen Kantonen niederlassen? Stammen sie nicht in der Mehrzahl aus den reformierten Kantonen? Sind sie nicht ehemalige Angehörige einer Kantonalkirche? Darf nun eine Kantonalkirche sagen: diese meine frühern Angehörigen gehen mich nichts an; denn sie sind aus meinem Gebiet fortgezogen? Spricht das nicht aller christlichen Solidarität Hohn? Und setzt die Kirche nicht ihre eigene, mühevolle Arbeit in Frage, wenn sie das angefangene gute Werk plötzlich aufgibt, nur weil es sich nicht mehr um Kantonseinwohner handelt?

Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Die Zeit der alten Landeskirchen ist infolge der Freizügigkeit endgültig vorbei. Nicht nur ist der Staat konfessionslos. Auch in den überwiegend protestantischen Kantonen muß sich die „Landeskirche" immer mehr auf gleiche Stufe mit den Minoritäten stellen lassen. Denn diese Minoritäten wachsen und verlangen den gleichen Platz an der Sonne. Die Landeskirche aber würde eine fühlbare Abnahme an Mitgliederzahl konstatieren müssen, wenn nicht der durch Wegzug verursachte Ausfall durch die stete Zunahme der Bevölkerung mehr als ausgeglichen würde. Das Arbeitsgebiet hat sich eben verschoben. Früher waren alle Konfessionsangehörigen jeweilen in ihren Kantonalkirchen versorgt. Jetzt umfaßt eine Kantonalkirche nicht mehr den ganzen Kanton, weil die Bevölkerung konfessionell gemischt ist. Dafür sind außerhalb des Kantons Konfessionsangehörige, um die sich niemand kümmert. Diese sind auf der Suche nach Arbeit und Verdienst nach Auswärts gezogen und haben sich in einem katholischen Kanton niedergelassen. Die Kirche aber, die sie getauft, unterrichtet und konfirmiert hat, läßt ihnen keine weitere Fürsorge, auch keinen Schutz mehr angedeihen; denn — die Kantonsgrenze trennt sie. Darf die religiöse Erziehung unserer reformierten Bevölkerung nach so engherzigen Grundsätzen geregelt werden? Darf die Kirche sich der Not der eigenen Angehörigen verschließen, weil sie das Kantonsgebiet verlassen haben?

* * *

Wir haben es oben als einen unwürdigen Zustand bezeichnet, daß neben einer reichen Kirchgemeinde eine arme Kirchgemeinde sich beinahe verbluten kann, ohne daß der reiche Mann dem armen Lazarus sich zur Hilfe verpflichtet fühlt. Man gibt einige Brosamen, die vom Tische fallen.

Ganz ebenso nennen wir es einen unwürdigen Zustand, daß neben unsern Kantonalkirchen große, schwierige Diasporagemeinden bestehen, deren religiöses und kirchliches Leben in jeder Beziehung unterbunden wird durch den Mangel an finanziellen Mitteln und infolge davon durch den Mangel an menschlichen Hilfskräften.

Allerdings trägt niemand die Schuld an diesen Verhältnissen. Der Notstand hat sich aus der geschichtlichen Entwicklung heraus gebildet. Aber heute sind die geschichtlichen Verhältnisse anders geworden, und eine Schuld laden wir heute auf uns, wenn wir das Unwürdige und Unchristliche dieser Zustände nicht einsehen, lebhaft mitempfinden und dann nach deren Abhilfe trachten.

Denn nicht um ein Klagelied anzustimmen, sind diese Zeilen geschrieben. Ich möchte nur den Vielen, die gar nichts von diesen Schwierigkeiten ahnen, Blick und Gewissen etwas schärfen und womöglich auch hinweisen auf einen Weg zur Lösung.

* * *

Aus den skizzierten Zuständen scheint mir klar und unzweideutig die Forderung der Solidarität hervorzugehen. Das Christentum kennt nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Weib. Noch viel weniger kennt es Zürcher und Solothurner, Kantonsangehörige und Kantonsfremde. Der Blick unserer Kirchgenossen ist stets nur auf den eigenen Kirchturm gerichtet.

Andere Völker haben Kolonialbesitz. Sie müssen sich in ihrem politischen und wirtschaftlichen Leben gewöhnen, die Interessen überseeischer Länder zu verstehen. Unsere Industrie hat in diesem Punkt einen achtunggebietenden Weitblick bekundet. Aber in unserer Kirche bringt man es trotz der christlichen Bruderliebe, trotz unserm Patriotismus nicht einmal dazu, das Gesamt-Vaterland mit einem Blick zu betrachten und die ganze Schweiz als eine Einheit zusammenzufassen. Ja, man merkt noch nicht einmal, wie eng wir auch kirchlich durch unsern Kantönligeist geworden sind.

Wie aber kann das Solidaritätsgefühl geweckt werden, und wie kann es sich betätigen?

Natürlich nicht dadurch, daß wir das Bestehende einfach niederreißen. Wir können nicht die Aufhebung der bestehenden Kantonalkirchen beschließen — auch wenn das praktisch durchführbar wäre. Wir haben auch an ihrer Auflösung kein Interesse. Denn nicht die Kantonalkirche als solche ist ein Unrecht; sie gerät nur ins Unrecht, wenn sie die Aufgaben, die außerhalb der Kantonsgrenzen liegen, nicht anerkennt. Sie soll als Kantonalkirche fröhlich weiter blühen und gedeihen; aber sie soll sich zugleich im Zusammenhang fühlen mit den andern Kantonalkirchen und mit den Gemeinden der Diaspora. Es soll allenthalben die Erkenntnis aufdämmern, daß schließlich alle Reformierten der ganzen Schweiz Glieder an einem Leib sind.

Auch einer Uniformierung der vielgestaltigen kantonalen Kirchen soll damit nicht das Wort geredet werden. Die Eigenart und Eigenheit jedes Landesteils in Ehren! Im Blick auf andere Länder mit evangelischer Bevölkerung darf unser Land Wert auf manche Besonderheit legen und in deren Behauptung vielleicht sogar eine Aufgabe unter der evangelischen Christenheit sehen. Aber innerhalb unseres Landes stehen die verschiedenen Kirchen in allen Gegenden an dem gemeinsamen Werk der religiösen Erziehung unseres Volkes. Da soll über dem Besonderen das Allgemeine, über dem Trennenden das Verbindende nicht vergessen werden. Es ist in der Diaspora die Arbeit an den Glaubensbrüdern bei allen Unterschieden ganz die gleiche wie in den mehrheitlich reformierten Kantonen. Ja, wer weiß überhaupt bei der heutigen Mischung der Bevölkerung, wie lange noch ein Unterschied zwischen reformierten und katholischen Kantonen konstatiert werden kann? Sogar der Kanton Bern — so wurde an der Bernischen Synode erklärt — wird mehr und mehr paritätisch!

Unsere Forderung gipfelt auch nicht einfach in einer Vermehrung

und Stärkung der kirchlichen Bureaukratie. Wir meinen nicht, es sei ein Komitee zu wählen, eine Art „Oberkirchenrat", der durch seine Existenz allein schon die „Schweizerische reformierte Kirche" verkörpere und so unser Postulat verwirkliche. Niemand kann inniger als der Schreiber dieser Zeilen wünschen, es möge unser Kirchenwesen von aller Bureaukratie frei bleiben. Auch sind wir weder so undemokratisch noch so katholisch, daß wir glaubten, die „Kirche" bestehe aus den Organen der Kirche, und das christliche Leben zeige sich in den offiziellen Repräsentanten am deutlichsten und am reinsten.

Wir verfolgen vielmehr einen durchaus praktischen Zweck. Der Gemeingeist unserer reformierten Kantonalkirchen, die Solidarität zwischen „Kirchen" und Diaspora muß sich in der Gründung einer Zentralkasse bewähren, die dem finanziellen Ausgleich zwischen den einzelnen Kirchen und Gemeinden der ganzen Schweiz zu dienen hätte.

Dazu braucht es keine Bureaukratie und keinen Oberkirchenrat, sondern nur einen Kassa-Verwalter und vor allem Selbstverleugnung und den guten Willen, ein interkantonales Gesetz für eine schweizerische Kirchensteuer auszuarbeiten und seine Annahme zu erstreben. Jede Gemeinde — auch die Diaspora-Gemeinden — müßte nach Vermögen und Kopfzahl einen gewissen Beitrag abliefern, dessen Höhe sich nach den jeweiligen Bedürfnissen zu richten hätte. Dabei würde gesetzlich festgelegt, bei welchem Grad der „Armut" die Steuer einer Gemeinde zurückerstattet, und wann gleichsam automatisch ein Beitrag aus der Zentralkasse in die Gemeindekasse fließen würde. So hätte der Beitrag auch nicht den Charakter eines Almosen, sondern den einer brüderlichen Unterstützung nach Recht und Pflicht.

Das ist die Forderung, die sich aus den Verhältnissen ergibt. Natürlich ist sie hier nur in groben Zügen angedeutet. Auch soll auf kein Detail Wert gelegt sein. Das alles ist Sache späterer Ueberlegung. Auch weiß ich wohl, daß zur Ausführung große und umständliche Vorarbeiten nötig sind, da noch nicht einmal alle Kantonalkirchen das Steuerrecht haben. Mir liegt nur daran es auszusprechen, daß wir im Namen der christlichen Solidarität und im Blick auf die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart unbedingt an die Schaffung einer solchen kirchlichen Zentralkasse der reformierten Schweiz denken müssen.

* * *

„Das ist unmöglich" — so wird man mir sagen. Natürlich, das weiß ich auch. Aber ich darf darauf hinweisen, daß in kleinerm Maßstab ein ähnlicher Versuch bereits unternommen worden ist. Die einzelnen Kirchgemeinden der Stadt Zürich haben eine Zentralkasse gegründet mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dadurch den kleinern Gemeinden die Wohlhabenheit der größern zu Gute kommen sollte. Gewiß brauchte es viel, bis nur dieser kleine finanzielle Ausgleich zu

Stande kam. Aber eben so gewiß dürfen wir dieses Abkommen als ein Zeichen echt christlichen Geistes begrüßen. Was aber dort im Kleinen innerhalb einer Stadt möglich war, das muß im Lauf der Zeit auch im Großen innerhalb des ganzen Landes versucht werden.

Es sind daran schließlich auch gut situierte Kantone interessiert. Nur auf eines sei noch aufmerksam gemacht. Professor Max Huber hat in einem vortrefflichen Aufsatz über „Trennung von Kirche und Staat" in der Zeitschrift „Wissen und Leben" darauf hingewiesen, daß die Trennung kommen werde, auch wenn sie jetzt mancherorts noch in weiter Ferne liege. Für den Kanton Zürich aber sieht er eine Hauptschwierigkeit in den vielen kleinen Kirchgemeinden. Diese sind unfähig, nach der Trennung aus eigenen Mitteln für den Unterhalt der Kirche aufzukommen; auch sind sie meist schon mit Steuern schwer belastet. Weist das nicht ebenfalls dringend auf einen finanziellen Ausgleich hin?

„Eine Utopie. Die geschichtlich gewordenen Verhältnisse lassen sich nicht so völlig ändern. Dafür wird unser Volk nie zu haben sein."

Ich kenne die „wenn" und „aber". Man möge mir darum verzeihen, daß ich es trotzdem wagte, von dieser „Utopie" zu reden.

Ganz leise aber möchte ich doch hinzufügen, daß auch schon manche Utopie zur Realität geworden ist. Stets aber mußte man damit anfangen, daß man überhaupt einmal das Ziel klar erkannte und zur Diskussion stellte.

Nichts anderes ist auch der Zweck dieser Zeilen*).

Karl Fueter.

---

# Rundschau.

**Die Lehren des englischen Kohlenstreiks.** Der englische Kohlenstreik ist zu der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht

---

*) Das Manuskript meiner obigen Ausführungen war schon fertig, als ich aus den vortrefflichen „Laienwünschen an die schweizerisch-reformierte Landeskirche" von Pfarrer von Greyerz von der Existenz eines Gesinnungsgenossen hörte. Der Wunsch eines „bernischen Theologiestudenten" kommt dort Seite 20 zum Abdruck, der auch eine Schweizerische Kirche beabsichtigt und darin die Diaspora will eingeschlossen wissen. Er bringt dann allerdings eine Neueinteilung der schweizerischen Kirche in fünf Unterabteilungen nach geographischen Grundsätzen. Sein praktischer Vorschlag ist also von meinem völlig verschieden. In solcher Weise können wir die geschichtliche Kontinuität nicht außer Acht lassen, und warum dann gerade fünf Unterabteilungen nötig sind wie bei den Bundesbahnen, ist erst recht nicht einzusehen. Aber als einem Gesinnungsgenossen möchte ich dem unbekannten Kollegen doch die Hand drücken. Denn er hat wenigstens das Ungenügende der gegenwärtigen Organisation erkannt und läßt der Diaspora Gerechtigkeit widerfahren. Allerdings haben mir gerade auch die „Laienwünsche" gezeigt, daß ich nicht auf eine allzu freundliche Aufnahme meines Vorschlages rechnen darf. Denn Pfarrer von Greyerz, der sonst für die absonderlichsten Laienwünsche ein mildes Verständnis beweist, behandelt einzig unsern Theologiestudenten ziemlich von oben herab (vgl. auch Seite 60). K. F.

beendigt, aber sein Ausgang mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen. Es ist ein Ereignis von schwer zu überschauender Tragweite. Wenn der alte Marx diese Dinge noch erlebt hätte! Triumphierend hätte er ausrufen dürfen: „Sehet, so habe ich's vorausgesagt!" Aus der Fülle der Ueberlegungen, die er dem Nachdenkenden aufnötigt, treten wohl folgende am meisten hervor.

1. Eine große Ueberraschung ist für Viele das lawinenartige Wachstum des Sozialismus in der englischen Arbeiterschaft, das auch dieser Streik, gleich der Eisenbahnerbewegung des letzten Sommers, kund tut, und die revolutionäre Energie, den bei aller musterhaften Ruhe der äußeren Haltung gerade diese Bergleute zeigen, die lange als die konservativsten der englischen Arbeiter gegolten haben.

Hier ist eine Lieblingstheorie vieler Sozialreformer vor den Tatsachen zu nichte geworden. England hat bekanntlich bis vor kurzem als das Land gegolten, das den übrigen gleichsam das soziale Schulbeispiel geliefert habe und zwar im Schlimmen wie im Guten. Dort kam es, in der Frühzeit und ersten Hochblüte des Kapitalismus, zu sozialen Greueln, wie das übrige Abendland sie doch nicht erlebte, dort auch zu den revolutionären Ausbrüchen der sozialen Spannung, die wir als Chaotismus kennen, aber dafür gelangte England auch zuerst zum „sozialen Frieden". Es schuf zuerst eine Fabrikgesetzgebung, es entwickelte das Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen. Darin kam der wilde Strom des Chaotismus zur Ruhe. Die Gewerkschaft gab dem Arbeiter, was er verlangte: einen gewissen Anteil am Gewinn der Arbeit und an der Ordnung des Arbeitsverhältnisses. Es entstand eine ordentlich gestellte, solidere, patriotische, ganz und gar nicht revolutionäre oder sozialistische Arbeiterschaft; die Industrie nahm einen unerhörten Aufschwung; die Arbeitskämpfe, die trotzdem noch vorkamen, vollzogen sich meistens in ruhiger und geordneter Weise, kurz, das soziale Problem war gelöst. Sollte es nicht auf dem Festland ähnlich gehen? Auch hier, durfte man annehmen, würde die revolutionäre Arbeiterbewegung im Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen zum Stillstand gelangen. Sie würde die sozialistischen Utopien lassen und eine vernünftige Reformpartei auf dem Boden der vorhandenen Wirtschaftsordnung werden. Die Tatsache, daß es in England keine starke sozialistische Arbeiterbewegung gebe, wirkte beruhigend. Man erklärte gegenüber Leuten, die ein mächtiges Fortschreiten des Sozialismus erwarteten, daß in England (wie in Nordamerika) kein Mensch vom Sozialismus rede.

Wie steht es mit dieser Theorie und Weissagung? Den Kundigen war schon lange klar, wie hinfällig sie seien. Wir haben auch schon wiederholt darauf hingewiesen. Jetzt steht die Tatsache vor aller Augen, daß gerade in den Ländern, die als die sozial beruhigsten galten, in England und Nordamerika, die Wellen des sozialen Kampfes am höchsten gestiegen sind und die soziale Krisis die schärfsten und drohendsten Formen annimmt. Es gibt kaum eine Tatsache, die

mehr geeignet wäre, uns vor aller falschen Sicherheit zu warnen. Wir stehen nicht vor dem langsamen Abflauen, sondern vor der langsamen (vielleicht auch raschen) Zuspitzung der sozialen Krisis, die zur sozialen Revolution hindrängt.

2. Diese Wahrheit wird besonders bedeutsam illustriert durch einige weitere Ueberraschungen. Wir stehen vor der erstaunlichen Tatsache, daß einige Forderungen des Sozialismus, die bisher als völlig utopistisch galten, plötzlich teils verwirklicht, teils ins Stadium der praktischen Diskussion gerückt sind. Der Sozialismus verlangt bekanntlich eine Regelung der Produktion und Distribution der Güter durch die Gemeinschaft. Zu diesem Zwecke will er gewisse große Industrien aus den Händen des Privatbesitzes nehmen und in das Eigentum des Staates überführen. Dabei hat er von Anfang an besonders an die Bergwerke gedacht. Aber wer hätte an eine nahe Verwirklichung dieses Programmpunktes zu denken gewagt? Nun erleben wir, daß das englische Parlament der größten Industrie des Landes einen Minimallohn vorschreibt*), wozu vielleicht noch das obligatorische staatliche Einigungsamt kommen wird. Ist das nicht schon ein starker Anfang staatlicher Regelung der Industrie? Aber noch Erstaunlicheres erleben wir: auch in bürgerlichen Kreisen ist der Vorschlag aufgetaucht, die Bergwerke zu nationalisieren, d. h. sie in das Eigentum des Staates überzuführen. Ein führender unionistischer Staatsmann wie Austin Chamberlain hat sich z. B. dafür ausgesprochen. Es ist sogar von kundigen Leuten die Vermutung aufgestellt worden, daß ein Teil der Bergwerkseigentümer selbst auf dieses Ziel hinarbeite. Die Ausführung solcher Pläne mag noch lange auf sich warten lassen, aber ist es nicht höchst bedeutsam, daß sie überhaupt ernstlich erwogen werden?

Auch hier sind allzu kluge Theorien vor den Tatsachen zu Schanden geworden.

3. Das gilt auch von dem dritten Punkte den wir hervorheben müssen: Es hat sich in dieser Bewegung die ungeheure Macht der Arbeiterklasse in einer Weise gezeigt, wie vielleicht noch nie in der ganzen Geschichte. In der Arbeitermarseillaise heißt es vom Arbeiter:

„Alle Räder stehen still,
Wenn sein starker Arm es will."

Man hat darüber gelächelt und auf das Mißlingen dieses und jenes Generalstreiks hingewiesen. In den sozialistischen Kreisen selbst hat die vom Syndikalismus gepflegte Idee des Generalstreikes wenig Kredit gefunden. Es erschien als völlige Utopie, die Industrie eines ganzen Landes durch einen allgemeinen Arbeitsausstand zum Stillstand zu bringen. „Generalstreik ist Generalunsinn". Auch diese Theorie ist nun widerlegt. Tatsächlich stehen in England „alle Räder still", weil der Kohlenbergarbeiter es will d. h. Industrie und Handel Englands verfallen rasch der Lähmung. Der Arbeiter hat die Geschicke

*) Jedenfalls hat es sich mit großer Mehrheit dazu bereit erklärt.

eines Landes in der Hand, freilich nur unter einer Bedingung — wenn er einig ist. Das ist er in England, in Deutschland ist er es nicht, wie der Verlauf der deutschen Streikbewegung beweist. Hier lähmt die religiöse Zerrissenheit des Proletariats den „starken Arm". Es ist das Verdienst der „Christlichen" beider Konfessionen, die europäische Gesellschaft über den Schrecken, den ihnen die englischen Vorgänge eingeflößt, ein wenig getröstet zu haben. Der Ausgang der deutschen Bewegung wird gewisse Kreise in dem Gedanken bestärken, durch Polizisten und Husaren, „Gelbe" und „Christen" sei es möglich, ähnliche Vorgänge wie in England dauernd zu verhindern. Daß das eine kurzsichtige Rechnung ist, sollte wohl jedem Nachdenklichen klar sein. Wie in England der Konservatismus der Arbeiterschaft durch die Macht der ökonomischen und geistigen Entwicklungen weggefegt worden ist, so werden diese in Deutschland die „religiöse" Hemmung beseitigen. Die „Christlichen" werden von dieser Aktion schwerlich Gewinn haben.

Es ist anzunehmen, daß das, was nun in England geschieht, einen gewaltigen Einfluß auf die Arbeiterbewegung haben wird und wir uns auf immer mächtigere Formen des sozialen Kampfes gefaßt machen müssen.

4. Soweit also bekommt Marx recht gegen Schulze-Gävernitz, Brentano, Sombart und viele Andern. Aber auch er bekommt sein Desaveu, oder wenn nicht er, so doch die Marxisten. Bekanntlich gehört es zu den Dogmen des revolutionären Marxismus, daß die Arbeiterschaft den Enthusiasmus des Klassenkampfes verlöre, wenn sie sich auf ein Paktieren mit dem bürgerlichen Staat einließe und allerlei Abschlagszahlungen in Empfang nähme, statt das eine große Endziel unverwandt im Auge zu behalten. Darum will er auch den klassenbewußten Proletarier möglichst vor der Berührung mit den bürgerlichen Elementen, auch den sozialreformerisch gesinnten, behüten. Nun aber hat sich gezeigt, daß gerade eine der bestgestellten Arbeiterkategorien die größte revolutionäre Energie gezeigt hat. Denn das ist ja wieder das Seltsame an dieser Bewegung, daß nicht eigentlich die Not sie verursacht hat. Die Bergleute sind verhältnismäßig gut bezahlt. Aber sie wollen mehr Sicherheit für ihre Existenz, sie wollen, daß jede Arbeit einen Lohn erhalte und der Bergmann nicht tagelang umsonst sich anstrengen müsse, auch wenn der Jahresdurchschnitt seines Lohnes ganz erträglich sein sollte. Es ist also ein soziales Prinzip, das diese Arbeiter durchsetzen wollen, das Prinzip, daß dem Arbeiter ein Lohn werden müsse, von dem er leben könne (ein living wage). Wenn vorhin Marx triumphierte, so täte es hier Ruskin; denn genau das ist seine soziale Hauptforderung. (Vgl. Unto this last.) Es ist die Wahrheit, die Jesus im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg ausspricht, angewendet auf das soziale Leben der Gegenwart. Bei Jesus ist das Soziale die Illustration einer geistigen Wahrheit, heute versuchen diese englischen Arbeiter

einmal dieses Soziale zu verwirklichen, wenigstens in einem bescheidenen Maße. Daß das Prinzip von dieser Industrie aus auch andere ergreifen müßte, ist klar.

Es wäre noch auf allerlei Bedeutsames hinzuweisen, das mit diesem Ereignis verbunden ist. Vielsagend ist z. B. der Umstand, daß der Führer der Kohlenbergleute, Edwards, ein Methodistenprediger (local preacher) ist, doch wollen wir es für diesmal bei der Herausheburg der vier Hauptpunkte bewenden lassen. Sie zeigen zur Genüge, wie sehr dieses Ereignis des Nachdenkens wert ist. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe! L. R.

**Ein Sieg des Alkoholismus.** Das französische Volk hat vor wenigen Wochen eine schwere Niederlage erlitten. Die Schmach dabei ist größer, die Folgen sind verhängnisvoller als bei der ärgsten Schlappe im Krieg. Ein Vorstoß gegen den Alkoholismus ist jämmerlich mißlungen. Einige Zahlen werden die Bedeutung dieses Ereignisses besser veranschaulichen. Im Jahr 1880 sind alle Schranken, welche der Vermehrung der Schanklokale im Weg standen, durch ein Gesetz aufgehoben worden. Die Folgen ließen nicht lang auf sich warten. Die Zahl der Wirtschaften belief sich im Jahr 1879 auf 354,000. Im Jahr 1899 stieg sie auf 435,000. Heute beläuft sie sich auf 480,000. Eine Wirtschaft auf je 80 Einwohner, d. h. auf zirka 30 Erwachsene männlichen Geschlechts.

Der Senat versuchte, diesem Unfug Einhalt zu gebieten. Und in was für einer vorsichtigen und wenig radikalen Art! Er entwarf ein Gesetz, das die Lokale, in denen Bier, Wein und Most ausgeschenkt werden, unberührt ließ, und nur die Verminderung der Alkoholschenken im engern Sinn bezweckte. Die Zahl der letzteren sollte progressiv auf ein Lokal pro zirka 200 Einwohner reduziert werden. Keine Rede davon, bestehende Wirtschaften aufzuheben. Die Reduktion sollte auf dem Weg des Aussterbens vor sich gehen.

Die Kammer hat das ihr unterbreitete Gesetz an die Kommission zurückgewiesen (mit 360 gegen 156 Stimmen) und damit ein deutliches Zeugnis von dem Geist, der sie gegenwärtig beseelt, gegeben. Die erbärmlichste Feigheit und die niedrigste Demagogie sind die Ursache dieser Niederlage. Formfehler sind hier wie anderswo der bequeme Deckmantel für die eigene Charakterlosigkeit. In Frankreich, wie übrigens auch anderswo, sind die Wirtshäuser Zentren der politischen Aktion. Der Wirt und seine Stammgäste sind die Herren der Erde. Man hüte sich, mit ihnen zu brechen. Vermindertes Ansehen und, wer weiß, vielleicht Nichtwiederwahl sind die Folgen für den, der die Interessen des Alkohols antastet. Dazu kommt noch die Angst, die Interessen der Alkoholproduzenten zu beeinträchtigen. Daher die Haltung der Kammer.

Ein trauriges Zeichen, zu welchem Grad von Charakterlosigkeit es eine Volksvertretung bringen kann, und wie sehr der Parlamentarismus bei der Bekämpfung von Krebsschäden versagen kann. Kein

Wunder, daß man in Frankreich gegen dieses System der Charakterlosigkeit und Verantwortungslosigkeit immer mißtrauischer wird. Die Kammer sorgt selber dafür, daß ihr Ansehen in der öffentlichen Meinung untergraben wird. Sie ist gefährlicher für das republikanische Ideal als die reaktionären Strömungen, denen sie vielfach durch ihre Haltung den Weg bahnt. J. Matthieu.

**Die Zöllner und Sünder und — das kirchliche Stimmrecht.** Die Basler Synode hatte letzthin eine Verhandlung, die zwar nicht viel Aufsehen erregen wird, aber doch recht charakteristisch war. Nach dem Entwurf der neuen Kirchenverfassung soll das kirchliche Stimmrecht verlieren, „wer infolge Strafurteils, Auspfändung oder Konkurses im Aktivbürgerrecht eingestellt ist." Bezeichnend ist schon, daß eine solche Bestimmung überhaupt in eine Kirchenverfassung kommen sollte. Es wurde nun freilich beantragt, und zwar von positiver Seite, daß die Worte „infolge Strafurteils u. s. w." gestrichen würden. Dagegen wurde geltend gemacht, daß ein Konkursit oder Ausgepfändeter das Aktivbürgerrecht überhaupt nur infolge eines gerichtlichen Urteils verlieren könne und den Antragstellern „Sentimentalität" vorgeworfen. Schließlich wurde ein Vermittlungsantrag angenommen, wonach das kirchliche Stimmrecht verliert, wer „infolge gerichtlichen Urteils" im Aktivbürgerrecht eingestellt ist.

Interessant ist, wie auch nach dieser gemilderten Fassung die Kirche sich nach dem Verhalten des Staates und der weltlichen Moral richtet. Wer ein „Zöllner und Sünder" geworden ist, der ist in der Kirche minderwertig. Es genügt nicht, daß er seine bürgerliche Strafe bekommen hat, nein, die Kirche muß ihm auch noch einen Fußtritt versetzen und einen Extramakel verhängen. Daß der Staat Auspfändung und Konkurs straft, wenn sie durch Fahrlässigkeit verschuldet oder, im Fall des Konkurses, mit Betrug verbunden sind, ist natürlich in der Ordnung. Aber von der Kirche hören wir in feierlichen Stunden — und so steht es auch an der Spitze der Basler Kirchenverfassung — daß sie die Vermittlerin des Evangeliums sei. Dieses ist aber eine frohe Botschaft für Sünder. Also müßte die Kirche denen, die als Sünder von Staat und Gesellschaft gestraft und gebrandmarkt sind, die Hand reichen, gerade ihnen, und nicht noch einen Stein auf sie werfen. Hierin versteht die Heilsarmee Jesus anders und besser. Das könnte gerade ein Vorteil der Trennung von Kirche und Staat sein, daß die Kirchen ihr Verhalten nicht mehr nach den Maßstäben des Staates, sondern denen des Evangeliums einrichten könnten, aber man zieht vor, eine geistliche Doublette des Staates zu sein. Es scheint, als ob die Kirchen nicht anders könnten, als sich nach der Welt richten, der sie entgegentreten sollten.

Die Sache sähe immerhin noch etwas anders aus, wenn man auch im übrigen gegen die Sünder so strenge wäre. Aber die gleiche Basler Kirche, die einem Mann, der in ökonomischen Dingen gefehlt hat, das Stimmrecht entzieht, läßt den Ehebrecher, den Verleumder,

den Ausbeuter, den Volksvergifter ruhig stimmen und wählen. Mit gutem Recht wurde in der Synode bemerkt, daß die mit dem Strafrecht in Konflikt Gekommenen noch durchaus nicht die Schlimmsten sein müßten. Es wäre hinzuzufügen, daß unser Recht auch heute noch die Verfehlungen gegen das Eigentum weitaus stärker bestraft, als die gegen die Person — im schroffsten Gegensatz zum Evangelium. Wenn nun die Kirchen sich diese Wertung aneignen, wenn sie überhaupt sich einfach auf den Boden der weltlichen und gesetzlichen Moral stellen, dürfen sie sich dann wundern, wenn weder die wahrhaft Frommen, noch die weltlich Unkirchlichen sie achten können? Sie ist dann nur der Schatten der bürgerlichen Gesellschaft, statt eine Zuflucht derer, die mit der Welt in Konflikt stehen, und eine Repräsentantin des Gottesreiches Jesu.

Noch deutlicher und krasser trat diese Weltförmigkeit der Kirchen in dem Fall des sächsischen Pfarrers Burk hervor, der von seinem Konsistorium einen strengen Verweis dafür erhielt, daß er an der Dresdener Ausstellung gegen den Alkohol eine etwas scharfe Rede gegen das Alkoholkapitel gehalten hatte. Das wurde ihm als unziemlich verwiesen. Brauerei, Schnapsbrennerei u. s. w. sei ein ehrenhafter bürgerlicher Beruf, den anzugreifen einem Pfarrer schlecht anstehe. Ich kenne den Inhalt des Vortrags von Pfarrer Burk nicht näher, doch würde es sich empfehlen, wenn das betreffende Konsistorium sich ein bestimmtes Kapitel aus dem „Hellmuth Harringa" vorlesen ließe. Aber es wird sich wohl hüten, denn der Alkohol ist ein Teil der bestehenden Ordnung der Dinge! L. R.

Zum **Fall Traub** ist eigentlich nicht mehr viel zu sagen. Denn im Gegensatz zum Fall Jatho handelt es sich dabei nicht um Probleme von prinzipieller Wichtigkeit, wenigstens nicht für uns. Denn für uns ist ganz klar, daß man einen solchen Mann nicht nur nicht aus der Kirche entfernen, sondern auch nicht quälen und verfolgen dürfte. Während in Bezug auf die religiöse Position Jathos dem Zweifel, ob sie noch christlich zu nennen sei, nicht alles Recht abgesprochen werden darf, wird kein frei Denkender gegen Traub einen solchen Vorwurf erheben. Darum hat man ihn auch nicht vor das Spruchgericht gebracht, sondern klagt ihn der kirchlichen Unbotmäßigkeit an. Hier will man einfach einen lästigen Mann treffen. Es handelt sich um gewöhnliche Kirchenpolitik, d. h. geistliche Machtpolitik, also die übelste Form des Kirchentums. Es ist ganz klar, auf welcher Seite wir in diesem Falle stehen. Es kann nicht leicht etwas Lächerlicheres geben, als wenn so ein paar unbedeutende Konsistorialherren einen Mann wie Traub, der sie so weit überragt, wegen Mangel an bravem kirchlichem Untertanenverstand in Strafe nehmen. Dafür haben wir in der Schweiz am wenigsten Verständnis.

Allerdings zwingt mich persönlich die Aufrichtigkeit zu der Erklärung, daß Traubs Wege in den letzten Jahren auch mir, wie vielen seiner Freunde, nicht immer gefallen haben. Traub erwartet mir zu

viel von liberaler Kirchenpolitik. Sie mag ja in Preußen eine gewisse Berechtigung haben, aber ein Mann von Traubs Bedeutung sollte sich darüber klar sein, wie wenig damit noch geleistet und daß der Weg zu wahrer religiöser Freiheit ein anderer ist. Auch hat er mir gewissen modernen Denkweisen viel zu viel Konzessionen gemacht und damit an religiöser Tiefe verloren. Seine Schrift über „Staatschristentum und Volkskirche" ist vielen seiner Freunde als eine Entgleisung erschienen. Hier ist Traub dem Schein der Oberflächlichkeit (ich sage ausdrücklich: dem Schein!) nicht entgangen und hat einen Ton angeschlagen, den man nicht als religiöse Notwendigkeit empfand. Hier hat er es auch an Verständnis für das religiöse Recht der von ihm angegriffenen Positionen in fast bedenklicher Weise fehlen lassen. Diese Schrift hat seine eigene Stellung geschwächt und den Gegner zum Einschreiten fast gezwungen. Sie vermindert bedauerlicher Weise ein wenig den starken Eindruck, den sonst sein Kampf machen müßte.

Aber wenn wir auch dies alles offen bekennen, so halten wir doch an dem Manne fest. Auch diese Entgleisungen sind aus der Hitze des Kampfes und aus religiöser Leidenschaft — Wahrheitsleidenschaft — zu erklären. Er bleibt doch ein tiefer, bedeutender und äußerst wertvoller Mann. Wer, durch die genannte Schrift geärgert, zu seiner kleinen Predigtsammlung: „Gott und wir" (bei Eugen Sulger in Heilbronn erschienen) greift, der erkennt sofort, daß Traub eben doch eine tiefe religiöse Natur ist und auf positivem Boden im guten Sinne des Wortes steht. Auch der Radikalismus eines solchen Mannes ist aus einem recht religiösen Motiv zu verstehen, nämlich aus dem leidenschaftlichen Verlangen, durch alle historische Belastung und fromme Unwahrhaftigkeit zu dem wirklichen Gott vorzudringen. Wir dürfen hoffen, daß Traub auf seinem kampfreichen Wege noch zu Höhen und Tiefen vordringen wird, zu denen seine jetzige Schroffheit und scheinbar rationalistische Kühle nur den Zugang frei machen soll.

Daß ein solcher Mann mehr wert ist als Scharen von korrekten Funktionären, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand. Natürlich ist es nicht möglich, eine solche Kraft durch eine konsistoriale Verfügung auszulöschen, im Gegenteil: Traub erhält dadurch nur vermehrte Möglichkeit des Wirkens. Daß er den Kampf getrosten Herzens bestehen wird, darf man mit Sicherheit annehmen; daß er ihm und uns zum Besten diene, wünschen wir von Herzen. L. R.

**Zwei Arbeitgeberurteile,** die wir der „Sozialen Praxis" entnehmen, dürften gegenüber den Klagen über den Ruin der Industrie durch die Sozialpolitik, die man in der bürgerlichen Presse immer wieder zu hören bekommt, Interesse finden. Die bekannte Firma Maggi in Kemptthal und in Singen schloß einen neuen Tarifvertrag ab. Dabei erklärte Herr Maggi: „Wir betrachten die Gewerkschaften als Pioniere des Kulturfortschritts und sind umsomehr geneigt, ihre Bestrebungen zu unterstützen, als wir in ihnen das Mittel zur Ordnung der sozialen Frage auf dem Wege der Evolution erblicken. Die Leitung

des Maggi-Unternehmens steht nicht auf dem veralteten Standpunkt, absoluter Herr im eigenen Hause sein zu wollen. Wir haben von jeher in unsern Arbeitern und Beamten nicht Maschinen, sondern Mitarbeiter an der gemeinsamen Aufgabe erblickt und das Recht der Persönlichkeit in ihnen geachtet. Auch sind wir willens, den Einfluß der Arbeiterschaft auf den Fabrikbetrieb noch weiter zu stärken."

Der Geschäftsbericht des Verbandes deutscher Färbereien und chemischer Waschanstalten spricht sich folgendermaßen aus: „Die neuen Bestimmungen der Gewerbeordnung sind auch nicht so verhängnisvoll für die Industrie, wie vielfach ausgerufen wird. Die Gewerbeaufsichtsbeamten und die Regierung sind allmählich abgebrüht gegen das ständige Jammern der Industrie, die nun „ganz zugrunde gerichtet" werde, dabei aber erfreulicherweise immer kräftiger aufblüht... Wir hatten uns früher gegen die Verkürzung der Arbeitszeit gewendet, aber vergeblich; nun heißt es, sich mit der Notwendigkeit abfinden. Die Mühe, die Arbeit etwas anders zu disponieren als bisher, wird aufgehoben durch die größere Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsfähigkeit der Leute. Und selbst wo das nicht bemerkbar sein sollte, muß doch jeder Einsichtige erkennen, daß die Schonung der weiblichen Arbeiter unerläßlich ist für die Zukunft unseres Volkes, denn von Frauen, die durch langes Arbeiten geschwächt sind, kann man keine gesunden Kinder erwarten. Da muß der Einzelne schon einige Opfer für die Zukunft seines Volkes bringen."

Wir geben gern zu, daß Unternehmer, die eine solche Sprache führen, es leichter haben mögen als manche andere. Man kann nicht ohne weiteres diese Worte *jedem* Unternehmer vorhalten und sagen: was diese können, das müßt Ihr auch können. Aber was vorbildlich ist, das ist der Geist, dem diese Aeußerungen entspringen, der Geist, der vor dem Mammonismus nicht einfach kapituliert, sondern sich bewußt bleibt, dem Ganzen gegenüber zu einer *Leistung* verpflichtet zu sein und eine *Verantwortung* zu tragen. Wäre dieser Geist stärker auf *allen* Seiten, wir wären schon weiter.

Das bringt uns auf einen Aufsatz von Bernstein in den „Sozialistischen Monatsheften", Nr. 25, über „die Intellektuellen und die Reichstagswahlen." Wir befassen uns nun nicht mit seiner These, daß die Intellektuellen durch ihr richtig verstandenes Interesse der Sozialdemokratie zugeführt werden müßten. Uns interessiert hier seine Behauptung, daß die Intellektuellen immer geneigt seien, wenn sie unzufrieden sind, nur ihre individuelle Lage ins Auge zu fassen, und daß sie, soweit sie zu einem Klassenbewußtsein gelangen, auch die Lage ihrer Klasse ganz isoliert betrachten und nicht in die Zusammenhänge des ganzen sozialen Lebens hineinstellen. In dieser Beobachtung dürfte Bernstein Recht haben. Hier, in dieser Isolierung, liegt nicht nur ein Hindernis sozialer Wohlfahrt, sondern auch ein Defekt sozialer Gesinnung.

L.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Die Leser werden beachten, daß diese Nummer 2¾ Bogen stark ist. Es geschah dies, damit wir Raum für Verschiedenes bekämen, das schon lange gewartet.

Der Aufsatz über den Pantheismus soll nur einen Anfang der Verhandlung der darin berührten Probleme in den Neuen Wegen bilden. Wir hoffen, daß sich die Leser daran lebhaft beteiligen.

Es freut uns mitteilen zu dürfen, daß unsere Bitte um Hilfe zur Verbreitung der Broschüre von Rinck über den Mädchenhandel nicht vergeblich gewesen ist. Es ist uns so viel Geld zur Verfügung gestellt worden, daß wir unser Vorhaben gut ausführen können. Herzlichen Dank!

Heute haben wir ein anderes Anliegen: Für eine sozial-ethische Aktion wird ein Sekretär gesucht, der sie in Rede und Schrift vertreten soll. Die Stelle wird vorläufig für ein Jahr geschaffen und mit 3000—3500 Fr. besoldet. Ob sie einen ganzen oder nur einen halben Arbeitstag in Anspruch nähme, läßt sich noch nicht sagen. Es eignete sich dafür ein Mann in reiferem, doch nicht allzu vorgeschrittenem Alter, der Lust hätte ein Jahr oder mehrere ausschließlich oder vorwiegend in den Dienst einer ganz bestimmten guten Sache zu treten. Genauere Auskunft erteilt gerne Professor Ragaz.

# Einladung

## zur 5. religiös-sozialen Konferenz

### am 9. und 10. April 1912 in St. Gallen.

**Dienstag, 9. April, nachmittags 4 Uhr,**

im **Museumssaal** an der Marktgasse, gegenüber dem Vadiandenkmal: Eröffnungswort des Präsidenten, Pfarrer Liechtenhan in Basel. Referat von Frl. **M. T. Schaffner**, Assistentin des Gewerbeinspektors in Basel: **„Die Not der Proletarierin und die Mittel zu ihrer Bekämpfung“.** Diskussion; erstes Votum von Pfarrer Tischhauser in Zürich.

**Abends 8¼ Uhr:**

Oeffentliche Versammlung im **Bibliotheksaal der Kantonsschule** im kleinen Brühl. Begrüßung durch Pfarrer Keller in Flawil. Ansprachen von Pfarrer **Ad. Preiswerk** in Basel und Pfarrer **P. Martig** in Chur: **„Christliche und sozialistische Hoffnung“.**

**Mittwoch, 10. April, vormittags 9 Uhr,**

im **Museumssal:** Referat von Red. **O. Lauterburg** in Bern: **„Der sittliche Sinn des sozialen Kampfes“.** Diskussion.

Nachher gemeinsames Mittagessen im „Scheffelstein“ (Endstation Teufenerstraße-Tram) zu Fr. 2.50.

Als Quartier werden empfohlen: Keßlerhaus und Hotel Schiff.

Zu zahlreichem Besuch laden wir freundlich ein und hoffen auf rege Beteiligung an unseren Verhandlungen.

**Die Kommission.**

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Die Not des weiblichen Proletariates.*)

Von der Not der Proletarierinnen darf ich heute zu Ihnen reden, von der Not des weiblichen Proletariates, das schwere Lasten zu tragen hat an Mühe und Arbeit, Kummer und Sorge, Armut und Elend. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, Einzelschicksale ganz besonders bedrängter armer Frauen Ihnen zu schildern und aus den gegebenen Beispielen Schlüsse zu ziehen und künstlich eine Regel zu konstruieren, sondern nur darum, die typische Not Ihnen vorzuführen, die jedem Proletarierleben ihren Stempel aufdrückt, die aber vor allem schwer auf den Frauen, auf den Proletarierinnen lastet. Düstere Bilder sind es, die ich Ihnen zu zeigen habe, und ich werde sie Ihnen kaum dunkel genug vormalen können, doch soll es mir dann auch vergönnt sein, in ihre tiefsten Schatten einige helle Hoffnungslichter strahlen zu lassen.

Bevor wir auf das eigentliche Thema eintreten, haben wir uns darüber zu verständigen, was wir unter Proletariat verstehen und verstehen wollen. In seiner Monographie: „Das Proletariat" gibt Professor Werner Sombart folgende Definition: „Proletariat nennen wir diejenige Klassen in unsern modernen Gesellschaften, die aus den besitzlosen Lohnarbeitern besteht, das heißt also aus denjenigen Bevölkerungselementen, die (weil sie keine Mittel haben, um sich wirtschaftlich selbständig zu machen) genötigt sind, auf dem Wege des freien Lohnvertrages ihre Arbeitskraft gegen Entgeld einem kapitalistischen Unternehmer zeitweilig zur Nutzung zu überlassen."

Diese Definition spricht das aus, was auch wir unter dem Sammelnamen Proletariat verstehen; wollen wir die Deutung dieses Begriffes in einen kurzen Satz prägen, so können wir sagen: Proletariat heißt die besitzlose Lohnarbeiterschaft.

Sombart versucht es, zahlenmäßig nachzuweisen, welchen Prozentsatz die „proletarischen und proletaroiden Existenzen" in der Gesamtbevölkerung Deutschlands bilden; er kommt dabei auf 67,5 %, also auf etwas über Zweidrittel. Auch wenn wir seine Berechnung für approximativ richtig anzunehmen geneigt sind, dürfen wir daraus keine allgemein gültige Formel folgern wollen, dürfen nicht etwa behaupten, das Proletariat bildet 67,5 % der Bevölkerung eines Landes, also gehören von den 3,765,000 Einwohnern der Schweiz 2,541,000 zum Proletariat. Soviel aber ist sicher, das Proletariat ist nicht eine kleine Gesellschaftsklasse, deren mißliche Verhältnisse und Umstände für die Gesamtbevölkerung keine oder nur kleine Bedeutung haben, sondern es bildet mit seinen verschiedenen Abstufungen die große Masse des Volkes, die große Masse auch unseres Schweizervolkes, und von seinem Wohl und Wehe hängt das Gesamtwohl ab.

*) Vortrag, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in St. Gallen (1912).

Wenn wir von der besitzlosen Lohnarbeiterschaft reden, also vom Proletariat, so ist das Wort Arbeiter darin in einem weiteren Sinne gebraucht, als wir es sonst anzuwenden gewöhnt sind, es bezeichnet hier nicht die manuelle Tätigkeit der dem Proletariat zugezählten, sondern ihr Abhängigkeitsverhältnis zu einem Betriebsinhaber; in diesem Sinne ist auch der kargbesoldete Schreiber, der gering bezahlte Unterbeamte ein Proletarier, in diesem Sinne gehören auch Verkäuferinnen und Büralistinnen zu den Proletarierinnen, sobald der Lohn, von dem sie leben müssen, für ihre Bedürfnisse nicht ausreicht. Eigentlich wäre es hier am Platz, Ihnen von der historischen Entwicklung des Proletariates zu reden und Ihnen zu zeigen, in welch enger Wechselbeziehung Kapitalismus und Proletariat zu einander stehen, wie das Anschwellen des einen ein entsprechendes Anwachsen des anderen bedingt, doch es würde zu weit führen und wäre zudem für mich Dilettanten ein gewagtes Unternehmen. Begnügen wir uns deshalb damit, zu konstatieren, daß unter dem heutigen Wirtschaftssystem große Massen des Volkes gezwungen sind, ein proletarisches Leben zu führen, und daß die wachsende Proletarisierung immer weitere Kreise zieht.

Nicht nur unter äußerer materieller Not, unter dem Mangel der notwendigsten Lebensbedürfnisse leidet dieses Proletariat, sondern es seufzt auch unter innerer, geistiger und seelischer, unter sittlicher und unter religiöser Not. Ein Gang durch die verschiedenen Altersstufen des Proletariates wird uns zeigen, in welchen Lebensaltern die eine oder die andere Not dominiert, und wie von allen diesen Nöten die Mädchen und Frauen am meisten bedrängt werden. Von der religiösen Not im besondern Ihnen zu reden, dazu fühle ich mich nicht kompetent; ich hoffe aber, es werden in einer nachfolgenden Diskussion berufenere Zeugen sich darüber vernehmen lassen.

Wenn ein junger Erdenbürger in einer Proletarierfamilie seinen Einzug hält, hat er oft schon in seinen ersten Lebenswochen einen harten Kampf zu führen gegen zahlreiche Feinde, die sein junges Leben bedrohen. Der schwache Säugling, der darauf angewiesen ist, daß liebevolle Hände ihn hegen und pflegen, ihm zur richtigen Zeit bekömmliche Nahrung reichen und ihm ein warmes Nestlein bereiten, in dem er dem Leben entgegenträumen kann, er muß im Proletarierhaushalt manches entbehren, sei es, daß seine Mutter durch außerhäusliche Arbeit gezwungen ist, ihn zu vernachlässigen, sei es, daß ihr die Mittel fehlen, um die Bedürfnisse ihres Kindes richtig zu befriedigen. Manche Proletarierkinder tragen sogar schon bei ihrer Geburt Zeichen der Entbehrung in ihrem welken Gesichtchen, weil ihre Mütter während der schweren Zeit der Mutterschaft sich nicht kräftig genug nähren konnten oder gezwungen waren, um des Broterwerbes willen Arbeiten zu verrichten, die ihnen und ihren Kindern Schaden bringen mußten; auch die quälende Sorge, wie in einem oft schon überfüllten Haushalt Platz geschaffen werden könne und Brot für den neuen Sprößling,

auch dieser Mutterkummer prägt schon dem Ungeborenen seinen traurigen Stempel auf und beeinflußt sein Naturell. Muß der schwache Säugling dann schon im zartesten Alter Entbehrungen durchmachen, fehlt es ihm an passender Ernährung, an genügend Luft und Licht, an sorgsamer Körperpflege, an geeigneter Bekleidung, so serbelt er dahin und kann nicht erstarken. Nur durch Schreien und Wimmern können die armen Kleinen ihrer Unlust und ihrem Hunger nach Luft, Licht und Nahrung Ausdruck geben; oft verhallt ihr Schreien ungehört, oder dient nur dazu, eine arme Mutter mit Verzweiflung über ihre Notlage zu erfüllen, wenn sie die Bedürfnisse ihres Kindes nicht befriedigen kann.

Die Sterblichkeitsziffer der Säuglinge ist stets eine sehr hohe, ungewöhnlich, unheimlich groß ist sie aber hauptsächlich bei den Kindern des Proletariates, die vielfach nur aus Mangel am Notwendigsten dahinsterben. Das Wimmern dieser armen Unmündigen, die am Leben zu Grunde gehen, bevor sie nur sich ihres Daseins recht bewußt werden, dieses massenhafte Hinwelken lebensfähiger Menschenknospen bildet eine der lautesten Anklagen gegen unsere heutige Gesellschaftsordnung.

Eine Publikation des statistischen Amtes der Stadt Bremen vom Jahre 1911 behandelt die Sterblichkeit nach sozialen Klassen und kommt zu dem Resultat, daß im Durchschnitt der Jahre 1901—1910 in den beobachteten Quartieren die Säuglingssterblichkeit bei den Armen fünfmal größer war, als bei den Wohlhabenden; auf 1000 Säuglinge starben in diesen Jahren

bei den Wohlhabenden . . . . . 48,
beim Mittelstand . . . . . 90,
bei den Minderbemittelten . . . . 255.

Otto Rühle berichtet in seinem ergreifenden Buch „Das proletarische Kind" von Erhebungen in anderen Großstädten, die zu ähnlichen Resultaten führten. Das sind grausame Rechenexempel, die nach Abwehr rufen, die Hilfe heischen für die armen Unmündigen, die sich selber nicht helfen können.

Aber auch wenn sie der Wiege entwachsen sind, entbehren die Proletarierkinder vielfach der notwendigen Pflege und Ernährung; zu dieser äußeren Not gesellt sich aber jetzt schon eine innere, eine geistige, der Mangel an Belehrung und Erziehung. Das Kind soll sprechen und gehen lernen, in eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit fällt damit für das junge Geschöpf die Periode intensivsten Lernens: die schwachen Glieder sollen lernen, sich selbst zu stützen und aufrecht zu halten, das Auge soll lernen, die tausenderlei Dinge der täglichen Umgebung in sich aufzunehmen und zu unterscheiden, das Ohr soll lernen die Namen und Benennungen dieser Dinge und soll der Zunge beim Nachlallen und Nachsprechen dieser Worte seine Beihilfe leisten. Dazu kommt noch die schmerzensreiche Zeit des Zahnens, die den Kindern jeweilen so viel zu schaffen macht. Jede Mutter weiß, wie sehr gerade

in diesem Alter ihr Kind ihrer bedarf, wie notwendig es ist, in nimmermüder Liebe und Geduld ihm beizustehen und seine Schwäche zu stützen. Selten aber wird ein Proletarierfrau in der Lage sein, dieser Mutterpflicht nach Bedürfnis genügen zu können, denn ihre Zeit ist dazu meist zu kostbar; entweder muß sie auf irgend eine Art mitverdienen helfen, oder, wenn die Familie zu zahlreich ist, um ihr Zeit dafür zu lassen, gibt ihr die Hausarbeit nicht die nötige Muße. Daß diese Mütter sich ihren Kindern so wenig widmen können, bildet für die Kinder eine betrübliche Not, viel mehr noch leiden aber die Mütter selber unter diesem Mißstand, denn gerade während der vorschulpflichtigen Zeit wird sonst das Verhältnis zwischen Mutter und Kind zu einem besonders herzlichen und innigen.

In der frühen Jugend wird Knaben und Mädchen die gleiche Behandlung und die gleiche Erziehung zu teil, das ändert sich sofort, sobald die Schulpflicht beginnt. Bleibt in den untersten Klassen der Unterricht für Knaben und Mädchen ungefähr der gleiche, auch wo von der ersten Klasse an Geschlechtertrennung herrscht, so werden doch bald von den Schülerinnen Nebenleistungen gefordert, die den Schülern erspart bleiben; sticken und nähen müssen sie lernen, während ihre gleichaltrigen Kameraden sich in Spiel und Turnen tummeln dürfen. Damit beginnt nicht nur eine Verschiedenheit in der Erziehung, damit beginnt auch eine spezifisch weibliche Not, die allerdings in diesem Alter noch nicht als solche erkannt wird, wenn auch die Mädchen hie und da maulen und aufbegehren, wenn ihnen von Schule und Haus mehr aufgebürdet wird als ihren Kameraden und Brüdern. Daneben erwachsen nämlich den Mädchen in ihrer schulfreien Zeit schon früh häusliche Pflichten, für welche Knaben gewöhnlich nur dann herangezogen werden, wenn keine Mädchen entsprechenden Alters im Hause sind. Das Hüten jüngerer Geschwister, Geschirrabwaschen und Kartoffelschälen, Wischen und Reinigen der Fußböden, das sind Arbeiten, die sehr früh die Mädchen besorgen müssen; geht die Mutter auf Arbeit, so wird ihnen vielleicht auch schon die Zubereitung der schmalen Mahlzeiten oder das Aufwärmen des Vorgekochten übertragen. Auch das Einkaufen und Zutragen der notwendigen Eßwaren ist Sache der Mädchen; dabei werden sie, wenn kein Geld im Hause ist, vielfach schon in jungen Jahren in die Misère des Schuldenmachens eingeweiht. Die in der Schule gelernte Kunst des Strickens muß zu Hause ebenfalls geübt werden an einem endlosen Strumpf. Solange diese Inanspruchnahme der Kinder in gehörigen Grenzen bleibt, solange sie keine Ueberanstrengung des jugendlichen Organismus bedeutet, kann wohl dagegen kein Einspruch erhoben werden, vorausgesetzt, daß für Erholung und Spiel noch genügend Zeit bleibt, denn es ist so natürlich, wenn eine überlastete Mutter ihre Kinder zu Hilfeleistungen heranzieht. Zudem liegt ein großer erzieherischer Moment in der Erziehung der Kinder zur Arbeit, zur Angewöhnung an Pflichten, doch darf es sich dabei nicht um ermüdende Arbeit und nicht um lastende

Pflichten handeln. Aber eine gerechte Arbeitsverteilung auf beide Geschlechter muß stattfinden, denn als ungerecht muß es bezeichnet werden, wenn Knaben ihre ganze Freizeit auf der Gasse vertollen, während ihre schwächeren Schwestern vor lauter Arbeit und Mühseligkeit nicht zum Aufatmen kommen.

Vor einem aber sollten wir sie hüten können, die Schulkinder, vor der Ausbeutung ihrer schwachen Kräfte durch Lohnarbeit, durch Heimarbeit. Wenn wir hören, daß es gerade die geringst bezahlten Arbeiten sind, mit denen Kinder beschäftigt werden, so gering bezahlt, weil just die „wohlfeile" Kinderarbeit die Löhne auf das tiefste Niveau herabdrückt, wenn wir hören, daß Kinder oft bis in die Nacht hinein arbeiten müssen, um vielleicht 5 bis 10 Cts. per Stunde verdienen zu können oder noch weniger, dann müssen wir uns sagen, daß es Aufgabe des Staates ist, diese Kinderausbeutung abzuschaffen und zu verbieten, denn unbezahlbare Werte gehen dabei zu Grunde, Werte an Jugendkraft, Werte an Jugendglück.

Wenn wir von den Nöten unserer Proletarierjugend reden, so müssen wir vor allem auch der Entbehrungen und Schädigungen gedenken, die Wohnungsnot und schlechte Lebensverhältnisse für sie im Gefolge haben. Eingepfercht in die engen Gelasse der Mietskasernen, wo Luft und Licht nur beschränkten Einlaß finden, wächst eine Generation heran, die, meist noch durch Unterernährung geschwächt, in ihrer ganzen Entwicklung gehemmt ist. Unterernährung ist der technische Ausdruck, den man für den körperlichen Zustand dieser Kinder gebraucht, damit drückt man aus, daß ihr Nahrungsbedürfnis konstant ungenügend gestillt wird, ungenügend sowohl quantitativ als auch qualitativ. Um von Unterernährung sprechen zu können, braucht man nicht der Tausende von armen Schulkindern zu gedenken, die in Fabrik- oder in Großstädten ohne Frühstück zur Schule gehen müssen; wir finden Unterernährung auch bei solchen Personen, die regelmäßig ihre Mahlzeiten innehalten, deren tägliche Nahrung jedoch nicht genügend Nährwerte enthält.

Eine natürliche Folge der Unterernährung ist die erhöhte Empfänglichkeit für Krankheiten aller Art und die verminderte Widerstandsfähigkeit gegen die Krankheitserscheinungen; ein schlechtgenährter, schlechtgepflegter Körper bietet deshalb den Krankheitskeimen den allergünstigsten Nährboden. Es ist deshalb natürlich, daß die zahlreichen Kinderkrankheiten besonders in den Proletariervierteln verheerend wirken und die meisten Opfer fordern. Mangel an gehöriger Pflege dient gewöhnlich noch dazu, die Krankheiten zu verschlimmern und deren üble Folgen zu vergrößern; so finden wir, daß eine der gefürchtetsten Kinderkrankheiten, der Scharlach, besonders bei armen Kindern häufig böse Folgekrankheiten nach sich zieht.

Es ist schon längst statistisch erwiesen, daß die gutgenährten Kinder des Mittelstandes und der Wohlhabenden sowohl an Körperlänge, als an Gewicht die Kinder der Armen beträchtlich überflügeln,

fast um ein Jahreswachstum, wie zahlreiche Messungen ergeben haben. Neben der Unterernährung ist es besonders die Wohnungsnot, die auf die Entwicklung der Kinder hemmend wirkt und ihre Gesundheit schädigt. In den engen, dumpfen Räumen der Mietskasernen können keine gesunden, starken und geistig regen Menschen heranwachsen, wir finden deshalb dort verhältnismäßig vielmehr körperliche und geistige Krüppel als in gesünderen Lebensverhältnissen. Das alles konstatiert die Statistik und gibt uns grausam genaue Zahlen dafür an. All das Weh und Ach zu schildern, das diese armen Krüppel und Simpel in ihrem traurigen Leben durchzumachen haben, dafür fehlen uns aber Zahlen und Worte.

Die Mietskasernen, in denen in Fabrik- und Großstädten die Proletarier hausen, tragen den Bedürfnissen der Kinder keinerlei Rechnung; außer den zahlreichen engen Wohnungen, die meist über- und überfüllt sind, bieten sie keinen Raum, den die Kinder als Spielplatz benützen könnten, alles ist aufs äußerste ausgenützt bis unter's Dach. Ueberall sind deshalb die Kinder im Weg und es bleibt ihnen für Spiel und Erholung nur die Flucht auf die Straße. Da sollten wir nun denken, daß im Hinblick auf die Dichtigkeit der Bevölkerung und auf die große Schar der Kinder die Straßen der Arbeiterviertel recht licht und weit und schön gebaut werden, daß zahlreiche Spielplätze und öffentliche Anlagen sich dort finden, wir wissen leider alle, daß dem nicht so ist, daß gerade das Gegenteil der Fall ist.

Wie wird die Schule den Proletarierkindern gerecht, die während der Zeit ihrer Schulpflicht ihr anvertraut sind? Es würde zu weit führen, diese wichtige Frage hier eingehend beantworten zu wollen; nur soviel sei gesagt, der Massenbetrieb, den wir Volksschule nennen, bietet seinen Schülern nicht das, was er ihnen schuldig ist, eine gute Vorbildung für ihr künftiges Leben. Bei den überfüllten Klassen ist es dem Lehrer unmöglich, seinen Unterricht den Bedürfnissen aller anzupassen, er muß mit der Auffassungsgabe der Mehrzahl, der Mittelmäßigen, rechnen, dabei kommen die anderen, Fähige und Minderbegabte, naturgemäß zu kurz. Das vorgesteckte Lehrziel nimmt auf das spätere Leben der Kinder zu wenig Rücksicht, viel zu viel Abstraktes lehrt die Schule und zu wenig praktische Kenntnisse.

Mit Vollendung der Schulpflicht muß die Mehrzahl der Kinder die Volksschule verlassen, um rasch einen Lohnverdienst zu suchen oder um einen Beruf zu erlernen. Von den Mädchen wird meistens gefordert, daß sie baldmöglichst etwas verdienen, um an die Haushaltkosten das ihrige beizutragen, es wird deshalb bei ihnen weniger Rücksicht genommen auf eine gute Berufsbildung als bei den Knaben, denen viel eher eine Berufslehre ermöglicht wird. Die verbreitetsten Frauenberufe, Damenschneiderei, Putzmacherei und Glätterei, erfordern eine ein- bis zweijährige Lehrzeit, während welcher nichts oder nur sehr wenig verdient wird; der Verkäuferinnenberuf stellt Ansprüche an Sprachkenntnisse, die den Volksschülerinnen abgehen, und verlangt auch

einen gewissen Aufwand an Kleidung, dem die Bezahlung in den ersten Jahren absolut nicht entspricht; die Proletarierinnen müssen deshalb meist der ungelernten Arbeit sich zuwenden, welche die höchsten Anfangslöhne bezahlt. In weitgehendem Maße kommt die Industrie diesen jugendlichen Arbeitskräften entgegen durch großes Arbeitsangebot, sie bietet Raum für eine Riesenschar ungelernter Arbeiterinnen. Für häusliche Dienste in fremdem Haushalt ist das aus der Schule austretende Mädchen meist noch zu jung. Es mag dies mit ein Grund sein, daß der Dienstbotenberuf so selten von Proletarierkindern gewählt wird, der Hauptgrund liegt aber jedenfalls tiefer. Jetzt, wo fast für alle Kategorien von Arbeitern die Arbeitszeit beschränkt wird, sei es durch Schutzgesetze, sei es durch Tarifverträge, bietet ein Beruf mit unbeschränkter Arbeitszeit nur wenig Reiz. Zudem lastet auf dem Dienstbotenberuf das Odium gänzlicher und ständiger Abhängigkeit viel mehr, als auf jedem anderen.

So sehen wir denn die jungen Proletarierinnen meist in ungelernter Arbeit stehen, in einer Arbeit, zu der sie gar keine Beziehung haben, die sie ausführen, so gut oder so schlecht es eben geht, die sie verlassen, sobald sie glauben, anderswo und anderswie mehr verdienen zu können. Haben sie die Wahl zwischen zwei gleichbezahlten Arbeiten, werden sie natürlich die sauberere wählen, weil sie gerne proper aussehen; sonst ist allein der größere Verdienst ausschlaggebend; denn Interesse für ihre Arbeit haben sie keines, können sie keines haben, weil es sich gewöhnlich um irgend eine Teilarbeit handelt, die sie ausführen, und nicht um Dinge, die sie ganz anfertigen, die sie anfangen und vollenden können, die ihr eigenes Produkt sind.

Gerade in diesem Alter, das für ihren Körper eine Entwicklungsperiode von großer Bedeutung bildet, sollten die Mädchen vor Gesundheitsschädigung und vor Ueberanstrengung bewahrt bleiben und gute kräftige Kost genießen. Dieser Anforderung entspricht das Leben der jugendlichen Arbeiterin aber keineswegs. Ist auch die Arbeit, die zu verrichten ist, vielfach keine anstrengende zu nennen, so bedeutet deren Ausführung dennoch eine Ueberanstrengung des jugendlichen Organismus durch die allzu lange Dauer der Arbeitszeit. Zehn oder elf Stunden schaffen zu müssen Tag für Tag in Werkstatt oder Fabrik, das ist eine große Leistung; auch wenn es sich nicht um schwere Arbeit handelt, bildet eine solch stete Inanspruchnahme für jugendliche, unterernährte und schwache Körper eine bedeutende Schädigung. Handelt es sich dabei um Verrichtungen, die dauerndes Verweilen in der gleichen Körperlage verlangen, so wird der verderbliche Einfluß auf die Konstitution der Arbeitenden noch bedeutend verstärkt; so bildet bei der einen Arbeit konstantes Stehen oder Hin- und Hergehen eine Gesundheitsgefährdung durch starke Ermüdung, bei einer anderen ist es das ständige Sitzen, meist in vorgebückter Stellung, das den Organismus schädigt. Wir sind leicht geneigt, die Arbeitsleistungen unserer

Jugendlichen allzu gering einzuschätzen, weil wir unwillkürlich uns angewöhnen, sie nach dem dafür bezahlten kleinen Lohn zu werten.

Der junge Arbeiter greift viel eher zur Notwehr gegen den Ruin seiner Kräfte, als die Arbeiterin: durch kräftige Zwischenmahlzeiten ergänzt er die mangelhaft häusliche Kost, sobald sein Lohn es ihm einigermaßen erlaubt, und seine Freizeit verwendet er ausschließlich für sich selbst, für seine Erholung. Die jugendliche Arbeiterin findet aber zu Hause immer noch Pflichten, die ihre beschränkte Freizeit verkürzen. Sofern sie bei den Eltern lebt, muß sie nach Kräften mithelfen bei den häuslichen Arbeiten, steht sie allein, so bleibt ihr für sich selbst genug zu tun mit Stricken und Nähen und mit der Besorgung ihrer Kammer; stets hat sie notwendige Verrichtungen zu besorgen und kommt nicht dazu, an ihre Fortbildung oder gar an Erholung zu denken. Ihr kleiner Lohn erlaubt es ihr auch nicht, ihre Kost zu verbessern und durch Extraleistungen sich zu kräftigen. Wir finden deshalb unter den jungen Proletarierinnen nur selten gesunde starke Naturen, müde und blasse Gesichter und schmale Schultern dagegen sind bei ihnen umso häufiger anzutreffen.

Die meisten Mädchen wehren sich gar nicht gegen die Tretmühle, in die sie gezwungen werden, sie tragen mehr oder minder geduldig die Arbeitslast, die ihnen aufgebürdet wird, die Last, die auch ihre Mütter getragen oder noch tragen. Wer will es ihnen verargen, wenn dann bei Gelegenheit, bei Sonntagsvergnügen oder im Trubel des Jahrmarkts, bei Volksfesten oder im Taumel des Karnevals ihre verkümmerte und zurückgedrängte Jugendlust brausend überschäumt? Wer kann sich wundern, wenn ihre seltenen Freuden und Vergnügen laute und geräuschvolle sind? Ihre Arbeit gewöhnt sie meist daran, sich untereinander mit Schreien zu verständigen, weil das leise gesprochene Wort untergeht im Lärm und Geräusch der Arbeitsräume; so kommt es, daß auch ihre Freude in lauten Tönen sich kundgibt, für stille Freuden hat die Maschine, hat ihre Arbeit sie unempfindlich gemacht.

M. T. Schaffner.

(Schluß folgt.)

---

# Sinn für Realität.

Unsere Zeit ist stolz auf ihren Sinn für Realität. Sie glaubt, ihre Errungenschaften ihrem gesunden, starken Realismus zu verdanken. Haben sich nicht der Aufschwung der Technik, die Eroberung der Natur und die Beherrschung der Welt im Zeichen des Realismus vollzogen? Wie der einzelne Staat ist die moderne Menschheit durch Realpolitik groß und stark geworden.

Wie eine Landschaft mit wenig scharfen Umrissen war früher die Welt. Man wußte nicht recht, wo die Realität aufhörte, und wo das Gebiet der Phantasie begann. Ja, es lag wie Nebel auf der ganzen Landschaft. Darum war es schwer, ohne Fehltritt den sichern Weg zu finden und sich nicht zu verirren. Nun ist es anders. Die Umrisse sind klar, die Grenzen treten deutlich hervor. Fest ist der Boden, auf dem man steht und wirkt. Keine Gefahr mehr, sich ins Vage, Unsichere zu verlieren; man müßte denn ein unverbesserlicher Träumer sein. Denn die letzten Nebel sind weggescheucht. Der Sinn für klare, scharfe Realität ist erwacht.

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings herum liegt schöne, grüne Weide."

Man macht nun Ernst damit. Nur nicht etwa Schatten statt Wesen! Sich nur nichts vormachen lassen! Ja nicht ein Nebelbild für etwas Wirkliches halten. Es ist schon fast zu viel, ihm Beachtung zu schenken, mag seine Form noch so schön, mag die Stimmung, die es über die Natur ausbreitet, noch so wundervoll sein. Denn Realwert hat es nicht. Bei Großen und Kleinen finden wir dieselbe Angst. Man will nicht im großen Schauspiel des Lebens der geprellte dumme Teufel sein. Man kann diese Stimmung schon bei der Jugend konstatieren. „Sie sind furchtbare Realisten, unsere Kinder," hörte ich letzthin sagen. Ich hörte sogar mit Stolz sagen: „Unsere Jugend träumt nicht mehr." Das ist oft nur zu wahr. Ob man stolz darauf sein darf, ist eine andere Frage.

Es fehlt natürlich nicht an Gegenströmungen Man klagt über die Leere und Nüchternheit der Zeit. Die Föhnluft des Realismus hat die letzten Nebel weggescheucht. Die Umrisse sind klar und scharf. Brutal deutlich ist nun das Landschaftsbild. Aber es ist auch alles zarte, duftige daraus verschwunden. Und die Luft ist schwer, erstickend und trocken.

„Gewiß," hört man sagen, „der Sinn für Realität hat gewaltige Eroberungen ermöglicht, ungeahnte Kräfte entfesselt und verborgene Schätze ans Licht gebracht. Aber man wird dieser Schätze doch nicht recht froh. Ob man nicht an diesem Reichtum geistig zugrunde geht?" Immer stärker zweifelt man daran, daß der Realismus alles hält, was er verspricht. Immer lauter wird die Klage, er habe die Menschen betrogen. Er, angeblich der bahnbrechende und fördernde, mache die Menschen klein und roh. Er sei unfähig, die großen Impulse zu geben, ohne die das Leben unerträglich flach und gemein wird. So sehnt man sich aus dem Realismus heraus. Wo aber findet man die Erlösung?

„Mehr Idealismus, ein neuer Idealismus," so scheint die nächstliegende Lösung zu lauten. Wir müssen weniger auf das bedacht sein, was unmittelbar vor uns liegt. Das scharf umrissene, aber öde Bild

der Moderne muß ergänzt werden. Etwas wie Stimmung, Schwung, Poesie, Ideal muß hineinkommen, sollte es auch die Schärfe der Umrisse beeinträchtigen. Es muß etwas hinzukommen, das nicht real ist, und das einmal die Seele vom bleischweren Druck des Realen erlöst.

Gewiß, wir sehnen uns nach einem neuen, großen Idealismus, wie man sich im Sommer aus der Stickluft der engen Gasse oder der Fabrik nach der frischen Luft des Hochgebirges und der weiten Fernsicht sehnt. Sehnen wir uns aber nicht nach etwas noch Größerem? Wollen wir denn nur etwas, das uns auf Augenblicke vom Druck des Realen befreit? Geht unsere tiefste Sehnsucht nicht dahin, ganz von diesem Druck erlöst zu werden, statt ihm auf kurze Momente zu entfliehen?

Auf alle Fälle muß diesem Idealismus eine hinreißende Macht innewohnen, wenn er uns die Befreiung bringen soll, die wir von ihm erwarten, und die wir von ihm verlangen dürfen. Bleiben nicht die Pläne des Ingenieurs Pläne, papierener Idealismus, beengen nicht die Felsmassen den Horizont, versperren sie nicht den Weg in die neuen Gebiete, bis Dynamit die rohen Massen sprengt?

Besitzt der moderne Idealismus diese Kraft? Edel ist sein Streben, kühn und groß sein Schwung. Seine Sehnsucht drängt ihn, das Weite zu suchen; er möchte große, neue Gebiete erobern. Wird er wirklich Besitz davon nehmen? Verfügt er über den Sprengstoff, der ihm den Weg dazu frei machen wird? Man kann manchmal kaum das Gefühl unterdrücken, daß es ihm an innerer Kraft fehlt. Dem großen Streben mangelt es an der Kraft, die das Streben zur Wirklichkeit werden läßt. Es ist oft mehr Traum als Macht, mehr ein schönes Bild als kraftvolles Gestalten.

Seltsam und reich an Paradoxieen ist die heutige Lage. Im Grund ist sie eine große Paradoxie. Ist sie vielleicht durch eine Paradoxie zu lösen? Haben wir vielleicht nicht zu viel, sondern zu wenig Realismus? Müssen wir uns vielleicht dazu entschließen, noch kühnere und entschlossenere Realisten zu werden, wenn wir die tote, öde Welt der Moderne wirklich aus den Angeln heben wollen? Fehlt etwa unserem Idealismus die Beziehung zu einer großen Realität?

Dies mag höchst seltsam klingen, und doch muß die Frage aufgeworfen werden. Es wäre nicht das erstemal, daß ein großer Wendepunkt in der Geschichte ein paradoxes Antlitz trüge. Zur ergreifenden Tragik solcher Krisenzeiten gesellt sich etwas wie Ironie, fast etwas wie höhere Komik. Oder ist es nicht eine unsagbar feine Ironie, daß an solchen Wendepunkten mit dem größten Eifer, mit den heißesten Bemühungen etwas erstrebt wird, das man auf diese Art gar nicht erreichen kann? Alles scheint da zu sein, Eifer, Kraft, Wille. Aber irgendwo hapert es. Alles drängt sich zum Ausgang, will ins Freie. Nur ist am betreffenden Ort kein Ausgang vorhanden. So ist es oft in den entscheidenden Zeiten.

„Ach, unsre Taten selbst so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang."

Oft hat es die Menschheit erfahren. Heute erfährt sie es wieder. Denn in seinem Bestreben, möglichst realistisch zu sein, geht der moderne Realismus achtlos an den größten Realitäten vorbei. Darin besteht seine Komik. Das ist die Ironie, die in seinem Wesen liegt. Eine Ironie, die zugleich den Schluß nahe legt, daß der Leiter der Welt die Menschen nicht nur auf die tiefste, sondern auch auf die feinste Art erzieht. Es ist göttliche Pädagogik, die Menschen ihre kurzsichtigen Gedanken zu Ende denken und ihre verkehrten Wege zu Ende gehen zu lassen.

Vor mehr als zwei Jahrtausenden verspottete ein weitsichtiger Realist die kurzsichtigen und flachen Realisten seiner Zeit. „Ihr lebt in einer Höhle," sagte er, „und zwar kehrt ihr dem Eingang den Rücken zu. Fesseln hindern euch daran, euch umzukehren, das Licht zu schauen und zu sehen, was sich am Eingang der Höhle abspielt. Ihr seht immer nur die Schatten, die auf die Hinterwand geworfen werden. Und weil ihr nichts anderes kennt als Schatten, nennt ihr die Schatten Realität. Wenn einer von draußen kommt und euch sagt: „Die wahre Realität ist anders, als ihr sie euch vorstellt, ihr armen; was habt ihr für ein dürftiges, flaches Bild davon," da könnt ihr nicht genug Hohn und Spott über ihn ausgießen.

Ist das Bild Platos veraltet? Mich dünkt, wenn irgend eins, ist es modern. Schatten sind es oft, die wir für das Wesen der Dinge halten, und dabei verlieren wir den Blick für die große Realität oder kehren ihr den Rücken.

Wir beherrschen etwas, das uns ein gewaltiges Gebiet zu sein scheint. Wir wissen viel; wir erreichen viel mit unseren technischen Methoden. Wie mit einem Netz umstricken wir mit unsern wissenschaftlichen und sozialen Formen ein großes Stück Wirklichkeit. Manchmal ist es zwar nur halbe Wissenschaft, und oft ist das Soziale etwas ganz Offizielles und Oberflächliches. Und doch halten wir dieses Gebiet für die reale Welt. Und es geht uns der Sinn dafür verloren, daß es im Vergleich zu der ganz großen, gewaltigen Welt nur ein kleiner Abschnitt ist. Nicht einmal der Schatten der Wirklichkeit. Diese kleine, erbärmlich begrenzte Welt, die wir beherrschen, und die oft so nüchtern, philiströs und kleinlich ist, ist nur ein Ausschnitt der großen Realität — und nicht der beste.

Man hat da, wo man es ohne Gefahr tun konnte, vom frischen Bergstrom Wasser abgeleitet. Man hat es hübsch eingedämmt. Nun beherrscht man es und braucht man es. Das Wasser schäumt und sprudelt nicht mehr. Dafür setzt es Maschinen in Bewegung und wird in Färbereien gebraucht. Es war gut, es war nötig; denn Menschen brauchen Maschinen und Färbereien. Nur soll man das eingedämmte, schmutzige Wasser nicht mehr Bergstrom nennen.

Und doch machen wir es so mit dem starken Strom des Lebens. Das, was wir gerade brauchen, halten wir für die einzige Realität.

Und indem wir uns an den Ausschnitt der Wirklichkeit halten, den wir uns zurecht gelegt haben, der unsern nächsten Bedürfnissen entspricht, und den wir mit dem nächsten Blick zu umfassen vermögen, werden wir selber klein, eng, borniert und innerhalb dieser Grenzen oft roh und gemein. Das ist der tiefere Grund, warum das Leben durch den modernen Realismus so traurig verflacht und verroht. Wir haben vergessen, daß der Arm, den wir abgelenkt haben und für unsere nächsten Ziele verwenden, nur ein Teil des großen Stromes ist. Ist dieser Strom darum weniger mächtig und real, weil wir ihn nur zum Teil für unsere nächsten Bedürfnisse verwenden können?

Den Beweis seiner Realität liefert er uns selber. Wir mögen das Leben so abgrenzen, so eindämmen — auf einmal bricht etwas herein, das über die Dämme steigt und sie hinwegfegt.

Es gibt im Leben Eingriffe einer höheren Realität. Sie bringen in diese wohl geordnete, recht maschinenmäßig funktionierende Welt ein ungebärdiges Element.

Sorgfältig hat man das Leben eingerichtet. Wie eben und ruhig fließt es dahin! Warum sollte man gestört werden? Der ganze Lebenslauf ist ruhige, breite Behaglichkeit. Und da bricht auf einmal etwas ganz Neues, Großes herein. Das Absolute verlangt sein Recht. Herrisch tritt das Gute auf. Gewissensqualen, nagende Schmerzen, Verzweiflung sorgen dafür, daß man dem ungebärdigen Fremdling sein Recht nicht vorenthält. Er legitimiert es durch Krisen und Revolutionen im Gewissen des Einzelnen, wie in der Völkerwelt. Aber er legitimiert es so groß und stark, daß nichts anderes übrig bleibt, als sich zu fügen und ihn als eine höhere Realität anzuerkennen.

Die ganze Tragik des Lebens bricht herein. Ohne Mitleid und Schonung zerschlägt sie Pläne und Absichten und zerstört die ganze Harmonie unseres Daseins. Rücksichtslos wirft sie Menschen, Familien, Klassen, Völker aus den Bahnen, die sie für die einzig wahren hielten. Man wähnte sich im Zentrum. Und nun wird man auf die Peripherie geworfen, ohne zunächst zu verstehen, warum. Erst nach und nach wird einem klar, was diese Verlegung zu bedeuten hat. Sie ist eine Erweiterung des ganzen Lebens. Was man für das Zentrum hielt, zeigt sich nun als Mittelpunkt eines unsäglich kleinlichen, engen Lebens.

Auf die Peripherie geworfen werden, das heißt: seinem wahren Zentrum näher kommen; das heißt: in seinem Leben die Macht spüren, die auf wahrhaft große Weise die Welt leitet.

So brechen in unsere Welt Kräfte einer höheren Realität ein. Manchmal wie Sonnenstrahlen aus der Höhe in eine Nebellandschaft, manchmal wie Untergrundwellen in die Ruhe der weiten Meeresfläche. Aber ob Lichtstrahl, ob wilde Welle sind sie Zeugnisse einer andern Realität als der, die unmittelbar vor unsern Augen liegt.

Was unsere Zeit neben und trotz ihrem rohen Realismus kennzeichnet, ist das Erwachen des Sinns für diese Realität und ihre

Offenbarungen. Man ist des bornierten, mechanischen Realismus müde und sehnt sich nach einer weiten, großen, neuen Realität. Man ist mißtrauisch geworden gegen einen bleichsüchtigen, kraftlosen Idealismus und möchte das ideale Streben auf ein großes, stark pulsierendes Leben fundieren. Man beginnt, weitere Grenzen zu ziehen. Man hört auf, die Grenzen der Wirklichkeit dorthin zu verlegen, wo die Welt, die wir klar und deutlich sehen, aufhört. Man wird wieder kühner. Wir treten in das Zeitalter der Rätselfrohen. Man wagt sich weiter hinaus; man ahnt weite, ferne Gestade und sehnt sich nach ihnen. Man ahnt, daß sie viel mehr sind als die, welche man kannte. Man wird das Gefühl nicht los, daß sie nicht ein bloßes Bild sind, sondern etwas Größeres, Höheres, noch Realeres als das, was uns umgiebt.

Hierin begegnen sich die verschiedensten Strömungen, solche, die einander zu bekämpfen scheinen. Greifen wir nur ein paar prägnante Gestalten heraus. Was will im Grunde Nietzsche, da, wo sein Streben rein und groß aus der heutigen Notlage herauswächst? Er will den Sinn für eine andere Realität schärfen als die, welche wir im gewöhnlichen Leben umfassen. Oder besser gesagt als die, zu welcher wir das Leben reduziert haben mit unserm Streben nach Ruhe und Glück, gleichviel, ob wir das Ziel um den Preis der Größe und Hoheit erreichen. Daß die Welt, welche die Menschheit in ihrem kurzsichtigen Streben nach flacher Harmonie umfaßt, nicht die ganze, nicht die wahre Welt ist, das wollte er so laut sagen, daß man es nicht überhören könne. Er wirkte wie eine vulkanische Erschütterung. Aber vielleicht war die Umgebung so tot, so fest eingeschlafen, daß nur eine Eruption wieder Leben schaffen konnte. Vielleicht war eine Explosion eine höhere Notwendigkeit, damit der Sinn für den tragischen Untergrund des Lebens nicht verloren ginge.

Wie tief die Nietzscheesche Reaktion in der heutigen Zeit wurzelt, zeigt ihre Wesensverwandtschaft mit einigen Grundgedanken der Philosophie, die vielleicht der größte Ausdruck des Sehnens und Strebens unserer Zeit ist.

Das Leben, das wir genauer umgrenzen, umfassen und im Alltag beherrschen, sagt Bergson, ist ein ärmlicher Sektor einer viel größeren, viel gewaltigeren, tragisch schöpferischen Realität. Aus dieser Realität greifen wir heraus, was wir für den Alltag brauchen. Wir schaffen beiseite, was unsern unmittelbaren Bedürfnissen nicht entspricht. So ist unsere Realität die Welt des Philisters im Gegensatz zu der des Helden. Sie ist das kleine Stück bebauten Landes im Tal im Gegensatz zu den Riesen des Hochgebirges.

Es ist vielleicht das größte an der modernen Philosophie, daß sie selber den Blick auf diese Realität hinlenkt und die Aufforderung an uns ergehen läßt, sie bei der Bewertung des Lebens in Betracht zu ziehen. Lange hat sie den Blick davon abgelenkt und die Weisung gegeben, bei dem stehen zu bleiben, was sich unmittelbar als Realität ergibt. Nun leuchtet ihr Licht weiter. Wie ein mächtiger Leuchtturm

zeigt sie, daß der Strand nicht die einzige Wirklichkeit ist, sondern daß eine weit größere Realität unendlich, unbegrenzt das Land umgiebt.

Kühn und freudig wagt sich die Religion auf dies Gebiet. Religion ist Sinn für Realität, sagt Lagarde. Sie ist Sinn dafür, daß unser Leben nur ein kleiner Ausschnitt einer großen, weiten Wirklichkeit ist, Sinn dafür, daß eine mächtige Realität in die enge, langweilige, philiströse Welt, die wir so oft für die einzige Realität halten, eingreift. Sie ist Sinn und Organ für die Art, wie sich dieses Leben offenbart.

Sie ist Sinn dafür und ist noch mehr. Sie spürt nicht nur diese Realität, sie hat auch den Schlüssel zu ihrem Verständnis. Sie ist Sinn für den hohen Willen, der sich durch Sturm und Chaos in dieser höhern Realität offenbart. Sie spürt das große, erweiternde, belebende dieser Realität und findet auch im wildesten, seltsamsten in ihr einen Sinn. Sie bricht mit den Schlagwörtern des gewöhnlichen Realismus und kann darum in den Aeußerungen dieser höhern Realität die Offenbarung eines bewußten göttlichen Willens anerkennen. Wie das feste Schiff wird sie auch vom Sturm getragen. Daher das Erweiternde, Befreiende der Religion. Daher auch ihr Gegensatz gegen den engen, kleinlichen Realismus. Weil sie der Sinn für die größte, mächtigste Wirklichkeit ist, weil sie von ihr Besitz nimmt, in ihr lebt, steht sie im stärksten Gegensatz zu jedem kurzsichtigen, bornierten Realismus. Sie verachtet und bekämpft ihn als eine flache Nachahmung. Gerade da, wo er sich aufbauscht und großtut, tritt sie ihm am schärfsten entgegen und entwertet ihn völlig.

So ist die Religion die Macht, die den modernen Realismus mit seinen Auswüchsen besiegen kann. Die rohe, kleinliche Stimmung unserer Tage wird nur durch den Sinn für die höhere Realität überwunden werden. Wo dieser Sinn vorhanden ist, da wird der schwere Bann gebrochen, der auf der heutigen Welt liegt. Der Horizont wird frei. Groß, kühn weitet sich das Leben aus und entwächst der Kleinlichkeit und Gemeinheit. Von Stufe zu Stufe aufsteigend, erhebt es sich zu einer Wirklichkeit, die nicht nur ein Idealbild ist, sondern immer intensiver erlebt wird. Der Sinn für Realität hat den Realismus zu Tode getroffen.

J. Matthieu.

---

# Die Kirche und ihre Zukunft.

## Vorbemerkung.

Ende März dieses Jahres hatte Herr Prof. L. Ragaz die Freundlichkeit, mich einzuladen, meine Gedanken über obiges oder ein ähnliches Thema in einem Aufsatz von nicht über acht Seiten für die Neuen Wege zusammenzustellen, wozu ihm wahrscheinlich meine vor

Jahren und Jahrzehnten veröffentlichen Schriften ähnlichen Inhalts spezielle Veranlassung gegeben haben.

Ich glaubte im ersten Moment dieses ehrende Anerbieten aus verschiedenen Gründen ablehnen zu sollen, deren erster darin bestand, daß für mich die ganze kirchliche Frage längst als eine entschiedene und hoffnungslose Weltfrage abgetan sei, so daß ich nach dem, was ich zu ihren Gunsten getan und geschrieben hatte, mein kleines Schifflein ruhig am Ufer angebunden stehen lassen könnte.

Ich schlug diese Entschuldigung dadurch nieder, daß ich mir sagte, ich dürfe eine unter neuen Verhältnissen und durch traditionell weniger gebundene Persönlichkeiten freundlich geöffnete Türe nicht eigenwillig oder eigensinnig zuschlagen.

Aber noch ein drittes Bedenken stellte sich in der Frage ein: wie kann ein literarischer Dilettant auf dem glattpolierten Fechtboden, neben waffengeübten Gelehrten und Theologen, sich hören lassen, seine Argumente verteidigen oder auch nur rechtfertigen! Dazu fehlte mir ja auch jener Enthusiasmus der Ueberzeugung, welcher alle menschliche Arbeit, sogar die trockene Ackerarbeit begleiten und erfolgreich machen sollte.

Ueber diese Furchtsamkeiten hob mich der Gedanke empor, daß eins der ersten Worte an die Zaghaften stets lautete: „Fürchtet euch nicht."

Ich versuchte zunächst einmal das Programm des Aufsatzes zu entwerfen, da es heißt, ein richtiges Projekt sei schon das halbe Werk. Konnte ich dieses Skelett dann nicht mit wohlgefälligen Körperformen bekleiden, so ist der Weg in den Papierkorb weder hier noch bei der verehrlichen Redaktion der Neuen Wege sehr weit.

Folgendes kommt in Betracht:

1. Die Wahl des Gesichtspunktes: Von der Stellung des Objektivs hängt die richtige Beleuchtung des Bildes ab, denn die Schatten sollen nicht zu schwarz und das Licht nicht zu grell sein. Die Wahl ist schwierig, weil die Zahl der Standpunkte Legion ist.
2. Der Ursprung, das Ziel und die welthistorische Bestimmung der Kirche.
3. Ihre Entartung.
4. Ihre Gegenwart und Zukunft.

## 1. Die Wahl des Gesichtspunktes.

Es ist nicht gerade ein gutes Zeichen für die Einheitlichkeit des Charakters eines Menschen, wenn man nicht recht weiß, von welchem Standpunkt aus man ihn am besten beurteilen kann. Es gibt menschliche Chamäleone, deren Hauptfarbe schwer zu bestimmen ist, weil fast alle Regenbogenfarben bei ihnen abwechselnd und sogar simultan zur Erscheinung kommen.

In Weltanschauung, Politik, Sozialwirtschaft, in wissenschaftlichen Systemen, theologischen und religiösen Gruppierungen, kirchlichen Ab-

teilungen ꝛc. nimmt es an bunter Mannigfaltigkeit und Auswahl kein Warenlager der Großstadt mit der Kirche auf.

Da sehe ich meinerseits das Heil nur in möglichster Höhe des Flugapparates, wohin das schwindelerregende Gewirre der menschlichen Meinungen und ihre gefährlichen Vernunftgeschosse nicht reichen.

Der einzige richtige Standpunkt wird also der sein, der die Kirche weder von unten, noch von links oder rechts ansieht, sondern von oben.

Das wäre der göttliche Standpunkt, der eigentlich in allen Dingen, nicht nur in kirchlichen, das entscheidende Wort haben sollte. Auch die Kirche selbst, nicht nur ihre Kritiker, ist leider weit genug von diesem Grundgesetz abgewichen und ihr nach die ganze übrige Welt.

Da man irgend einen Standpunkt notwendig haben muß, der göttliche aber als altväterisch der Welt nicht mehr gefallen wollte, so verhieß bald die Naturwissenschaft, bald die Theologie und die Biologie, sie wolle für etwas Besseres und Solideres besorgt sein. Ich warte schon ein doppeltes Menschenalter lang auf den Posaunenstoß, daß wenigstens das Fundament desselben gelegt und absolut sicher sei.

Mittlerweile mußte ich auf der alten Basis stehen bleiben und ärgere mich nur darüber, daß die Gelehrten, bevor sie ihren eigenen Turm gebaut und fertig gestellt haben, mit dem Streusand ihres goldglänzenden Wissens die klaren Schriftzüge, an die wir uns bisher mit großem Vorteil gehalten, immer wieder bedecken wollen.

Das bezieht sich nicht nur auf das Neue, sondern ebenso gut auf das Alte Testament, denn da Jesus sich beständig auf dieses bezieht, so gestattet mir die Ehrfurcht vor Ihm nicht, Ihn schulmeisterlich zu belehren, daß Er sich gewaltig irre und nicht einmal so viel wisse wie wir Moderne.

Wenn ich nicht irre, so liegt die Ursache der entsetzlichen modernen Zerfahrenheit und bunten Vielheit und Flatterhaftigkeit der Standpunkte nicht im Unglauben als solchem, der oft auf noblern Füßen steht als mancher sogenannte Glaube, sondern sie liegt in einer furchtbaren Abstumpfung des feinen Wahrheitsinstinktes für das Göttliche und Aechte. Wie die Tiere durch Gefangenschaft den unbeschreiblich feinen Geruchs- und Geschmackssinn, der ihnen schöpferisch beigelegt ist, verlieren, so verliert der Mensch durch Mißbrauch und Abstumpfung der Sinne jenes zarte Gemerk, durch das er göttliche Wahrheit von dem Lügengeist der Welt unterscheiden kann. Das durchschnittliche Abhandenkommen dieser dem Menschen unentbehrlichen Eigenschaft ist für mich das bedenklichste Charakteristikum der Weltsignatur.

Die Beurteilung der Kirche mag aber stattfinden, von welchem Standpunkt man wolle, darin wird ein wesentlicher Unterschied kaum vorhanden sein, daß sie durchaus nicht das ist, was sie sein sollte.

Einen Widerspruch erhebt allerdings gegen dieses Urteil der kirchliche Allgemeinglaube, der eben nicht als Urteil und als Glaube bezeichnet werden kann, weil er auf furchtbarer Oberflächlichkeit, Blindheit und Selbstgenügsamkeit beruht.

Ein kirchlicher Gewährsmann erster Qualität wird uns mit eignen Worten bestätigen, daß die Kirche nicht das ist, was sie sein sollte.

Dr. M. Luther beklagte es tief, daß der Zusammenlauf allgemeinen Volks, Krethi und Plethi, zum bloßen Anhören der Predigt als christliche Kirche, ecclesia, d. h. als brüderlich verbundene Gemeinde der Gläubigen, aufgefaßt und bezeichnet werde. Der hohe aber anmaßliche und falsche Titel hat den größten Anteil an der verhängnisvollen Entartung der Kirche; denn wenn sich die Welt selber zur Kirche macht, so ist diese auch nur Welt.

Jesus hat dem Christentum den Charakter der schroffsten Weltopposition aufgeprägt, als Leuchte in der Finsternis, als Salz in der Fäulnis, als etwas ganz Reines und Neues, gegenüber dem Verdorbenen und Alten.

Von diesem Allgemeinstandpunkt aus glaube ich also die Kirche in's Auge fassen und beurteilen zu sollen.

## 2. Ursprung und Zweck der Kirche.

Der Ursprung der Kirche liegt in der christlichen Urgemeinde mit dem Zweck der Sammlung eines Gottesvolkes, zur Bildung eines Gottesreichs, sowohl im Diesseits als in der Zukunft. Als Vorstufe dieser auf Glaubensgehorsam gegründeten Körperschaft diente die Stiftshütte und der Tempel zu Jerusalem. Dies war sozusagen die Kinderstube oder die Kinderbewahranstalt des auserwählten Volkes. Es sollte sich an dem genauen und scharfen Zeremonialgesetz in Gehorsam nnd am Opferdienst in der Hingebung an Jehova üben.

Die Entstehung der Gemeinde Gottes geschah durch Gnadenwahl eines Volkes aus den andern, aber auf Grund der Wahl eines glaubensstarken einzelnen Mannes, Abrahams und der Glaubensdynastie seines Sohnes und Enkels Isaak und Jakob.

Das Volk Israel wurde zwar als Volk und als Masse berufen, aber die gotteskindschaftliche Qualifikation geschah nur auf Grund des persönlichen Glaubensgehorsams.

Dies war auch das Prinzip für die christliche Urgemeindebildung: Viele oder alle berufen, aber wenige auserwählt. Gotteskindschaft kann nur auf dem Edelprinzip der Freiheit beruhen und wäre eine contradictio in adjecto, wenn Zwang und Unaufrichtigkeit des Herzens dabei möglich wäre.

Wie alle Kräfte und Großmächte durch zentripetales „Hinzugetanwerden" vieler Einzelkräfte gesammelt und gebildet werden, so gründete sich die Urgemeinde, nicht auf ein interessantes menschliches Statut oder volkswirtschaftliches Programm, sondern war die Folge eines Ergriffenseins der einzelnen Seelen durch eine lebendige, Fleisch und Welt weit überragende Kraft.

Das kirchliche Grundgesetz hieß damals: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da ist meine Kirche." Das hieß implicite: „Wo ich nicht bin, da ist keine Kirche, auch wenn der Dom

zehn Millionen gekostet hätte und in der Pracht der Peterskirche erglänzte."

Von einer Lokalfrage war bei Jesus nie die Rede. Schon an Seiner Geburt wurde ein Kuhstall zur Kirche geweiht. Jedes Haus, jede Straße, jedes Feld, jedes Schiff, auch Synagoge und Tempel verschmähte er, trotz ihres geistlosen Zustandes, nicht, das Reich Seines Vaters und das Heil des Volkes zu verkünden.

Der formelle Apparat wäre also ungeheuer einfach und billig, wenn der lebendige Geist, der Hauch Gottes aus der Seele strömte und alles künstliche, gemachte und menschliche ersetzte.

Man verlangt für die Kirche ein recht würdiges, schönes Aeußeres. Es hat etwas geradezu rührendes, wenn in kleinen ländlichen katholischen Kirchlein eine ganze Fülle zärtlicher Empfindung und Ehrfurcht aufgehäuft erscheint von Leuten, die aus ihrer Armut Gott diese Opfer mit innerer Freude bringen.

Noch schöner freilich wäre es, wenn der Schwerpunkt des christlichen Lebens sich weniger ausschließlich im Tempel finden würde, sondern überall, wo Menschen gehen und stehen, arbeiten, wohnen und zusammen in Handel und Wandel verkehren, seine Kraft und sein reales Dasein kund und fühlbar machte.

### 3. Die Entartung der Kirche.

Jesus hat in furchtbaren Worten die entsetzliche Entartung des Tempels, dieses einzigen wahren Gotteshauses, gestraft. Es ist zum Kaufhaus und zur Mördergrube geworden. Wie ist das zugegangen? Durch Untreue und Unglaube. Kann denn das so großes Unheil anrichten? Ein bischen Untreue und Unglaube ist doch recht bald geschehen, wer wird davon viel Aufhebens machen! Gott kann nicht so grausam und exakt sein. Nein, Gott straft eigentlich nicht die Sünde, sondern nur unsere obstinate Unbußfertigkeit. Jener gegenüber hatte Gott stets eine fast unendliche Geduld, wie mit dem Ganzen, so mit dem Einzelnen, aber endlich muß sie doch ein Ende nehmen.

Wir können durch einzelne akute Sünden zu tiefem Fall kommen und durch plötzlichen Zorn zum Mörder werden. Das eigentlich Gefährliche für uns liegt aber in der Strömung, in die wir fast unvermerkt gelangen und die uns in eine ganz neue und falsche Richtung und Umgebung versetzt.

Wie der Mensch nicht die Absicht hat zu sündigen, ebenso wenig wollte die Urkirche und die nachfolgende ausdrücklich der Entartung verfallen. Sie will ja heute noch Gott dienen, aber ohne rechte Buße und mit eigenen menschlichen Mittelchen, Surrogaten und Halbheiten, ohne an die Wurzel zu rühren.

Die richtende und leitende Autorität der katholischen wie der protestantischen Kirche ist nicht mehr wie in der Urkirche der heilige Geist, sondern der menschliche Geist. Damit ist eigentlich alles gesagt und

die Kirche steigt damit auf das Niveau aller andern menschlichen Anstalten hinab.

Mit dem Preisgeben des transzendenten Prinzips hat sie ihren Sinn als Kultusstätte eingebüßt und qualifiziert sich nur noch als Lehranstalt. Sie ist durch den hohen Namen, den sie sich beilegte, in Mißachtung gefallen, weil sie ihn nicht rechtfertigte und die Welt sich auf die Länge nicht täuschen läßt.

Durch Verlust des Grundprinzipes war die Kirche genötigt, ihre ganze Gepflogenheit umzuändern. Sie konnte sich nicht mehr aus der Volksmasse rekrutieren, sondern mußte die Masse selbst sich inkorporieren, gleichviel aus was sie bestund. Wie gewisse Industriegeschäfte nur auf Massenproduktion eine lukrative Existenz gründen können, so beruht auch die Kirche auf dem Vorhandensein einer gewissen Volksmenge, obschon sie nicht von materieller Rentabilität abhängt.

Natürlich mußte das normale Rekrutenmaß und -Gewicht jeweilen den Verhältnissen entsprechend herabgesetzt und sogar Leute eingereiht werden, deren Qualifikation als Vaterlandsverteidiger sich weit unter dem Nullpunkte befand. Es hängen ja mit der Kirche berufliche Dinge zusammen, die mit dem Christentum gar nichts zu tun haben.

Der Raum dieser Zeilen gestattet mir nicht, einen Blick zu werfen auf die Anstregung der Kirche, durch Unterricht und Konfirmation die Blößen und Mängel der Kirche zu decken. Ich sehe soeben in einem diesfallsigen religiösen Bericht des kirchlichen Ordnungsstaates Deutschlands, daß von 104 frisch konfirmirten Knaben fast alle, unter Gründen, die zum Teil komisch genannt werden müßten, wenn sie nicht entsetzlich traurig und für die Kirche vernichtend wären, urteilten, daß die Religion überhaupt keinen Wert habe.

Wenn der hohe Ernst und die umfassende Geistes- und Charakterbildung der Pfarrer den unselbständigen und geistig schlaffen oder gleichgültig kalten oder lauwarmen Zustand des kirchlichen Durchschnittspublikums nicht recht erklären lassen, so mag doch auch in dieser Richtung der Druck und Einfluß des Weltgeistes an der Dämpfung des göttlichen Feuers mehr, als man vermutet, schuld sein. Wenn menschliche Arbeit gelingen soll, muß sie mit Enthusiasmus getan werden, und vielleicht läßt die kirchliche Atmosphäre als solche diese Temperatur nicht aufkommen. Das Milieu, in dem wir stehen und atmen müssen, ist ja von ungeheurem Einfluß für uns. Es kann freilich vom Prediger selbst bis zu einem gewissen Grad gehoben und belebt werden, aber der ganze kirchliche Habitus wird sein allzu steifes Wesen bald genug wieder in beengender Weise zur Geltung bringen. Die Kirche trägt zu sehr das Gepräge der Schablone, wie alles, was sich von der Natur entfernt. Schablone und Natur sind die absolutesten Gegensätze, und nicht einmal die Grashälmchen und Blätter sind nach der Schablone gemacht, sondern jedes ist Originalschöpfung.

Als eine der größten Ursachen für den Zerfall und die Entartung der Kirche möchte ich, trotz großem Geistesreichtum sehr vieler Prediger,

die Langweile, welche in derselben herrscht, erklären. Ich verstehe darunter nicht den Mangel an Unterhaltung durch geistvolle und rhetorisch glänzende Ausführungen und tiefgründige exegetische Erklärungen, an denen es meist nicht fehlt. Ich verstehe darunter mehr die Tatsache, daß diese schönen Dinge bloß allgemeine Wahrheiten sind, denen man als Wahrheiten gern Anerkennung zollt, sie sogar als goldene Früchte in silberner Schale bewundert, die aber den Fehler haben, den einzelnen Menschen nicht als Mittelpunkt dieses zyklonisch-geistigen Wirbelwindes in die Luft zu heben, als wäre es nur auf ihn abgesehen.

Gegen alle Interesselosigkeit und Schlafsucht in Schule und Kirche dient am besten das Anfassen der Persönlichkeit, während bei uns das allgemein gehaltene nur die Oberfläche berührt und keine Wurzel faßt. (Bei meinen Hausandachten galt immer der Spruch: keine Explikationen, sondern direkte Applikation. Das schlug nur zu gut ein.)

Die Oberflächlichkeit ist im kirchlichen Betrieb, trotz allem seelsorgerlichen Ernst, fast nicht zu vermeiden. Damit wird ein großer Schaden bezeichnet, dessen Nachweis mir der Raum nicht gestattet. Ich beschränke mich darauf, eine Folge der Oberflächlichkeit zu nennen, welche mir am meisten durch die Erfahrung zum Bewußtsein kommt. Ich meine die äußere gesetzliche Korrektheit des Wandels der kirchlichen Christen bei einer allzugroßen Skrupellosigkeit in den unscheinbareren Eigenschaften des Herzens, welche als verborgene Quelle und Triebfeder unseres ganzen Lebens, Denkens, Wollens und Tuns eigentlich viel wichtiger sind, als unsere vielfach recht fehlerhaften Handlungen. Sie sind nicht nur psychologisch und sittlich wichtiger als unsere Werke, sondern auch viel gefährlicher, weil sie verborgen sind und auch gefälscht werden können und der öffentlichen Beurteilung oder Kontrolle sich oft lebenslänglich entziehen und deshalb auch nur schwer geheilt werden können.

Der Geist Gottes allein und die erschütternden Tragödien des Lebens und Sterbens greifen bis in den Tiefgrund des menschlichen Herzens, und es hat wohl keine Weltepoche so viele feine und deshalb gefährlichere Feinde der menschlichen Seele gezeitigt, als die heutige.

Die letzte meiner Programmnummern:

**Was nun?**

kann eigentlich nicht von mir, sondern muß von solchen erledigt werden, die an die Fortdauer der jetzt so gestalteten und historisch gewordenen Kirche glauben.

Der Unterschied liegt darin, ob die Kirche wie bisher mehr im alttestamentlichen und katholischen Sinn, als feierliche Kultusstätte, als Sanctuarium, als Gotteshaus, mit einer Art gesondertem levitischen Priesterstand, wie Stiftshütte und Tempel, aufgefaßt werden will — oder aber unter dem Gesichtspunkt des weiten evangelisch freien Prin-

zips des allgemeinen Priestertums, ohne hierachische Ordnung und ohne kultische Formen.

Das Erstere wäre lediglich eine Fortsetzung des bisherigen Geleises, das andere wäre eine absichtliche, glückliche Entgleisung vor dem Rand eines nahen Abgrundes.

Jenes hätte ohne Zweifel die größten Chancen des Gelingens, aber um so geringere des Heilens der kirchlichen Uebelstände.

Die Schwierigkeit des zweiten Weges besteht darin, daß es sich dabei nicht um neue Formen und Dinge handelt, sondern um neue Menschen.

Das wirkliche Neuwerden der sozialen Verhältnisse beruht ein für allemal auf dem Neugeborenwerden des Herzens, durch welches das Grundübel der Menschheit, die Selbstsucht allein vernichtet und durch das große Licht und Lebensprinzip der Liebe ersetzt werden kann.

Von diesem Mittelpunkt aus muß wohl die ecclesia militans immer gegen die tausend Fragen, die wir an der Peripherie stehen sehen, vorgehen, denn auf dem umgekehrten Angriffsweg geht es uns wie im Urwald, d. h. wir verlieren uns und gelangen vielleicht nie ans Ziel.

Diesen verwirrenden Eindruck machen uns Naturmenschen oft die vielen Probleme, welche die Wellen der modernen Zeit wie Schiffstrümmer ans Ufer werfen.

Oft bedauern wir die edle Bemühung der Rettungswilligen und Fähigen, weil noch so viele Schiffbrüchige rettender Hände bedürften.

A. Schindler.

---

# Zur Vertiefung des Sozialismus.

Zu unseren wichtigsten Programmpunkten gehört die Arbeit an einer tieferen Verbindung zwischen Sozialismus und idealistischem Denken. Wir sind zwar weit davon entfernt, die Macht des praktischen (und im Grunde auch des theoretischen) Idealismus, der in der sozialistischen Bewegung wirksam ist, zu verkennen. Er ist immer noch ungleich größer, als der in den sogenannten bürgerlichen Parteien vorhandene. Aber so stark wir diese Tatsache anerkennen und betonen, so bleibt doch wünschenswert, daß der dem Sozialismus zu Grunde liegende Idealismus einen besseren Ausdruck finde, sowohl in der Theorie als in der Praxis. Denn wir stehen auch vor der Tatsache, daß dieser Idealismus bis jetzt vielfach in einer Form aufgetreten ist, die das Gegenteil von Idealismus zu sein scheint. Er hat sich nämlich mit dem Materialismus verbunden, nicht überall freilich, aber doch in jener weltgeschichtlich bedeutsamsten Form des modernen Sozialismus, welche Marxismus heißt und welche das Denken

der kontinentalen sozialistischen Arbeiterbewegung völlig beherrscht. Diesen Materialismus darf man freilich nicht, wie meistens geschieht, mit der Behauptung verwechseln, daß der Geist nur eine Erscheinungsform des Stoffes, also im Grunde selbst Stoff sei, mit dieser „Philosophie für Barbiergesellen", die bei uns durch Vogt und Büchner und neuerdings in abgeschwächter Form durch Häckel zum Kredo der Gedankenlosen geworden ist. Der „Materialismus" der Sozialdemokratie ist vielmehr eine bestimmte Methode, die Geschichte zu bearbeiten. Diese besteht darin, daß die politischen und sozialen, in letzter Linie sogar die religiösen, philosophischen und ästhetischen Erscheinungen auf ökonomische Bedingungen zurückgeführt werden. Aus diesem Grunde nennt man die Methode besser die ökonomische. Ihre Anwendung bedeutet also durchaus keine Leugnung der selbständigen Art des Geistes; sie ist auch nicht so gemeint, als ob religiöses, philosophisches, künstlerisches Schaffen in letzter Instanz aus ökonomischen Ursachen erklärt oder abgeleitet werden könnten. Es soll dadurch z. B. nicht etwa das Geheimnis des Genies aufgehellt werden. Der Geist behält sein Eigenrecht. Es wird nur gezeigt, wie auch das Auftreten und die Wirksamkeit des Genius von einer Reihe von Bedingungen abhange, unter denen die ökonomischen die entscheidenden seien. Die Methode bedeutet also nur eine Modifikation des alten: „Als die Zeit erfüllet war" nach der mehr materiellen Seite hin. Sie zeigt, daß sowohl das Christentum, als die Reformation — um nur diese zwei auf den ersten Blick rein „idealistischen" Bewegungen zu nennen — erst im Gefolge gewaltiger sozialer Umwälzungen auftreten konnten.

Dieser „Materialismus" einer Bewegung, die in ihrer Hoffnung und Forderung einen so ungeheuren, fast schwärmerischen Idealismus darstellt, ist eine der seltsamsten Paradoxien, die die Geschichte kennt, eines der größten Rätsel, die sie uns aufgibt. Er ist ein Stein des Anstoßes, vor dem jeder, der die Dinge verstehen möchte, statt sie bloß zu schelten und zu richten, nachdenklich stille halten muß. Wer das tut, dem wird an dieser Stelle allerlei Licht aufgehen. Er wird unter anderem — denn das ist nur eine Seite der Sache! — erkennen, daß dieser „Materialismus" nur eine Reaktion auf einen Pseudoidealismus ist, nämlich jenen Pseudoidealismus der Religion und Moral, der schöne „Ideen" und „Ideale" proklamiert, denen nicht nur die Wirklichkeit Hohn spricht, ohne daß es ihm einfiele, diesen Widerspruch zu beseitigen, sondern die oft direkt dazu dienen, eine sehr unideale Wirklichkeit ideal zu verhüllen. Diesem Pseudoidealismus, der allen Idealismus fast zu Tode diskreditiert, stellt sich ein „Materialismus" entgegen, der die „Ideen" und „Ideale" verhöhnt, der die Materie verlangt, und der doch im Grunde der stärkste Idealismus ist, weil er nichts anderes will, als die Natur dem Geiste, den Stoff der Idee unterwerfen. So ist denn auch das Endziel des Sozialismus und im Besonderen des Marxismus

idealistisch genug: ein freies, wirklich menschlich gewordenes Menschentum, das endlich Herr geworden über die Natur, ein völliger Sieg der Persönlichkeit über alles untermenschliche Wesen.

Aber auch wenn man diesen Sinn des sozialistischen, im besonderen marxistischen, „Materialismus" vollkommen begreift, so bleibt doch ein Bedenken übrig. Dieser Scheinmaterialismus, der im Grunde Idealismus ist, läuft doch Gefahr, dem wirklichen Materialismus zu verfallen. Nicht nur lassen sich Arbeiter und Arbeiterführer dadurch verleiten, den wirklichen, naturphilosophischen Materialismus, den wir vorhin gekennzeichnet, für die wahre und dem Proletariat allein dienliche Philosophie zu halten, wodurch die Arbeiterbewegung intellektuell rückständig wird, vielmehr wird diese dadurch auch in ihrem sittlichen Sinn verändert. Als ihr Ziel erscheint bloße sinnliche Befriedigung und als ihr Motiv Selbstsucht; der Sozialismus sinkt von seiner Höhe herunter und wird armseliges Philistertum. Aber die hier vorliegenden Gefahren nehmen noch feinere und darum schlimmere Gestalt an. Marx gelangt durch seine Methode, die man die dialektische nennt, zu der These, daß der Sozialismus mit absoluter Notwendigkeit auf den Kapitalismus folgen müsse. Denn da das Grundgesetz alles Werdens der Gegensatz oder Widerspruch sei, in dem Sinne, daß jedes Ding auch seinen Gegensatz in sich trage, der aus ihm heraustrete, um dann wieder durch seinen eigenen Gegensatz „aufgehoben" zu werden (eine Auffassung, die besonders durch Hegel ausgebildet worden ist), so müsse aus dem inneren Widerspruch, den der Kapitalismus enthalte, dem Widerspruch nämlich zwischen seiner gesellschaftlichen Produktionsform und seinem rein privaten Endzweck (dem Profit), der Sozialismus notwendig hervorgehen. Dann aber braucht, so scheint es, das Proletariat nur zu warten, sein Tag kommt von selbst. Diese Lehre scheint eine Art Fatalismus erzeugen zu müssen. Zwar hat sie vorerst merkwürdiger Weise die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Sie hat das Proletariat gewaltig aufgerüttelt. Denn sie hat ihm das gegeben, was es am meisten nötig hatte: eine große Hoffnung. Sie hat ihm gezeigt, daß seine Rettung und Erhebung nicht bloß ein schöner Traum sei, eine „Idee" oder ein „Ideal", sondern ein sicheres Erbteil der Weltgeschichte, nach dem es bloß zu greifen brauche. Diesen Sinn hat das vielmißdeutete Wort von Karl Marx: „Die Arbeiterbewegung hat kein Ideal zu verwirklichen." Aus dieser Stimmung, die ihrerseits wieder auf die vorhin geschilderten, mit dem „Idealismus" gemachten Erfahrungen zurückgeht, hängt die Verachtung aller sogenannten ideologischen Versuche zusammen, die soziale Umgestaltung durch vernünftige, im besonderen moralische, religiöse, philosophische „Ideen" oder durch Moralpredigt bewirken zu wollen. Diese Art von Sozialismus wird kurzerhand utopisch genannt. Nur der Klassenkampf des Proletariats, der aus seiner materiellen Lage entsteht, kann das Endziel des Sozialismus durchsetzen und damit das Werkzeug werden, dessen in der gegenwärtigen Epoche die Weltge-

schichte bedarf. Denn das ist ja der Sinn des proletarischen Klassenkampfes: daß in ihm das Proletariat die ihm zugedachte weltgeschichtliche Aufgabe ergreift, durch einen letzten Klassenkampf alle Klassenherrschaft und damit alle Klassenkämpfe aufzuheben und das Reich freien Menschentums zu schaffen.

Also die fatalistische Konsequenz des Systems trat zunächst so wenig hervor, als etwa beim Kalvinismus. Am wenigsten bei Marx und seinen nächsten Jüngern selbst; denn diese verzehrte der Eifer für die Organisation des Proletariats auf den großen Tag hin. Bei ihnen verstand sich das Recht des Geschichte schaffenden Willens von selbst. Und so richtet auch heute der Marxismus, der den Sieg des Proletariats für eine „wissenschaftliche" Notwendigkeit hält, einen glühenden Appell an die Tatkraft der Massen, so fordert er, der auf die Determination der ökonomischen Motive allein zu vertrauen vorgibt, die soziale Revolution im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, so verbindet er Determination mit Freiheit, Materialismus mit Idealismus.

Daß aber hier zunächst ein Widerspruch vorliegt, ist wohl nicht zu leugnen. Dieser Widerspruch mußte mit der Zeit doch lähmend und verwirrend wirken. Er ist wesentlich schuld daran, daß das ethische Moment in der Arbeiterbewegung nicht noch klarer und sieghafter hervortritt; er bringt aber auch in die sozialpolitische Taktik Unklarheit hinein. Wenn der Tag der großen Weltwende doch von selber kommen muß — warum dann an der jetzigen Welt viel herumflicken? Aber wenn er nicht kommt, oder doch noch sehr, sehr fern ist — sollte es dann nicht richtiger sein, schon jetzt an den Zuständen so viel zu bessern, als heute möglich ist? Das Erste ist die Meinung des Radikalismus, das Zweite die des Revisionismus. Ihr Gegensatz entsteht aus dem im Marxismus enthaltenen inneren Widerspruch. Dieser ist also zu einer „Krise" gelangt. Aber diese Krise ist eine solche der ganzen Arbeiterbewegung. Was bleibt denn übrig, wenn die alte Hoffnung schwindet? Ein „Ideal" hatte man ja nicht, man vertraute auf die „Entwicklung". Wenn diese nun enttäuschen sollte? Muß denn nicht die Bewegung in Philistertum oder in verzweifeltem Anarchismus enden?

Es ist klar: aus dieser Krisis kann nur eine neue Orientierung helfen. Diese muß bestehen in einem entschlossenen Idealismus, deutlicher gesagt: einer klaren Herausarbeitung des Idealismus, der in der Bewegung schon enthalten ist. Wie kann diese neue Orientierung gewonnen werden? Es sind verschiedene Wege möglich. Einmal der religiöse Weg. Der Sozialismus kann als religiöse Forderung und religiöse Hoffnung verstanden und damit zu seiner größten Tiefe geführt werden. Das ist unser Weg. Es gibt aber für solche, die den religiösen nicht gehen können oder mögen — aus den bekannten Gründen — auch einen philosophischen Weg; wie denn Philosophie oft genug ein Ersatz für die Religion ist. Auch wir gehen ihn, soweit wir Philosophen sind. Er besteht darin, daß gezeigt wird,

wie der Sozialismus die notwendige Konsequenz einer richtig orientierten, also einer idealistischen Ethik ist.

Da bietet sich denn von selbst Kant an. Denn er ist's, der im Abendland den idealistischen Sinn des Sittlichen und damit dessen Sinn überhaupt auf eine Weise herausgearbeitet hat, die in ihrem Kern ewig gültig sein wird. Wie leicht lassen sich aus dieser Ethik die Grundforderungen des Sozialismus ableiten! Die ethische Grundforderung ist nach Kant, daß der Mensch sich selbst und andern nie als Mittel zu einem Zweck, sondern stets als Endzweck oder Selbstzweck behandeln soll. Darin besteht die Autonomie, die Freiheit des Menschen, darin seine allen Sachwerten unvergleichliche Würde. Das ist's, was wir heute „Persönlichkeit" nennen. Die menschliche Gemeinschaft soll danach ein Reich freier Persönlichkeiten werden, deren Beziehungen durchgängig von diesem zentralen Prinzip bestimmt sind. Die Weltgeschichte hat kein anderes Ziel. Dann müssen notwendig auch die wirtschaftlichen Verhältnisse nach diesem Prinzip gestaltet werden; dann ist aber auch eine Wirtschaftsordnung, die den Menschen zu einem Mittel zur Erzeugung von Profit macht, ethisch gerichtet. Der Sozialismus ist die notwendige Konsequenz der Kantischen Sittenlehre, die ihrerseits wieder auf die Grundlehre des Christentums von dem unendlichen Wert der „Seele", d. h. der Persönlichkeit, zurückgeht. Es muß sich der Versuch aufdrängen, diese Konsequenz zu entwickeln, also den Sozialismus aus Kant abzuleiten. Dabei erhebt sich aber für den modernen Sozialisten eine große Schwierigkeit: Geraten wir auf diesem Wege nicht wieder in die alte „Ideologie" hinein, in eine idealistische Konstruktion, die den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert? Es müßte sich also eine Verbindung zwischen der Wahrheit des sogenannten Geschichtsmaterialismus und der Kantischen Ethik finden lassen. Aber sollte das unmöglich sein?

Es konnte also gar nicht anders sein, als daß der Sozialismus früher oder später an Kant anknüpfte. Schon Fichte, Kants größter Schüler und Nachfolger, ist entschlossener Sozialist. Ebenso Friedrich Albert Lange, dessen Buch über die Arbeiterfrage ich noch immer zu den schönsten Werken der sozialistischen Literatur rechne. Dann die Marburger sogenannten Neukantianer: Kohen, Natorp, Staudinger.*) Zu diesen gehört auch der Mann, dessen Buch anzuzeigen und in den richtigen Zusammenhang zu stellen, der Sinn dieser Ausführungen ist: Karl Vorländer in Solingen. Er ist sozusagen Spezialist in Bezug auf unser Thema. Nachdem er schon vor Jahren in kleineren Schriften („Kant und der Sozialismus", „Die neukantische Bewegung

*) Ohne mich mit diesen Größen vergleichen zu wollen, darf ich wohl darauf hinweisen, daß ich selbst wiederholt den Sozialismus durch Kant begründet habe, so in meinem „Du sollst" und in dem Vortrag: „Kapitalismus, Sozialismus und Ethik", aber auch anderswo. Ich bin ganz von mir aus zu dieser Verbindung gelangt. Sie ist eben sehr naheliegend.

im Sozialismus") und neuerdings in dem inhaltsvollen Vortrag: „Marx und Kant" die Syntheſe von Kant und Sozialismus proklamiert und begründet hatte, iſt er nun zu einer Zuſammenfaſſung ſeiner Studien in einem größeren Werke fortgeſchritten. Es heißt: „Kant und Marx, Ein Beitrag zur Philoſophie des Sozialismus".*) Freilich bildet das Buch nur den erſten, hiſtoriſch-kritiſchen Teil, dem ein ſyſtematiſcher folgen ſoll. Sein Problem iſt das von uns formulierte: zu unterſuchen, ob und wie eine Verbindung zwiſchen der Kantiſchen idealiſtiſchen Ethik und der Grundwahrheit des Marxismus oder Geſchichtsmaterialismus, herzuſtellen ſei. Vorländer konfrontiert zu dieſem Zwecke zunächſt einmal die beiden Protagoniſten Kant und Marx. Er zeigt, wie Kant zwar ſelbſt nicht Sozialiſt ſei, weil die ökonomiſche Entwicklnng zu ſeiner Zeit die Konzeption eines modernen Sozialismus noch nicht ermöglicht habe (was ich meinerſeits bezweifle), daß aber aus ſeiner ethiſchen Hauptpoſition unter den Verhältniſſen, in denen wir heute leben, der Sozialismus folge. Dabei ſei Kant keineswegs ein ethiſcher Utopiſt geweſen. Er habe einen ſehr klaren, ja eher ſkeptiſchen Blick für die Wirklichkeit gehabt. Es ſei bei Kant aber ſcharf zu unterſcheiden zwiſchen der ſittlichen Idee ſelbſt und ihrer Verwirklichung, zwiſchen dem Sollen und dem Sein. Das Erſte ſei Gegenſtand der teleologiſchen, das Zweite der kauſal-genetiſchen Auffaſſung der Dinge, die zwar letzten Grundes zuſammengehörten, zunächſt aber ſcharf zu ſcheiden ſeien. Man könne die ſittliche Idee in aller Strenge und Hohheit formulieren und doch ſehr nüchtern nach dem Wege fragen, den ſie gehen müſſe, um unter den jeweilen gegebenen Umſtänden ſich zu realiſieren. Und da habe nun Kant in ſeinen geſchichtsphiloſophiſchen Verſuchen, beſonders in der wertvollen Schrift: „Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht", gezeigt, wie der ſittliche Fortſchritt ſich auf ſehr realiſtiſchem Wege, gleichſam gegen ſeinen eigenen Willen, vollziehe. Denn es ſeien die ſtreitenden Egoismen, aus deren Spiel zuletzt Freiheit und Friede hervorgehe, auf die Weiſe alſo, die Hegel die „Liſt der Vernunft" nennt und Wundt die „Heterogonie der Zwecke". So reiche Kant gleichſam Marx die Hand. Marx aber komme auf ſeine Weiſe Kant entgegen. Auch ſeine „materialiſtiſche" Konſtruktion der Entwicklung ſetze eine ethiſche Idee voraus. Zwar ſeine Lehre von der ökonomiſchen Entwicklung habe es allerdings bloß mit dem „Sein" zu tun. Sie ſei reine Wiſſenſchaft, und zwar im Sinne der Naturwiſſenſchaft. Sie verfahre kauſal-genetiſch d. h. ſie erkläre die ökonomiſchen Erſcheinungen nach ihrer hiſtoriſchen Bedingtheit und Abfolge. Das ſei aber nur ein Unterbau, zu dem ein Oberbau gehöre: eine Ethik. Dieſe müßte das Ziel, dem nun nach der Meinung des Sozialismus dieſe Entwicklung dienen ſolle, formulieren und zwar mit wiſſenſchaftlicher Schärfe. Auch eine Vorhalle gehöre dazu: eine Erkenntniskritik. Der

*) Bei J. C. B. Mohr in Tübingen erſchienen.

Marxismus wäre damit also kritischer Idealismus geworden, ohne an seiner wesentlichen Bedeutung für den Kampf des Proletariats etwas einzubüßen; er wäre zu innerer Einheit und neuer Stoßkraft gelangt und die „Krise“ überwunden.

Nachdem er so die Führer einander gegenübergestellt und die Möglichkeit ihrer Versöhnung aufgezeigt, läßt er nun eine lange Reihe von sozialistischen Philosophen oder Halbphilosophen aufrücken, die sich an dem Problem dieser Versöhnung versucht, von Friedrich Albert Lange bis Antonio Labriola und Jean Jaurès! Dabei stehen auf der einen Seite die „Neukantianer“ (die Vorländer „Neukritizisten“ nennt, mit gutem Grund), auf der andern die echten Marxisten, und es wird die Linie aufgewiesen, die sie alle verbindet. Dabei werden alle philosophischen Probleme, die mit dem Sozialismus zusammenhängen, aufgerollt — was einen Hauptwert des Buches bildet.

Ich halte dieses überhaupt für sehr wichtig und bedeutsam und empfehle es allen, die an seinem Problem Anteil nehmen.*) Die Darstellung ist sehr klar und fesselnd; eine Fülle von interessantem, zum Teil neuem Material wird geboten und manches Bekannte in neuer Beleuchtung gezeigt. Ich bin auch persönlich mit der Tendenz des Verfassers einverstanden, Kant und den Sozialismus zu verbinden. Daß ich auch Einwände zu machen habe, versteht sich fast von selbst. Da die Neuen Wege nicht der Ort sind, diese ausführlich geltend zu machen, so seien nur die drei wichtigsten erwähnt: Zum Ersten: Ich halte die Marburger Auslegung Kants zwar für die geistvollste unter den vorhandenen und freue mich besonders ihrer sozialistischen Tendenz, aber ich halte sie nicht für kongenial, ja ich habe sie im Verdacht einer, allerdings unbewußten, tendenziösen Deutung. Was sie als „metaphysisches Beiwerk“ auf der Seite lassen und geringschätzig behandelt, seine Begründung des praktischen Vernunftglaubens, nämlich des Glaubens an den persönlichen Gott (den „lebendigen“ Gott nach Kants eigenem Ausdruck) und was daraus folgt, ist nach meiner Ueberzeugung nicht nur Kants eigene, deutlich ausgesprochene Absicht, sondern auch der weltgeschichtliche Sinn seiner Tat; was aber die „Neukritizisten“ allein von ihm annehmen, die Erkenntniskritik und Begründung der Wissenschaft, ist nur ein Mittel zu diesem Zweck. Man mag diese Auslegung „alt-kantianisch“ nennen, das kümmert mich wenig, ich halte *diesen* Kant, den Kant, wie ihn Fichte und Schiller verstanden, für *den* Kant, der eine Epoche der Denker abgeschlossen und eine neue eingeleitet hat. *Diese* Deutung Kants allein erklärt seine Stellung in der Geschichte. Zum Zweiten: Man mag wohl die Kantische Ethik mit einer weitgehenden Berücksichtigung der materiellen Faktoren der Entwicklung verbinden, aber man muß das durch eine *neue* und *selbständige*

*) Ich benütze den Anlaß, um auch auf das neueste Werk des Verfassers hinzuweisen: *Immanuel Kants Leben* (Leipzig, Verlag von Felix Meiner, 1911). Es ist meines Wissens die ausführlichste und gediegenste Darstellung von Kants *Leben* aus neuerer Zeit.

Synthese versuchen. Denn es läßt sich doch nicht verkennen, daß die beiden Systeme: das Kantische und das Marxische zweien grundverschiedenen Typen des Denkens angehören. Kant ist ethisch orientiert, Marx (als Philosoph) intellektualistisch und naturwissenschaftlich. Der Faktor der selbständigen Schöpferkraft des Geistes kann auf seinem Boden nicht zu seinem Rechte kommen. Ihn beherrscht der Entwicklungsgedanke teils in der logischen Gestalt, die er bei Hegel, teils in der mechanistischen, die er in der modernen Naturwissenschaft angenommen hat; beide Formen gestatten aber keine schöpferische Freiheit des persönlichen Geistes. Darum muß das System völlig zerschlagen werden, wenn seine Bestandteile mit genuinem Kantischem Denken vereinigt werden sollen. Dann aber kann man nicht mehr wohl von einer Verbindung von Geschichtsmaterialismus und Kantischem Denken reden. Vorländer scheint mir zu sehr auf einzelne Bestandteile der beiden Systeme statt auf ihren Typus zu achten. Zum Dritten: Es ist nicht zu erwarten, daß eine solche philosophische Reinigung des Sozialismus gar zu viel Wirkung haben werde und es ist ihr daher auch nicht gar zu viel Gewicht beizulegen. Sittliche Erhebungen bedürfen stärkerer Motive und tieferer Quellen der Kraft. Das weiß Vorländer natürlich auch. Aber ich möchte an dieser Stelle das Recht des religiösen Momentes gegen ihn betonen. Es ist m. E. der große Mangel der Marburger Philosophenschule, daß sie die religiöse Konsequenz (oder meinetwegen Voraussetzung) des Sittlichen nicht tief genug fassen — aus antitheologischem Vorurteil. Auch hierin hat Fichte tiefer und schärfer gesehen — wenn auch nur nach und nach.

Diese Einwände hindern mich nicht, mich dieses Buches von Herzen zu freuen und ihm großen und nicht nur literarischen Erfolg zu wünschen. Der Verfasser tut ein sehr wichtiges Werk.

Es erscheint seltsam, wenn ich neben ein Buch von 290 Seiten ein Heft von 62 Seiten stelle. Aber auf das Quantum kommt es ja nicht an und Matthieu's „Die Hauptströmungen der Arbeiterbewegung in ihrem Verhältnis zum modernen Kulturproblem" ist eine sehr kondensierte Leistung. Leicht hätte sich daraus ein wohlbeleibtes Buch machen lassen.*) Auch Matthieu's Arbeit soll der Vertiefung des Sozialismus und des Urteils über ihn dienen, und auch sie ist zunächst historisch. Ihr Problem ist, die Einheit aufzuweisen, die die verschiedenen Ausgestaltungen der modernen Arbeiterbewegung trotz aller Verschiedenheiten doch zu einem gleichsam organischen Ganzen zusammenfaßt. Diese Einheit aber leitet Matthieu davon her, daß die Arbeiterbewegung die intensivste und lebendigste Erfassung des ganzen modernen Kulturproblems bedeutet und ihre einzelnen Zweige nur die stärkere Betonung seiner verschiedenen Seiten. Dieses Kulturproblem aber besteht darin, daß die vom Rationalismus

*) Es ist ein Heft der von Nationalrat Pflüger herausgegebenen „Sozialpolitischen Zeitfragen der Schweiz", in der Buchhandlung des Grütlivereins in Zürich erschienen und wie alle andern Hefte einzeln zu haben.

des achtzehnten Jahrhunderts einseitig hervorgehobenen und durch die französische Revolution als oberstes politisches Prinzip proklamierte Autonomie des Einzelnen wieder einem größeren Zusammenhang eingeordnet und damit der Anarchismus unserer Kultur einer neuen und höheren Einheit entgegengeführt werden soll. In dieser Aufgabe sind beide Momente enthalten: die Autonomie des Individuums und die dem Individuum überlegene Einheit in einem weltgeschichtlich notwendigen Kulturziel. Marx verbindet beide in gewaltigem Wurf, indem er dem Proletariat klar macht, daß die Lösung des Problems seine weltgeschichtliche Aufgabe sei, die Arbeit als schöpferisches Prinzip der neuen Kultur proklamiert und als Endziel das neue königliche Menschentum hinstellt. Er gerät aber in den oben geschilderten Widerspruch zwischen der Autonomie des Menschen und dem Fatalismus gegenüber den objektiven Mächten hinein. Der Anarchismus bildet gegen diesen letzteren eine notwendige Reaktion und ein heilsames Gegengewicht. Es ist erfreulich, wie Matthieu auch dieser bei uns sehr wenig verstandenen Denkweise gerecht wird. Freilich gerät der Anarchismus nach der andern Seite hin ins Unrecht. Darum bemächtigen sich zwei andere Richtungen des Problems. Der Syndikalismus (für den Matthieu viel Sympathie hat und den er auch besser versteht, als die meisten) betont gegen den Marxismus ebenfalls das Moment des Willens, will aber, zum Unterschied von dem rein utopischen Anarchismus der Intellektuellen auf der einen und der proletarischen Terroristen auf der andern Seite, sein Ideal auf solide ökonomische Grundlage stellen. Er will eine rein proletarische, einzig durch die Energie und Intelligenz der Proletarier bewirkte Wiedergeburt der Gesellschaft. Aber auch er gibt sich über die für dieses Ziel in der menschlichen Natur und in den heutigen Verhältnissen gebotenen Möglichkeiten zu wenig Rechenschaft. Der Revisionismus ist darin nüchterner. Er legt gerade auf diesen Punkt das Hauptgewicht. Er will zwischen dem sozialistischen Ideal und der vorhandenen Kultur vermitteln, diese jenem möglichst weitgehend dienstbar machen, den Sozialismus vor sektenhafter Einseitigkeit bewahren. Ist er darin Antipode des Syndikalismus, so ist er mit diesem einig in der Betonung des Willens.

So ist die Arbeiterbewegung trotz all dieser Gegensätze, die sie zu zerreißen drohen, eine Einheit. „In der Niederung kann man wähnen, mehrere Arme des gleichen Stromes seien verschiedene Flüsse. Die Betrachtung aus der Höhe zeigt uns, daß sie den gleichen Ursprung haben." Ja, erst in diesen Gegensätzen haben wir die ganze Bewegung und sie sind es, die ihr Leben frisch erhalten, sie vor Dogmatismus und Einseitigkeit bewahren, sie vorwärts treiben. Eines zeigen sie jedenfalls klar, und damit kommt Matthieu zu dem gleichen Ergebnis wie Vorländer: es muß in der Arbeiterbewegung das sittliche Ideal deutlicher herausgestellt und der Appell an den sittlichen Willen energischer geübt werden.

Matthieu's Schrift ist, soviel ich urteilen kann, eine höchst originale und bedeutsame Konzeption. Als solche erscheint mir besonders ihr Zentralgedanke, die Differenzen innerhalb der Arbeiterbewegung als Entfaltungen ihres Sinnes nach verschiedenen Seiten hin zu betrachten und die Bewegung selbst als die Kristallisation des Ringens mit dem Problem unserer Kultur. Es ist eine Betrachtung aus der Vogelperspektive, an die man bei uns noch wenig gewöhnt ist, während sie in den romanischen Ländern eher angetroffen werden kann. Man mag seiner Auffassnng den Vorwurf machen, sie sei zu sehr bloß Konstruktion, trage einen fremden Gesichtspunkt in die Sache hinein, spanne den Rahmen zu weit. Aber wenn man selbst die Dinge auch etwas anders sieht, wie ich für meinen Teil tue, so hat doch eine solche Konstruktion, wenn sie, wie in diesem Falle, auf genauer Kenntnis der Sache und starker innerer Teilnahme beruht, stets einen großen Wert und bietet sehr viel mehr als eine rein pragmatische Darstellung. Matthieu setzt freilich sehr viel Kenntnis des Stoffes voraus und das mag für manche Leser ein Mangel der Schrift sein, aber es wäre in diesem Falle nicht möglich gewesen, beides zu bieten, eine breitere Darstellung und die philosophische Deutung. Es ist dringend zu wünschen, daß das inhaltsvolle Heft nachdenkliche Leser finde, besonders auch im Lager des Sozialismus. Wie Vorländers Buch weist es auf einen systematischen Teil hin, der einiges vom Wichtigsten aussprechen würde, was vorläufig nur angedeutet ist.

Daß beide zusammen gehören, das Buch und die Broschüre, wird nun gewiß klar geworden sein. Ihr Ziel ist das gleiche: Die Vertiefung des Sozialismus, sicherlich „ein Ziel aufs innigste zu wünschen."

L. Ragaz.

---

# Arbeiter und Kunst.*)

Es gibt Bücher, die sind Worte; es gibt solche, die sind Gedanken; und dann gibt es noch solche, die sind Taten. Als eine Tat in diesem Sinne möchten wir das soeben erschienene Büchlein „Arbeiter und Kunst?" von A. Springer bezeichnen. Freilich: „Arbeiter und Kunst? Wie reimt sich das zusammen?" hören wir so manchen Leser fragen, und noch verwunderter wird er sein, wenn er vernimmt, daß der Verfasser dieses Büchleins, der uns in meisterhaftem Stil auf Höhen der Welt- und Kunstanschauung führt, aus dem Arbeiterstande

*) Arbeiter und Kunst. Ein Beitrag von August Springer. Mit einem Vorwort von M. Hülsmann, Direktor der deutschen Schule in Palermo. — Mit 12 ganzseitigen Illustrationen von Burnand, Kallmorgen, Menzel, Meunier und Uhde. — Preis in Leinen gebunden Mk. 1.80. — (Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart.)

hervorgegangen ist. Nach dem Verfasser der Vorrede handelt es sich „um einen jungen Menschen, der dazu erst vor 2—3 Jahren die 11 Jahre lang als Arbeiter besuchten Fabrikräume hinter sich gelassen hat“ und Springer selbst verrät uns einmal, wie er „in die Schuhfabrik gegangen ist, mit ihrer sich immer und immer wieder neu zerteilenden Arbeitsweise, und immerfort mit etwas Sehnsucht, etwas Neid und ziemlich vieler Bewunderung zu den glücklicheren Kollegen des Kunstgewerbes und der Kunstindustrie hinübergeschaut hat.“ Inzwischen freilich ist er ein geistiger self-made-man par excellence geworden, ein Vortragsmeister, ein Schriftsteller, ein Kunstkenner, der Italien und Afrika bereist, aber, mehr als dies alles, eine sozialethische Vollpersönlichkeit.

Ueber Springers Büchlein lassen sich Bücher schreiben, weil hier ein absolut originales Menschentum sich offenbart. Aber es kommt noch etwas ganz einzigartiges hinzu: Springer öffnet uns einen grandiosen Blick in die Geheimnisse, die in den Seelen der modernen Arbeiterwelt weben, sich regen und recken. Es ist ja schlimm, wenn man im zweiten Jahrzehnt des XX. Jahrhunderts selbst bei aufgeklärteren Vertretern von Bildung und Besitz noch die These verteidigen muß, daß im Sozialismus ein gewaltiges religiöses Prinzip zumDurchbruch gelangt, unter allen Wehen, die eine solche Wiedergeburt der Menschheit notwendiger Weise mit sich bringt. Es ist ja nicht wegzuleugnen, daß zur Stunde bei fast der gesamten nicht-sozialistischen Majorität der Erdenbürger die von Springer meisterhaft skizzierte Vorstellung lebt, „es seien die Stände, die Berufe aufeinandergeschichtet zu ewig gleicher Ordnung, gottgewollt und unveränderlich, es sei jeder Stand mit den Rechten, inneren und äußeren, ausgestattet, deren er bedürfe, um im wohlgegliederten Aufbau seine Stelle auszufüllen, ruhig sich vom unteren tragen lassend und geduldig den oberen leidend; daß es Mahner giebt, die es für billig finden, daß die Spitze der Gesellschaftspyramide in Licht gebadet ist, und daß die untersten Teile einen matten Schimmer nur erhalten.“ So konnte und mußte es freilich dahin kommen, daß neben und mitten unter uns eine ganze Welt wandelt, für deren seelische und geistige Struktur, für deren geheimstes und zum Teil titanisches Innenleben uns das Verständnis völlig verloren gegangen ist, — die Arbeitswelt! Wohlverstanden, wir haben hier nur das Prinzip des Sozialismus an sich im Auge, von dem die gegenwärtige Sozialdemokratie ein lediglich politischer Niederschlag ist, mit allen Trübungen, Einseitigkeiten und ethischen Schichtverwerfungen, die nun einmal als die unvermeidliche Begleiterscheinung aller Realpolitik auftreten. Aber dies sollte gleichwohl wenigstens diejenigen, welchen der Mann, der hinter der Bergpredigt steht, nicht als eine verblassende Idee, sondern als lebendigste Wirklichkeit und Autorität gilt, nicht abhalten, sich mit vollster Energie der sozialen Frage zuzuwenden, deren innerster Kern immer noch die Arbeiterfrage ist und noch lange bleiben wird.

Für solche „Sucher des Neuen“ kann aber Springers Büchlein ein überaus wertvoller Führer sein. Es ist getränkt mit sozialen Problemen, Fragen und Antworten. Und gerade dies Büchlein kann vielleicht besser, wie manches dickleibige sozialtheoretische Werk, jenen Suchern das Auge für das Neue öffnen, weil es sich auf einem eminent neutralen Boden, dem der Kunst, bewegt, der beiden Teilen nahe steht, gewissermaßen für beide Teile noch eine gleich vertraute Sprache redet, und weil Springer zugleich in wahrhaft vornehmer Art es verstanden hat, auch nicht die leiseste Spur parteigetränkter Gehässigkeit aufkommen zu lassen.

Schon um dieser sozialen Seite willen ist das Büchlein wert, besonders im „alten“ Lager gelesen zu werden. Sein eigentlichster Inhalt, die Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Arbeiter klar zu legen, bildet abermals eine Welt für sich, in die man aber nur durch unmittelbare Lektüre eintreten kann. Sie läßt sich nicht analysieren, sezieren, sondern nur pochenden Herzens erleben. Auf einen Punkt jedoch möchten wir im Rahmen dieses kurzen Essay's noch hinweisen. Hat man sich ganz in seinen Inhalt vertieft, so entdeckt man, daß ausschließlich weder die soziale noch die Kunstfrage der springende Punkt ist, sondern eine Weltanschauung auf hoher ethischer und beachtenswert religiöser Grundlage. Springer fordert „das Recht auf Kunst“ als „das Recht eines Jeden!“ „Wir wollen die Kunst, weil sie zu einem vollen Menschentum gehört, und weil wir ein verbrieftes Recht auf dieses Menschentum besitzen. Wir meinen ein Recht, das im Menschentum, in der Menschenwürde begründet liegt, meinen ein sittliches, nicht ein politisches, ein ökonomisches Recht. Und für dieses sittliche Recht gelten keine Stände, keine Klassen.“

Und dieses sittliche Recht hat bei Springer, diesem vielleicht schon nahen Zukunftstypus des vorgeschrittenen, des sozial gereiften Arbeiters, seine Quelle — das mögen insbesondere die christlichen, aber immer noch der sozialen Frage abgewendeten Kreise wohl beherzigen! — im religiösen Erleben. Es ist erhebend und erschütternd zugleich, was Springer über die spezifisch-christliche Kunst schreibt. Aber es mutet wie das Glockengeläute einer schönen Neuzeit an, wenn er am Schlusse dieses Kapitels zu dem Bekenntnis kommt: „Das wird man sagen können: die Auseinandersetzung der deutschen Arbeiterschaft mit Christus ist tief und ehrlich und endet nicht. Es fällt manch bitterböses Wort; wenn man dem stets auf seine tiefsten Wurzel sehen könnte, würde manchmal doch noch ein Verstehen sein; es ist viel kaltes, eisigkaltes Ablehnen zu treffen; oft aber findet man eine unbegrenzte Hochachtung, ja Verehrung Christi selbst bei solchen, die mit der Kirche längst gebrochen haben, von denen, die mit bewußter Treue sich zum Christentum bekennen, ganz zu schweigen. Wer tiefer blickt, wird nicht geneigt sein, das Wort von der „im Banne des Materialismus sich befindenden Arbeiterschaft“ ohne weiteres nachzusprechen. Die aufgeklebte Etikette tut's nie, hier nicht und dort nicht, immer kommt's

darauf an, was im Menschen glüht, und da dürfen wir doch sagen: daß die Verehrung Christi in Arbeiterkreisen keine geringe ist."

Wir aber, sagen wir zuviel, wenn wir nach solchem Zeugnis das Springersche Büchlein als einen Morgenstrahl besserer Zukunft begrüßen, der schon wie vorahnend die schweren Wolkenwände und Dunkelheiten der gegenwärtigen sozialen Periode durchbricht.

Ferdinand Katsch (Berlin).

---

# Die religiös-soziale Konferenz in St. Gallen.

Schneegestöber und Kälte begrüßten uns, als wir am Osterdienstag zur religiös-sozialen Konferenz in der Gallusstadt eintrafen. Nicht freundlicher war der Empfang, der uns die St. Galler zu Teil werden ließen.

Es war etwas wie eine Kühnheit, als seinerzeit das Komitee der religiös-sozialen Konferenz beschloß, die nächste Tagung in St. Gallen zu halten. An Warnungen fehlte es nicht. „St. Gallen", hieß es, „ist für unsere Gedanken ein unfruchtbarer Boden. Es ist die Hochburg des politischen und kirchlichen Liberalismus; ihr werdet wenig Sympathien finden." Wir wagten es dennoch. Denn wir wollen ja nicht bloß Bekehrten predigen, sondern neues Land erobern, und wir hatten bis anhin für unsere Versammlung stets rege Teilnahme gefunden. Warum sollten in dem ja recht groß gewordenen St. Gallen nicht genügend Leute sein, die sich für unsere Sache interessierten? Aber die Warner behielten recht, der St. Gallische Liberalismus hat uns ignoriert.*) Nicht ein Dutzend St. Gallerinnen haben genügend Interesse für ihre leidenden Schwestern aufgebracht, um den Vortrag über die Not der Proletarierin anzuhören. Alle drei Veranstaltungen litten unter dieser Gleichgültigkeit des Konferenzortes. Der Museumssaal, wo die Versammlung am Nachmittag des ersten und am Vormittag des zweiten Tages stattfand, wie der Bibliothekssal der Kantonsschule, wo wir am Abend zusammenkamen, waren halb oder zu einem Drittel leer. Besonders aber litten die Diskussionen unter dem Mangel an energischer Gegnerschaft.

Diese Gleichgültigkeit ist aber nicht nur dem kirchlichen und politischen Liberalismus aufs Konto zu schreiben. Auch die Positiven glänzten durch Abwesenheit, obschon z. B. der Vortrag von Pfarrer Preiswerk gerade für sie sehr wertvoll hätte sein können. Man sieht wieder einmal: wo nicht eine mächtige Sozialdemokratie den Christen

*) Das Hauptblatt des St. Galler Liberalismus, das „St. Galler Tagblatt", hatte eine Einsendung über die Tagung nicht aufgenommen. Es sei aus Versehen geschehen; aber es hat, wie ich vernehme, auch keinen Bericht über die Tagung gebracht. Sapienti sat!

im Nacken sitzt, erwachen sie nicht zur Erkenntnis der Zeichen der Zeit. Verhältnismäßig am zahlreichsten waren wohl noch die sozialistischen Kreise vertreten, aber auch sie nicht in dem erwarteten Maße. Der chronisch gewordene Mangel unserer Organisation und der Umstand, daß die Lehrerschaft in den Ferien war, mögen ebenfalls einen Teil des äußeren Mißerfolgs der Konferenz verschuldet haben.

Daß dieser Mißerfolg aber nur äußerlich war, muß nun doch kräftig gesagt werden. Vorträge und Diskussionen waren so gut wie je, die Diskussionen — dem erwähnten Uebelstand zum Trotz — sogar eher besser als gewöhnlich, und der ganze Geist der Tagung vortrefflich. Sie wird sicherlich nicht ohne Frucht bleiben. Der Vortrag von Frl. Schaffner über „die Not der Proletarierin und die Mittel zu ihrer Bekämpfung" behandelte ein Thema, das unsere bürgerlichen Kreise bis jetzt noch sehr wenig ins Auge gefaßt haben. Die Masse der bürgerlichen Frauen begnügt sich damit, über die Genußsucht und Putzsucht der Arbeiterin, ihren Mangel an haushälterischen Tugenden zu schmälen, aber es fällt ihnen nicht ein, sich in die Lebensbedingungen dieser proletarischen Frauen zu versetzen, aus denen auch ihre eigentümlichen Fehler erklärt werden müssen, das gerüttelte und geschüttelte Maß von Leiden, das sie tragen müssen, zu sehen und ihre Mitschuld daran zu erkennen. Ihnen hätte der Vortrag von Frl. Schaffner die Augen öffnen können. Er gab eine ergreifende Darstellung des Lebenslaufes einer typischen Proletarierin von der Wiege bis zum Grabe und enthüllte damit die große Not, die auf so vielen Tausenden unserer Mitschwestern im eigenen Volke und so vielen Millionen von Frauen überhaupt lastet. In dieser zusammenfassenden Darstellung von Tatsachen, die wir gewöhnlich nur in der Vereinzelung sehen, bestand wohl das Ergreifende und besonders Wertvolle der Arbeit. So ergab sich jenes dunkle Bild der proletarischen Frauennot, unter dessen Eindruck die Versammlung stand. Der Vortrag erscheint in den Neuen Wegen und wird hoffentlich ein wenig dazu beitragen, daß mehr warme Herzen und tatkräftige Hände als bisher sich dieser Not annehmen.

Der erste Votant, Herr Pfarrer Tischhauser, ergänzte die Referentin in einigen Punkten. Er schilderte aus seiner Erfahrung heraus besonders die Not der weiblichen proletarischen Jugend im Alter von 15—20 Jahren, die auffallende und ungünstige Veränderung, die mit ihr vorgehe, sobald sie dem Fabrikleben anheimfalle, die sehr große Schwierigkeit, ja beinahe Unmöglichkeit, ihr höheres seelisches Leben gegen den übermächtigen Einfluß des Milieus zu behaupten. Er beleuchtete den Vorwurf der Genußsucht, mit dem gewöhnlich das Problem der Proletarierin erledigt wird und forderte gegenüber der landläufigen, auch in christlichen Kreisen üblichen moralpharisäischen Art eine Liebe, die versteht, sich brüderlich und schwesterlich neben, nicht über die proletarische Frau stellt und ihr wirklich hilft, materiell und seelisch. Eine sozialdemokratische Rednerin bestätigte aus

dem eigenen Erleben heraus die Darstellungen der Referentin und des ersten Votanten, während, gleichsam als Antwort darauf, eine der Führerinnen der schweizerischen Frauenbewegung (Frau Pieczynska in Bern), und zwar eine von denen, die in dieser Arbeit schon lange vorangegangen, ein intensiveres Zusammenarbeiten der bürgerlichen und proletarischen Frau forderte. Von anderer Seite wurde die obligatorische Fortbildungsschule als geistiges Gegengewicht gegen die üblen Einflüsse der Fabrikarbeit empfohlen. Während von einem Redner der Versuch gemacht wurde, dem Bilde der proletarischen Frauenexistenz einige hellere Farben aufzusetzen und den Nutzen der Wohltätigkeit gegenüber der Referentin und dem ersten Votanten zu verteidigen, wurde von andern behauptet, daß nur der Sozialismus diese Not beseitigen könne. Es sei richtiger, einzugestehen, daß sie vorläufig unüberwindlich sei, als ihr mit ungenügenden Mitteln abhelfen zu wollen.

Einen anderen Charakter wieder trug die Abendversammlung im Bibliothekssaale, zu der wir uns durch die schneebedeckten Straßen begaben. Sie galt der Auseinandersetzung mit dem Sozialismus: „Christliche und sozialistische Hoffnung". Als Zuhörer waren sozialdemokratische Arbeiter und „christliche" Kreise gedacht. Die Ersteren mag wohl schon das Lokal abgeschreckt haben. Herr Pfarrer Paul Keller aus Flawil eröffnete die Versammlung mit einem herzlichen Wort der Begrüßung, das sich über die St. Gallischen Verhältnisse aussprach und die Mißverständnisse, die sich an unser Wollen heften, beleuchtete. Dann entwickelte Herr Pfarrer Adolf Preiswerk aus Basel eine tiefgründige und groß gedachte Auffassung von dem Zusammenhang zwischen den beiden einzigen großen Bewegungen der Geschichte, die konsequent „optimistisch" sind, dem Christentum und dem Sozialismus. Beide wollen eine veränderte Welt, beide leben von einer überschwänglichen Hoffnung. Diese strömt im Christentum aus tiefinnerlichen Quellen, dem Glauben an den im lebendigen Christus wirkenden Gott, will aber freilich alles Weltwesen erfassen und auch den Tod besiegen. Es ist der Fluch des christlichen Wesens geworden, daß dieser Hoffnungsstrom von der Welt weg, die doch nach dem Neuen Testament Gegenstand der Liebe Gottes ist, abgelenkt wurde in eine zu einseitig aufs Jenseits gerichtete und ob der Sorge für die eigene Seele Gott und seine Sache vergessende Frömmigkeit hinein. Der Sozialismus kommt mehr von außen her. Aber sein Ziel ist doch auch ein geistiges: der Mensch mit seinem Recht und seiner Würde. Auch ihm droht die Entartung. Darum müssen die beiden Bewegungen eine Vereinigung suchen. Sie mögen inzwischen getrennte Arbeit tun, den Berg der menschlichen Not von zwei Seiten her anbohren. Wie der Redner seinen Vortrag mit dem Hinweis auf Charfreitag und Ostern begonnen hatte, so schloß er ihn mit der Bitte: „Dein Reich komme!" — Der zweite Redner des Abends, Herr Pfarrer Paul Martig aus Chur, be-

klagte den Geist der Hoffnungslosigkeit, auf den man immer wieder in unseren kirchlichen Kreisen stößt. Diesem Wesen ist die Arbeiterbewegung vor allem durch ihre Hoffnungskraft überlegen. Auch wenn der Zukunftsstaat nur ein Gebilde der Phantasie ist, so ist er doch als Zeugnis von dieser mächtigen Zukunftserwartung bedeutsam. Freilich hat das ursprüngliche Christentum, hat Jesus eine noch größere Hoffnung; sie schließt sogar die Aufhebung des Todes ein. Daß christliche und sozialistische Hoffnung bei aller Aehnlichkeit verschieden und bei aller Verschiedenheit ähnlich sind, führt auch dieser Redner in seiner Weise aus und auch er hofft auf ein Zusammenfließen der beiden Ströme. Das Christentum ist die aus dem Glauben an den lebendigen Gott geschöpfte Zuversicht auf eine erneuerte Welt.

Das frische Votum bildete eine treffliche Ergänzung zu Preiswerks Ausführungen. Diese mögen in ihrer Verbindung von biblisch orientiertem Denken mit freiem und kühnem religiösem Urteil nicht jedem verständlich gewesen sein, wie denn wir Alle für die an eine andere Art Gewöhnten gewissermaßen eine Fremdsprache sprechen, aber, wie ich schon bemerkt, bestand gerade in jener seltenen Verbindung ihr besonderer Wert. — Von beiden Reden gibt dieser Bericht natürlich nur eine höchst ungenügende Vorstellung.

Wieder einen andern Charakter trug die Morgenversammlung, zu der sich auch ein etwas zahlreicheres Publikum eingefunden hatte. Es kam das Hauptthema der Tagung zur Sprache, das nur aus äußeren Gründen an den Schluß gestellt worden war: „Der sittliche Sinn des sozialen Kampfes". Referent war Herr Otto Lauterburg, der Redaktor des „Freien Schweizer Arbeiters". Gerade dieses Thema war besonders in der Absicht gewählt worden, Fernstehende in unseren Gedankenkreis einzuführen und Gegnern Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben. Es gelang aber dem Referenten, auch uns, den von vornherein auf seinem Boden Stehenden, viel Belehrung und Erquickung zu bieten. Auch vermied er aufs Glücklichste die Gefahr, die gerade diesem Thema drohte: die Allgemeinheit und Weitschweifigkeit. Wir können den reichen Inhalt des Vortrags kaum andeuten. Seine Hauptthese war, daß unser noch herrschendes Wirtschaftssystem ausschließlich auf den egoistischen Gelderwerb berechnet, also Mammonismus sei, und der Hauptwert des Referates bestand wohl in der Art und Weise, wie diese an sich nicht neue These begründet und illustriert wurde. Die Beispiele liefert besonders das Baugewerbe. Eindringlich wurde gezeigt, wie infolge dieses unsittlichen Grundprinzips die Arbeit entwertet ist, sodaß man von einem „Arbeitsmarkt" redet, wo es sich um eine der höchsten Betätigungen der persönlichen Sittlichkeit handeln sollte. Auch von hier aus wurde die Genußsucht des Proletariats, wie übrigens auch der Besitzenden, als eine natürliche Folgeerscheinung der sozialen Zustände erklärt. Natürlich ist auch, daß die besitzende Klasse, die von diesem System den Vorteil hat, keine Lust zeigt, es gründlich zu ändern.

Darum müssen die Nichtbesitzenden es tun. Mit alledem ist nicht geleugnet, daß der Kapitalismus auch Großes und Wertvolles geleistet hat, aber das geschah nicht unter dem Segen und der Billigung, sondern unter der „Ironie" Gottes. Daß der soziale Kampf, als Ganzes betrachtet, einen sittlichen Sinn hat, sittlich aufs Höchste berechtigt ist, ergibt sich aus alledem von selbst; denn er will ja einen unsittlichen Zustand beseitigen.

Die lebhafte Diskussion warf sich hauptsächlich auf zwei Punkte: den Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Mammonismus und die Möglichkeit eines besseren wirtschaftlichen Systems. Herr Nationalrat Eugster, der ehemalige Weberpfarrer, unterstützte in einem interessanten Votum die These vom sittlichen Sinn des sozialen Kampfes. Wenn dieser im Einzelnen nicht immer erfreulich herauskommt, so ist das eine Folge der Erziehung, die wir durchgemacht haben und besonders beim Proletariat begreiflich und entschuldbar. Vom Kapitalismus ist im übrigen zu sagen, daß er eine geschichtliche Notwendigkeit gewesen ist. Ebenso notwendig ist freilich, daß er nun durch den Sozialismus ersetzt wird. Dessen größte sittliche Wirkung besteht darin, daß er die Menschen, vor allem die Arbeiter, zur Solidarität erzieht. Mag diese zunächst auf die Erzielung von Vorteilen für sich selbst abzielen, so greift sie doch oft darüber hinaus und veranlaßt den Proletarier, Opfer für die Anderen zu bringen, ohne für sich selbst etwas zu erwarten, wie neulich im englischen Kohlenstreik. Also um große und notwendige Entwicklungen handelt es sich, nicht um menschliche Schlechtigkeit. Nachdem so der Sozialdemokrat den Kapitalismus gleichsam ein wenig rehabilitiert hatte, wurde von anderer Seite die Frage aufgeworfen, ob es denn angehe, diesen mit dem Mammonismus gleichzusetzen. Der Mammonismus entspringe doch aus einer Gesinnung, nicht aus Zuständen; er habe seine Wurzel im Herzen des Einzelnen. Daher komme es letztlich doch nicht auf die Aenderung des Systems an (die freilich auch zu wünschen sei!), sondern auf die Veränderung der Gesinnung des Einzelnen. Sittlichkeit und Unsittlichkeit hafteten doch nicht an der Sache, sondern an der Person. Ein anderer Redner bezeichnete es als schweren Mangel aller sozialistischen Bestrebungen, daß es ihnen nicht möglich sei, zu zeigen, wie denn das gegenwärtige System durch ein besseres ersetzt werden könne. Es sei zu befürchten, daß eher ein schlimmeres an seine Stelle treten würde. Der sozialistische Zuchthausstaat sei nicht verlockend.

Darauf wurde von Verschiedenen Folgendes erwidert: Es sei zu unterscheiden zwischen der Technik des Kapitalismus und seinem Geist. Jene sei selbstverständlich zu billigen und als wertvolles Werkzeug zu betrachten, aber im Geiste des Kapitalismus seien mancherlei Elemente verbunden: gute und harmlose mit bösen. Schließlich sei er doch zu einer gewaltigen Entfesselung des Egoismus geworden, zu einer Konzentration der selbstischen Triebe des Menschen. Ein System aber, das unter Ausschaltung der Rücksicht auf den Mit-

menschen rein auf den privaten Geldgewinn abstelle, dürfe man doch wohl mammonistisch nennen. Der Mammon sei eben eine Macht, ein Götze, der den Einzelnen in seinen Bann zwinge, nicht ein rein individuelles Gebilde. Was die Frage anbetreffe, ob der Kapitalismus mehr Gutes oder Böses getan habe, so lasse sich darauf das Wort anwenden: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht". Das Verdienst des Sozialismus sei, den Bann der Meinung gebrochen zu haben, als ob eine Aenderung in diesen Dingen nicht möglich sei. Dieser heidnische Fatalismus, den doch Jesus zerstört, sei merkwürdigerweise gerade durch das Christentum (besonders das lutherische) wieder aufgenommen worden. Der Sozialismus habe also das Christentum zwingen müssen, sich auf sich selbst zu besinnen. Dieses werde dann eines Tages doch das Größte zu leisten haben. Denn die letzte und notwendigste Erlösung leiste der Sozialismus allein nicht. Er müsse vielmehr seine letzte Begründung und Vollendung erhalten in der Nachfolge Christi durch die Gemeinschaft und den Einzelnen. Was die zukünftige Gestaltung der Gesellschaft betreffe, so gebe es davon freilich kein Modell; ein solches würde ja doch von der Entwicklung überholt. Doch sei eine neue Ordnung der Dinge bereits im Werden. Man müsse den Glauben haben, daß auch die geistigen Kräfte, die dazu gehörten, uns gegeben würden. Ein „Zuchthaus" werde die künftige Gesellschaft allerdings sein (dies war die originelle Erwiderung Eugsters), aber eins nach der Art, wie wir uns den Himmel denken, nämlich ein „Haus der Zucht", eine Stätte besserer Erfüllung des Gotteswillens. Aufgabe der christlichen Verkündigung und Lehre sei es, die menschenverbindenden Hoffnungsgedanken mehr in den Vordergrund zu rücken; damit bringe man Herzen zum Glühen und Augen zum Leuchten, die durch die alte individualistische Art nicht erfaßt würden. Auch der Organisation wurde weiter das Wort geredet und die Frage aufgeworfen, ob sie nicht auch im Religionsunterricht als Pflicht erklärt werden müsse.

In erwärmter und gehobener Stimmung — wie mir schien — begab sich ein Teil der Gesellschaft zum gemeinsamen Mittagessen auf aussichtsreicher Höhe. In reinem Glanze leuchteten die Alpen herüber. So war denn das Ende der Tagung doch gut. Was nachher noch verhandelt wurde über die Zukunft dieser Konferenzen und der religiös-sozialen Organisation, mochte als Nachspiel nicht gerade erhebend sein, war aber ehrlich und nötig und wird hoffentlich Frucht tragen. Es ist in dieser Hinsicht noch manches zu sagen, was vielleicht auch einmal in den Neuen Wegen zur Sprache kommt. Wenn das äußere „Mißlingen" der Konferenz zu tieferer Gründung der Sache führte, wäre es mehr wert als ein „Erfolg". Das ist jedenfalls klar: die Bewegung, die man religiös-soziale nennt (in Ermanglung einer richtigeren Bezeichnung) lebt in ganz besonders deutlicher Weise von Gottes Willen, nicht von menschlichem Machen. L. R.

# Rundschau.

**Der Untergang der „Titanic“** ist sicherlich ein gewaltiges Erlebnis für einen großen Teil der Menschheit geworden. Es ist ganz falsch und trotz dem Schein tieferen Denkens oberflächlich, nur auf die Zahl der Umgekommenen zu schauen und zu sagen: „So viele Menschen sterben ja auf der ganzen Erde herum jeden Tag; nur jeder einzeln und ohne daß es die Welt erfährt, aber oft auf eine noch schwerere Art. Was ist also an dieser Sache Besonderes?“ Dieses Ereignis hat eine sinnbildliche Bedeutung, das heißt: sein Sinn reicht weit über die bloßen nackten Tatsachen hinaus, und dadurch wird es so sehr bedeutsam und groß. Das ist der Eindruck, den offenbar Unzählige empfangen haben. Sie haben das Ereignis als eine Predigt empfunden, die Gott, der Gewaltige, selbst gehalten auf seine gewaltige Weise, als ein überwältigendes Hervortreten seiner Größe und Wahrheit. Dabei ist merkwürdig, wie anders dieser Eindruck war, als der, den das Erdbeben von Messina gemacht. Auch dieses war, wenigstens für den Gläubigen, eine Rede Gottes, aber eine dunkle, fast möchte man sagen, eine für menschliche Fassungskraft allzu gewaltige. Darum hatte sie im Gefolge eine Verstärkung der Frage: „Wo ist nun euer Gott?“ Ob jemand von dem neuen Erlebnis so reden wird? Ich habe den Eindruck, daß Alle ohne weitere Verständigung untereinander diese Rede begriffen und alle sie gleich ausgelegt haben. Und sie hat nicht Zweifel erregt, sondern auch den Ungläubigen Gott nahe gebracht: „Da ist Gott hervorgetreten, seine ewige Macht und Gottheit. Er hat in den Taumel der Zeitlichkeit hineinleuchten lassen seine Ewigkeit, in den Uebermut der Technik seine Wahrheit, in das frivole Spiel mit dem Menschen seinen heiligen Ernst. Er hat Gericht gehalten, aber Gericht zur Lehre und Hilfe.“

Ja, auch als Gericht müssen wir das Erlebnis empfinden. Als Gericht worüber? Etwa über die Menschen, die auf der „Titanic“ fuhren? Nein, über unsere ganze Kultur, von der ein solches Riesenschiff ein getreues Abbild ist. Dann aber gilt uns (geistig verstanden) das Wort: „Wenn ihr nicht umkehret, werdet ihr alle also umkommen“ (Luk. 13, 5). L. R.

**Noch einmal die Zöllner und Sünder und die Basler Kirche.** Ich bin von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß in meine Bemerkungen über dieses Thema (vgl. die Rundschau der letzten Nummer) sich ein Irrtum eingeschlichen habe. Die Bestimmung, daß der Verlust des politischen Stimmrechts auch den des kirchlichen nach sich ziehen solle, stehe schon in der Basler Kirchenverfassung, die im Februar 1911 vom Volke angenommen worden sei. Daran habe die Synode nichts mehr ändern können, als sie neulich das Reglement für kirchliche Wahlen und Abstimmungen behandelte; sie sei an die Verfassung gebunden. Es habe sich nur darum gehandelt, welche Formulierung dem Tatbestand gegeben werde.

Ich nehme diese Berichtigung natürlich gerne an und bedaure, daß meine Darstellung in diesem Punkte unrichtig oder eigentlich mehr unklar war; denn ich weiß ja wohl, daß die Basler Kirchenverfassung nicht erst ausgearbeitet wird. Mich selbst hat ein in diesem Punkte ungenügender Zeitungsbericht irre geführt.

Für die Sache selbst, auf die es mir ankam, hatte dieser Irrtum gar keine Bedeutung. Es ist mir natürlich ganz gleichgültig, ob die von mir angefochtene Bestimmung in der Kirchenverfassung oder in einer Stimm- und Wahlordnung steht, ja es ist fast noch schlimmer, wenn sie in einer Verfassung steht, die sich am Eingang so feierlich zu Jesus Christus bekennt. Und wenn die Synode dieses Stimm- und Wahlreglement nach jener Bestimmung gestalten mußte, so hätte sie doch dagegen protestieren können. Auch hatte sie früher Gelegenheit gehabt, sich dagegen auszusprechen. Aber es ist für uns Zuschauer merkwürdig, wie sehr sich diese staatsfreie Basler Kirche von den Organen des Staates regieren läßt, wie wenig sie eigentlich staatsfrei ist. Es scheint manchmal, als habe sie bloß die Vorteile des alten Verhältnisses eingebüßt und die Nachteile behalten. Eine Bescherung schlimmer Art ist z. B. der Proporz für kirchliche Wahlen. So sehr ich für ihn auf dem Gebiete des Staates bin, so sehr auf dem der Kirche gegen ihn. Denn ich wiederhole: die Kirche soll etwas ganz anderes sein als ein Abklatsch des Staates.

Daß diese kritischen Bemerkungen nicht aus Uebelwollen entsprungen sind, wird man mir wohl glauben.

Im übrigen weiß ich wohl, daß das von mir vertretene Prinzip utopisch klingt. Wir sind eben zu lange an ein anderes Denken gewöhnt gewesen. So erscheint das Evangelium auch in der Kirche als Utopie. L. R.

**Das Christentum und das Bestehende.** „Mit unserer Sozialdemokratie ist kein Zusammenarbeiten möglich", wird uns von Freunden in Deutschland immer wieder versichert. Und wir wollen nicht leugnen, daß dort die Stimmung der Sozialdemokratie gegen Christentum und Kirche tatsächlich viel feindseliger ist als bei uns. Aber woher kommt das? Es ist hier keine Abhandlung darüber beabsichtigt; nur auf mehrere Vorgänge möchte ich hinweisen, die wieder einmal ein helles Licht auf die ganze Frage werfen.

An der Hygiene-Ausstellung in Dresden hielt Pfarrer Dr. Burk in Auerbach in Sachsen einen Vortrag über das Alkoholkapital.*) In Nummer 91 und 92 des „Centralschweiz. Demokrat" berichtet Professor Forel, der beim selben Anlaß gesprochen hatte, ausführlich über Burks Rede. Sie ist allerdings eine sehr temperamentvolle Kundgebung; aber Burk greift nicht die Alkoholinteressenten persönlich mit moralischen Verdächtigungen an, sondern er zeigt, wie das Interesse des Alkoholkapitals mit zwingender Notwendigkeit zu ethischen und religiösen Interessen in Gegensatz treten muß. Er will nicht moralisch verurteilen, sondern aufklären, den unsittlichen Charakter des Alkoholkapitals nachweisen und zu der Erkenntnis führen, daß wer den Interessen desselben dient, unsittlichen Zwecken dient; er möchte die Menschen von diesem Dienst abbringen; deshalb schließt er mit einem Appell:

„Darum, mit aufrichtiger Freude würde ich jedem Brenner und Brauer Weinhändler und Schenkwirt als Gesinnungsfreunden warm die Hand drücken, der

*) Vgl. die Rundschaunotiz „Zöllner und Sünder" in Nummer 4

hernach die Rednertribüne besteigen und öffentlich erklären würde: „Mein Gewissen gebietet es mir, jede geschäftliche Beziehung und Geistesgemeinschaft mit dem blutbefleckten Alkoholkapital abzubrechen. Ich bin's meinem guten Namen schuldig. Ich bin's meiner Familie schuldig. Ich bin's meinem Volk schuldig. Ich bin's meinem Gott schuldig."

Daß wegen dieser Rede Burk vom Gericht wegen Beleidigung der Alkoholinteressenten zu 250 Mark Geldbuße verurteilt wurde, wird uns weiter nicht wundern. Aber die Brenner und Brauer haben sich auch an das sächsische Landeskonsistorium, Burks vorgesetzte kirchliche Behörde gewendet, und unter Drohung mit Austritt aus der Kirche eine Maßregelung Burks verlangt. Und das Konsistorium hat den Wink verstanden und Burk folgendermaßen gerüffelt:

„Nicht nur in seiner Ausdrucksweise geht Herr Pfarrer Dr. Burk über das zulässige Maß hinaus, sondern auch sachlich erscheinen seine Angriffe insofern als unbegründet, als die Herstellung und der Vertrieb geistiger Getränke als solche weder vom Standpunkt der christlichen Glaubenslehre noch von dem des christlichen Sittengesetzes aus als verwerflich bezeichnet werden dürfen, vielmehr das Unsittliche immer nur in bestimmten, scharf zu umschreibenden Mißbräuchen gefunden werden darf. Wir haben deshalb Pfarrer Dr. Burk anderweit zu ermahnen, sofern er nicht ernstere Maßnahmen gewärtigen will, bei seinem Kampfe gegen den Alkoholismus alle unberechtigten Angriffe gegen andere zu vermeiden." Das war im „roten Königreich".

Der andere Fall betrifft Preußen. Ein Arzt, Sanitätsoffizier, wird von einem andern so beleidigt, daß er nach den üblichen Ehrbegriffen der Offiziere mit einer Forderung zum Duell antworten müßte; aus religiösen Gründen tut er es nicht. Das Ehrengericht der Stabsärzte erkennt auf Verletzung der Standesehre und beantragt Entlassung mit schlichtem Abschied. Der Kaiser entscheidet, „daß eine aus religiöser Ueberzeugung entsprungene grundsätzliche Verwerfung des Zweikampfes sich nicht zum Gegenstand ehrengerichtlicher Beurteilung machen läßt, wenn auch ein Sanitätsoffizier, der in dieser Hinsicht zu den Grundanschauungen seiner Standesgenossen in Widerspruch tritt, nicht länger in seiner Dienststellung belassen werden kann." Deshalb erlaubt der Kaiser aus besonderer Gnade, daß der Betreffende seine Entlassung unverzüglich nachsucht, d. h. soweit ich das mit meinen schweizerischen Begriffen zu verstehen vermag, daß die Dienstentlassung keine disziplinarische und entehrende Maßregel sein soll; der Mann wird nicht förmlich aus der Armee herausgeschmissen, wie er ja eigentlich nach Offiziersbegriffen verdiente, sondern er wird bloß „gegangen". Wohl gemerkt, das gilt als ganz besondere Gnade, die ihm um seiner religiösen Motive willen erwiesen wird; aber mit dieser religiösen Ueberzeugung, die den Zweikampf verurteilt, ist er in der Armee unmöglich. Also, wo es einem nicht paßt, wird das Christentum kaltblütig bei Seite gesetzt. Wer kann da noch glauben, daß es dem Thron bei seinem Bund mit dem Altar wirklich ernst sei? Wem darf man die Meinung verwehren, daß bei den Mächtigen im Staat das Christentum bloß willkommen sei, so lange es das Bestehende stütze und das Volk gefügig halte, daß es ihnen aber gestohlen werden könne, sobald es irgendwie unbequem werde, daß es ihnen lediglich Mittel zu ihren selbstsüchtigen Zwecken sei? Und nun vergleiche man erst noch, wie bei Streikvergehen die Standesehrbegriffe der Arbeiterschaft unberücksichtigt bleiben, wie drakonisch man da vorgeht.

Schon früher (1911, S. 316 ff.) berichteten wir von jenem Pfarrer Stier in der Nähe von Berlin, der seine Gemeinde vor den Verheerungen der Terrainspekulation schützen wollte, dabei mit dem Landrat seines Kreises in Konflikt geriet und schließlich auch vom Konsistorium disziplinarisch gemaßregelt wurde. Nun ist die ganze Angelegenheit damit erledigt, daß Stier als an Querulantentum erkrankt abgesetzt wurde, mit 1800 Mark Ruhegehalt! Daß die ganze Geschichte dem Manne so zusetzte, daß er vorübergehend eine Nervenheilanstalt aufsuchen mußte, ist begreiflich; aber daß diese Tatsache benützt wurde, seinem ganzen Vorgehen den Stempel des Krankhaften, des Querulantentums aufzudrücken, ist empörend. Das ist ein sehr einfacher Weg, unbequeme Leute los zu werden.

Es ist klar, daß solche Fälle die Meinung glänzend bestätigen, Kirche und Christentum seien reaktionäre Mächte. Daß dergleichen Vorkommnisse in Wirklichkeit hundertmal mehr schaden, als wenn auf einmal in ganz Deutschland hundert Jathos aufstünden, diese Einsicht kann man natürlich von den Kirchenregierungen nicht erwarten. Aber warum regen sich die einfachen Kirchenglieder und die Pfarrer nicht mehr darüber auf? Warum tönt alles nur von der dogmatischen Unfreiheit der Kirche und so wenig von der ethischen? Man ist heute so ungeheuer leicht bereit zu Protestkundgebungen. Warum ist hier der Protest nicht allgemeiner, nicht energischer, nicht zäher? Wie ich fast erwartete, ist es um den Fall Stier erschreckend still geblieben und wird voraussichtlich bald ganz still werden; von einem Martyrium kann deshalb hier viel eher als bei Jatho geredet werden. Ja, wenn es so steht, so muß man sich bald wundern, daß es überhaupt in den sozialistischen Massen noch Leute gibt, die nicht mit allem Christentum gebrochen haben. Nicht daß solche Fälle passieren, aber daß man sie so ruhig passieren läßt, ist das Traurige und bringt das Christentum ganz um seinen Kredit. L.

**Kinderhilfstag.** (Mitg.) Das Organisationskomitee des letztjährigen Zürcher Kinderhilfstag teilt mit, daß es auf Zustimmung unserer gemeinnützigen Vereine und des Publikums hoffend, beschlossen habe, im laufenden Jahr von einer ähnlichen Veranstaltung abzusehen, um die Gebefreudigkeit auf ein folgendes hin desto eher anwachsen zu lassen. In so überraschender Weise trat gleich das erste Mal die Hilfs- und Opferwilligkeit aller weitester Kreise zu Tage, daß wir uns hüten wollen, sie zu oft und zu stark anzuspannen. Nicht, daß uns die Vorwürfe erschreckt hätten, welche gegen Kinderhilfstage im allgemeinen erhoben wurden. Zum Teil trafen sie den unsern gar nicht, zum Teil werden wir lernen, sie in Zukunft zu Nutze zu ziehen. Einer Art von Gegnern, welche wir vor allen achten, möchten wir dieses Jahr besonders entgegenkommen, denjenigen, welche das stille Geben vorziehen, als ethisch höhern Ausdruck der sozialen Gefühle. Umso weniger möchten wir irgend jemand vom Geben abhalten, als stets der wirklichen Bedürfnisse so viele sind, denen man genügen sollte. So bitten wir die Freunde und Freundinnen eines „stillen Kinderhilfstages" ihre Beiträge, große oder kleine, unter dieser Bezeichnung in der Woche vom 13. auf den 20. Mai 1912 einer Stelle zuwenden zu wollen, welche wir in den Tagesblättern noch näher bezeichnen werden.

Anm. der Red.: Wir freuen uns, daß die Opposition gegen die Blumentage in Zürich solchen Erfolg gehabt hat, hoffen aber, daß es nicht nur vorübergehende Art sei, sondern daß diese Methode, den Menschen zu einem guten Zwecke das Geld abzulocken, wieder gänzlich aufgehoben werde. Auch meinen wir nicht, daß dem Kinderelend bloß auf dem Wege der Wohltätigkeit abgeholfen werden könne, und warnen vor dieser Täuschung. Aber wir unterstützen natürlich die in dem „Mitgeteilt" des Zürcher Komitees enthaltene Bitte von Herzen.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Der Aufsatz von Herrn Ingenieur Schindler ist ein Beitrag zur Diskussion des Kirchenproblems. Andere werden folgen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die in der vorletzten Nummer empfohlenen Schriften von Herrn Schindler jetzt im Selbstverlag des Verfassers zu haben sind. (Adresse: Porto Val Travaglia, Lago Maggiore, Italien).

In die letzte Nummer haben sich eine Reihe von Druckfehlern eingeschlichen, besonders in die Rundschaubeiträge. Der verständige Leser wird sie ohne weiteres korrigiert haben. So sei nur bemerkt, daß auf Seite 139 (in der Anmerkung) der letzte Satz: „So bleibt der persönliche Mensch das beste Symbol Gottes" nicht hieher, sondern in den Text gehört. Er stammt nicht von Lotze, sondern dem Verfasser des Aufsatzes.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Eine Pfingstbetrachtung.

Pfingstpredigten werden gerne zu Strafpredigten über mangelnden Pfingstgeist, fehlenden Geist der Gemeinschaft. Dazu scheint jede und besonders auch unsere Zeit allerlei wertvolles naheliegendes Material zu liefern. Weil die Schrift als Ganzes, und ohne Unterschied des Wesens und der Tendenz ihres Inhaltes in einzelnen Stücken, als verbindlicher Gesetzes-Codex angesehen wurde und trotz der sonst ganz veränderten Anschauung der Bibel vielfach noch wird, ist auf diesem nicht ganz reinlichen Wege auch der ganz neutrale historische Teil derselben Gesetz geworden, soweit er die Eignung hat, vorbildlich sein zu können. Und wo die Gegenwart den historisch überlieferten Zuständen nicht entspricht, wird es ihr zur Sünde angerechnet, daß sie nicht so ist und nicht mehr dieses Bild bietet, wie es von der Kirche als verbindliches Vorbild hingestellt wird. Das ist die Taktik der Pfingstpredigten. Da erscheint unsere Uebergangsperiode, in der wir jetzt uns befinden, allerdings in einem ganz exzeptionellen fast interessanten Licht. Auf den ersten Blick und Vergleich hin sticht sie sehr ungünstig ab, aber dies nur so lange als man ihren eigentümlichen Charakter und die von der Teleologie der Weltgeschichte und der gegenwärtigen Entwicklungstendenz des Christentums ihr speziell zugewiesene Aufgabe und Rolle nicht kennt oder nicht versteht. Sie macht sich merkwürdig aus im Spiegel der ersten Pfingstgemeinde zu Jerusalem mit ihrem „Ein Herz und Eine Seele“ und der „Gemeinschaft des heiligen Geistes.“ Sie könnte eigentlich als gerades mauvais exemple zum bon exemple der Pfingstgemeinde dienen, wo man, statt sich zu sammeln, auseinandergeht, „ein Jeder in das Seine“ und alles sich aufzulösen und zu zerfließen scheint in lauter Atome und wo man sich nur mehr sammelt im Sinne der Genossenschaften und Verbände zu materieller Besserstellung und wirtschaftlicher Hebung. Aber das sind, wenn man näher zusieht, nur obenauf liegende Erscheinungen, die vielleicht zum guten Teil noch auf das Konto vergangener Praxis und Taktik der Menschheits-Führung fallen. Unter allen dem Pfingstgeist diametral entgegengesetzt scheinenden Auswüchsen

unserer Zeit fließt still und machtvoll eine Unterströmung der Menschheitsseele, die Großes hoffen läßt. Jeder festliche Gesichtspunkt ist einseitig und solche Pfingstpredigten sind billig; das Leben aber ist vielseitig und je nach der Fest-Schablone, die man zur Hand nimmt, kommt's eben verschieden heraus. Jede Menschheit kann aber nur das sein, was ihrer Zeit und ihrer Zeit-Aufgabe entspricht und dem Pensum, welches ihr zufällt. Wer nun die Zeichen der Zeit recht versteht, der wird erkennen müssen, daß die Mission der Gegenwart zwar eine weltgeschichtliche ist so gut als die der ersten Pfingstgemeinde, aber eben doch an einem ganz andern Nagel hängt. Geht, nebenbei gesagt, schon daraus eine gewisse Absurdität hervor, daß von den Postulaten der Festpredigten aus die gleiche Zeit und die gleiche Menschheit im gleichen Kirchenjahreslauf das Charakteristikum des Advents, wie das von Weihnacht, Ostern und Pfingsten aufweisen soll und daß, was einen Passus, einen Uebergang bedeuten soll ein stabiler Zustand bleiben soll, so erscheinen die dahinzielenden Erwartungen und Zumutungen noch deplazierter, wenn einem Zeitalter gerade das zugemutet wird, was zu der ihm gestellten Aufgabe in direkten Gegensatz tritt und sich mit ihr nun einmal nicht vereinen läßt. Nun ist es schlechterdings unmöglich, daß ein Geschlecht in dem von der Kirche konstruierten Sinn den Charakter der Pfingst-Gemeinschaft tragen kann, dessen ausgesprochenes Merkmal das des Advents ist (neben allen teilweise fluchwürdigen Erscheinungen der Zeit). Oder sind Advent und Pfingsten nicht wie Analyse und Synthese? Ein jeder geht jetzt in das Seine. Warum? Um neue Positionen zu suchen. *Δός μοι ποῦ στῶ!* Das Recht muß man ihm lassen. Und wenn's ein Unrecht wäre — wer hat es verschuldet? Wir können nichts dafür, daß es soweit gekommen ist. Da ist die Mutter Schuld, nicht das Kind.*) Oder gibt es vielleicht eine „Gemeinschaft der Heiligen" im Suchen? Dann anerkenne man wenigstens die Gemeinschaft des Suchens. Im Uebrigen sieht das effektive Bild der Gegenwart mehr aus wie ein Gegensatz zum Bild der Pfingsten, aber vielleicht wird man auch so natürlich denken dürfen, daß auch der Geist an gewisse Voraussetzungen gebunden ist. Oder hatte Pfingsten nicht auch seine Voraussetzungen? So hat auch der Geist der Gegenwart seine Voraussetzungen. Wir wissen, wo wir dieselben zu suchen haben.

Und wenn Pfingsten das Aufflammen eines Jesus-Enthusiasmus zeigt, so ist die gegenwärtige von der Kirche und einer seligen Theologie vorbereitete Ernüchterung als ein Täuferisches Adventsmerkmal vielleicht nur die Vorstufe und Einleitung zu einem neuen Jesus-Enthusiasmus und damit zu einem neuen Pfingsten. Wenigstens glauben wir, daß es philosophisch und theologisch nicht leicht eine für

*) Und übrigens, wenn man ganz gerecht sein wollte, müßte man vielleicht zugeben, daß jede Institution, die an der Zeit arbeitet, immer nur dadurch abgelöst wird, daß sie ins Unrecht versetzt wird. Jede Entwicklung ist eine Verunrechtung dessen, was dazu geführt hat.

den wahren Jesus günstigere Zeit gab als die unserige es ist und zu werden verspricht. Man könnte deshalb auch einmal die Paradoxie für glaubhaft halten, daß es zuweilen die Aufgabe des Pfingstgeistes sein kann zu trennen da, wo es Gemeinschafts-Bildungen gibt, die nicht nach seinem Sinne sind, um dann wieder neu zu verbinden; denn es gibt auch tote Gebilde, und da wird es wohl „der Geist sein, der lebendig macht" dadurch, daß er trennt. Deshalb mache man, was einfacher, neutraler, historischer Indikativ ist nicht zu einem aktuellen Imperativ und noch weniger zu einem Imperativ aller Zeiten.

P. Hitz.

---

# Fichte.

(Geboren am 19. Mai 1762.)

Als Rahel Robert, die spätere Gattin Varnhagens v. Ense, den Tod Fichtes erfahren hatte, schrieb sie in einem Briefe: „Wenn Fichte sterben muß, dann ist niemand sicher; mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Tot ist er aber nicht, gewiß nicht!" In der Tat, Fichte ist durch die Intensität seines Lebens vor der Gefahr des Sterbens gesichert. Was das Dasein an äußeren Schicksalen, an Förderungen und Hindernissen ihm bot, das hat er bis zu den letzten Möglichkeiten in sich verarbeitet, und so sind seine Erdentage reich geworden an Ewigkeitsgehalt: denn in der Tiefe der flüchtigen Schicksale hat er das Unwandelbare, Ewige zu entdecken gewußt. Und diese sittliche Kraft, das persönliche Leben in großer Gesinnung zu führen, ist in seiner Philosophie zum Selbstbewußtsein erhoben. Ein bekanntes von ihm geprägtes Wort lautet: „Was-für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist." Wer als Mensch kleinlich ist, ist unfähig, eine wahrhaft große Philosophie zu verstehen; und wer in der Unmittelbarkeit seines Lebens die reale Allgegenwart des Unendlichen erkennt, der kann sich nicht mit einer Philosophie begnügen, die die großen Dinge klein machen will. Unser Leben ist unser Maßstab dessen, was wir für wirklich halten. Wer das Ewige erlebt, dem wird das Ewige zur Wirklichkeit; über ihn hat der Tod keine Macht, und wenn er eine Philosophie hat, so kann diese nichts anderes sein als die Selbstdarstellung des Ewigen, wie es in ihm zum Durchbruch und Selbstbewußtsein gekommen ist. —

Johann Gottlieb Fichte entstammt der erbuntertänigen Familie eines kinderreichen Bandwirkers; er selbst hat als Knabe im Vaterhause zu Rammenau in der Oberlausitz an den Webstühlen mitgeholfen. Es begreift sich, daß der Weg aus diesen engen Verhältnissen bis dahin, wo Fichte im Mannesalter stand, nur unter Kämpfen von sehr

mannigfacher Art zurückgelegt werden konnte — mögen auch ein paar Glücksfälle von außen her Unterstützung gebracht haben. Nur weil Fichte ein Kämpfer war, konnte er der werden, als den ihn die Geschichte kennt. Seine Biographie zeigt ihn zuvörderst in Auflehnung gegen das Bestehende; rücksichtslos bringt er die Forderungen der Vernunft gegenüber der gemeinen Wirklichkeit zur Geltung.

Vom September 1788 bis Ende März 1790 war Fichte Hauslehrer in Zürich bei einem Herrn Ott, dem Besitzer des Gasthofs zum Schwert. In einem nach dieser Zeit geschriebenen Briefe an einen seiner Brüder behauptet er, es habe ihm in dem Hause nicht ganz gefallen, weil er „mit starrköpfigten Leuten zu tun" gehabt habe; zuletzt aber habe er sie doch „gewaltiger Weise" gezwungen, ihn zu verehren. Daß seine Weise in Wahrheit gewaltig war, beweist das „Tagebuch der auffallendsten Erziehungsfehler", in dem er über das unpädagogische Verhalten der Eltern Buch führte, die es sich gefallen lassen mußten, allwöchentlich von ihrem Hauslehrer den Text gelesen zu bekommen. Und dafür nannte dieser sie noch „starrköpfigt"!

Im Jahre 1791 nahm er ein Engagement nach Warschau in ein gräfliches Haus an. Dort angekommen, gefiel er nicht. Ohne nun die Stelle anzutreten, brachte er es in seiner gewaltigen Weise fertig, sich eine recht erhebliche Summe als Entschädigung zu erkämpfen. Mit diesem eroberten Gelde reiste er nach Königsberg, um die Bekanntschaft Kants zu machen, dessen Philosophie ihn aufs tiefste gepackt hatte. Da sich aber Kant bei dem Besuche seines jugendlichen Verehrers wenig zugänglich zeigte, dieser jedoch die Reise nicht vergeblich gemacht haben wollte, so half er sich wiederum in gewaltiger Weise: innerhalb weniger Wochen verfaßte er eine philosophische Abhandlung, den „Versuch einer Kritik aller Offenbarung", und schickte sie mit der Widmung „Dem Philosophen" an Kant. In dem Begleitbriefe sagte er: „Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber in ganz Europa wenig Menschen so lieben wie ich, näher kennen zu lernen. Erst später bedachte ich, daß es Vermessenheit sei, auf die Bekanntschaft eines solchen Mannes Anspruch zu machen, ohne die geringste Befugnis dazu aufzuweisen zu haben. Ich hätte Empfehlungsschreiben haben können. Ich mag nur diejenigen, die ich mir selbst mache. Hier ist das meinige." Kant mochte wohl bedauern, vor ein paar Wochen so verschlossen gewesen zu sein: als Fichte fünf Tage danach wieder erschien, wurde er aufs liebenswürdigste aufgenommen. Allein Fichte geriet nun in neue Nöte: sein Aufenthalt in Königsberg kostete viel Geld, und der Zeitpunkt, an dem er „wieder unter der unmittelbaren Vormundschaft der Vorsehung" stehen werde, konnte nicht mehr fern sein. In seiner Ratlosigkeit und in seinem grenzenlosen Zutrauen zu Kant bat er diesen um ein Darlehen; Kant aber schlug ihm vor, lieber die Kritik aller Offenbarung an den Buchhändler Hartung in Königsberg zu verkaufen, und bemühte sich selbst, die Unterhandlungen in Gang zu bringen. In der

Tat übernahm Hartung den Verlag; in geschickter Spekulation aber ließ er ohne Fichtes Vorwissen die Schrift anonym erscheinen, — und der Erfolg war der erwartete: da der Buchtitel an drei berühmte Werke Kants erinnerte und der Inhalt Erweiterungen und Anwendungen der allenthalben vorausgesetzten Kantischen Lehren brachte, so nahm das Publikum an, das aus Königsberg kommende Buch stamme von Kant selbst (dessen Religionsphilosophie damals noch nicht erschienen war). Daß Kant vorgezogen hatte, seinen Namen nicht zu nennen, konnte in jener Zeit der Zensurkonflikte nicht sehr verwundern. Immerhin fanden die Rezensenten diese Vorsicht überflüssig, hingegen schien es ihnen notwendig, ihre Leser wissen zu lassen, daß sie den wahren Verfasser sofort erkannt hatten. Die Jenaische Literatur-Zeitung feierte den „erhabenen Verfasser jenes Werkes", den „großen Mann, dessen Finger hier allenthalben sichtbar ist" — worauf Kant eine Erklärung erließ, in der er Fichtes Namen nannte, um diesem „geschickten Manne" die Ehre der Arbeit ungeschmälert zukommen zu lassen. So war Fichte plötzlich ein berühmter Mann geworden. Die erste Konsequenz, die er daraus zog, war, daß er heiratete: er hatte sich in Zürich mit Johanna Rahn, einer Nichte Klopstocks, verlobt. Um aber dem Zürcher Publikum keinen Anlaß zu geben, sich über diese Privatangelegenheit unmaßgebliche Gedanken zu machen, war sie der Oeffentlichkeit vorenthalten worden; Fichte wollte zuvor den Beweis erbracht haben, daß er als Schriftsteller etwas zu leisten vermöge. Dieser Zweck war erreicht, und nun kehrte Fichte nach Zürich zurück und machte Hochzeit. Er lebte hierauf, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zunächst im Hause seines Schwiegervaters. Ein Verwandter seiner Frau, Johann Heinrich Rahn, kreierte in seiner Eigenschaft als comes palatinus den jungen Gelehrten zum Doktor. Zwei politische Schriften hat Fichte in dieser Zeit veröffentlicht. Die eine zeigt die gewaltige Weise, in der die Rechte der Vernunft gegen die Wirklichkeit verteidigt werden sollen, schon im Titel: „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten. Eine Rede. Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsternis." Die andere, eine Verteidigung der französischen Revolution, ist in ihrem Inhalt nicht minder radikal.

Im Jahre 1794 wurde Fichte Professor in Jena. Während der fünf Jahre, die er hier verbrachte, kam er aus der Kämpferstellung kaum je heraus. Er wehrte sich gegen Kollegen und Studenten, gegen Vorurteile und literarische Angriffe, gegen Konsistorien und Regierungen. — Um die Teilnahme an seinen öffentlichen moralischen Vorlesungen den Studenten nach Möglichkeit zu erleichtern, las er in seinem zweiten Jenaer Semester am Sonntag Vormittag: das Konsistorium sah darin einen Angriff gegen die Landesreligion und erhob Anklage beim Herzog. Kaum war dieser Streit zu Ende, begann der Kampf gegen die geheimen Ordensverbindungen der Studenten. Fichte hatte in diesen Verbindungen den Quell der mannigfachsten Unsittlich-

keiten und Ungehörigkeiten erkannt. Der von ihm aufgenommene Kampf führte, nachdem ihm und seinem Hauswirt mehrfach die Fenster eingeworfen worden waren, dazu, daß Fichte schließlich gezwungen war, für ein Semester Urlaub zu nehmen und aufs Land zu ziehen. — Beim akademischen Senat hat Fichte nie Schutz gefunden. Mit seinem unerbittlichen Eintreten für das Vernünftige war er ein zu unbequemer Kollege, als daß er hätte beliebt sein können, und dazu kam bei einigen Professoren noch der Neid wegen des ganz beispiellosen Lehrerfolgs, mit dem Fichte las.

Der letzte Kampf, den Fichte in Jena auszufechten hatte, war der berühmte „Atheismusstreit", der ihn seine Professur kostete. In einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift hatte er einen ziemlich unbedeutenden, im Tone allerdings unangenehmen, etwas frivolen Aufsatz eines gewissen Forberg „Entwicklung des Begriffs der Religion" zum Abdruck gebracht. Um den peinlichen Eindruck der Arbeit zu verwischen, schrieb Fichte eine eigene Abhandlung „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung", in der er die wissenschaftlichen Keime der Thesen Forbergs ernst nahm, sie weiter führte und in ein großes religionsphilosophisches Programm einmünden ließ. Allein die Absicht schlug fehl: statt Forberg der Oeffentlichkeit gegenüber zu retten, erreichte Fichte vielmehr, daß er mit jenem zugleich des Atheismus angeklagt wurde. Kursachsen drohte, seinen Landeskindern die weimarischen Lehranstalten zu verbieten: Weimar war gezwungen den Prozeß zu eröffnen, und Fichte zeigte sofort durch Veröffentlichung seiner prachtvollen „Appellation an das Publikum", daß er sich niemals einem vermittelnden Urteil beugen würde. Das Ende war, daß er seine Entlassung erhielt. Die Macht der gemeinen Wirklichkeit war stärker als die Macht, mit der der Philosoph im Namen der Vernunft gegen sie stritt.

In den folgenden (meist in Berlin verbrachten) Jahren hat Fichte nicht aufgehört zu kämpfen: aber der Totaleindruck, den sein Leben in dieser Zeit macht, ist in erster Linie nicht mehr durch seine *Kämpfe* gegen das Wirkliche bestimmt, sondern vielmehr durch einen tiefen Frieden, durch eine *Versöhnung mit dem Wirklichen*. Die Kämpfe verlaufen fortan in einer untergeordneten Sphäre. Sie bezeichnen nicht mehr den Charakter des Lebens. Dieses ist fest verankert im Unbewegten, im wahrhaft Wirklichen. Der Atheismusstreit selbst hat am Erreichen dieser Höhe des reifen Lebens beträchtlichen Anteil gehabt; denn Fichte hat die tiefen Erschütterungen, die der Streit über ihn brachte, nicht passiv hingenommen, sondern in tätiger Freiheit verarbeitet. Allein im Prinzip war die Kluft zwischen Vernunft und Wirklichkeit schon lange vorher durch die „*Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*" überwunden, das große Werk, dessen Konzeption noch nach Zürich fällt (in denselben Winter 1793/94, in dem die Berufung nach Jena erfolgte), und dessen Ausarbeitung und

Publikation Fichte in den ersten Semestern seiner Lehrtätigkeit besorgt hat. Die Kämpferstellung, die er zur Wirklichkeit im Namen der Vernunft eingenommen hatte, entsprach im Grunde viel genauer der kantischen Philosophie als der eignen.

Bei Kant sind Vernunft und Wirklichkeit auseinander gerissen, und nur ein im Namen des sittlichen Bewußtseins gestelltes Postulat redet von einer — unserer Erkenntnis völlig unzugänglichen — Einheit dieser beiden Reiche. Die Wirklichkeit steht restlos unter der Macht der dumpfen, gegen Wahr und Falsch, Gut und Böse völlig gleichgültigen Gesetzmäßigkeit des kausalen Zwanges. Wenn wir eine vollkommene Kenntnis der in der Gesamtnatur kausal wirkenden Faktoren hätten, so würden wir die zukünftigen Handlungen der Menschen vorausberechnen können „wie Mond- oder Sonnenfinsternisse". „Die menschlichen Handlungen sind ebensowohl als jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt." Aber freilich, die Welt der Naturbegebenheiten ist nicht die letzte Realität; die kausale Ordnung, die alle Veränderungen unter ein festes Gesetz der Zeitfolge zwingt, ist eine Ordnung bloßer Erscheinungen, nicht eine solche der an sich seienden Dinge. Die Welt der Dinge an sich ist übersinnlich, unerkennbar. Nur in Postulaten können wir von ihr reden — in Postulaten, in denen die Vernunft fordert, daß die rätselvollen Unzulänglichkeiten dieses Erscheinungsdaseins eine Lösung haben müssen. Die Vernunft kommt in diesem problembelasteten Dasein nicht zu sich selbst: ihre unbedingte Einheit ist das ideale Ziel, auf das alle bedingten Einheiten des Mannigfaltigen hindeuten; aber eben über solche bedingten, mithin nicht in sich selbst abgeschlossenen Einheiten kommt unser Bewußtsein nicht hinaus. Allüberall endet dessen Betätigung zuletzt in Antinomien. Nur die Notwendigkeit über alle Antinomien hinweg ein Unbedingtes anzuerkennen, — letztlich stets eine sittliche Notwendigkeit — trägt unseren Glauben an ein übersinnliches Reich der Vernunftzwecke. Aller Inhalt, den wir diesem Glauben geben dürfen, kommt uns aus dem sittlichen Bewußtsein und gilt auch nur für dieses. Für das theoretische Bewußtsein sind solche Inhalte (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit) lediglich unlösbare Probleme; von alledem, was das Leben wertvoll macht, was ihm einen Sinn gibt, bleibt der Verstand ausgeschlossen. Dieser Verstand aber ist, wie die Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, selbst der „Urheber der Erfahrung", der „Quell der Gesetze der Natur"; und „alle empirischen Gesetze sind nur besondere Bestimmungen der reinen Gesetze des Verstandes". Damit ist die Welt der Erfahrung, das Dasein, die Wirklichkeit zur Rolle einer ewig sinnlosen Tatsache verdammt. — Indem nun im Menschen ein Bewußtsein der idealen Werte lebt, wird er streben, für diese Werte zu arbeiten, sie zu verwirklichen: aber die Werte liegen in einer anderen Sphäre als das Dasein; dieses untersteht der dumpfen, sinnlosen Gesetzmäßigkeit der Kausalordnung. Ein Wirkenwollen für die Ideen der Vernunft bedeutet einen heroischen

Kampf gegen die unverbrüchliche Macht der Naturnotwendigkeit. Wie es möglich ist, daß ein solcher Kampf überhaupt geführt werden kann, — dies zu begreifen, übersteigt die Grenzen unseres Erkennens: genug, das sittliche Bewußtsein sagt uns, daß wir für die Forderungen der Vernunft wirken *sollen*, und der praktische Glaube fügt hinzu: also müssen wir es auch können! Nur ein sittliches Postulat, keine Erkenntnis redet von der Einheit, in der das Reich der Natur und die Ideen der Vernunft sich versöhnen: und vom Menschen ist zu fordern, daß er eine konkrete Darstellung dieses Postulats sei, daß er — unbeirrt durch die Begrenztheit seines Erkennens, die ihm die *Möglichkeit* alles sittlichen Wirkens verbirgt, — all seine Kraft daran setze, dem dumpfen Naturgeschehen Taten des freien sittlichen Bewußtseins abzuringen. Der Mensch als das *animal rationale* ist notwendig und in letzter Hinsicht *Kämpfer*.

Inwiefern ist nun *Fichtes Wissenschaftslehre* die Ueberwindung dieser dualistischen Auffassung? Insofern als sie zwischen empirischer Wirklichkeit und Vernunft nicht mehr eine Kluft statuiert, sondern der empirischen Wirklichkeit ihre Stelle im System der Vernunft anweist. Wer in der Sinnenwelt nur ein von dumpfen Kausalgesetzen beherrschtes und mithin sinnloses Dasein sieht, versteht sie nur unvollkommen. Gewiß ist die Sinnenwelt *auch* dieses: aber sie ist mehr. „Es ist nichts real für das Ich, ohne auch ideal zu sein", und darum gibt es keine vernunftlose Welt, außer in der Abstraktion. Ueberall empfängt das Ich in der Welt sich selbst, den Widerschein seines eignen Wesens. Sinnlos und tot erscheint uns die Welt nur, wenn wir selbst stumpf und tot sind. In Wahrheit ist die Sinnenwelt die Form des unendlichen Gehaltes der absoluten Ichheit. Ueberall, wo wir *das Dasein verstehen*, stellt es sich uns dar in *Aufgaben, die unsere Arbeit fordern*. Und diese Aufgaben halten nicht still. Unaufhörlich verändert die Sinnenwelt ihr Aussehen, und jede neue Gestalt, die sie annimmt, bedeutet eine neue Aufgabe. „Die Sinnenwelt ist die Sichtbarkeit der sittlichen." Je mehr vom Gehalt der Vernunft in uns lebt, um so genauer verstehen wir, wie die Sinnenwelt zu uns redet von den ewigen und ewig neuen Aufgaben, in deren Inangriffnahme wir den Sinn des Daseins erfassen. Die äußere Wirklichkeit ist für uns ganz ebenso sinnvoll wie unser Innenleben: denn sie ist gar nichts anderes als dessen äußerliche Darstellung. Ohne Innenleben bliebe das äußere Dasein unbegriffen, und ohne äußeres Dasein wäre das Innenleben gegenstandslos und also unmöglich. Dem Oberflächlichen ist das Dasein sinnlos; aber dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Es hängt von *uns* ab, ob wir in einer inhaltvollen Welt leben oder nicht: denn der Inhalt der Welt ist der Gehalt der Vernunft; aber nur wenn und soweit die Vernunft in uns lebt, vermögen wir zu erkennen, wie das Dasein die Aufforderung zum Ergreifen ihres Gehaltes ist. Dasein und Vernunft sind nicht zwei getrennte Realitäten, sondern nur eine

Realität. Die Vernunft ohne Dasein und das Dasein ohne Vernunft sind bloße Abstraktionen.

Mit dieser Wendung hat die Philosophie einen neuen Charakter gewonnen. Nicht das kann mehr die Aufgabe des Philosophen sein, daß er sich Gedanken mache über das Wirkliche, sondern gefordert wird von ihm, daß er die in der Wirklichkeit selbst liegende und mit ihr identische Vernunft ins Bewußtsein hebe. Wo der Philosoph sich seine Gedanken selbst macht, sind sie sicherlich nur vom Uebel. Wenn freilich die Wirklichkeit etwas an sich vernunftloses wäre, so bliebe, scheint es, nichts anderes übrig, als daß der Philosoph dieses Vernunftlose von außen her mit seinem eigenen Lichte beleuchte. (Ob allerdings ein solches Von-außen-Herkommen der Vernunft möglich wäre, wäre eine andere Frage.) Wenn aber die Vernunft das innerste Leben der Wirklichkeit selbst ist, so sind die subjektiven Reflektionen des Philosophen höchst gleichgültig geworden. Die höchste Aufgabe der Philosophie ist, die Einheit der Vernunft in dem systematischen Zusammenhang all ihrer Gestalten zu begreifen, also das System der Vernunft zu entwickeln, das zugleich das System der Wirklichkeit sein wird.

Die Totalität der lebendig-wirklichen Vernunft ist es, die Fichte in der des Atheismus angeklagten Abhandlung und in den zu ihrer Erläuterung und Verteidigung verfaßten Schriften als „moralische Weltordnung", „göttliche Weltregierung", „Gott" bezeichnet hat. Nirgends ist die Wirklichkeit ein sinnloses, von dumpfen Naturgesetzen beherrschtes Dasein, sondern das kausale Dasein ist gehalten in einer überlegenen „lebendigen und wirkenden" Ordnung, die alledem, was sich durch die Wirksamkeit der Kausalgesetze ereignen kann, eine sittliche Beziehung gibt. Nichts kann geschehen, was diese alles Dasein beherrschende Beziehung auf Pflichtmäßigkeit aufhöbe; jedes vernünftige Individuum findet sich jederzeit an einer Stelle, an der „auf seine Arbeit gerechnet ist". „Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewisseste, was es gibt, daß es eine moralische Weltordnung gibt" — aber demonstrieren läßt sie sich freilich nicht, wie sich überhaupt die Realität in keiner ihrer Gestalten demonstrieren läßt. Realität will im Gefühl erlebt sein, und ihre Anerkennung heißt bei Fichte schon in der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" Glaube: „An Realität überhaupt, sowohl die des Ich, als des Nicht-Ich, findet lediglich ein Glaube statt." Also auch dann, wenn man in der Außenwelt nichts als ein sinnloses Getriebe sieht, wird ihre Realität nur geglaubt. Aber Glaube bedeutet bei Fichte nicht das Fürwahrhalten einer Sache, die eigentlich bewiesen werden sollte; Glaube ist nicht ein mangelhafter Ersatz für das Wissen, sondern Glaube ist „das Element aller Gewißheit". Beweisen heißt ableiten, auf Vorausgesetztes zurückführen; dieses Vorausgesetzte mag wiederum bewiesen, also auf anderes Vorausgesetzte zurückgeführt sein: irgendwo muß doch die Kette der Gewißheitsvermittlung auf unmittelbar Gewisses stoßen. Das Bewußtsein dieses unmittelbar

Gewissen ist es, das Fichte Glaube nennt. Und in dieser Bedeutung ist auch die Gewißheit, die wir von der Realität der sittlichen Weltordnung haben, Glaube, nämlich unmittelbares Bewußtsein dessen, daß die Situationen, in denen wir uns finden mögen, in jedem Falle Anforderungen an unsere sittliche Kraft stellen. Wer seiner sittlichen Verantwortlichkeit gewiß ist, kann nicht zugleich glauben, die Welt sei ein sinnloses Abrollen dumpfer Naturnotwendigkeiten, sondern er muß der Natur eine tiefere, übersinnliche Ordnung zugrunde legen. „Die, welche sagen: selbst wenn jemand an Gott und Unsterblichkeit verzweifelte, müßte er dennoch seine Pflicht tun, setzen absolut unvereinbare Dinge zusammen. Erzeuge nur in dir die pflichtmäßige Gesinnung, und du wirst Gott erkennen, und während du uns andern noch in der Sinnenwelt erscheinst, für dich selbst schon hienieden im ewigen Leben dich befinden." (Ganz im selben Sinne hatte Pestalozzi, dessen eindrucksvolle Bekanntschaft Fichte einst in der Zeit seines Zürcher Aufenthalts gemacht hatte, in der „Abendstunde eines Einsiedlers" geschrieben: „Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubst du an Gott und an die Unsterblichkeit.") Fichte hat, wenn man von zeitweisen Schwankungen absieht, eine Unsterblichkeit im Sinne des individuellen Weiterlebens nach dem Tode angenommen; aber es stand für ihn fest, daß auch das neue Leben nur ein Leben der Arbeit und der Aufgaben sein kann. Die Seligkeit besteht nicht in sinnlichem Genuß; sie ist nicht von der Umgebung abhängig. Die äußeren Bedingungen des Daseins mögen sein, wie sie wollen: es ist stets möglich, durch sie hindurch den göttlichen Willen zu erkennen und den eigenen Willen in ihm aufgehen zu lassen. Solches Leben in Gott allein ist Seligkeit. „Gott kann weder, noch will er durch die Umgebungen selig machen, indem er vielmehr sich selbst, ohne alle Gestalt, uns geben will." Diese Selbstmitteilung Gottes an die Menschheit bedeutet die Kraft, allüberall Gott zu erkennen, alle Dinge in Gott zu schauen. Auch in seinen härtesten, häßlichsten Erscheinungen ist das Dasein überwindbar, auflösbar in Gestalten des göttlichen Willens. In allem, was uns begegnet, redet Gott mit uns; auch in den Aeußerungen bösen Willens, der sich gegen uns richtet: nirgends ist das Dasein ohne Gott. Und wo immer wir seinen Willen aus den Kombinationen der Dinge heraushören, haben diese keine Macht mehr, uns vom Quell aller Seligkeit zu trennen.

Je älter Fichte wurde (er ist 1814 im 52. Lebensjahre gestorben), um so konkreter wurde seine Religionslehre. In den Schriften des Atheismusstreites (1798 und 1799) war Gott die sittliche Weltordnung, die sich uns kund tut im Pflichtbewußtsein. In der späteren Zeit nimmt Fichte zwar davon nichts zurück, aber er bringt Wesentliches hinzu. Das formale Pflichtbewußtsein hört auf, ihm als etwas Letztes zu gelten: alles was Pflicht für uns werden kann, hat sein Prinzip und empfängt seinen Inhalt aus der Idee der Gemeinschaft. Im Begriff der Pflicht, des Sollens drückt sich noch die Kantische Spannung

zwischen dem Wirklichen und dem zu Fordernden aus: im Begriff der Gemeinschaft ist diese Spannung überwunden. In der Gemeinschaft hat das, was sein soll, Wirklichkeit erlangt. Gemeinschaft ist das Dasein der Vernunft, die Erscheinung Gottes. Nicht im isolierten Individuum ist die Vernunft ihrem Gehalte nach da, und ebensowenig in einem bloßen Aggregat von Individuen: aber da ist sie, da ist Gott offenbar, wo die einzelnen sich als integrierende Teile eines übergreifenden Ganzen wissen, für das sie verantwortlich sind. Alles was ein Mensch sein kann, ist er durch sein Verhältnis zur Gemeinschaft. Die Gemeinschaft hat ihn, indem sie ihn erzogen hat, in die Sphäre der durch ihre bisherige Geschichte errungenen Lebensgüter hineingestellt, und seine eigene substanzielle Realität kann nur darin bestehen, daß er durch seine ganze Existenz tätigen Anteil hat an der lebendigen Wechselwirkung, in der das Göttliche hervortritt. Göttliches Leben lebt nie in einem isolierten Einzelnen als solchem: Gott ist Liebe, und Liebe ist das Lebenselement der Gemeinschaft. Liebe eben macht es, daß der einzelne sich nicht als einzelner fühlt, sondern als Glied eines ihn umfassenden Ganzen, dem er ohne allen Rückhalt angehört, und für dessen andere Glieder er sich mitverantwortlich weiß. Als einzelner behält er gar nichts Wesenhaftes übrig, nicht einmal seine Pflicht: „Es gibt im eigentlichen Sinne keine Pflicht des Einzelnen, sondern nur eine des Ganzen, der Gemeinde.“ Diese Pflicht ist: alle Lebensverhältnisse zu durchdringen mit göttlicher Liebe. Es gibt keine andere Pflicht als diese. Eine Pflicht, die offenbar nicht vom individuellen Menschen als solchem erfüllt werden kann, die aber allerdings im Bewußtsein aller Menschen vernommen werden soll. (In diesen Zusammenhängen, in denen die Ueberlegenheit über den Kantianismus am kräftigsten zu spüren ist, hat Fichte wertvolle Anregungen verarbeitet, die ihm durch eingehende Pestalozzistudien geworden waren. Der Gedanke der Verantwortlichkeit aller für alle hat in Pestalozzis Schriften schon vom Beginn der achtziger Jahre ab eine höchst bedeutsame Rolle. Kant dagegen hat, von dem individualistischen Standpunkt seiner Ethik aus ganz konsequent, diesen Gedanken einer Verantwortlichkeit für die Sittlichkeit anderer Menschen ausdrücklich bekämpft; in der Metaphysik der Sitten sagt er: „Es ist ein Widerspruch, eines andern Vollkommenheit mir zum Zweck zu machen und mich zu deren Beförderung für verpflichtet zu halten. Denn darin besteht eben die Vollkommenheit eines andern Menschen, als einer Person, daß er selbst vermögend ist, sich seinen Zweck nach seinen eigenen Begriffen von Pflicht zu setzen, und es widerspricht sich, zu fordern, daß ich etwas tun soll, was kein anderer als er selbst tun kann.“)

Bei Fichte besteht die Zerreißung des wahren Seins in Individuen „nur durch die Form des Bewußtseins“. Das „Sein an sich“ wird darum erst da erlebt, wo in der Einheit der Gemeinde das Außereinandersein der Individuen überwunden ist. Fichte ist also Mystiker;

aber ein Mystiker ohne weltflüchtige Gesinnung. Die Welt des göttlichen Geistes und die Sinnenwelt liegen für ihn nicht in getrennten Regionen, sondern in jener ist diese enthalten. Darum dürfen wir uns von dieser nicht entfernen, wenn wir nach jener streben. Es ist ein vergangenes Stadium der Religion, wenn die Welt des Göttlichen hingestellt wurde „als ein solches, zu welchem es keinen stetigen Uebergang gebe aus der sinnlichen Welt, sondern nur einen Uebergang durch einen Sprung. Wir aber stellen sie hin als eine Welt des Sehens, wenn man nur sein inneres Auge zu einem Sehen bildet, und als eine solche, ohne welche die sinnliche Welt selbst gar nicht verstanden werden kann. In jener Religionstheorie war die geistige Welt fremd der sinnlichen und von ihr durch eine Kluft geschieden; nur zuweilen, wie durch eine Ausnahme, brach sie herein in die sinnliche. Nach unserer Theorie ist sie schlechthin und ist das einzige Sein, das da ist, ohne welches das sinnliche, als sein bloßer bildlicher Reflex, gar nicht zu sein vermöchte, und wir selbst sind sie in der Wurzel unsers Seins und können sie werden jeden Augenblick, den wir nur wollen."

Die Ueberwindung der platonisierenden Zwei-Welten-Lehre ist als lebendige Praxis aufs innigste verknüpft mit den wertvollsten Tendenzen der gegenwärtigen Zeit. So weit die Menschen nun ihr Genüge darin finden, zu handeln, werden sie keinen sonderlichen Trieb verspüren, sich um Fichtes Wissenschaftslehre zu bemühen. Wo aber das Bedürfnis erwacht, sich Rechenschaft von dem zu geben, was man tut, wird es unvermeidlich sein, daß die philosophische Arbeit sich hinwendet zu dem Großen, der die Idealität des Reellen zu begreifen vermocht hat.

Fritz Medicus.

---

# Kirchliche Parteien und kirchliche Wahlen.

(Ein Vortrag vor den Basler Synodalwahlen.)

Wenn wir heute miteinander von kirchlichen Wahlen reden, kann mancher von uns in sich selbst eine Stimme hören, die ihm zuruft: was gehen mich kirchliche Wahlen und überhaupt kirchliche Einrichtungen an? „Mir ist es in der Religion um etwas ganz Persönliches zu tun, darum, ob Gott mein Gott ist, die Kraft und Seligkeit meiner Seele. Und hinter und über diesem Persönlichen erhebt sich etwas viel Größeres als Kirche und kirchliche Institutionen, das Reich Gottes, neben dessen Größe und Herrlichkeit alles Kirchenwesen klein erscheint." Man darf sich aber durch solche Stimmen nicht bestechen lassen. Wir sollten es heute allmählich gelernt haben, daß echte persönliche Religion zur Gemeinschaftlichkeit treibt und Gemeinschaftlichkeit auf die Dauer nicht bestehen kann ohne Formen und Organisation. In einer Zeit, da alles sich organisiert, sollte dies von

der Kirche nicht erst gesagt werden müssen. Und das Reich Gottes ist die Kirche freilich nicht und wird nie mit ihm zusammenfallen, aber jede kirchliche Gemeinschaft, welche die Menschen zu Gott führen und mit Gott und mit den Brüdern verbinden will, arbeitet damit auf das Reich Gottes hin. Für mich ist die Mitarbeit an der Kirche einfach eine Pflicht persönlicher Dankbarkeit. Gewiß, es gibt gegenwärtig viel frommes Leben außerhalb der Kirche, das der Kirche wenig oder nichts zu verdanken hat. Ich kann mich daran freuen. Aber das religiöse Leben, das ich empfangen habe, habe ich am allermeisten von Menschen bekommen, die in der kirchlichen Gemeinschaft standen und ihr eigenes Leben mit Gott in der kirchlichen Gemeinschaft nährten und festigten. So werden es mit mir noch Tausende bekennen müssen. Wenn das aber Tatsache ist, dann kann uns diese kirchliche Gemeinschaft nicht gleichgültig sein, dann müssen wir aktiv an ihr teilnehmen und ernst machen mit unsern kirchlichen Rechten und Pflichten. Unter allen Standpunkten ist dann einer für uns ausgeschlossen: der Standpunkt des bloßen Betrachters, Kritikers und Nörgelers, der in scheinbarer Ruhe draußen steht und alle kirchliche Arbeit belächelt und begiftelt. Es ist der Standpunkt absoluter Unfruchtbarkeit, entsprungen bei den meisten aus Bequemlichkeit und Feigheit. Es ist viel bequemer zuzusehen und zu kritisieren als mitzuarbeiten auf die Gefahr hin, daß man auch Fehler begeht. Wer mit der Kirche und dem, was in ihr vorgeht, unzufrieden ist, gerade der soll mitarbeiten, damit es besser werde und seine Einsicht und Kraft der Kirche zu gute komme. Mit dieser Gesinnung wollen wir an unsere kirchliche Lage und die nächsten kirchlichen Aufgaben herantreten, nicht als Leute, die in der Kirche etwas gewinnen oder erobern wollen, sondern als Leute, die ihre Pflicht tun wollen und es für feige und bequem halten, einfach beobachtend und schimpfend im Winkel zu sitzen.

Wer sich in Basel am kirchlichen Leben beteiligen will, der stößt alsbald auf die beiden großen historischen Parteien, die Positiven und Reformer, die sich hier das Feld streitig machen und jeden reformierten Basler auf der einen oder der andern Seite Stellung nehmen heißen. Was wollen diese beiden Parteien? Was trennt sie von einander? Davon möchten wir hier reden, unvollständig und skizzenhaft, selbstverständlich, aber doch ohne Gehässigkeit, mit dem Wunsch, jede von ihnen zu verstehen und ihrer Eigenart gerecht zu werden; das ist doch der einzige Weg, der uns vorwärts führen kann.

Wir gehen zuerst um 30 oder 40 Jahre zurück in die Zeit des ersten und heftigsten Parteikampfs, da die ersten Reformpfarrer nach Basel kamen und die Reformrichtung sich das Existenzrecht mühsam in der Basler Kirche erringen mußte. Nachher werden wir fragen, wie es heute um den Parteigegensatz steht.

Es war kein einfacher Gegensatz, der vor 40 Jahren die beiden Parteien trennte. Im Vordergrund stand der Gegensatz zweier Glau-

bensweisen. Denn wenn schon die Positiven ihre reformerischen Gegner kurzweg „ungläubig“ schalten, es war Glaube hüben und drüben, nur ein Glaube auf verschiedenem Fundament und mit verschiedenem Gehalt. Für die Positiven war das Gesetz des rechten Glaubens im altheiligen unfehlbaren Bibelwort enthalten; das „Es steht geschrieben“ war hier die Losung, einerlei ob es dem menschlichen Verstand und der modernen Wissenschaft einleuchtet oder nicht. Der positive Glaube war ganz und gar Bibelglaube. In der Bibel stand ihm Jesus Christus im Mittelpunkt und an Jesus Christus waren den Positiven vornämlich drei Dinge am wichtigsten: die Wunder, an denen man seine Gottheit erkennt, der blutige Versöhnungstod als einziges Rettungsmittel für verlorene Sünder und der Himmel, in den Jesus aufstieg und zu dem er die Gläubigen führen will. Der Glaube an den Wunderchristus, den Versöhner, den Retter zum Himmel war Kern und Stern des positiven Christentums.

Dem trat der Glaube der Reformer in allen Punkten gegenüber. Ein Glaube, frei von der Autorität des Dogmas und der Bibel, dafür im Einklang mit der ganzen modernen Wissenschaft, mit all den neuen Wahrheitserkenntnissen, die Naturwissenschaft, Philosophie, Geschichtskritik uns zu Tage gefördert haben, also ein moderner, ein wissenschaftlicher Glaube. Hieß es dort: hie Wort Gottes! so hier: hie moderne Wissenschaft! Diese moderne Wissenschaft aber anerkennt kein Wunder, sondern verehrt überall Ordnung und Gesetz, gesetzmäßig aufsteigende Entwicklung. So kam hier das Schlagwort auf: Christentum ohne Wunder, Glaube an den Gott der Naturgesetze, Christentum im Einklang mit der modernen kopernikanischen Weltanschauung. Mit dem Wundergott verschwand auch der Gott, der durch das blutige Opfer auf Golgotha versöhnt worden ist, und verschwand oder trat doch sehr stark in den Hintergrund der Jenseitsglaube. Das Diesseits zeigte überall unendliche Aufgaben für die Erkenntnis, wie für die sittliche Arbeit; im Diesseits Gott zu erkennen und ihm zu dienen erschien als der Kern moderner christlicher Frömmigkeit.

Zu diesem Unterschied des Glaubens trat dann aber ein Unterschied der Lebensauffassung hinzu. Ein großer Teil der Positiven, nicht alle, bekannte sich zu der pessimistischen Lebensauffassung des Pietismus. Hier teilte man die Menschen in zwei Klassen, die Frommen und die Welt, und sah das Kennzeichen des ernsten Christentums im scharfen Gegensatz zur Welt und zum Weltleben. Ein rechter Christ ist vor allem anders als ein Weltkind, er macht eine Menge weltlicher Vergnügen nicht mit und schließt sich gern zusammen mit ernsten Glaubensgenossen, die wie er der Welt entronnen sind. Die Welt ist höchstens Gegenstand der christlichen Mission, es gilt möglichst viel verlorene Weltkinder aus ihr heraus in den Himmel zu retten. Man glaubte dabei, daß es in der Welt draußen nur schlimmer werden könne, daß das Böse sich steigere und steigere, bis am jüngsten

Tag der Herr Jesus vom Himmel herabkomme und den ungläubigen Sündern das Gericht, den Gläubigen die ewige Seligkeit bringe.

Gerade die entgegengesetzte Stimmung treffen wir auf der andern Seite, bei den Reformern an. Hier heißt die Parole nicht Gegensatz von Christentum und Welt, sondern Versöhnung von Christentum und Weltkultur. Christentum und Welt, Heiliges und Natürliches sind für einander bestimmt und sollen sich gegenseitig durchdringen. Die Welt ist Gottes und so soll das Christentum möglichst weltlich, weltförmig sein, nichts Menschliches darf ihm fremd sein. So blickt der Reformer, recht im Gegensatz zu dem Pessimismus des Pietisten mit einem reinen Optimismus der Zukunft entgegen. Es kann nur immer besser und schöner werden auf Erden, die Kultur steigt aufwärts, die Menschheit geht immer größerer Vollkommenheit und größerem Glück entgegen. Das Reich Gottes wird hier nicht vom Jenseits her und aus den Wolken des Himmels erwartet, es kommt vielmehr im natürlichen und gesetzmäßigen Aufstieg der Kultur, im Fortschritt der Wissenschaften, der Künste, der Technik und Industrie, und daran kräftig mitzuarbeiten und darin Gott zu dienen, ist Aufgabe eines modernen Christen. Den Notständen und Uebeln, die dem Fortschritt der Menschheit noch im Wege stehen, gilt es, durch Werke der Menschenliebe und Gemeinnützigkeit zu steuern, nicht in erster Linie, um Seelen vor der Hölle in den Himmel zu retten, sondern um das Gottesreich auf der Erde in seinem natürlichen Wachstum zu unterstützen.

Aber nun trat noch ein dritter Gegensatz der beiden Parteien hinzu, der besonders dazu beitrug, den Kampf zu vergiften, der politische Gegensatz. Der kirchliche Freisinn ist bei uns in Basel mit und durch den politischen Freisinn zur Macht gekommen; positiv und politisch konservativ, reformerisch und freisinnig hat eine Zeit lang fast dasselbe bedeutet. Zwei Basel lagen miteinander im Kampf, das alte Basel, berühmt durch seine strenge kirchliche Sitte, seine pietistische Liebestätigkeit, seine konservative Politik, welche für die Erhaltung der bestehenden Institutionen, auch der kirchlichen, ängstlich besorgt war, und das neue Basel, eine kleine Gruppe politisch freisinniger Basler Bürger, unterstützt durch die große Menge freisinniger Schweizer aus der Mittel- und Ostschweiz, die damals das alte Basel eroberten und zu einer neuen Stadt mit einer starken freisinnigen Mehrheitspartei umschufen. Es war im Zusammenhang mit diesen politischen Kämpfen, es war bei der Eroberung Basels durch die niedergelassenen Schweizer, daß die ersten Reformpfarrer von der Ostschweiz nach Basel kamen. Der Reform haftete seitdem in den Augen des alten echten Baslers immer das Merkmal eines aus der Fremde eingedrungenen Imports an, und das hat die kirchlichen Kämpfe bei uns so bitter gemacht. Es war aber doch auch hier letztlich ein tieferer innerer Gegensatz: auf der einen Seite der Konservatismus auch in der Religion, ängstlich sich klammernd an das Bestehende, das man kennt und dessen

Wert man erprobt hat, voll Mißtrauen gegen den Zeitgeist mit seiner Reformwut, überzeugt, daß jede Aenderung, besonders jede größere Demokratisierung und Vulgarisierung der ernsten christlichen Religion nur schaden, sie nur mit Weltgeist infizieren könne, auf der andern Seite der Fortschrittsglaube und Zukunftsoptimismus, voll Vertrauen zu Welt und Menschheit, bereit, in jeder Neuerung ohne weiteres das Gute, im Festhalten am Alten das Beschränkte und Törichte zu sehen. Derart hüben wie drüben ein Gegensatz der Gesinnung und im weitern Sinn der Religion.

Aber, so werden Sie längst erstaunt sich fragen: hat denn dies Basel der 70er Jahre wirklich nur diesen schroffen Gegensatz, dieses extreme Entweder—Oder gekannt? Und sind denn in dem Geschilderten lauter Elemente, die sich ausschließen, nicht auch eine Menge solcher, die recht eigentlich nach einer Verknüpfung schreien? Warum sollte der Glaube an den Gott der Ordnung und Gesetzmäßigkeit nicht zusammenbestehen können mit dem Glauben an Jesus und der freudigen Anerkennung, daß uns Gott in ihm das Größte und Wertvollste gibt? Und warum sollte eine volle Weltoffenheit und Klarheit über unsere Diesseitsaufgaben sich nicht vertragen mit der Empfindung des Gegensatzes von Weltgeist und Gottesgeist, der Anerkennung eines höheren Lebens über dem Weltleben und der Hoffnung auf die Ewigkeit? So empfinden nicht erst wir Heutigen, so hat eine große Gruppe unabhängiger Basler in den 70er Jahren empfunden, die es nicht über sich brachten, auf der einen Seite lauter Licht, auf der andern lauter Finsternis zu sehen, die auf beiden Seiten Berechtigtes und Gesundes anerkannten und in sich zu verbinden suchten. Bei den ersten Synodalwahlen der umgestalteten Basler Kirche 1874 hat sogar diese Gruppe der sog. kirchlichen Gesellschaft auf ihre Liste die Mehrheit der Wähler vereinigt. Aber in den paar folgenden Jahren stieg bei uns die Leidenschaft des Parteikampfs zu einer solchen Siedehitze, daß schon bei den nächsten Wahlen 1877 bloß noch der Schlachtruf: Hie Positive, hie Reformer! Anklang fand und von den sog. Vermittlern nicht einmal versucht wurde, eine eigene unabhängige Liste aufzustellen. Man hat damals diesen Vermittlern vorgeworfen, sie hätten zu sehr nach rechts vermittelt und sich zum Teil in das Lager der strenggläubigen Partei treiben lassen. Wenn das der Fall war, so trug dazu vor allem die Art und Weise bei, wie von reformerischer Seite mit roher Demagogie der Kampf geführt wurde. Genug, es kam die Zeit, da in Basel nur noch für ein Entweder—Oder Raum war, da wir eigentlich keine Basler Kirche, sondern an ihrer Stelle zwei Parteikirchen hatten. Man wird darin eine gewisse historische Notwendigkeit erkennen müssen. Kein Mensch kann sicher sagen, daß die volle Freiheit des kirchlichen Lebens, die wir heute in Basel haben, anders als durch diesen erbitterten Parteikampf zustande kommen konnte. Aber das zugegeben, die Kehrseite davon war, daß das kirchliche Gemeingefühl bei uns so gut wie unterging, und daß

die Art, wie auf beiden Seiten gekämpft wurde, ein Hohn war auf jegliche Bruderliebe. Jede Partei hatte ihre Augen auf das Schlechte der Gegenpartei gerichtet, und die zwei Kirchenvölker lebten unter einem Dach beisammen, als gingen sie sich innerlich nicht das geringste an. Aber Sie werden mir sagen: zu lange schon habe ich mich bei der Vergangenheit aufgehalten; wie steht es heute?

Unzweifelhaft hat sich manches im Basler Parteiwesen geändert, am deutlichsten auf der positiven Seite. Die gegenwärtige positive Partei ist eine andere, als sie vor 30 Jahren war. Sie zählt zwar immer einige „gläubige" Theologen alten Schlags zu den Ihren, und diese Extremen geben für viele positive Laien den Ton an. Man kann die alten lieblosen und unverständigen Einteilungen der Menschen in die Gläubigen und die Ungläubigen immer noch hören. Ebenso wahr ist aber, daß sie sehr viel weitherzige und innerlich freie Anhänger hat, und daß sie als Ganzes immer stärker davon abgekommen ist, ihre Leute auf ein bestimmtes Glaubensbekenntnis zu verpflichten. Für den positiven Laien besteht eine geradezu unbegrenzte Freiheit, und der positive Pfarrer darf ein durchaus undogmatisches praktisches Christentum predigen, wenn man ihm nur anmerkt, daß es ihm Ernst ist, und daß Jesus Christus für ihn wirklich im Mittelpunkt steht. Das ist ein ganz gewaltiger Unterschied gegenüber früher. Die Glaubensinhalte mögen vielfach dieselben geblieben sein, gewichen aber ist der Glaubenszwang und die Hochschätzung bestimmter bekenntnismäßiger Formulierungen als Merkmale wahrer Christlichkeit. Auch die enge Verbindung positiver Kirchlichkeit und konservativer Politik gilt längst nicht mehr für alle Positiven. Das heutige Basel kennt einzelne positive Pfarrer, welche die Arbeiterinteressen in ihrem Beruf voranstellen, mit Freuden mit Sozialdemokraten zusammen arbeiten und vom Evangelium aus den Weg zum Sozialismus hinüber finden. Ich glaube, wir sollen das anerkennen und uns daran freuen.

Sicher hat sich auch auf der freisinnigen Seite manches geändert, nur ist es hier weniger greifbar und von freisinniger Seite selbst viel weniger zugestanden. Die Hauptveränderung wird im stärkeren Betonen der Positionen gegenüber den Negationen liegen. Es kam die Stunde — und zwar sehr früh, schon in den 70er Jahren — da der kirchliche Freisinn sich genötigt sah, sich der Angriffe von der linken Seite zu erwehren, weil man ihn der Halbheit und Schwächlichkeit beschuldigte, als fehle ihm der Mut, sich des Christentums, das er verdünnt und aufgelöst habe, gerade ganz zu entledigen. Bei solchen Gelegenheiten mußten auch manche Positive, denen der Reformer nur immer als der Ungläubige erschienen war, mit Staunen sehen, was für ein strammer und entschlossener Glaube doch auf dieser Seite lebt und sich zu wehren weiß. Aber deshalb von einer Umwandlung der Reform zu reden, verbietet sie selbst. Es muß einem bei dem gegenwärtigen Wahlkampf auffallen, wie die freisinnigen

Führer stets ihren alten Meistern Treue schwören und Wandervorträge für ihre alten Heiligen veranstalten. Zu allem und jedem, was als neu unter uns auftritt, hört man von ihrer Seite: das haben wir längst auch gesagt. In freisinnigen Blättern wird gelegentlich mit Freuden konstatiert, wie die Positiven sich geändert haben, freier und weitherziger denken und zwar unter dem Einfluß der Reform, aber noch nirgends habe ich gelesen, daß auch sie selbst gestehen, gelernt zu haben und vielfach anders geworden zu sein. Zum Teil kommt dies daher, daß ja der kirchliche Freisinn von Anfang an für größere Freiheit und Weite in den Glaubensgedanken eintrat und sich vorbehielt, mit der fortschreitenden Wissenschaft immer vorwärts zu gehen; man braucht folglich als Freisinniger an kein Dogma, auch kein modernes, gebunden zu sein und kann seine Erkenntnis wechseln, ohne Abfall vom fortschrittlichen Prinzip. Allein gerade von diesem beständigen Fortschreiten, Umlernen, Offensein für jede Wandlung der Zeit können Außenstehende nicht so viel verspüren, sie haben vielmehr den Eindruck eines starken Beharrens auf den einmal ergriffenen Positionen, einer erstaunlichen Kontinuität und eines starken Konservatismus. Die ganze Stimmung ist hier keine wesentlich andere als in den 70er und 80er Jahren, immer dieselbe Kulturbegeisterung, Diesseitsliebe, Freude an der Aufklärung, am politischen Fortschritt. Ich rechne es auch zu diesem Alten und Gleichgebliebenen, daß jeweilen bei den kirchlichen Wahlen und Kämpfen auf einmal die soziale Trommel gerührt wird und die freisinnigen Führer den unkirchlichen Arbeitern in die Arme fallen. Es ist immer so gewesen, wenn es galt, gegen rechts einen Vorstoß zu machen, zu dem man sich selbst zu schwach fühlte, mit der Bundesgenossenschaft der Arbeiter aber stark genug. Für die religiöse und politische Haltung der Reformpartei als Ganzes bedeutet ein solches Manöver gar nichts, im wesentlichen bleibt es doch bei der braven Bürgerlichkeit und bürgerlichen Freisinnigkeit, und man ist vom Sozialismus kaum weniger weit entfernt als die Mehrzahl der Positiven. Das deutlichste Zeichen aber, wie merkwürdig konservativ unsere Basler Reformer geworden sind, gibt uns die Art, wie sie eben jetzt mit der deutschen Kirchenpolitik bei uns in Basel Propaganda machen. Unsere Basler Positiven sind ihnen offenbar zu harmlos, mit dem Fanatismus und der Intoleranz derselben können sie nicht gut Propaganda machen und ihre indifferenten Wähler aufrütteln. Nun führen sie den Baslern alle Unduldsamkeiten und Torheiten der preußischen Kirche vor, sie stellen ihnen die sogenannte „Reformationskirche“ in ganzer Schwärze vor Augen, erklären ihnen: seht, so schlimm sind die — preußischen — Positiven, damit der Basler das Gruseln vor den hiesigen Positiven bekommt und ja getreu freisinnig stimmt. Und das ist nicht zufällig so und erklärt sich auch nicht aus einem bloßen Wahlmanöver, sondern es kommt darin die wirkliche innere Verwandtschaft der Basler Reform mit dem deutschen Liberalismus zum Ausdruck; man lebt hier wie dort

vom gleichen Gegensatz, von den gleichen Schlagworten, von der gleichen Freude am Kampf gegen die sog. Frommen und Gläubigen, das nenne ich aber eben konservativ, ein zähes Festhalten der Stimmung der 70er Jahre, ungeachtet wir selbst in total andern kirchlichen Verhältnissen stehen. Am liebsten hätte man eigentlich diesen Kampf verewigt, weil dann der Agitationsstoff immer da wäre, den nun einmal eine gewisse Art Liberalismus braucht, um nicht an der Indifferenz der Laien unterzugehen. Darum glaube ich, tut man unserer Reform kein Unrecht, wenn man sagt, daß sie sich im Ganzen viel mehr gleich geblieben sei als die positive Partei.

Aber ob nun die eine Partei sich mehr, die andere sich weniger geändert hat, *geblieben* ist von der frühern Zeit her auf beiden Seiten *der Parteigegensatz* mit so vielem Unwahren und Unlauteren, das er mit sich bringt. Nachdem sich die beiden Parteien einmal gebildet haben unter harten historischen Notwendigkeiten, kanonisieren sie sich, erklären sich für die Ewigkeit bestimmt als die einzigen wahren Formen kirchlichen Lebens. Das trifft auch für die *positive* Partei zu, soweit sie noch Partei geblieben ist. Ein rechter positiver Pfarrer darf mit seinem Kollegen von der Reform keine Abendmahlsgemeinschaft halten; solange dies Tatsache ist, soll sich niemand des großen Fortschritts rühmen. Immer wieder kann man von positiver Seite das Urteil hören: er ist doch kein Reformer. Sonst verzeiht man viel, diese Sünde scheint unverzeihlich. Grundsätzlich ist man doch nicht davon abgekommen, daß ein rechter Christ die und die Sätze glauben muß. Man fragt nicht, ob man Gott erlebt hat, ob Jesus einem persönlich das geworden ist, was man von ihm bekennt, sondern man freut sich, sobald man den Titel Gottes Sohn hört und sobald einer die biblische Sprache redet. Ich weiß wohl, wie viele ernste positive Christen über dies Richten der „Gläubigkeit" hinaus gekommen sind, aber die Partei als solche ist nicht darüber hinausgekommen, sie arbeitet doch auch an der Erhaltung dieser dogmatischen Maßstäbe und Urteile. Und die positive Partei lebt doch in ihren Vereinen und Versammlungen wie ein abgesondertes Kirchenvolk, das mit dem andern Kirchenvolk keine Verbindung hat und auch keine begehrt. Man ist ja im Besitz der rechten Gläubigkeit, die den andern fehlt, da muß man viel Rücksicht und Geduld tragen gegen die Engen und Aengstlichen im eigenen Kreis, aber man hat wenig Verständnis für solche, die durch ihr Gewissen auf andere Wege geführt sind. Eben dieselbe Abgeschlossenheit ist aber auf der *freisinnigen* Seite kaum weniger vorhanden, im Gegenteil. Hier konserviert man die Parteiorganisationen mit noch viel mehr Eifer und Sorgfalt, ja man fängt hier an, aus den Parteiorganisationen einen Selbstzweck zu machen. Hieß es früher: der Parteiverein muß da sein, damit der Pfarrer an ihm eine Hilfe hat, so kann man jetzt umgekehrt hören: der Reformpfarrer muß da sein, weil doch jemand die Parteiorganisationen besorgen muß. Es ist so gekommen, wie es Ragaz in seiner

Predigt: Gottesdienst und Parteidienst schildert: die Partei, die ursprünglich nur Mittel war, wird selbst der Zweck. Gibt es etwas Kläglicheres, als wenn wir beobachten, wie ein Reformpfarrer ängstlich darüber wacht, daß in seiner Abwesenheit oder bei seinem Weggang aus der Gemeinde ja keine seiner Funktionen an einen Nicht-Reformpfarrer gelangt, damit auch nicht ein einziges Schäflein seiner Herde verloren gehe? Sind nicht bei uns in Basel Konkurrenzorganisationen auf dem Gebiet der Liebestätigkeit gegründet worden infolge der Ausschließlichkeit einzelner Reformer, die lieber getrennt als mit den Positiven zusammen arbeiten wollten? Was gab den letzten Pfarrwahlen reformerischerseits den Ausschlag, wenn nicht die Parteitüchtigkeit, das Geschick, Reformvereine zu gründen und das Parteibewußtsein unter den Laien zu stärken? Das Parteibewußtsein ist eben jetzt unter uns geradezu von erfinderischer Kraft geworden. Nicht nur die Fälle Fatho und Traub, sondern selbst die Katastrophe der „Titanic" muß die Gleichgültigen in Basel alarmieren, damit sie der freisinnigen Liste stimmen. Am meisten neuerdings der Sozialismus. Mir fällt nicht ein, zu bestreiten, daß die Reform Männer mit hervorragendem sozialem Verständnis und wahrer sozialer Liebe zu den Ihrigen von jeher gezählt hat, nur ist das kein Privileg der Reform, das ist gottlob auch von der positiven Partei zu sagen, und darin sehen wir gerade ein Anzeichen, daß neue, die Parteien durchbrechende und die Einzelnen von hüben und drüben verbindende Aufgaben unter uns aufgetreten sind. Aber was in aller Welt geht denn der Sozialismus die Reformpartei als solche an? Was ist denn der ganze Zweck dieses von der Reform mit solchem Jubel begrüßten Bündnisses der sozialdemokratischen Kirchgenossen mit den Reformern anders als einfache Schwächung der positiven Partei in den Behörden und Erzielung einer Mehrheit für die Reformpartei? Dazu sind die Arbeiter nun gerade gut genug, darum kommt man ihnen so human entgegen und setzt ein paar Leute von ihnen auf die eigene Liste, damit sie sich aus egoistischen Gründen genötigt sehen, den Reformern zu stimmen. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß unter den Arbeitern wieder ein Verlangen nach Gott und ein Verständnis für Gottes Sache erwache; das scheint mir das Ziel, auf das hinzuwirken jeder ernste Christ verpflichtet ist. Ist dann einmal religiöses Leben in ihnen erwacht, so wird wohl auch die kirchliche Gleichgültigkeit bei ihnen schwinden, wenn sie die Zusammengehörigkeit ihrer Bestrebungen mit christlichem Brudersinn und Gemeinschaftssinn erkannt haben. Aber das mag das letzte sein, darum handelt es sich zunächst gar nicht. Welcher Partei sie sich dann einmal anschließen mögen, lieber Himmel, was liegt daran, wie einerlei ist das! Aber hier erleben wir nun, daß die Arbeiter zuerst und vor allem für die Kirche, nein für die Partei, ausschließlich für die Partei gewonnen werden sollen, als hätte das mit Gott und seiner Sache irgend etwas zu schaffen. Das ist's, was ein ernster Mensch so schwer fassen kann. Er muß diese Ver-

mischung von Gott und Partei als etwas Empörendes empfinden, als eine wahre Gottlosigkeit. Ihm hat Ragaz aus der Seele geredet, wenn er in der zitierten Predigt sagt: „Ich kann wohl versuchen, Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen, aber die Zumutung, sie für eine Partei zu gewinnen, empfinde ich als Aufforderung zum Abfall von Gott." Man scheint hier ganz den Sinn verloren zu haben für das, worum es sich in der Religion handelt. Das Machtstreben hat alle andern Gefühle und Rücksichten in den Hintergrund gedrängt. Das heißt allerdings Parteidienst im Gegensatz zum Gottesdienst. Wenn es aber so unter uns steht, wollen wir von den Wandlungen in unsern kirchlichen Parteien nicht viel Worte machen, im Grund ist man auf beiden Seiten gut konservativ und auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtet. Jeder positive Pfarrer muß selbstverständlich durch einen positiven, jeder Reformer durch einen Reformer ersetzt werden und zwar womöglich bis zum jüngsten Tag, da es doch keiner der Parteien gelingen will, sich allein zu behaupten.

Dieser Lage unseres kirchlichen Lebens stellen wir nun die persönlichen Erfahrungen vieler Einzelner gegenüber und die ganze neue Lage der Gegenwart. Wie vieles hat sich in Wirklichkeit geändert!

Da sind einmal manche Ausländer, die zu uns nach Basel kommen, nicht nur aus dem kirchlich ganz abnormen Preußen, sondern auch aus solchen deutschen Gegenden, wo man in kirchlichem Frieden lebt. Ragaz berichtet in seiner Predigt, wie er oft von solchen den Ausspruch gehört habe: ich wußte nicht, daß hier zwei Religionen sind. Was gehen sie unsere veralteten Parteigegensätze an! Warum sollen nun auch sie sich in ein Parteichristentum einschachteln lassen? Da sind eine Menge ehemaliger Positiver, — ich selbst gehöre zu ihnen — die es in der positiven Partei nicht ausgehalten haben. Wir werden nie vergessen, was wir dem positivem Christentum verdanken für unser ganzes Leben, und schon aus diesem Grund ist es für uns unmöglich, uns einfach der Gegenpartei anzuschließen. Wir haben hier gelernt, daß es eine ernste Sache ist mit der Religion, daß Gott und unser Gewissen zusammengehören und daß ich, der Einzelne, meinem Gewissen folgen muß selbst gegen die ganze Welt. Und wir haben hier Jesus lieb gewonnen und gelernt, in Ehrfurcht zu ihm aufzublicken und bei ihm uns zu orientieren als an einer heiligen Gottesliebe, die mit uns durch das ganze Leben gehen will. Aber einmal kam doch der Augenblick, da es uns unmöglich wurde, weiter im positiven Christentum zu verharren. Dieser Autoritätsglaube, der doch Furcht und Zweifel mit sich bringen muß, die ganze Enge und Aengstlichkeit, die damit verbunden ist, das Richten der Ungläubigen, die Scheu vor der Welt, der greisenhafte Pessimismus, mit einem Wort, der enge, harte Glaubensgott und die Furcht vor dem freien Denken — das alles mußten wir abwerfen, aber sollten wir deshalb ins reformerische Lager übergehen? Wir hatten nie den Eindruck von

überlegenen religiösen Kräften auf dieser Seite. Und genau entsprechend wird es manchen Reformern ergangen sein. Ich denke mir einen Reformer, der ebenfalls mit aufrichtiger Dankbarkeit an das zurückdenkt, was ihm das freisinnige Christentum für sein ganzes Leben gegeben hat. Hier lernte er den weisen, gerechten und gütigen Gott kennen, der unser Vater ist, und das ist das Beste; er wuchs auf in voller Natürlichkeit und Freude der Welt gegenüber und in Freiheit und Freude wissenschaftlichen Denkens. Aber dann kam einmal der Punkt, wo er auch das Ungenüge dieser Religiosität empfand. Er hatte die Wissenschaft angebetet und rühmte sich, in seinem Glauben mit der Wissenschaft im Einklang zu stehen und mußte auf einmal erleben, daß ihn in den schwersten Stunden alle Wissenschaft ganz im Stich läßt und daß ein Glaube, der nur von Wissenschafts Gnaden lebt, in der Not versagt, wenn ihm nicht ganz andere Quellen zufließen. Wissenschaftliches Denken führt uns, je strenger wir uns ihm hingeben, in desto größere Rätsel hinein; der Gott des Naturgesetzes, das ist gerade das Problem des Glaubens, und aus dieser Naturgesetzlichkeit erwächst der Schrei des ernsten Menschen nach Erlösung. Und noch etwas anderes mußte ihn von der Reform entfernen: Heißt denn „ein Christ sein" einfach: Leben und Leben lassen, das gegebene Natürliche als das Rechte hinnehmen, und an den Weltgeist und Zeitgeist glauben? Im Evangelium Jesu tritt uns doch das Bußwort und der Ruf zum Anderswerden zu vorderst entgegen, da werden wir in einen großen Kampf mit seinem Entweder—Oder hineingerissen, da werden nicht optimistisch Welt und Diesseits verklärt, sondern tiefe sittliche Gegensätze stoßen auf einander, Forderungen werden gestellt und der Sehnsucht ein großes Ziel gegeben. Aber wird nun der, dem die Forderung des Evangeliums wie eine neue Offenbarung aufgeht, und in dem die Sehnsucht nach einem höheren Leben und einer neuen Welt erwacht, deshalb sich der positiven Partei anschließen wollen? Da stößt ihn ja sogleich wieder der unfreie Mußglaube, die Scheu vor der Wissenschaft, der Konservatismus ab.

Wir haben es vor einigen Jahren erlebt, als Ragaz im Münster sich eine Gemeinde aus der ganzen Stadt und aus allen Parteien gewann, wie groß die Unzufriedenheit mit dem von den Parteien Gebotenen und die Sehnsucht nach einem parteilosen Evangelium ist. Seine Zuhörer kamen von rechts wie von links, aber sie vergaßen bei ihm die Parteien vollständig, sie fühlten sich innerlich verbunden zu einer wirklichen religiösen Gemeinschaft. Das lag nicht bloß an der besonderen Art dieses Mannes, wir erleben es auch sonst in Basel, daß Viele, daß besonders die heranwachsende Generation den Pfarrern ihr Vertrauen schenkt, bei denen sie am wenigsten an Parteien und Parteiwesen erinnert werden. Was liegt ihnen noch an den Gegensätzen und Kämpfen von vor 30 Jahren!

Das hängt aber wieder zusammen mit der großen Veränderung der ganzen Zeit. Unsere kirchliche Lage ist eine ganz

andere geworden als vor 30 Jahren. Die Freiheit, für die die Reformer gekämpft haben, ist ihnen und ist jeder kirchlichen Richtung im vollen Maß zu teil geworden. Kein Pfarrer ist bei uns mehr an ein altes Bekenntnis gebunden, jeder darf freimütig das verkünden auf der Kanzel und unter der Kanzel, was ihn sein Gewissen und sein Takt verkünden heißt. Wir erfreuen uns in Basel einer Kirchenverfassung, um die uns die Liberalen Deutschlands beneiden, und der sie verfaßt hat, war erst noch ein Positiver, ein Beweis, wie wenig von dieser Seite für die Freiheit des kirchlichen Lebens zu fürchten ist. Wir sind mit einem Worte so frei in unserer Kirche, daß sich für die Freiheit zu ereifern bei uns keinen Sinn mehr hat. Wirkt es nicht auf die Länge komisch, wenn eine Partei im Frieden, da niemand ihr das Existenzrecht bestreitet, krampfhaft die Kampfposition festzuhalten sucht und sich an Kampfesworten immer neu berauschen muß?

Unsere theologische Lage ist eine andere geworden. Die Parteitheologen werden immer seltener, Führer der modernen Bibelforschung wie Wellhausen, Duhm, Harnack lassen sich schlechterdings in keine Parteischablone einreihen. Kein Mensch, der Professor Duhm näher kennt, wird ihn im Ernst einen Positiven oder einen Reformer heißen, er ist das eine genau so wenig als das andere. Professor Herrmann in Marburg arbeitet mit ganzer Kraft an der Ueberwindung des Parteigegensatzes und ebenso Professor Ragaz in Zürich. Zum Teil hängt das damit zusammen, daß echte freie Wissenschaft überhaupt von keiner Partei gepachtet werden kann. Es gibt im strengen Sinn weder eine positive noch eine freisinnige Wissenschaft, es gibt natürlich Forscher, welche vor der Tradition einen größeren Respekt zeigen, und Forscher, welche von vornherein das Gegenteil der Ueberlieferung anzunehmen geneigt sind, aber Wissenschaft treiben beide nur soweit, als sie eben wahrheitsoffen forschen, den Tatsachen ihr Recht geben und plausible Erklärungen der Schwierigkeiten bringen können. Dann aber hat gerade in der Religionsforschung eine Wandlung stattgefunden. Noch die theologische Forschung Biedermanns war auf die Herausarbeitung klarer reiner Begriffe gerichtet; der beste Theologe war hier der, welcher von den religiösen Vorstellungen alles Menschliche und sinnlich Verworrene am reinsten abzustreifen wußte. Die gegenwärtige Religionsforschung widmet ihre Hauptaufmerksamkeit gar nicht dem religiösen Denken, das ihr bereits abgeleitet und sekundär erscheint, sondern dem religiösen Leben und Erleben. Damit fällt der ganze Aufklärungsdünkel hin, man gewöhnt sich, religiöses Leben in ganzem Ernst und voller Tiefe vielfach bei kindlichen und wissenschaftlich überholten Vorstellungen zu entdecken. Nicht als schließen sich religiöses Erleben und religiöses Denken überhaupt aus, aber sie sind sehr verschiedene Dinge, und die Stärke der Religion eines Menschen ruht zweifellos nicht auf der Klarheit seiner religiösen Gedanken, sondern auf der Echtheit und Tiefe seines Gotteserlebnisses, selbst wenn er davon nur stammeln könnte. Von hier aus

ist dann Jesus Christus der Religionsforschung wieder auf neue Weise gewaltig und wunderbar geworden. Man sieht das Wunderbare an ihm aber nicht da, wo es die Positiven verehren und die Reformer bestreiten. Das Wunderbare ist einfach sein Leben mit Gott und den Brüdern, wie er zu seinem Gott betet, vertraut, hofft, ringt mit ihm und sich beugt vor ihm, und wie er die Menschen, die Verlorenen und Verachtetsten am meisten zu sich zieht. Das hat die, welche unter seinem Eindruck standen, so gewaltig ergriffen, daß sie an die Liebe Gottes glauben lernten und in der Gewißheit dieser Gottesliebe durch das Leben gingen. Das sind aber Dinge, die uns keine Wissenschaft erklären kann, einfacher als alle Theologie und doch lauter Geheimnis und Wunder. Und wer sich davon ergreifen und zu Gott führen läßt, der hat das Recht, von einer wunderbaren Gottesoffenbarung zu reden. Von hier aus wird dann auch das religiöse Denken auf andere Wege als die der alten Aufklärung geführt. Man hat zuletzt bei dieser neuen Forschung für die alten Schlagworte freisinnig und positiv gar kein Verständnis mehr, man begreift gar nicht mehr, wie ein Mensch sich darum bemühen kann, da es sich um so etwas völlig anderes handelt. Und daraus erklärt sich die Tatsache, daß unter den jüngern Theologen des letzten Jahrzehnts immer weniger imstande sind, sich den Parteinamen noch gefallen zu lassen, sie waren während ihres wissenschaftlichen Studiums weder positiv noch Reformer und werden es auch nachher nicht mit einem Mal. Während hier bei uns in Basel jede erledigte Pfarrstelle mit einem Pfarrer gleicher Partei wieder besetzt werden muß, lassen sich unter den jüngern Theologen, die in demselben Basel studiert haben, wohl mindestens 60 Prozent draußen in der Schweiz nicht mehr in die Parteien einrangieren, weil gerade ihr wissenschaftliches Studium sie aus der Parteienge herausgerissen hat.

Endlich aber ist unsrere ganze geistige und kulturelle Lage eine andere geworden. Die Reform ist bei uns eingekehrt in der Zeit der größten Kulturbegeisterung, des reinsten Optimismus und der ausgesprochensten Diesseitigkeit. Man hat damals von den großen technischen Errungenschaften und politischen Umwälzungen den Himmel auf Erden erwartet. Aber die folgende Zeit hat nicht Wort gehalten. Es hat sich ergeben, daß eben diese moderne Kultur ihre Träger am allermeisten hinderte, freie selbständige Menschen zu sein und ihres Gottes froh zu werden. Für diese Tatsache braucht man nicht nur auf die Arbeiterschaft hinzuweisen, die von dem ganzen Kulturfortschritt zunächst überhaupt nur die grausige, mörderische Seite zu spüren bekam, die von ihr völlig erdrückt und erwürgt worden ist, sondern gerade die Besitzenden, die mit dieser neuen Kultur in die Höhe gestiegen sind, sind ihrer nicht froh geworden, ja man hat vielleicht selten in der Menschheitsgeschichte so wenig echte persönliche Freiheit und Freude gesehen als in den letzten Jahrzehnten. Der ganze gepriesene Fortschritt der Kultur, an der auch die Reform sich einmal

berauscht hat und die sie ohne weiteres mit dem Christentum versöhnen wollte, hat uns eine grenzenlose Verrohung und Verflachung gebracht. Und nun kamen die großen Protestbewegungen und Revolutionen, welche die Sache von der andern Seite beleuchteten, es kam die große pessimistische Bewegung von Schopenhauer's Nachwirkung bis zu Ibsen und Tolstoi mit ihrem Ekel an Welt, Kultur und Menschheit, es kam der Fluch Nietzsches auf unser Kulturphilisterium und seine Sehnsucht nach neuen persönlichen Werten und starken, freien Eigenmenschen, es kam endlich der revolutionäre Sozialismus, der gleichfalls die ganze bestehende Gesellschaftsordnung verdammt und eine neue Menschheit und menschliche Gesellschaftsordnung ersehnt, eine Gesellschaft, die nicht auf der Konkurrenz, dem Profitmachen und dem Kampf aller gegen Alle ruht, sondern auf Solidarität, Brudergemeinschaft und dem Leben für einander statt gegen einander.

Alles drängt gewaltig auf neue und tiefere Formen des Christentums hin. Es geht nicht an, zu sagen: das alles haben wir längst gesehen und das lösende Wort dafür gefunden. Sondern es muß sich zeigen, ob das alte Evangelium für alle die neuen Fragen und Bedürfnisse wirklich das rechte Wort finden kann. Das Christentum, das wir für unsere Zeit brauchen, muß durch den Pessimismus hindurchgegangen sein und ihn verstehen, es muß selbst erlebt haben, warum ein ernster Mensch an unserer Kultur den Ekel bekommen kann statt sie zu vergöttlichen und verklären. Es wird freilich den Pessimismus viel tiefer und erst wahrhaft sittlich fassen müssen, denn unsere tiefste Not ist nicht, daß wir vor tausend Gütern sitzen und doch nicht satt werden, sondern daß wir selber innerlich von der Gier nach dem Vergänglichen gebunden sind und darum nicht zu wahrer Freiheit und Freude aufsteigen können. Erst wenn ein Mensch sich selbst ganz erkennt, weiß er, wovor ihm am meisten grauen muß. Das Christentum für unsere Zeit muß die Sehnsucht Nietzsches nach starken freien Menschen verstehen und von Grund aus bejahen; es muß selbst zum Entsetzen über die Zerrbilder von Menschen kommen, die wir unter uns alltäglich sehen, und es begreifen, daß hier mit ein wenig Moral und Erziehung nichts zu ändern ist. Es wird freilich Nietzsches Sehnsucht erst wieder sittlich vertiefen müssen, es wird die wahre Größe und Kraft nicht im Kultus der eigenen Persönlichkeit erblicken, sondern gerade im Frei-Werden vom Ich und in der resoluten Hingabe für Gott und die Brüder, und es wird einsehen, daß der Weg zu dieser höchsten Stärke und Freiheit durch den Gottesglauben und Gottesdienst hindurchführt. Vor allem aber wird das Christentum für unsere Zeit den Sozialismus verstehen und weithin in sich aufnehmen müssen. Es muß die große Rückständigkeit und Verschuldung der christlichen Kirchen anerkennen, ihr verhängnisvolles Bündnis mit den Mächten des Bestehenden, ihre Blindheit für die Not des Proletariats und das Ungenüge der altchristlichen Barmherzigkeits-

übung und es muß vom Sozialismus eine neue Art der Liebe lernen, eine Liebe, die sich wirklich an die Stelle des andern versetzen kann und dem andern alles das geben will, was ich für mich als selbstverständlich beanspruche, eine Liebe, die im Kampf für dieses Ziel so hart und unerbittlich ist, wie die ältere Art der Liebe dem Bestehenden gegenüber weich und schwach war. Erst wenn das Christentum in dieser neuen Art zu lieben erstarkt, wird es auch am Sozialismus abstoßen und überwinden können alles, was an ihm nicht aus dieser Liebe, sondern aus der Selbstsucht stammt.

Für alles das brauchen wir keine neue Religion, wir finden die Richtlinien und Kräfte dazu im alten Evangelium. Dort begegnen wir den tiefsten und modernsten Klängen von der Welt, die im Argen liegt, und vom Elend des Menschen, der sich ausstreckt nach Erlösung, dort ergreift uns die wundersamste Melodie von den freien starken Menschen, den Gottessöhnen, die, frei von jeder äußeren Satzung, dem Trieb des Geistes in ihrem Herzen folgen und Herren sind über die ganze Welt, von dorther grüßt uns nicht nur das herrlichste, weil schlichteste Lied von der Liebe, sondern wir finden dort die dienende, helfende Liebe Person geworden und siegreich im Unterliegen und aus ihrem Impuls heraus die Gründung einer Bruderschaft, in der es weder Herr noch Sklave, weder Mann noch Weib gab, sondern alle eins waren in Christus. Und dort treffen wir etwas, was wir als allen unsern modernen Zeitströmungen überlegen empfinden: eine wetterfeste Grundlage im Gottvertrauen und im Geborgensein in Gott, bei aller begeisterten Sehnsucht eine Nüchternheit und Aufrichtigkeit, die uns zeigt, daß diese Religion in der Wahrheit steht, und eine Geduld und Ausdauer gegenüber allen Enttäuschungen wie allen Augenblicksschwärmereien, alle diese elementaren einfachen Dinge, auf die es ankommt, wenn eine Bewegung bestehen soll. Verglichen mit diesem alten Evangelium kommt uns vieles an den modernen Strömungen dann verzerrt und krankhaft überreizt vor, wie denn ja jede Bewegung ins Verzerrte und Kranke verfallen muß, die es ohne die allein feste und dauernde Grundlage, ohne Gott, machen will.

Aber dies einfache Evangelium ist für uns zugleich etwas anderes, Tieferes und Größeres, als das, was unsere beiden historischen Parteien uns bieten. Im Evangelium Jesu finden wir nicht den engen, harten Gott des positiven Autoritäts- und Mußglaubens, den Gott, der die Menschen in die ewige Hölle verdammt, wenn sie seinem Sohn Jesus nicht den rechten dogmatischen Titel geben, und nicht an seine Wunder glauben, sondern den Gott der großen weiten Liebe, dem zu dienen wahre Freiheit und Freude ist. Im Evangelium Jesu finden wir aber auch nicht den Aufklärungs- und Kulturgott, der alles Gegebene und Natürliche verklärt im Sinn eines himmelblauen Optimismus, sondern den Gott, der uns und die Welt erneuern will, der seine gewaltige Forderung an uns stellt und uns durch seine Forderung zur wahren Sehnsucht und zum Verständnis seiner

wunderbaren Liebe führt. Das Evangelium Jesu ist über den Gegensatz von Positiv und Reformerisch hinaus, es sprengt alle diese Schlagworte der Parteien, es ist viel einfacher als die positive Dogmatik und viel tiefer und wunderbarer als die Reformdogmatik, es ist überhaupt nicht Lehre und Weltanschauung in erster Linie, sondern Leben und Kraft, persönlicher Ernst und persönliche Liebe. Am allerwenigsten aber hat es mit Parteiwesen und Parteimachenschaften zu tun, mit Parteikonkurrenz und Parteiselbstsucht. Es kann einer nicht ein Parteimann im wahren Sinn dieses Wortes und zugleich ein freies Kind Gottes sein, das die Sache Gottes allein sucht und sich mit allen verbunden wissen muß, denen es mit Gottes Sache Ernst ist. Nicht als sollte es nun mit einem Schlag einerlei Christentum unter uns geben. Richtungsverschiedenheiten wird es geben müssen, solange das Christentum besteht. Es wird immer ein mehr konservatives und ein mehr modernes Christentum neben einander auf dem Platz sein, man wird nie alle ernsten Christen unter einen Hut bringen können oder auch nur wollen, im Gegenteil, je reicher und je selbständiger das evangelische Leben in den einzelnen Christen sein wird, desto mehr werden sie in vielem auseinander gehen, desto bunter wird die Mannigfaltigkeit. Aber darnach müssen wir streben, daß uns Gott und seine Sache wirklich in den Vordergrund tritt und wir uns mit allen denen verbunden wissen, denen es um diese Hauptsache Ernst ist, ganz einerlei ob sie etwas mehr konservativ oder etwas mehr modern denken und sich ausdrücken. So meinen wir auch heute nicht, daß nun die alten Parteien mit einemmal verschwinden müßten, wohl aber daß sie nicht mehr Hauptsache seien, daß das, was uns trennt, zurücktreten soll hinter dem, was uns verbindet, und daß die Christen in den Parteien aufhören, ihren Parteien mehr Ehrfurcht nnd Pietät zu erweisen als dem Gott, der sich ganz sicher nicht um jene kümmert und uns nun einmal zu freien Kindern und nicht Parteimenschen haben will.

Daraus ergibt sich, was für uns gegenwärtig angesichts der kirchlichen Wahlen Pflicht ist. Es sind an Einzelne von uns Einladungen von der positiven und der Reformpartei ergangen, wir sollten unsren Namen auf ihre Liste setzen lassen. Wir wollen diese Einladungen nicht als Manöver einer klugen Politik ansehen, sondern als Zeichen erfreulicher Weitherzigkeit und danken dafür. Aber annehmen können wir sie nicht. Wir würden uns dadurch von neuem an Parteien binden, die wir für überlebt halten, wir würden helfen, den Parteigegensatz zu befestigen, den wir überwinden möchten, wir würden auch den jungen jetzt parteifreien Theologen ein sehr schlechtes Beispiel geben, indem wir ihnen damit sagen würden: wir haben uns einrubrizieren lassen, ihr müßt es eben auch tun, wollt ihr in Basel Pfarrer sein. Auf diesem Weg kommen wir keinen Schritt vorwärts.

Nein, wollen wir daran arbeiten, daß unsre Kirche allmählich dem Parteigegensatz entwächst, so dürfen wir uns nicht selbst wieder auf die Liste einer Partei setzen lassen, zu der wir innerlich und von

Herzen nicht mehr gehören, sondern müssen unabhänig vorgehen. Zwei Möglichkeiten bieten sich uns dafür. Entweder wir bedienen uns der sog. freien Liste, wir schreiben darauf Männer aller Richtungen ohne Parteirücksicht, Männer, die uns weitsichtige und ernste Vertreter scheinen. Kein Mensch könnte uns dann selbst als parteiisch schelten, allein wir brächten auch keinen einzigen in die Synode hinein, dessen Name nicht schon auf einer Parteiliste stünde; wir würden bloß einzelne Parteikandidaten sicherer hineinbringen helfen. Oder wir stellen selber eine Liste unabhängiger kirchlicher Wähler auf, wenigstens für einzelne Kirchgemeinden, und versuchen, soviel Stimmen für sie aufzubringen, daß der eine oder andere nach der Verhältniswahl in die Synode kommt. Das ist der einzige Weg, auf dem wir Unabhängige in die Vertretung hineinzubringen hoffen können, freilich ein Weg, der uns sofort dem Vorwurf, selber eine neue Partei zu sein, aussetzen wird. Aber wir dürfen uns durch diesen Vorwurf nicht abschrecken lassen. Die Leute, die nun einmal selber alles nur durch ihre Parteibrillen anzusehen gewohnt sind, werden uns parteimäßig rubrizieren, einerlei ob mit oder ohne Grund. Es ist ja lediglich der Proporz, der uns diesmal nötigt, selber ausschließlich Leute auf unsere Liste zu setzen, die sich von den alten Parteien nicht wählen lassen. Wir arbeiten aber selbstverständlich darauf hin, daß sich alle ernsten Christen von rechts und links mit uns zu gemeinsamer Arbeit auf das gemeinsame Ziel hin zusammenfinden, ein Ziel so einfach und so groß, daß man darüber die Parteien vollständig vergessen kann.

Unsere Hoffnung auf Erfolg unsres Vorgehens ist freilich nicht groß, ja wenn es auf den greifbaren nächsten Erfolg ankäme, würde ich lieber auf diesen Versuch verzichten. Wir sind eine verschwindende Minorität und unsre Sache ist in Basel noch wenig bekannt, man weiß im Ganzen noch von nichts als von den alten Traditionen und Parteien. Was uns dennoch zu diesem Versuch treibt, ist nicht nur die Pflicht der Wahrhaftigkeit, sich nach außen nicht mehr anders zu geben, als wir wirklich sind, sondern vor allem das Vertrauen, daß die Sache, die wir vertreten, doch die Sache Gottes ist, und daß ihr darum die Zukunft gehören muß. Wir sagen das ohne alle Ueberhebung, wir glauben, es sei selbstverständlich Gottes Sache, daß alle, denen er und sein Reich voransteht, sich zusammenfinden und aus allem Trennenden heraus zur Gemeinschaft kommen müssen. An diese Sache Gottes und ihren sicheren Fortgang in Basel glauben wir, ganz einerlei, ob wir jetzt, oder bald, oder erst in ferner Zeit sie vorwärts marschieren sehen. Wir hoffen nicht für uns, aber für unsern Gott.

P. Wernle.

# Die Not des weiblichen Proletariates.

(Fortsetzung.)

Viel wäre zu sagen von der geistigen und seelischen Not der jungen Arbeiterinnen, denen zur Befestigung und Weiterentwicklung der in der Schule erworbenen Kenntnisse nicht nur die Möglichkeit, sondern oft auch der Trieb dazu fehlt, weil ihre ständige Arbeit ihren Körper übermüdet und ihre geistigen Kräfte lähmt. Ausnahmsweise nur ist ihre Tätigkeit eine anregende und abwechselnde, meist sind es die gleichen Handgriffe, die sie tagaus tagein zu machen haben, so werden sie zu lebendigen Maschinen, die automatisch ihre Arbeit tun.

Dr. Rosa Kempf gibt uns in ihrem Buch „Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München" interessante Einblicke in die Lebensverhältnisse jugendlicher Proletarierinnen. Auf Grund eingehender Erhebungen schildert sie uns, wie die 270 jungen Arbeiterinnen, von denen ihr Buch redet, leben und leben müssen. Dr. Kempf führt uns in die Wohnungen dieser Mädchen und zeigt uns, daß die 266 Familien, denen sie angehören, zusammen nur 580 Wohnräume haben, was per Familie 2,1 Raum ausmacht (Küche mitberechnet). In diesen Räumen leben 1580 Personen, wir können uns denken, wie wenig Platz auf jede dieser Personen entfällt, in welcher Enge diese Arbeiterinnen zu leben gezwungen sind. Interessant ist es, aus den Kempf'schen Tabellen zu ersehen, wie viel größere Opfer die Töchter diesen Familien bringen, als die Söhne. Von einem durchschnittlichen Wochenverdienst von 9 Mark 35 zahlen erstere 8 Mark 25 durchschnittlich in die Haushaltungskasse, während letztere von 15 Mark 85 nur 7 Mark 45 abgeben im Durchschnitt; allerdings muß dabei angenommen werden, daß einzelne Ausgaben für Kleidung oder Schuhe für die Töchter aus der Haushaltskasse bezahlt werden, während die Söhne diese Auslagen selber bestreiten. Daraus, daß auf 385 verdienende Töchter in diesen Familien nur 100 Brüder kommen, können wir schließen, daß die Söhne viel eher den heimischen Herd verlassen, sei es, um in der Fremde Arbeit und Verdienst zu suchen, sei es, um der häuslichen Enge zu entgehen und sich irgendwo ein Zimmer oder einen Schlafplatz zu mieten bei fremden Leuten.

Früh schon treten an die junge Proletarierin Versuchungen aller Art heran, denen ihr schwacher Wille und ihre sittliche Kraft oft nicht gewachsen sind. Auf dem täglichen Gang zur Arbeit, im Verkehr mit Nachbarn und Hausgenossen oder beim etwaigen Besuch von Lustbarkeiten knüpfen sich gar leicht enge Bande zwischen den Gliedern einer gleichen Gesellschaftsklasse, zwischen Proletarier und Proletarierin, aus denen vielfach schwere drückende Fesseln werden. Durch ihre ganze Lebensart, nicht zum mindesten aber durch die Wohnungsnot und durch die mancherlei Entbehrungen, die sie durchzumachen haben, erwacht frühzeitig die Sinnlichkeit der Proletarier, eine Sinnlichkeit, die

in den Gesprächen mit Kameraden und Freunden in den Kunstgenüssen zweifelhafter Art, die sich wohlfeil ermöglichen lassen, Kinematograph und Tingeltangel, reichliche Nahrung findet. Dazu kommt noch für die Mädchen das Sehnen nach einem eigenen Heim, das Sehnen nach der Ehe, das Sehnen nach einer Befreiung aus der drückenden Enge des elterlichen Haushalts, der so viele Opfer von ihnen fordert und so wenig Entgelt dafür bietet. Ist es da nicht begreiflich, daß bei erster bester Gelegenheit die junge Arbeiterin sich verliebt und verlobt und gerne so rasch als möglich heiraten möchte?

Das ist der normale Entwicklungsgang, daneben lauern aber oft große Gefahren auf die junge lebenshungrige Proletarierin. Nicht alle, die um ihre Gunst buhlen, meinen es ehrlich und redlich mit ihr; erweckt ihre junge Schönheit das Gefallen eines ihr gesellschaftlich Höherstehenden, der sich ihr naht mit schönen Worten und Versprechungen, denen sie vielleicht willig ihr Ohr leiht, so führt ein solches Verhältnis gewöhnlich nicht zur Ehe, sondern zur Verführung und zu unehelicher Mutterschaft. Wie viel Mutterschmerz, wie viel Elend und Verzweiflung, wie viel Kinderleid, wie viel verlorenes Glück liegt nicht in dem einen Worte, uneheliche Mutterschaft. Hat eine ledige Mutter keine Alimente für ihr Kind und keine Familie, die ihr tragen hilft an ihrer Last, so muß sie bald einsehen, daß ihr karger Verdienst nicht ausreicht, den Unterhalt für zwei zu bestreiten. Sie kann dem Kinde die notwendige Pflege nicht zu teil werden lassen, kann es nicht so verpflegen wie sie sollte, aus diesem Grunde sind die unehelichen Kinder ganz besonders oft das Opfer von Hunger- und Elendskrankheiten, aus diesem Grunde ist die Sterblichkeit in ihren Reihen eine so erschreckend hohe. Oft bietet sich zwar der unehelichen Mutter noch die Gelegenheit, sich mit einem Manne ihres Standes zu verheiraten, doch führen solche Ehen selten zum Glück, weil gewöhnlich das eingebrachte Kind überall im Wege ist und einen steten Zankapfel bildet zwischen den Eheleuten. Kann sie sich nicht verehelichen und lebt sie mit ihrem Kinde im Elend, so braucht die ledige Mutter einen starken Willen und einen guten Halt, wenn sie nicht versinken soll in ihrem Unglück, wenn sie ihre Ohren verschließen soll, den verführerischen Stimmen, die sie locken in den Sumpf der Prostitution; der unter seine Opfer so viel verführte ledige Mütter zählt.

Aber auch für die junge unerfahrene Arbeiterin bieten die Lockungen der Prostituton große Gefahr, besonders groß für Arbeiterinnen und Verkäuferinnen, durch deren Hände all die schönen Putzsachen und feinen Luxuswaren gehen, die das Leben reicher Damen verschönern. Auch die arme Arbeiterin möchte gern sich schmücken, möchte gern in Schönheit leben, möchte gern das Leben genießen, umso größer ist dieses Sehnen, je trauriger die Oede ihres Zimmers ist. Um ein buntes Band, um einen glänzenden Zierrat hat schon manch armes Mädchen sich die Krone rauben lassen und ist dann gesunken, langsam, immer tiefer und tiefer in den Pfuhl der Sünde.

Aber mehr noch als Putzsucht und Hunger nach Schönheit und Liebe treibt die Not zahlreiche Proletarierinnen der Prostitution zu. Solange ein Mädchen im elterlichen Hause lebt, wo der Unterhalt für das einzelne Familienglied ein relativ billiger ist, solange kann der Durchschnittslohn vielleicht ausreichen, sobald eine Arbeiterin selbständig ist, kosten ihre Lebensbedürfnisse mehr als der Durchschnittslohn beträgt. Und wie viele Arbeiterinnen haben kein Heim mehr und leben in einer Mietskammer oder in einer Schlafstelle. Anna Pappritz konstatiert in ihrer Abhandlung über „Die Wohnungsfrage", daß laut amtlichen Feststellungen in Berlin von 100,000 Fabrikarbeiterinnen 50 %, d. h. 50,000 in Schlafstellen hausen, also nur das Recht haben, ihre Nächte im Heim fremder Leute zu verbringen, tagsüber ist ihr Aufenthalt Fabrik oder Straße; 50,000 Schlafstellenmädchen allein in Berlin! Wird eine solche Arbeiterin ohne Heim arbeitslos, irrt sie hungrig und müde von Fabrik zu Fabrik, um überall zu erfahren, daß für sie keine Arbeit vorhanden ist; dann hat der Verführer leichtes Spiel, die Not, die nackte Not treibt ihm den flügellahmen Vogel in sein Netz.

In ihrem Buch „Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe" berichtet Dr. Marie Baum, daß im Jahre 1904 der durchschnittliche Wochenverdienst von 1555 Fabrikarbeiterinnen 10 Mark 2 Pfennig betrug, für über 18jährige ledige Arbeiterinnen 11 Mark, für über 18jährige Ledige in fremdem Haushalt 11 Mark 46 Pfennig. Diese Löhne mögen seitdem etwas gestiegen sein, doch wird die Steigerung kaum mit der Verteuerung der Lebenshaltung Schritt gehalten haben. Von 375 Konfektionsarbeiterinnen betrug der Durchschnittslohn für 18jährige 12 Mark 2 Pfennig, von 520 Ladengehilfinnen 19 Mark 95 Pfennig bis 20 Mark. Als Existenzminimum für eine alleinstehende Arbeiterin muß 11—12 Mark per Woche angesetzt werden; von den über 2400 Arbeiterinnen, von denen Dr. Braun die genauen Lohnlisten angibt, stehen nur die 520 Ladengehilfinnen mit über 19 Mark Durchschnittslohn weit genug über dem Existenzminimum, um ein wenig Bewegungsfreiheit zu haben; dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß gerade diese Kategorie für Kleider bedeutend mehr ausgeben muß, als das Minimum annimmt.

Dr. Kempf kommt für München in ihrer bereits genannten Publikation zu ähnlichen Resultaten; denn von den über 18 Jahre alten Schwestern ihrer jungen Fabrikarbeiterinnen betrug der Durchschnittslohn 10 Mark 83 Pfennig.

Zum Vergleich mit diesen Einnahmen lassen wir das Budget einer der Münchner Arbeiterinnen folgen, das gewiß sehr bescheiden lautet: Die Wochenausgaben betragen

| | | |
|---|---|---|
| für Wohnung und Kost, ohne Brot . . . | Mark | 7. — |
| Brot für den ganzen Tag, 7 × 20 Pfg. . | „ | 1. 40 |
| Wäschebesorgung und Körperpflege . . . | „ | —. 90 |
| Versicherungs- und Gewerkschaftsbeiträge . | „ | —. 88 |
| Total per Woche | Mark | 10. 88 |

Ziehen wir diese Wochenausgabe von 10 Mark 88 Pfennig vom Durchschnittslohn von 11 Mark 46 Pfennig ab, den Dr. Baum für in fremdem Haushalt lebende Arbeiterinnen über 18 Jahre berechnet, so bleiben für Anschaffungen für Kleider, Wäsche, Schuhe oder für Reparaturen per Woche 58 Pfennig, per Jahr 30 Mark, ein Betrag, der dafür keineswegs genügen wird. Dabei ist nicht zu vergessen, daß jede Krankheit und jede Arbeitslosigkeit ein solches Budget ungeheuer belastet, da die Einnahmen dann ganz oder teilweise fehlen, die Ausgaben jedoch größer sind als gewöhnlich.

Um für unsere schweizerischen Verhältnisse eine Norm zu finden, möchte ich das Existenzminimum für alleinstehende Arbeiterinnen auf Fr. 750—800 ansetzen, was einem Durchschnittstaglohn von Fr. 2. 70 und einem Wochenlohn von ungefähr Fr. 16. — entspricht. Trotzdem wir keine schweizerische Lohnstatistik über Arbeiterinnenlöhne zur Verfügung haben, wissen wir doch, daß ein großer Teil unserer schweizerischen Arbeiterinnen dieses Existenzminimum nicht erreicht, wir haben also auch bei uns große materielle Nöte zu konstatieren, mit denen Hand in Hand sittliche und geistige Not unsere Proletarierinnen bedrängen.

Wohl spielen ähnliche Nöte auch im Leben der jungen Proletarier, der Arbeiter, wohl hat auch er eine Sturm- und Drangperiode durchzumachen, doch wenn er den Versuchungen unterliegt, die sich ihm bieten, so sind äußere und innere Konsequenzen für ihn lange nicht von der Tragweite, wie für seine Kameradin. Sein höherer Lohn erlauben ihm überdies eine bessere Lebenshaltung und einen größeren Spielraum für individuelle Bedürfnisse.

Doch kehren wir zu der jungen Arbeiterin zurück, die sich verlobt hat und gerne heiraten möchte. Sie haben sich gern, die zwei Brautleute, sie verstehen einander und glauben, die ersehnte Ehe werde ihnen auch das ersehnte Glück bringen; sie fühlen sich jung und stark in ihrer Liebe und hoffen, bei redlichem Wollen und bei tüchtiger Arbeit sich ein freundliches Heim sichern zu können. Von ihrem knappen Lohn hat die Braut natürlich nichts sparen können für ihre Aussteuer, kaum daß sie sich einen kleinen Wäschevorrat erarbeitet hat. Trotz seines besseren Lohnes hat auch der Verlobte Ersparnisse kaum machen können, die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wäsche kosten so viel, Versicherungsprämien müssen bezahlt werden, Vereins- und Gewerkschaftsbeiträge sind zu entrichten, und dann will man doch auch was haben für Erholung und Erheiterung; von den Eltern gar nicht zu reden, die vielleicht der Unterstützung bedürfen. Wollten die jungen Leute warten, bis sie sich genügend gespart, um sich ein Heim einrichten zu können, alt und grau müßten sie werden bis dahin, also lieber gleich heiraten und dann miteinander sparen vom gemeinsamen Lohn.

Wie aber ein Heim finden? Ist eine elterliche Familie vorhanden, in der irgendwie noch Platz ist für einen Stuhl und in der gutes

Einvernehmen herrscht, so bringt das junge Paar die erste Zeit seiner Ehe als Kost- und Schlafgänger im elterlichen Haushalt zu, bis so viel gespart ist, daß es reicht für eine primitive selbständige Einrichtung. Das ist für junge Leute der einfachste und billigste Weg, doch ist er verhältnismäßig wenigen zugänglich.

Viel öfter kommt es vor, daß ein junges Ehepaar bei fremden Leuten sich einmietet. So lange keine Kinder vorhanden sind, geht es auf diese Art ganz erträglich, vergrößert sich aber die Familie, so wird ein eigenes Heim zum dringendsten Bedürfnis, wenn nicht die Kinder von den Eltern weg in Pflege gegeben werden, was auch eine kostspielige Sache bedeutet für arme Leute.

Noch ein anderer Weg steht dem jungen Paare offen, der ihm ermöglicht, gleich einen eigenen Haushalt zu gründen. Sobald sie eine kleine Summe Bargeld haben, das als Anzahlung dienen kann, liefert ihnen der Möbelhändler auf Abzahlung alles was sie brauchen und wohl noch etwas mehr als unumgänglich notwendig ist. Es mag zwar den Eheleuten scheinen, ihre Möbel seien etwas teuer und nicht ganz so gut und solid, wie sie es gewünscht, aber, da sie auf Abzahlung kaufen, müssen sie sich drein ergeben und dürfen keine großen Ansprüche machen. So unterschreiben sie denn dem Möbelhändler Verpflichtungs- und Schuldscheine und ziehen ein in ihr geborgtes Heim.

Mit diesem Schritt ins eigne Heim übernimmt die junge Arbeiterfrau eine Pflichtenlast, der ihre ungeschonten Kräfte nicht gewachsen sind. Ihre gewohnte Fabrik- oder Werkstattarbeit muß sie beibehalten, denn nur wenn beide verdienen, Mann und Frau, reicht der Lohn aus zum Lebensunterhalt und zur Tilgung der drückenden Schuld an das Abzahlungsgeschäft. — (Die Einrichtung hat vielleicht 600—800 Franken gekostet, daran müssen per Monat 15—20 Franken abbezahlt werden, in ungefähr vier Jahren bedeutet das eine Zwangsersparnis von 600—800 Fr.) Neben ihrer Lohnarbeit muß sie aber noch Hausfrau sein, muß die Wohnung in Ordnung halten, soll kochen und putzen, nähen und flicken und noch tausenderlei mehr. Zudem fehlt im jungen Haushalt noch so manches Stück, das man hoffte, so nebenbei anschaffen zu können und jetzt reicht es nie dazu. Kein Geld bleibt ihr in der Hand, alle Monate muß der Mietzins bezahlt werden, alle Monate kommt der Möbelhändler und will seine Teilzahlung, Brot, Milch und Krämerwaren kosten täglich ein gutes Stück Geld, Fleisch und Wurst muß auch gekauft werden, Beiträge und Prämien werden eingezogen, da rinnt das Geld aus dem Beutel, daß den jungen Leuten angst und bange wird dabei. Was der frisch verheirateten Arbeiterfrau aber fast immer den meisten Kummer macht, das ist das Kochen, morgens und abends, da geht es noch ordentlich, denn Kaffeemachen, das hat sie als Kind schon gelernt, aber zu Mittag kochen! ihrem Mann, der ihr von der Kantine her fast verwöhnt erscheint, etwas Rechtes aufstellen, das nicht zu viel kostet und rasch gemacht

ist, denn ihre Mittagspause ist kurz, das ist eine Kunst, die gelernt sein will, besonders wenn das Haushaltgeld so gar knapp ist. Und sie hat sie eben nicht gelernt, die Kunst zu haushalten und zu kochen, sie muß es jetzt erst nachholen und das ist für sie eine schwere Lehrzeit, die ihr nur durch die Liebe und Geduld ihres Mannes erleichtert wird. Da müht sie sich denn ab, die junge Frau, sinniert, probiert und kocht und ist ängstlich darauf bedacht, es ihrem Mann in allen Stücken recht zu machen, denn er muß ihr ja auch Opfer bringen, muß ja auch sparen und kann mit seinen Freunden und Genossen nicht mehr so oft zusammensitzen wie früher, als er noch ledig war.

In diese schwere Lehrzeit fällt für die junge Arbeiterfrau gewöhnlich auch die erste Mutterschaft, der sie mit Zagen und Bangen entgegensieht, nicht nur der Leiden und Beschwerden wegen, die auf sie warten, sondern hauptsächlich weil ihr vermehrte Ausgaben und durch ihre Arbeitsverhinderung verminderter Verdienst daraus erwachsen. Und wenn es dann zur Welt kommt, das kleine unbeholfene Wesen, das sie mit ihrem Herzblut genährt, dann ist es ihr so lieb, daß ihre Sorgen und Schmerzen untergehen in der Mutterliebe. Ein kleines Kind will aber gehegt, gepflegt und gewartet sein, das bringt neue Arbeit und neue Sorgen für die abgemattete Mutter, die selber noch sich pflegen und schonen sollte. Die ersten Wochen nach der Geburt ihres Kindes verbieten die Gesetze gewöhnlich der Frau die Wiederaufnahme ihrer Arbeit, in diesen Wochen gehört das Kind ihr ganz, wenn die Verhältnisse sie nicht dazu zwingen, irgend eine Zwischenarbeit zu suchen. Ist aber die gesetzliche Schonzeit vorbei, muß die junge Mutter wieder auf ihren Arbeitsplatz zurückkehren, um womöglich noch mehr zu verdienen, der vermehrten Ausgaben wegen, denn für ihr Kind muß sie Pfleggeld bezahlen. Jahrelang dauert es, wie wir berechnet, bis auch bei regelmäßiger pünktlicher Bezahlung die Aussteuerschulden abbezahlt sind. Während dieser Jahre vermehrt sich die Familie gewöhnlich mehr und mehr und die notwendigen Ausgaben für den Lebensunterhalt nehmen entsprechend zu von Jahr zu Jahr. Der Lohn des Mannes hat mittlerweile wohl sein Maximum erreicht, das nur ausnahmsweise überschritten werden kann, wenn er bei Akkordarbeit seine ganze Kraft einsetzt, was natürlich nur für beschränkte Zeit und zum Schaden seiner Gesundheit möglich ist. So finden wir in dem Heim, das mit so viel Liebe und Aufopferung gegründet wurde, nach einigen Jahren schon eine typische Proletarierfamilie, die aus ihren armseligen Verhältnissen gar nicht mehr herauskommt.

Wohl ist der Hausvater ein geplagter Mann, wohl ist es schwer für ihn, trotz allen Fleißes, trotz angestrengtester Arbeit seine Familie vor dem Mangel nicht schützen zu können; aber auch im ungünstigsten Fall bieten ihm Arbeit und Beruf wohltuende Ablenkung und vermitteln ihm den Verkehr mit seinen Arbeitsgenossen, die auch seine Leidensgenossen sind. Wohl leidet auch er unter der Wohnungsnot,

die ihn und die Seinen in unzulängliche Räume sperrt, wohl entbehrt auch er manchen Genuß und muß sich genügen lassen an schmaler Kost, doch viel größer als die seine ist doch die Not seiner Frau. Ihrem abgehetzten, abgematteten Körper kann die Lohnarbeit nichts bringen als vermehrte Ermüdung; sie ist es, die unter der Enge der Wohnung am meisten leidet, weil all' ihre Mühe umsonst ist, den armseligen Räumen einen Schimmer von Gemütlichkeit abzugewinnen; sie ist es, die von den Entbehrungen am härtesten betroffen wird, denn, wenn es am Brot fehlt, behält die Mutter stets das kleinste Stück für sich, sie ist es, die sich abhärmt und abquält, wenn die Kinder ohne Aufsicht bleiben, während sie ihrer Arbeit nachgeht, sie ist es, deren Herz vor Jammer sich zusammenkrampft, wenn sie sieht, daß die Seelen ihrer Kinder Schaden leiden und sich nicht gehörig entfalten können, weil sie, die Mutter, sich ihnen nicht besser widmen kann. Das ist sie, die Not der armen Proletarierin, zu der die Nöte der Kinder und der jungen Mädchen nur das Vorspiel bedeuten; diese Not, die am Marke der Frauen unseres Volkes zehrt, diese Not, die riesengroß anwachsend immer weitere Bahnen zieht, die nimmersatt stets neue Opfer sucht.

Am evangelisch-sozialen Kongreß in Chemnitz sprach die schon genannte Dr. M. Baum über „Fabrikarbeit und Frauenleben", sie berührte dabei natürlich auch die Arbeit verheirateter Frauen und sagte unter anderem: „Man lernt in den Fabriken sehr bald auf den ersten Blick die verheiratete von der unverheirateten Arbeiterin unterscheiden, an dem besonders abwesenden und verhetzten Gesichtsausdruck, der deutlich anzeigt, wie die Gedanken zu den unversorgten Kindern, zu dem der Arbeit harrenden Haushalte wandern." Ja, man sieht es ihnen an, diesen Frauen, daß ihr Leben nur eine Kette mühseliger Arbeit ist, die sie von Tag zu Tag weiterschleppen, bis vielleicht die heranwachsenden Kinder sie ihr tragen helfen und so ihre Last erleichtern.

Wenn wir uns im Geiste neben eine so geplagte Proletarierin stellen und sie begleiten auf ihrem Tagewerk, mit ihr zur Arbeit eilen, wenn es schon fast zu spät ist, mit ihr während der Arbeit darüber nachsinnen, was alles zu Hause zu tun wäre, wieder mit ihr nach Hause rennen, um ja zu rechter Zeit das Mittagessen aufstellen zu können, dann nach raschem Hinunterschlingen von ein paar Bissen, die ihr vor lauter Eile nicht schmecken, wieder in die Fabrik, um erst am Abend ihr Heim wieder zu betreten, wenn Mann und Kinder schon aufs Nachtessen blangen, beim Zubettbringen der Kleinen da ein Loch im Strumpf und dort einen Riß im Kleid entdecken, die noch geflickt und gestopft sein müssen, da wird uns bange um die Gesundheit und um die Seele dieser Frau, bange besonders darum, weil mit ihr und neben ihr unzählige Leidensschwestern dasselbe Schicksal teilen. —

M. T. Schaffner.

(Schluß folgt.)

# Rundschau.

**Die kirchlichen Wahlen in Basel.** Zu dem Aufsatz von Prof. Wernle möchten wir im Namen der Redaktion noch einige Ergänzungen anbringen. Zunächst bemerken wir, daß er auf unseren Wunsch, der sicherlich auch der vieler Andern ist, in den Neuen Wege veröffentlicht wird. Wir haben es für nötig erachtet, daß die Basler Wahlen in unserer Zeitschrift beleuchtet würden und halten es für richtig, daß die Basler Freunde, als die Nächstbeteiligten, dies in der Hauptsache selber tun.

Weil ausländische Leser sich schon darüber beschwert haben, daß wir gelegentlich Vorkommnisse beurteilten, die ihnen gar nicht bekannt seien, ohne daß wir zuerst den Sachverhalt darstellten, so wollen wir die für das Verständnis der Wernleschen Ausführungen notwendigen Tatsachen in Kürze beifügen.

Am 12. Mai fanden in Basel die Erneuerungswahlen für die Kirchensynode und die Vorstände der einzelnen Kirchgemeinden statt. Diese erhielten durch den Umstand, daß es die ersten Wahlen dieser Art nach der vollzogenen sogenannten Trennung von Kirche und Staat waren, sowie durch den andern, daß daran zum ersten Mal auch die ausländischen Kirchgenossen teilnehmen durften, ein besonderes Interesse. Sie geschahen nach dem System des proportionalen Verfahrens, das der Staat der Kirche aufoktroiert hatte, gegen den Widerspruch einsichtiger Männer. Die Folge war, daß die Wahlen notwendig unter dem Zeichen des Parteiwesens vor sich gehen mußten. Besonders gab sich die freisinnige Partei, in der Schweiz „Reformpartei" genannt, große Mühe, die Mehrheit in der neuen Synode zu gewinnen. Zu diesem Zwecke brachte sie ein Wahlbündnis mit einigen Führern der Sozialdemokratie zustande und zu diesem Zwecke war wohl auch kurz vorher nach dem Vorbild Zürichs eine „sozialdemokratische Kirchgenossenschaft" gegründet worden. Den Sozialdemokraten wurden als Entgelt eine Anzahl Mandate für die Synode in Aussicht gestellt. Auch die Ausländer suchte der Freisinn für sich zu gewinnen. Da es in Basel an dem nötigen Agitationsmaterial fehlte, half man sich mit dem Hinweis auf — preußische Zustände! Pfarrer Traub mußte Nothelfer sein; man ließ sich von ihm, dem über unsere Zustände gar nicht Unterrichteten, einen Brief schicken, den man weidlich ausbeutete. — Sehr maßvolle und kluge Aufrufe veröffentlichten die Positiven. Wenn die darin zum Ausdruck kommende Gesinnung auch nur die einer Elite der positiven Partei wäre, so trennte uns nichts von ihr. — Im letzten Moment erst — wie es scheint — entschlossen sich unsere Freunde, durch den „Proporz" dazu veranlaßt, eine besondere Liste aufzustellen, eine der „Unabhängigen". Sie beschränkten sich auf drei von fünf Gemeinden. Der von uns veröffentlichte Vortrag von Wernle wurde in einer Versammlung gehalten, die von dieser Seite veranstaltet wurde.

Und welches war das Ergebnis der Wahlen? Es war in mehrfacher Hinsicht überraschend. Die Positiven behielten ungefähr die bisherige, nur um wenige Stimmen verringerte, Mehrheit in der Synode. Bei den Kirchenvorstandswahlen verdrängten sie sogar in zwei Gemeinden die bisherige reformerische Mehrheit, während die Reformer in einer Gemeinde (der Petersgemeinde), die Mehrheit behaupteten und in einer andern (der Münstergemeinde) bedeutende Fortschritte machten. Was das Bündnis mit den Sozialdemokraten betrifft, so hat sich ihm offenbar die große Masse der Arbeiter versagt. Denn sonst hätten die Reformer überall die Mehrheit bekommen müssen, statt sie an zwei Orten zu verlieren, darunter gerade auch in der sozialdemokratischen Hochburg (Matthäusgemeinde), man müßte denn annehmen, daß die Reformpartei selbst stark zurückgegangen sei! — Am schlechtesten sind die „Unabhängigen" weggekommen. Es gelang ihnen bloß, Prof. Wernle in die Synode zu bringen, überall sonst blieb ihre Stimmenzahl gering.

Wir möchten zu diesen Vorgängen nur zwei Bemerkungen machen.

Was die Niederlage der „Unabhängigen" betrifft, so darf man aus ihr keine falschen Schlüsse ziehen. Das Parteiwesen ist deswegen auch in Basel innerlich überwunden. Das beweisen schon die Wahlaufrufe der Positiven, auf die wir aufmerksam gemacht haben. Es enthielten besonders die Listen der Positiven die Namen einer ganzen Anzahl von Männern, die sowohl religiös als sozial auf unserem Boden stehen, aber das ihnen angebotene Vertrauen ihrer bisherigen Partei nicht durch Ablehnung einer Kandidatur beleidigen wollten. Auch muß man, um diese Vorgänge richtig zu verstehen, die Basler Art kennen. Der echte Basler erlaubt sich wohl im stillen jede Freiheit des Denkens, aber es fällt ihm furchtbar schwer, aus Reih und Glied zu treten und auch äußerlich und formell mit den herkömmlichen Formen zu brechen. Er hält zu der gewohnten Firma und der gewohnten Etiquette. Es ist für Basel schon sehr viel, daß eine so große Anzahl von angesehenen Männern sich bereit fand, öffentlich zu erklären: „Wir halten das Parteiwesen für überlebt."

Nicht überlebt ist freilich die geistige Trägheit der kirchlichen Masse, der freisinnigen und positiven, und das Machtbedürfnis der führenden Kreise. Sie sind die Hauptstützen des Parteiwesens, wie sie ihrerseits wieder durch dieses erhalten und gemehrt werden. Das ist für jeden Sehenden ein offenes Geheimnis. Wenn man uns daher sagen wird: „Sehet, das Parteiwesen, das von euch totgesagte, lebt!" — so antworten wir: „Ja, es lebt, nämlich — vom Tode! Hätten wir mehr wahres Leben aus Gott und mit Gott, so lebte es nicht."

Auch über das Wahlbündnis zwischen Freisinn und „Sozialdemokratischer Kirchgenossenschaft" müssen wir notgedrungen noch ein Wort sagen. Wir könnten uns über diese plötzlich ausgebrochene Liebe nur freuen. Die Arbeit an einer neuen geistigen Verbindung von Sozial-

demokratie und Christentum ist kein Monopol der Religiös-Sozialen. Freilich ebensowenig, oder noch weniger, des Freisinns. Und das ist das Bedenkliche an der Sache, daß man in diesem Falle das erwachende religiöse Interesse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft rasch für die Kirchenpolitik der Reformpartei auszunützen versucht hat. Das ist eine Versündigung an der heiligen Aufgabe, die uns allen gestellt ist und an deren Lösung wir alle arbeiten. Eine solche Taktik bringt alle religiös-soziale Arbeit in den Verdacht, daß sie kirchlichen Machttendenzen dienen wolle. So sehr uns darum eine enge geistige Verbindung zwischen unseren Freunden in Basel und der Sozialdemokratie am Herzen liegt, so ist es uns doch eine große Beruhigung, daß sie nicht den Versuch gemacht haben, mit ihr zusammen etwas wie eine neue kirchliche Partei zu gründen. Auch die sozialdemokratischen Kirchgenossenschaften von Zürich, die von den Religiös-Sozialen gegründet und geleitet sind, stehen durchaus abseits von den kirchlichen Parteien und nehmen Positive, Freisinnige und andere Leute gleichmäßig auf.

Die Arbeiterschaft selbst könnte ja nichts törichteres tun, als den neuen Wein ihres religiösen Sehnens in die verfallenden Schläuche unserer Kirchenparteien zu tun. Wenn sie das tut — nun, dann beweist sie damit, daß sie sich selbst nicht versteht oder das Neue noch nicht recht hervorgetreten ist. Die Sozialdemokratie trägt die Eierschalen des vulgären Liberalismus ja noch in manchen Dingen an sich. Wird einmal das wirkliche religiöse Erwachen da sein, dann wird das neue Leben auch neue Formen suchen. Es stört die Entwicklung des Neuen, wer es rasch für seine Parteizwecke nutzbar machen will. Wir sollen der Arbeiterschaft *dienen*, nicht sie benützen.

Wir sahen uns zu diesen Bemerkungen gezwungen, so unangenehm uns dergleichen Dinge sind. Wir wissen natürlich, daß man uns nun sagen wird, wir redeten bloß aus Aerger über die Niederlage unserer Freunde in Basel. Aber es handelt sich hier um mehr als eine lokale Wahlaffäre. Denn die Basler Vorgänge haben prinzipielle Bedeutung; auch wird das kirchliche Leben der ganzen Schweiz von Basel aus beeinflußt und namentlich das Parteiwesen von dort aus erhalten und genährt. Dieses zu bekämpfen, bleibt aber ein Programmpunkt der Neuen Wege. Wir haben geglaubt, daß wir ihn als im Wesentlichen erledigt betrachten dürfen. Daß die wirkliche religiöse Bewegung der Gegenwart unter den „Laien" wie den Theologen nichts mehr mit den Kirchenparteien zu tun hat, wissen wir aus täglicher Erfahrung. Aber wir meinen, daß man mit diesem faulen Wesen einmal aufräumen und nicht immer so fortwursteln sollte, als ob nichts geschehen wäre. Denn es schafft Zwietracht (die nicht mit *Kampf* zu verwechseln ist!), Mißtrauen und Schwäche, zieht von den Gaben und Aufgaben des Gottesreiches ab, steht Gott im Wege. Parteidienst ist Gottlosigkeit — dabei bleibt es für uns.

Die Redaktion der Neuen Wege legt Gewicht darauf, diese Erklärung abzugeben. Sie steht einmütig und völlig zu den Ausfüh-

rungen von Prof. Wernle. Wir laden auch für die Zukunft alle, die ernsthaft vorwärts wollen, zu gemeinsamer Arbeit ein, mögen sie aus diesem oder jenem Lager stammen; aber wir bekämpfen im Namen dessen, was uns das Heiligste ist, den Kultus der Partei, das Parteiwesen.

Die Redaktion.

---

# Büchertisch.

**Laienwünsche an die schweizerisch-reformierte Landeskirche,** von Pfarrer Karl v. Greyerz in Winterthur. Verlag von A. Francke in Bern. 71 Seiten. Preis 80 Cts.

Wir freuen uns, daß das schon früher von uns erwähnte Referat vom Volkstag für kirchliche Arbeit nun durch den Druck und für billigen Preis weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Es ist ein ungeheuer lehrreiches Dokument. Gewiß kann man nicht einen „Ertrag" der Umfrage, ein fertiges Ergebnis daraus servieren. Das Heftchen ist dazu da, abschnittweise vorgenommen und überlegt, in öffentlichen oder geschlossenen Versammlungen, mündlich und schriftlich diskutiert zu werden. Dann kann reiche Anregung und Belebung unserer Kirchen daraus erwachsen. Freilich, wenn man alle die vielerlei Laienwünsche liest, empfindet man es peinlich, wie stark in der Kirche die Macht und der Widerstand der trägen Gewohnheit ist, wie sehr es ihr an Beweglichkeit fehlt und wie das leidige Geld überall ein entscheidendes Wort mitzureden hat, wie sehr die Kräfte der Pfarrer durch alte Aufgaben, die man auch nicht vernachläßigen darf, an der Inangriffnahme von neuen gehindert werden, wie schwer es ist, geeignete Laienkräfte zur Mithilfe heranzuziehen. Das Alles darf nicht vergessen werden, wenn man erklären will, warum die Kirche so mancherlei Aufgaben kaum angepackt hat. Da müssen eben die Laien sich nicht damit begnügen, von einem bequemen Schmollwinkel aus zu schimpfen auf die Unterlassungssünden der Pfarrer, oder auch bloß in respektvoller Bescheidenheit einige Wünsche zu äußern; wenn sie von — einem Pfarrer dazu aufgefordert werden. Nein, sie müssen uns auf die Bude steigen und aussagen: Herr Pfarrer, das und jenes muß notwendig getan werden und wir sind bereit, Ihnen zu helfen. Wenn das geschähe, so hätten wir dann sicher auch mehr Mut, Energie und Freude dazu. Einstweilen ist es doch vielfach so, daß die Dinge vom Pfarrer angetrieben werden müssen, und bis das Werk im Gang ist, ist schon eine Menge Kraft und Zeit verbraucht. Also nicht das soll der Erfolg des Schriftchens sein, daß die Laien warten, bis ein Pfarrer hier und dort einen dieser Wünsche verwirklicht, sondern daß sie uns keine Ruhe damit lassen und wir den Glauben gewinnen, daß wir es nicht bloß mit aus Liebhaberei ausgeheckten Wünschen, sondern mit brennenden Laienbedürfnissen zu tun haben. L.

**Einführung in die soziale Hilfe.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Preis broschiert Mk. 1.80, geb. Mk. 2.—.

Eine Anleitung für Frauen, Frauenschulen und Seminare, heißt eine Broschüre, die ich allen sich auf soziale Arbeit vorbereitenden oder bereits darin stehenden Frauen als gut orientierende und anregende Lektüre empfehlen möchte. Das Buch ist, wie die Verfasserin, Pauline Gruß, in der Vorrede betont, aus mehrjähriger Lehrtätigkeit (am Fröbel-Seminar in Kassel) herausgewachsen und als Lehrmittel beim Unterricht in der Wohlfahrtspflege bereits praktisch erprobt. Diese Art der Entstehung merkt man ihm vielleicht nicht durchwegs zu seinem Vorteil an. In dem Bestreben nach Vollständigkeit und Anschaulichkeit bringt die Verfasserin eine Fülle von Einzelheiten, die uns wohl viel wertvolles Material bieten, aber auch da und dort die großen Linien etwas zu stark verdecken und verwischen. Dies scheint mir besonders bei den weit ausgesponnenen historischen Einleitungen der Fall zu sein. Eine kurze Darstellung des geschichtlichen Werdens, der ursäch-

lichen Zusammenhänge ist ja für ein tieferes Verständnis unserer sozialen Not und der verschiedenen Hilfsbestrebungen unerläßlich. Aber eine so eingehende Betrachtung aller Wege und Irrwege, auf denen vergangene Geschlechter der Not ihrer Zeit beizukommen suchten, scheint mir wenig praktischen Wert zu haben. — Pauline Gruß steht auf entschieden bürgerlichem, streng kirchlichem und deutsch-nationalem Standpunkt und bringt naturgemäß der sozialen Arbeit, die innerhalb dieser dreifachen Mauer getan wird, am meisten Vertrauen und Verständnis entgegen. Doch bewahrt ihr warmes soziales Empfinden und ein ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl sie vor engherziger Ablehnung dessen, was von anderer Seite angestrebt und geleistet wird. — Auf Einzelnes einzugehen ist mir bei der Reichhaltigkeit des behandelnden Stoffes unmöglich. Nur das möchte ich hervorheben, daß die Verfasserin auf allen Gebieten und besonders dort, wo es sich um die sittliche Hebung des Volkes handelt, vor allem für vorbeugende und bewahrende Maßregeln eintritt. So befürwortet sie möglichst früh einsetzenden und weitgehenden Schutz der Jugend vor physischen und psychischen Gefährdungen, Ersetzung des Vergeltungsprinzips durch das der Besserung besonders jugendlichen Verbrechern gegenüber, Bewahrung der kommenden Geschlechter vor dem verderblichen Einfluß der Trinksitten, 2c. 2c. Ein besonderes Kapitel ist der sozialen Gesetzgebung gewidmet, d. h. genauer gesagt, dem staatlichen Versicherungswesen, in dem uns Deutschland bekanntlich voraus ist. Gerade, daß die Verfasserin hier speziell deutsche Verhältnisse im Auge hat und daher zum teil schon auf jahrzehntelange Erfahrungen zurückblicken kann, scheint mir diesen Abschnitt für Schweizer Leser lehrreich und wertvoll zu machen. Auch in andern Kapiteln werden dieselben reichen Stoff zu anregenden Vergleichen finden und das Büchlein nicht nur als Vermittler positiven Wissens, sondern auch befruchtende Gedanken schätzen lernen. E. R.

**Freiwillige soziale Hilfsarbeit in Zürich.** Zürich, Schultheß & Co.

Eine Darstellung dessen, was in Zürich an freiwilliger sozialer Hilfsarbeit getan wird, in knappster Form, instruktiv für Arbeiter auf diesem Gebiete. L. R.

---

## Redaktionelle Bemerkungen.

Es gereicht uns zur besonderen Freude, zum Gedächtnis Fichtes einen Aufsatz aus der Feder eines Mannes bringen zu dürfen, der nicht nur der beste Fichtekenner der Gegenwart ist, sondern auch als Philosoph in Fichteschem Geist wirkt. Fichte ist uns in mehr als einer Hinsicht besonders wichtig. Er verdient es, lebendiger unter uns zu wirken. Möge der Aufsatz von Medicus dazu beitragen.

Herr Medicus ist Professor der Philosophie an der technischen Hochschule in Zürich. Er hat eine treffliche (auch billige) neue Ausgabe von Fichtes ausgewählten Werken veranstaltet, auf die bei dieser Gelegenheit hingewiesen sein möge. (Verlag von Fritz Eckhardt, Leipzig.)

Aus Raummangel haben wir zu unserem Leidwesen einige weniger dringende Beiträge zurückstellen und auch den Vortrag von Frl. Schaffner nochmals teilen müssen.

---

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Von den Gewalten.

(Ein Predigtfragment.)

Es hat sich etwas seltsames vollzogen: es hat sich allmählich etwas zwischen die Menschen und Gott hineingeschoben. Wie ein Abfall sieht es aus. Gewalten, unbegreifliche und unfaßbare und doch so furchtbare und wirkliche gewannen über die Menschen Macht. An seine leiblichen Bedürfnisse wendeten sie sich. Aus seinen Gelüsten wuchsen sie heraus. Ein Schattenreich, Dämonen, böse Geister; Gedanken und doch Wirklichkeiten, Nichts und doch Etwas, unglaublich und doch da: die Reiche dieser Welt. Die Menschen, die Erde war und ist für Gott nicht frei, sie war und ist besetzt. Gott kann nicht einfach verkündigt werden. Gott kann auch nicht einfach geglaubt werden. Und Gott kann nicht einfach verherrlicht und wichtig genommen werden; denn die Menschen sind für ihn nicht frei. O, daß wir diese Situation, vor die sich auch Jesus gestellt sah, ganz erfassen möchten, daß wir doch die ganze Furchtbarkeit dieser Tatsache empfänden; die Menschen sind nicht frei. Sie stehen unter dem Druck der Gewalten. Sie können nicht, wie sie wollen. Sie können nicht einmal denken, wie sie wollen; unfrei sind sie bis ins Herz hinein. Darum die Sünde, nicht weil die Menschen schlechten Willens sind, sondern weil sie unfrei sind. Darum die Laster, nicht weil die Menschen lasterhaft sind, sondern weil sie gefangen sind unter die Gewalten. Darum das Elend, die Not, das Leid, darum der Tod, weil die Menschen verkauft sind an die Mächte dieser Welt, weil sie, während ihre Seele lechzt nach Güte und Gerechtigkeit, sich ihr Leben vollzieht unter dem Druck von unerhörten und furchtbaren Unbegreiflichkeiten.

Auch das Leben Jesu hat sich unter diesen Gewalten vollzogen. Aber er hat ihre Kraft mißachtet. Er hat nicht, wie das die Frommen tun, diese Gewalten wichtig genommen, sondern er hat getan, als ob sie nicht wären. Er nahm nur Gott wichtig und sprach von ihm, gleichsam als ob es keine andere Herrschaft gäbe auf Erden als die seine. Denn wie stark die Dämonen auch wirken, so ist doch das ihr Kennzeichen, daß sie nicht sind und man soll nicht tun, als ob

sie wären. Wir aber begehen in unserer Gebundenheit den Fehler, daß wir auf sie achten und sie fürchten und uns so verhalten, als ob sie wären. Und wir geraten ganz in ihre Gewalt. Oder ist's nicht vor allem so mit dem Obersten der Dämonen, dem Mammon? Mammon, das ist nicht das Geld schlechthin; das sind auch alle Gesetze, welche aufs Geld Bezug haben, alle Ordnungen und Gebräuche, welche ans Geld gebunden sind, das ist alle Wirkung des Geldes auf die Beziehungen der Menschen zu einander, auf ihre Arbeit, auf den Wohnungsmarkt, ein unerschöpflicher, weitreichender, für die meisten Menschen unübersehbarer Machtbezirk. Und doch ist das alles nicht, ein Geschöpf nur des menschlichen Geistes und doch wieder mehr, ein Ausfluß seiner Bedürfnisse und doch nicht in seiner Gewalt. Denn der Mammon beherrscht uns, unterdrückt uns, macht den Reichen zum Ausbeuter und den Armen zum Lohnsklaven, gegen ihren Willen, gegen die humanen Regungen unseres Herzens, gegen den ganzen Zeitgeist. Und doch können wir vom Mammon nicht lassen; er imponiert uns, er erfüllt unser Denken, er beflügelt unser Hoffen, er bestimmt unser Verhalten. Er ist darum allmächtig. Er bestimmt den Gang des öffentlichen Lebens. Er macht Krieg und macht Frieden. Er läßt eine Industrie emporschnellen und eine andere zu Grunde gehen. Er, der nicht ist, ist überall, verderblich, gewalttätig. Er frägt nicht nach Glauben und Unglauben, nicht nach Liebe und Haß, nicht nach Güte und Schlechtigkeit. Er nimmt Rücksicht nur auf andere Gewalten, auf den Staat, sofern er denselben nicht ganz vor seinen goldenen Wagen spannen kann, auf die Kirche, sofern sie eine Macht ist.

Aber an Jesus ist er zerschellt. Jesus hat ihn nicht beachtet; er hat getan, als ob er nicht wäre. Denn er ist ja auch nicht, keine Person, kein Wesen, kein Geist, eine Gewalt, die freilich allmächtig ist, aber „ein Wörtlein kann ihn fällen." Es gibt nichts wirkliches in der Welt als Gott, sagte Jesus, und keine Herrlichkeit als die Herrlichkeit Gottes. Die Herrlichkeit des Mammons ist eine trügerische und verderbliche. Die Herrlichkeit des Staates ist eine furchtbare und verführerische. Die Herrlichkeit des Leibes und seiner Reize ist eine verzehrende. Alle diese Wunder sind kurz, aufflammend wie ein Strohfeuer, rasch in sich zusammenfallend. Die Herrlichkeit Gottes aber ist eine unendliche Klarheit, erhebend und sättigend. Sie bleibt, wenn alles vergeht. Habt Glauben daran, ruft Jesus immerzu. Vertraut darauf, daß sie ist. Reißt euch aus dem Aberglauben. Denn es ist Aberglaube, an die Dämonen zu glauben, welche ja nicht sind, wie das Feuer nicht ist, obwohl es verzehrt. Ihr rechnet mit ihnen, ihr bewundert sie, bewundert wenigstens den Glanz des Reichtums, ohne an die Abgründe der Armut zu denken, welche dahinter lauern, bewundert die Macht des Staates, seine Soldaten, seine Funktionäre, ohne das Seufzen der Tausende zu hören, welche er vergewaltigt. Glaubt doch nicht an all diesen Trug. Denn es ist nur Trug, nur

so lange wahr, als ihr daran glaubt, nur so lange wirklich, als ihr euch davon vergewaltigen laßt. Habt endlich den Mut, Gott wichtig zu nehmen, ihm zu vertrauen und ihr werdet sehen, wie alle jene Gewalten ihre Kraft verlieren, wie sie auf einmal nicht mehr sind.

Und er selber, Jesus, lebte, als gäbe es keinen Mammon, ohne Begehren darnach, ohne Ehrfurcht davor. Er lebte, als gäbe es keinen Staat, nicht sich gegen ihn empörend — denn dann hätte er ihn wichtig genommen — er gab dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber weiter begehrte er nichts von ihm und kümmerte sich nicht um ihn und seine Verhältnisse. Er lebte in der Liebe Gottes und freute sich an den Menschen.

Aber die Menschen, welche Diener der Gewalten waren, fühlten sich von ihm verachtet und in ihrer Autorität untergraben. Denn ein Reicher, auf was soll er pochen, als auf seinen Reichtum; und ein Mächtiger, auf was soll er pochen, als auf seine Macht; und ein Priester, auf was soll er pochen, als auf seine Heiligkeit; und ein Gelehrter, auf was soll er pochen, als auf seine Gelehrsamkeit? Die Menschen sind ja nur in dem etwas, was sie durch die Gewalten sind und wodurch sie den Gewalten dienen. Die Gewalten, das Geld, das Geschäft, der Staat, die Kirche, der Beruf, die Organisation, der sie angehören, alles das gibt ihnen ja allein ihre Bedeutung und ihr Ansehen. Entkleidet einen Staatsgewaltigen seiner Macht: wie klein steht er als Mensch da! Nehmt dem Reichen sein Geld: wie fällt damit all seine Bedeutung von ihm!

Ist es nicht ganz verständlich, daß diese Menschen, welche ganz unfrei waren, Jesum einfach nicht dulden konnten, ihn einfach nicht ertrugen? Sie konnten sagen: du verachtest das, was wir achten. Du stellst unsere Anstrengungen, unsere Tüchtigkeit als nichtig hin. Du schmälst unsern Glauben, denn auch die Weltmenschen haben einen Glauben, einen Gott, nämlich einen Schutzgott, der ihr Geld mehre, ihren Staat bewahre, ihr Behagen segne, ihre Lust verkläre. Auch sind sie fromm, Stützen von Thron und Altar, und darum protestieren sie im Namen ihres Glaubens: Du redest von der Herrlichkeit Gottes und schmähst doch, was Gott uns gegeben, womit er uns gesegnet um unserer Verdienste willen. Nun sollst du spüren, daß wir doch etwas sind, daß diese Nichtse dich vernichten können, daß wir stärker sind als du.

Und so mußte es sich zeigen, wer Recht habe: Jesus, welcher tat, als ob der Mammon und all die andern Gewalten nichts seien oder die Menschen, welche die Welt nahmen, wie sie sich aufdrängt, vertrauend auf ihren Schein, auf die Macht, den Reichtum, die Wohllust, welche sie verleiht. Konnten die Gewaltigen Jesum vernichten, konnten sie ihn hindern, das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit Gottes durchzusetzen in der Welt und vermochte Jesus die Macht der Dämonen im Innersten zu brechen? H. Bader.

# Die Not des weiblichen Proletariates.

(Schluß.)

Aber auch geistige Nöte bedrücken das Proletariat, dem die Volksschule so viel schuldig geblieben ist. Wenn der Bildungshunger ihn dazu treibt, wird ein junger intelligenter Arbeiter vielleicht im Stande sein, sich weiterzubilden; etliche Unterstützung bietet ihm dabei in der Schweiz der Drill für die Rekrutenprüfung. Die Arbeiterin hat es schwerer, durch ihre Lohnarbeit und ihre häuslichen Pflichten ist sie so sehr in Anspruch genommen, so sehr übermüdet und abgehetzt, daß ihr der Mut fehlt für geistige Weiterbildung, sofern sie nicht durch Zugehörigkeit zu einer Gewerkschaft oder zu einem Verein dazu ermuntert wird, ihre karge Freizeit guter Lektüre oder der Erlernung praktischer und nützlicher Kenntnisse zu widmen. Wenn die Bildungsmöglichkeiten, die an größeren Orten sich ihnen bieten durch Kurse und Vorträge, von den Arbeiterinnen so wenig besucht werden, liegt der Grund sicherlich darin, daß sie nach geleisteter Tagesarbeit für geistige Anstrengung — eine solche bietet für sie das aufmerksame Zuhören — nicht mehr die notwendige Kraft aufbringen.

In den Arbeiterstimmen, die Adolf Levenstein in seinem Werk „Die Arbeiterfrage" anführt, kommt der Drang nach Bildung und nach Wissen rührend zum Ausdruck; Bücher besitzen, sein Wissen mehren, das ist der Wunsch, der immer wieder kehrt. Aus dem angeführten Buch können wir auch ersehen, was das Proletariat am meisten drückt. Nicht seine Armut, nicht die harte Arbeit, die auf ihm liegt, auch nicht der Mangel an dem, was das Leben schön und leicht macht, bildet seine größte Last, sondern die Abhängigkeit und die Unsicherheit seiner prekären Existenz; der Gedanke daran, daß die spärlichen Mittel, die er aus seiner Arbeit zieht, von einem Tag zum andern gänzlich versiegen können, die Angst vor Arbeitslosigkeit und Verdienstlosigkeit beherrschen die Lohnarbeiter. Von heute auf morgen kann eine Krisis eintreten, die Tausende von Arbeitern brotlos macht, von heute auf morgen kann es heißen, „wir brauchen dich nicht mehr", dann heißt es für den Proletarier andere Arbeit suchen, dann heißt es froh sein, wenn überhaupt wieder eine Anstellung gefunden wird, denn Gewerbe und Industrie sind harte Herren, alte Arbeiter gelten ihnen nichts, nur kräftige junge Leute finden leicht Stellung. Alte Arbeiter! d. h. Leute in den besten Jahren, denn 35—40 Jahre alte Männer finden oft schon schwer ein Unterkommen, wenn sie arbeitslos geworden; sie sind bereits zu alt und wollen zudem noch besser bezahlt sein als junge Anfänger mit flinken, gelenkigen Gliedern. Für den Proletarierhaushalt bilden deshalb Zeiten der Arbeitslosigkeit des Hausvaters gefürchtete Katastrophen, unter denen die Frauen schon deshalb besonders schwer leiden, weil sie durch ihr hartes Leben schwach und hoffnungslos geworden sind.

Der alten, arbeitsunfähigen Arbeiterin sollte eigentlich ein eigenes Kapitel gewidmet werden, ist doch ihr Los ein trauriges und bedauernswertes. Lebenslang hat sie gekümmert und geschafft, und doch nicht genug erworben, um aus Erspartem leben zu können. Die alte Familienmutter findet wohl noch Unterkunft bei einem ihrer Kinder, wenn sie kein Heim mehr hat; sofern aber im jungen Haushalt Mangel herrscht, wird ihr das Leben dort zur Pein, denn sie wird glauben, den Ihrigen eine unnütze schwere Last zu sein. Ist die alte Arbeiterin aber alleinstehend, so wird sie bei Arbeitsunfähigkeit bald dem Armenhaus oder der Armenpflege verfallen; ein trauriges Ende für ein langes Arbeitsleben.

Es müssen doch nicht alle Arbeiterfrauen ein solches Leben führen, so wird man mir entgegenhalten. Nicht alle, gewiß nicht! Tüchtige, qualifizierte Berufsarbeiter verdienen genügend, um eine kleine Familie zu ernähren; ihre Frauen sind deshalb nur dann zum Mitverdienst gezwungen, wenn sie viele Kinder haben, denn für eine zahlreiche Familie reicht auch der Lohn dieser Arbeiterkategorie nicht aus. Nicht alle Arbeiterfrauen müssen also Lohnarbeiterinnen sein, wohl aber die große Mehrzahl unter ihnen und leider gerade diejenigen zuerst, deren kinderreicher Haushalt ihrer am meisten bedürfte.

Wenn wir berechnen wollen, wie viele verheiratete Frauen in unserem Lande Lohnarbeit verrichten, so gibt die Fabrikstatistik von 1901 uns dafür einige Normen, wenn sie uns sagt, daß von 73,718 Fabrikarbeiterinnen über 18 Jahre alt, 24,042 verheiratet waren und daß 11,786 dieser Frauen Kinder unter 12 Jahren besaßen. Daraus können wir schließen, daß $^1/_3$ der über 18 Jahre alten Fabrikarbeiterinnen verheiratet ist und daß 16 % dieser Verheirateten Kinder unter 12 Jahren besitzen. Wenden wir diese Verhältniszahlen auf die Ergebnisse der Betriebszählung an, so ergibt sich für das Jahr 1905 eine Gesamtzahl von 99,596 Arbeiterinnen über 18 Jahre alt, 33,000 derselben waren verheiratet, 16,000 hatten kleine Kinder. Berechnen wir auf jede dieser 33,000 Ehefrauen je eine Normalfamilie von fünf Personen, so finden wir, daß die außerhäusliche gewerbliche Frauenarbeit 165,000 Personen direkt beeinflußt. Dabei ist jedoch zu betonen, daß in diesen Zahlen nur gewerbliche Arbeiterinnen eingeschlossen sind; die zahlreichen Wasch- und Putzfrauen, Aufwärterinnen und Kellnerinnen sind nicht einbegriffen, ebensowenig die verheirateten Büralistinnen und Verkäuferinnen; wir müssen die Zahl dieser Art außerhäuslich erwerbenden Frauen ebenfalls auf viele Tausende einschätzen.

Doch damit ist die Lohnarbeit der Proletarierfrauen noch nicht erschöpft; fast ebenso groß als die Zahl der außerhäuslich Tätigen ist die Zahl der Heimarbeiterinnen, die zu Hause gewerbliche Arbeit verschiedenster Art verrichten. Die Betriebszählung berichtet uns von 67,115 Heimarbeiterinnen; diese Zahl ist jedenfalls viel zu niedrig, denn einzelne Beschäftigungsarten wurden von ihr gar nicht erfaßt,

bei anderen war es den Heimarbeiterinnen oft leicht, ihre Tätigkeit zu verheimlichen aus Angst vor Besteuerung; zudem fiel die Zählung in die tote Jahreszeit, wo wenig Arbeit ausgegeben wird. Es ist wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn wir die verheirateten Heimarbeiterinnen auf 70,000 schätzen, wahrscheinlich sind ihrer in Wirklichkeit noch mehr. Heimarbeit! Die Ausstellungen der letzten Jahre haben uns die Augen geöffnet und uns gezeigt, wie traurig oft die Lebensverhältnisse der Heimarbeiter sind, wie klein die Löhne, die dabei verdient werden können. Und doch, welcher Zauber liegt in dem Wort Heimarbeit für die Proletarierin, die sich so schwer losreißt von ihrem Haushalt um außerhäusliche Arbeit zu verrichten; wie schön dünkt es sie, Heimarbeit zu machen, die ihr erlaubt, nebenbei die Kinder im Auge zu halten und die häuslichen Arbeiten zu besorgen! Wenn es sich um lohnende Arbeit handelt, dann allerdings ist für die verheiratete Frau die mitverdienen muß, die Heimarbeit die beste Verdienstgelegenheit. Ist jedoch der Lohn gering, verdient sie in angestrengtester Arbeit nur 10—12 Cts. per Stunde, so wird sie zu überlanger Arbeitszeit gezwungen, muß in die Nacht hinein arbeiten, muß die Augen verschließen vor der Unordnung im Haushalt, muß wachen und schaffen über ihre Kräfte, um unzureichenden kärglichen Lohn zu verdienen. In solchem Falle ist außerhäusliche, besser bezahlte Arbeit vorzuziehen; die Heimarbeiterin zieht sie aber nicht vor, sie schickt sich in Alles, nur um im Haushalt bleiben zu können, sogar Lohnabzüge läßt sie sich gefallen, wenn sie nur überhaupt Arbeit erhält. Und gerade in diesem Sichinallesschicken liegt der Hauptgrund der kleinen Heimarbeitslöhne, das Angebot von Heimarbeitskräften ist stets ein so großes, daß wenn eine Arbeiterin ausscheidet, hunderte bereit sind nachzurücken, nachzurücken zu jeder Bedingung.

Vielfach wird die Ansicht ausgesprochen, die Frauen täten besser, sich mit dem Verdienst des Mannes gut einzurichten, statt durch Fabrik- oder Heimarbeit selber mitzuverdienen; es gibt sogar Stimmen, die behaupten, sie können nicht rechnen, die Arbeiterfrauen, sonst würde das Geld schon reichen. In ihrem Buche „Ueber Fabrikarbeit verheirateter Frauen" begegnet Dr. Rosa Otto diesen Behauptungen, indem sie an einer großen Zahl von Beispielen nachrechnet, daß trotz der erhöhten Ausgaben im Haushalt die außerhäusliche Lohnarbeit der Frau einen Ueberschuß abwirft, der für die Familie unentbehrlich ist. Dr. Otto beweist zudem, daß in den meisten Fällen der Lohn des Mannes zur Bestreitung der allernotwendigsten Ausgaben einfach nicht reichen würde, auch bei bestmöglicher Berechnung und Einteilung durch eine sparsame Hausfrau.

Da stehen wir nun vor den Fragen: wieviel verdient ein Arbeiter und wieviel braucht eine normale Familie zum Leben. Im Jahre 1909 hat der schweizerische Gewerkschaftsbund eine Lohnerhebung gemacht, die 28,000 Arbeiter aller Berufe, mit Ausnahme der Textilindustrie, umfaßt. Die Löhne variieren an kleineren Orten mit weniger

als 10,000 Einwohnern von 1150—1800 Franken, an größeren Orten mit über 10,000 Einwohnern von 1200—2370 Franken, weniger verdienen die Handlanger mit 1000—1400 Franken; ein Einkommen von 1300—1800 Franken kann für die Mehrzahl als typisch angenommen werden, 1800—2400 Franken verdienen nur qualifizierte Berufsarbeiter in höheren Berufen, wie Typographen und Buchdrucker. Auch die Löhne der Bundesbahnarbeiter betragen im Maximum meist weniger als 2000 Franken.

Um einfach leben zu können, d. h. um für Nahrung, Kleidung und Wohnung die notwendigen Ausgaben machen zu können und den Ansprüchen am bescheidenen Lebensgenuß zu genügen, braucht eine Normalfamilie von fünf Personen wenigstens 2000 Franken per Jahr in städtischen Verhältnissen, auf dem Lande würde etwas weniger genügen, weil man dort billiger lebt. Nach den Berechnungen der Konsumtionsstatistik würden die Ausgaben für die verschiedenen Lebensbedürfnisse sich ungefähr folgendermaßen verteilen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Nahrung | 1040 | Franken | = 52 % |
| Wohnung | 340 | „ | = 17 % |
| Kleidung | 220 | „ | = 11 % |
| Licht und Heizung | 100 | „ | = 5 % |
| Erziehung und Unterricht | 100 | „ | = 5 % |
| Erholung | 100 | „ | = 5 % |
| Gesundheitspflege | 60 | „ | = 3 % |
| Steuern und Versicherungen | 40 | „ | = 2 % |
| Total | 2000 | Franken | = 100 % |

Die Nationalökonomen bemühen sich seit langem, für den Nahrungsverbrauch Konsumeinheiten aufzustellen; am leichtesten verständlich ist das Engel'sche System, das mit sogenannten Quets rechnet. Der Säugling braucht 1 Quet, jedes weitere Lebensjahr braucht 0,1 mehr, das sechsjährige Kind also 1,6 Quets, das zehnjährige 2 Quets u. s. w.; für das weibliche Geschlecht hört das Maximum bei 20 Jahren auf, für das männliche bei 25 Jahren, die erwachsene Frau braucht somit 3, der Mann 3,5 Quets. Nimmt man an, daß die Normalfamilie aus Mann und Frau und 3 Kindern von 3, 6 und 9 Jahren besteht, so repräsentiert sie im ganzen 11,3 Quets. Nach dieser Berechnung würden sich die Nahrungsausgaben auf die einzelnen Familienmitglieder in nachfolgender Weise verteilen lassen:

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Vater | 3,5 | Quets | = | 322 | Fr. | — | Cts. | per | Jahr | = | 83 | Cts. per Tag |
| Mutter | 3 | „ | = | 276 | „ | — | „ | „ | „ | = | 71 | „ „ „ |
| 9jähr. Kind | 1,9 | „ | = | 174 | „ | 80 | „ | „ | „ | = | 45 | „ „ „ |
| 6jähr. Kind | 1,6 | „ | = | 147 | „ | 20 | „ | „ | „ | = | 38 | „ „ „ |
| 3jähr. Kind | 1,3 | „ | = | 119 | „ | 60 | „ | „ | „ | = | 31 | „ „ „ |
| Total | 11,3 | Quets | = | 1039 | Fr. | 60 | Cts. | per | Jahr | = | 2. 68 | Fr. per Tag |

Kann an den einzelnen Posten dieses Budgets im Jahre etwas gegespart werden, so sind notwendig werdende Anschaffungen für den Haushalt daraus zu bestreiten, oder für schlechtere Jahre etwas zurückzulegen.

Kleiner kann das Existenzminimum für eine Normalfamilie nicht angesetzt werden, will man nicht mit Entbehrungen aller Art rechnen. Die städtischen Haushaltungen werden besonders schwer belastet durch die Wohnungsausgabe; für die angesetzten 340 Franken wird z. B. in Städten kaum eine genügend große Wohnung gefunden werden können.

Von den wenigsten Arbeitern kann aber dieses Existenzminimum erreicht werden, nur die tüchtigsten einiger Kategorien kommen darüber hinaus. Die Frau muß deshalb mitzuverdienen suchen nach Kräften, trotz ihrer Mithilfe bleibt in den meisten Fällen das Familieneinkommen doch unter dem Minimum. Wie solche Familien leben und zu leben gezwungen sind, davon machen wir andern uns kaum einen Begriff, wir sind zu leicht geneigt, traurige Lebensverhältnisse, an die wir zufällig herantreten, als zufällige und vorübergehende und nicht als dauernde zu bewerten.

Am meisten muß bei unzureichendem Lohn an der Wohnung gespart werden; aus diesem Grunde leben unzählige Proletarier in unzulänglichen Räumen; so wohnen in Berlin 600,000 Menschen in Wohnungen, in denen auf einen Raum fünf und mehr Menschen treffen, es waren dort im Jahre 1900 60 % der Wohnungen übervölkert. Daß unter dieser Wohnungsnot die Volksgesundheit leidet, ist klar; nicht nur die Zahl der Todesfälle und der Krankheitsfälle ist viel größer in übervölkerten Quartieren, sondern auch die Gesunden sind dort geschwächt in ihrer Kraft und beeinträchtigt in ihrem Wohlsein. Die Frauen sind es, die unter dem Wohnungselend hauptsächlich zu leiden haben, liegt doch ihnen die Sorge für Instandstellung der Wohnräume ob und die Sorge, ihre Kinder möglichst gut unterzubringen und sie vor sittlichen Gefahren, denen das enge Zusammenwohnen sie aussetzt, nach Kräften zu bewahren.

In oberflächlichen Gesprächen über die Gründe des Pauperismus werden dem Proletariat oft Leichtsinn, Genußsucht, Arbeitsscheu, Unzufriedenheit, vielleicht sogar Lasterhaftigkeit vorgeworfen und diese Fehler für das Elend der Armen verantwortlich gemacht. Allerdings treffen wir auch unter den Proletariern Menschen mit diesen Schwächen und Lastern, doch muß energisch dagegen protestiert werden, daß diese Fehler als proletarische bezeichnet werden; es sind menschliche Schwächen, menschliche Unebenheiten, die wir in allen Ständen finden und von denen natürlich auch die große Masse des Volkes nicht verschont ist. Wenn es aber so wäre, wenn wirklich im Proletariat Untugenden und Fehler relativ mehr vorkommen sollten, dann wären Ursache und Wirkung streng auseinander zu halten, dann wäre festzustellen, daß die vermeintliche böse Anlage ihren Grund gerade im Elend hat, nicht aber, daß sie das Elend verschuldet.

Neben der materiellen Not sind es hauptsächlich sittliche und seelische Nöte, unter denen das Proletariat leidet. Die größte seelische Not bedeutet für den Proletarier seine grenzenlose Abhängigkeit und

das Bewußtsein der Unsicherheit seiner Existenz. Sich ducken müssen, um nicht brotlos zu werden wegen Ungebührlichkeit, seine Gesinnung verbergen, um nicht gemaßregelt zu werden, das sind die Lasten, die seine Seele bedrücken, wenn sie freiheitsdürstend ist.

Sittliche Not bietet sich dem Proletarier in mancherlei Gestalt. In gemischten Betrieben bildet das stete Zusammenarbeiten keine kleine Gefahr für Arbeiter und Arbeiterin, ebenso der ungezwungene Verkehr der beiden Geschlechter in den engen Mietskasernen und in Vergnügungslokalen. Für den verheirateten Arbeiter ist die Lockung des Wirtschaftslebens eine große, umso größere je weniger gemütlich das Heim ist, das ihn zu Hause erwartet. Eine sittliche Not ganz besonderer Art bildet für Proletarierseltern die Unmöglichkeit, sich in aller Ruhe von ihren Kindern erziehen zu lassen. Die Einsicht, daß unserer Erziehung noch vieles fehlt, die erhalten wir alle doch wohl erst, wenn wir selber erziehen sollen, wenn wir uns messen an dem Erziehungsideal, das wir für andere haben. Da bilden wir uns dann ein, durch Selbsterziehung zu reifen, wenn wir unter den Händen der Kinder zu dem werden, was wir sein sollen, zu ganzen Menschen. Den Proletarierseltern bleibt dieser natürliche Weg zu sittlicher Vervollkommnung gewöhnlich versperrt, weil es ihnen an Zeit mangelt sich mit ihren Kindern abzugeben, weil sie müde und abgespannt von ihrer Lohnarbeit nicht die genügende Spannkraft mehr finden sich erziehen zu lassen von ihren Kindern. Für die Proletarierfrau, die ihrem auswärtigen Verdienst nachgeht, bildet es eine Hauptnot, ihren häuslichen Pflichten nicht so genügen zu können, wie sie es sollte, und ihren Kindern so wenig Freuden auf ihrem Weg durchs Jugendland bieten zu können.

Welches sind nun die Mittel, diese geschilderten Nöte zu bekämpfen? was ist bis jetzt auf diesem Wege getan worden, was bleibt zu tun übrig? Wenn wir uns diese Fragen stellen, sind wir uns wohl klar darüber, daß es sich dabei nicht nur um die spezifisch weibliche Not handeln kann, sondern daß wir uns nach Mitteln umsehen um die allgemeine Not zu heben, von welcher die weibliche nur einen Teil, nur einen Reflex bildet. Zwei Wundermittel sind es, die imstande wären, alle die geschilderten Nöte zu heilen, sie heißen Zeit und Geld; so einfach wäre der Heilprozeß, hätte das Proletariat diese beiden Güter nach Bedarf zur Verfügung; genügend Geld zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, genügend Zeit zu körperlicher und geistiger Entwicklung und Erholung und zur Entfaltung persönlichen Lebens. Daß sie fehlen, diese Heilmittel, daß sie immer unerschwinglicher werden, das ist der Grund der großen proletarischen Not, das ist auch der Grund, der wachsenden Proletarisierung unserer Gesellschaft.

Wo immer der Versuch gemacht wird, von außen der proletarischen Not abzuhelfen, muß die Beschaffung von Zeit und Geld, muß Mehrlohn oder Verkürzung der Arbeitszeit das Ziel sein; alles andere kann nur dazu dienen, die Wirkungen der Not zu mildern, nicht aber

ihrer Wurzel beizukommen. Weil es aber so viel leichter ist zu lindern, als zu helfen, hat bis jetzt die Hilfe von außen sich meist nur mit Linderungsmitteln begnügt und es dem Proletariat selber überlassen, um seine Befreiung aus den Banden der Not zu kämpfen. So finden wir die private Wohltätigkeit bestrebt, nach Kräften sich zu mühen, um die Blößen der Armut zu decken, um Hungrige zu nähren, sich selbst überlassenen Kindern Wartung und Obdach zu schaffen, Fürsorge für Kranke zu leisten und Krankenhäuser zu bauen; für jede Not weiß sie ein Extrapflästerchen und sucht ihren Wirkungskreis von Tag zu Tag zu erweitern; „weiße Salbe" nennt Rühle die Wohltätigkeitsbestrebungen. Durch solches Wirken wird die Wohltätigkeit trotz aller Wohlmeinenheit und trotz aller Nächstenliebe, die sie belebt, zu einem Mittel der Reaktion, sie stützt dadurch die Uebel, die sie zu bekriegen vermeint.

Eine wirkliche Hilfe darf aber nicht reaktionär sein, sie verdient ihren Namen nur, wenn sie revolutionär wirkt, wenn sie dazu beiträgt, das Proletariat zu befreien aus den alten Fesseln und Nöten und sich nicht damit begnügt, Wunden zu pflegen und momentane Schwierigkeiten zu heben. Revolutionär ist diese Hilfe, weil sie sich zur herrschenden Ordnung in Gegensatz stellt.

Staatshilfe und Selbsthilfe, das sind die beiden Möglichkeiten dem Proletatriat aufzuhelfen, Staatshilfe und Selbsthilfe, sie weisen uns den Weg zur Verbesserung der sozialen Notstände, sich in die Aufgabe teilend, ergänzen sie einander und arbeiten sich gegenseitig in die Hände.

Was hat nun bis jetzt der Staat getan, um seiner Pflicht zu helfen zu genügen! Wir besitzen in unsern Kulturländern eine mehr oder weniger beschränkte Arbeiterschutzgesetzgebung, welche versucht, das Arbeitsverhältnis nach gewissen Grundsätzen zu regeln oder zu beeinflussen. In der Erkenntnis, daß die Frauen und Kinder es sind, die des Schutzes am meisten bedürfen, beziehen sich diese Gesetze meist auf den Schutz der Arbeiterinnen und der Kinder vor allzulanger Arbeitszeit, nur für die Fabrik- und Großbetriebe bestehen gewöhnlich Vorschriften, die auch die männlichen Arbeiter umfassen. Auf diese Arbeiterschutzgesetzgebung fußen denn Versicherungsgesetze, Krankenversicherung, Unfallversicherung, Alters- und Invalidenversicherung. Wo diese Versicherungsgesetze ein Obligatorium enthalten für die Lohnarbeiterschaft, wo die Arbeitgeber verpflichtet sind, die Prämien ganz oder teilweise zu tragen, da geht der Staat bei der Gesetzgebung von dem richtigen Gedanken aus, daß der Lohnarbeiter neben seiner Arbeitsleistung dem Unternehmer auch ein Stück Gesundheit, ein Stück Lebenszeit opfert, daß für dieses Opfer ein Entgeld nur gegeben werden kann durch einen dem Verlust entsprechenden Gutschein für die Zukunft; für das, was der Arbeiter bei seiner Arbeit verliert an Lebenskraft, an Gesundheit, erhält er durch solche Zwangsversicherungen einen Abschlag auf das Alter oder auf kranke Tage.

Auf dem Gebiet der Arbeiterschutzgesetzgebung wird besonders in der Gegenwart viel gearbeitet, aber viel bleibt auch noch zu tun, besonders viel, um alle Arbeiterkategorien des Schutzes teilhaftig werden zu lassen. Es ist deshalb unsere Aufgabe, nach Kräften dahin zu wirken, daß diese Gesetze allen Bedürfnissen angepaßt werden, daß nicht nur ihr Wirkungskreis sich möglichst ausdehne, sondern auch ihr Inhalt immer vielumfassender und kompleter werde, denn dem Arbeiter gebührt von Gesetzeswegen nicht nur Schutz vor Ausbeutung und Ueberanstrengung, sondern auch das Recht auf Unterstützung in Zeiten der Arbeitslosigkeit und auf ausreichenden Lohn; damit eröffnet sich den Schutzgesetzen ein weites Gebiet wichtigster Bestimmungen, auf dem bis jetzt noch wenig Arbeit getan ist.

Die Staatshilfe darf sich aber nicht auf die Arbeiterschutzgesetzgebung beschränken, sie hat dem Proletariat gegenüber noch andere heilige Pflichten; am Staat ist es, dafür zu sorgen, daß die Volksgesundheit nicht geschädigt werde durch die Wohnungsmisère; wenn der Wohnungswucher nur darauf ausgeht, möglichst hohen Zins aus möglichst schlechten Wohnungen zu ziehen, so ist es Pflicht des Staates, nicht nur durch Wohnungsinspektion die schreiendsten Mißstände abzustellen, sondern durch den Bau von rationell angelegten Arbeiterquartieren gute und billige Mietswohnungen zu schaffen. Vor allem aber muß er für die Kinder sorgen, muß der großen Säuglingssterblichkeit entgegenarbeiten, nicht nur durch eine gesetzliche Schonzeit der Mutter, sondern auch durch Einrichtung von Milchküchen zur Abgabe geeigneter Kindernahrung. Kinderhorte müssen errichtet werden für die noch nicht schulpflichtigen Kinder, die der mütterlichen Aufsicht entbehren, Kinderhorte auch für die Schüler, die in der schulfreien Zeit sich selber überlassen sind; auch andere Gebiete der Jugendfürsorge wird der Staat übernehmen müssen, Gebiete, die jetzt von Wohltätigkeitsvereinen gepflegt werden. Die Schule wird mehr als bisher nicht nur Bildungsanstalt, sondern auch Erziehungsanstalt sein müssen, will sie ihrer Aufgabe gerecht werden, Menschen zu erziehen, die im Leben sich zu helfen wissen. Durch gute Fortbildungsschulen soll den ausgetretenen Schülern fehlendes Wissen ergänzt werden, nicht in Abendkursen, sondern in Tagesstunden, die gesetzlich ihnen freizugeben sind, sofern sie im Verdienst stehen. Für alte, gebrechliche Leute, die keine Familie haben, sollen Altersheime gebaut werden, freundliche Heime und nicht gefängnisartige, düstere Bauten, da sollen die Altersrentner in Ruhe ihren Lebensabend verbringen können. Viel bleibt ihm noch zu tun, unserm modernen Staat, will er die bescheidenen Anfänge seiner Fürsorge gehörig ausbauen; nur dann wird er dazu imstande sein, wenn die Selbsthilfe des Proletariats das ihrige dazu beiträgt, ihm vorarbeitet und vorschafft und ihn immer wieder an seine Pflichten und Aufgaben mahnt.

Die Selbsthilfe des Proletariats hat ihren Wirkungskreis hauptsächlich auf dem Gebiet der Arbeitsbedingungen, sie schafft sich selbst

Gesetze durch Abmachungen und Tarifverträge. Diese Selbsthilfe setzt aber zweierlei voraus, starke Verbände der Proletarier und Konzentrierung des Gesamtwillens auf einen gewissen Punkt. Der einzelne Proletarier kann sich nicht selber helfen, nur wenn er sich verbindet mit seinen Arbeitsbrüdern, nur dann ist er eine Macht, mit der gerechnet werden muß. Die Art seiner Verbände kann eine ganz verschiedene sein, es können sich Arbeiter eines Großbetriebes zusammenschließen oder Arbeiter einer Berufsart, es können konfessionelle Verbände gegründet werden oder genossenschaftliche, politisch neutrale oder rein politische, immer werden deren Glieder durch irgend einen gemeinsamen Gedanken sich verbunden fühlen und um ein gemeinsames Ziel sich scharen. Für die Macht eines gemeinsamen Willens zeigt uns die jüngste Gegenswart ein großes Beispiel in dem Lohnkampf der englischen Bergwerksarbeiter. Gerade dort können wir sehen, wie die Selbsthilfe des Proletariates die Staatshilfe zur Tätigkeit zwingt; gerade dort spielt sich jetzt ein gewaltiger revolutionärer Vorgang ab, der Kampf um einen Lohntarif, der den Arbeitern ein Existenzminimum sichern soll. Solche Kämpfe sind unvermeidlich und werden stets wieder entbrennen, bis die soziale Lage des Proletariats eine bessere sein wird und die Staatshilfe eine ausreichende.

Wenn wir uns nach dem weiblichen Proletariat umsehen, so finden wir in seinen Reihen noch wenig starke Organisationen, es muß das doppelt beklagt werden, weil gerade die Proletarierinnen starke Verbände haben sollten, um zu besseren Lohnverhältnissen gelangen zu können. Der Grund ihrer bislang spärlichen Organisation ist in ihrer Arbeitsüberbürdung und in ihren kleinen Löhnen zu suchen, die ihnen Ausgaben an Zeit und Geld für Gewerkschaft und Organisation fast unerschwinglich machen. Unter den Heimarbeiterinnen, die ihrer schlechten Arbeitsbedindungen wegen doppelt organisationsbedürftig wären, finden wir gar nur eine verschwindend kleine Zahl von Organisierten. Noch bleibt viel zu tun an Aufklärungsarbeit, bis die Proletarierinnen imstande sein werden, sich durch starke Organisationen Selbsthilfe zu schaffen. Bis dahin muß das männliche Proletariat ihre Interessen vertreten und für eine bessere Wertung der Frauenarbeit und der Frau eintreten; das übernehmen vorläufig am ehesten die gemischten Berufsverbände, die Mitglieder beider Geschlechter zählen. Daneben ist es aber Pflicht des Staates, den bedrängten Frauen mehr wie bisher beizustehen und vor allem sie zu unterstützen in der Erziehung ihrer Kinder. Frauenschutz, Mutterschutz, Kindesschutz soll mehr, als bisher geschehen, Aufgabe des Staates werden, denn von deren Wohl und Wohlergehen hängt das Glück eines Volkes ab.

Wenn wir uns zum Schlusse in unserem Vaterlande umsehen, wie bei uns für die Proletarierinnen gesorgt ist und wie das Proletariat sich selber hilft, so müssen wir bekennen, daß noch viel zu tun bleibt. Wohl haben wir ein eidg. Fabrikgesetz und verschiedene kantonale Arbeiterinnenschutzgesetze, doch sind ihre Bestimmungen nicht

sehr weitgehende, denn noch haben wir vielerorts den Elfstundentag für die Frau. Während die starken männlichen Berufsverbände durch Selbsthilfe ihre Arbeitszeit auf 10 oder 9 Stunden beschränkt haben, arbeiten Tausende von Textilarbeiterinnen immer noch ihre 11 Stunden per Tag. Die Frauenlöhne stehen meist auf einem tiefen Niveau und erlauben den Arbeiterinnen nur eine geringe Lebenshaltung. Die Frauenorganisation macht zwar erfreuliche Fortschritte, doch haben wir auch in der Schweiz noch eine große Armee unorganisierter Frauen, die ihre Berufsinteressen nur schlecht wahren können. Die staatliche Wohnungsfürsorge steht zwar auf dem Programm, aber erst an wenigen Orten sind Anfänge zu deren Durchführung vorhanden. Was die sozialen Versicherungen anbelangt, so stehen wir leider hierin hinter unsern Nachbarstaaten zurück. Das neue Versicherungsgesetz bietet zwar unstreitig große Vorzüge, durch den Mangel des Obligatoriums der Krankenversicherung werden aber nach wie vor große Massen unseres Volkes unversichert bleiben. Zu unserer großen Befriedigung kommt in diesem Gesetz die Staatshilfe den Frauen weit entgegen, indem sie durch erhöhte Bundesbeiträge für Frauen die Einbeziehung der Wöchnerinnenversicherung ermöglicht; nur schade, daß ohne den Versicherungszwang gerade unsere armen Proletarierinnen vielfach unversichert bleiben werden. Auf dem Gebiete der Kinderfürsorge arbeiten zahlreiche Wohltätigkeitsvereine, doch fängt in den Städten auch die Gemeinde an, sich dieser Fürsorgepflicht anzunehmen; ebenso ist die Armenpflege nicht mehr ausschließlich Sache von Vereinen und Stiftungen. Zahlreiche Verbesserungen auf diesen Gebieten haben wir den Arbeitervertretern in unsern Parlamenten zu verdanken, die mit Recht das Prinzip vertreten, daß, wo große Aufgaben zu lösen sind, es Pflicht des Staates ist, helfend einzugreifen.

Vieles bleibt auch in unserm Vaterlande noch zu tun, um die Not des Proletariats zu heben, große Aufgaben haben Staatshilfe und Selbsthilfe noch zu bewältigen, Bildungsaufgaben, Erziehungsaufgaben, Fürsorgeaufgaben aller Art und Befreiungsaufgaben. An uns Sozialgesinnten ist es nach Kräften dabei mitzuhelfen, wo immer eine Möglichkeit zur Mithilfe uns geboten ist. Wir haben das soziale Verantwortlichkeitsgefühl zu stärken, denn wir sind alle mitverantwortlich für das Wohl und Weh unserer Mitmenschen, mitverantwortlich hauptsächlich für deren künftiges Wohl und Weh. Wo es sich um Fragen handelt von großer Tragweite, um neue Gesetze, um neue Staatsaufgaben, da müssen wir eintreten für vermehrten Arbeiterschutz, für größere Zugeständnisse an Arme und Unglückliche, für bessere Staatshilfe in Fürsorgeaufgaben jeder Art. Daneben aber sollen wir das Proletariat zur Selbsthilfe ermutigen, denn nur durch Selbsthilfe wird es sich den Mehrlohn schaffen können, den es so notwendig braucht, nur durch Selbsthilfe wird es sein Abhängigkeitsverhältnis, das jetzt so schwer auf ihm lastet, sich erträglich gestalten können. Aber erst dann können wir den Versuchen der Selbsthilfe des Proletariates

gerecht werden und seine Sache zu der unsrigen machen, wenn wir uns durch seine Nöte zum Verstehen seiner Ideale durchkämpfen; wir treffen dabei auf so viel Solidaritätsgefühl und Selbstverläugnung, auf so viel schlichtes Heldentum, daß das kleine Gegengewicht etwa vorkommender Uebertreibungen und Ausschreitungen unsere wachsende Ueberzeugung von der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit des sozialen Kampfes nicht mehr zu trüben vermag. Ob wir uns dabei des Endziels klar sind oder nicht, sobald wir nur mitarbeiten an der Hebung des Proletariats durch dessen Selbsthilfe, befinden wir uns auf dem Wege, der zur Sozialisierung der Gesellschaft führt.

Wir leben in einer großen Zeit, neue Werte werden geprägt, neue Ideale steigen auf, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft beseelt die Massen. Möge der gewaltige Befreiungskampf des Proletariates, dessen Anfänge wir erleben, die Menschheit emporführen zu den Höhen, an die wir glauben, ohne sie zu schauen.

M. T. Schaffner.

---

# Im Kampf.

(Ein Wort zum Malerstreik.)

Der Malerstreik in Zürich hat in der ganzen Schweiz viel zu reden gegeben. Man konnte gleich zu Beginn desselben lesen, er sei unter Kontraktbruch erfolgt und bald kamen auch Meldungen über Ausschreitungen.

In der Tat war der Streik von Anfang an mit großer Heftigkeit geführt worden. Streikposten drangen in die Häuser und belästigten Arbeitswillige. Diese wurden oft höhnend und unter Drohungen heimbegleitet und bis in ihre Wohnungen hinein beunruhigt.

Einzelne Ausschreitungen nahmen sogar einen ernsteren Charakter an, die ein gerichtliches Nachspiel hatten.

Was aber dem ganzen Streik eine symptomatische Bedeutung gibt, das ist in unsern Augen die Stellung, welche die gesamte bürgerliche Presse und unsere bürgerliche Bevölkerung dazu eingenommen haben. Man las und hörte nichts als die schärfsten Verdammungsurteile über die Maler, die ewigen Streiks seien jedermann verleidet. Hier redete einer von der allgemeinen Verwilderung der Arbeiter, dort behauptete ein junger Herr im Tram, die Maler hätten mehr als genug Lohn und das ganze Coupé nickte Beifall. Ruhige Bürger, stille zurückgezogene Damen gerieten in zornige Erregung, wenn man mit ihnen auf dieses Thema zu reden kam.

Die einen schoben die Schuld auf die Streikleitung, andere auf die ganze immer unverschämtere Forderungen stellende Arbeiterbewegung.

Diese Beurteilungsweise hat für uns etwas befremdendes. Ist es wirklich gerecht, bei einem Streik, wo neben ruhigen, besonnenen Elementen auch Arbeitermassen, die sich aus den untersten Schichten der Stadtbevölkerung rekrutieren, mittätig sind, mit Vorwürfen und Mahnungen bei der Hand zu sein? Wäre es nicht an der Zeit, zu fragen, woher diese Roheit kommt; sie ist überall zu finden in unsern Großstädten und Industriezentren. Jene Roheit, die jede Beleidigung mit der Faust heimzahlt, jene Roheit, unter der tausende von armen Frauen das ganze Jahr hindurch zu leiden haben. Streikausschreitungen sind ja nur ein kleiner Bruchteil jener unzähligen, ungesehenen und unkontrollierten Gemeinheiten, welche überall da zu Hause sind, wo eine persönliche Kultur, die Pflege des Innenlebens fehlt. Wie sollte aber die Pflege persönlichen Lebens möglich sein bei unseren Wohnungsverhältnissen, die ein rechtes Familienleben nicht aufkommen lassen? Muß doch der Arbeiter im Durchschnitt mit fünf bis sechs Franken Lohn anderthalb bis zwei Franken für den Mietzins rechnen. Ist es ihm da zu verargen, wenn er einen Mieter ins Haus nimmt und sein bestes Zimmer weggibt? Nun ist die sechsköpfige Familie auf einen kleinen Wohnraum beschränkt. Wie ungemütlich eng sitzt man da beisammen. Auf dem Tisch ist kein Platz zum spielen, auf dem Boden auch nicht, was wunder, wenn die Kinder ihren Spielplatz auf der Gasse suchen und der Mann seine Gemütlichkeit im Wirtshaus. Doch was wollen wir einzelne Beispiele aufzählen, es sind ihrer unzählige, die es jedem, der Augen hat zu sehen, klar machen, daß die Masse unserer Arbeiterschaft in ihrem jetzigen Zustande eine persönliche Kultur des Innenlebens nicht kennt und nicht kennen kann. Uns dünkt, eine städtische Bevölkerung dürfte es wissen, eine wie große Zahl von jungen Burschen und Mädchen bei uns in Zürich ihre Erziehung auf der Gasse erhält.

Es ist kaum ein Kaufmann oder Geschäftsinhaber, der durch seine Lehrlinge oder Angestellte nicht schon Gelegenheit gehabt hätte, in die traurigen, durch die sozialen Verhältnisse gegebenen Zustände hineinzublicken und trotzdem so wenig Verständnis, wenn Roheiten und Ausschreitungen vorkommen! Mich wundert, daß man unser armes Volk nicht auch noch verantwortlich macht für die große Kindersterblichkeit und für die Proletarierkrankheit: die Tuberkulose.

Zeigen sich hierin einige Anfänge eines Verantwortlichkeitsgefühls für die Schwächeren, so sind wir hingegen da, wo es sich um moralische Defekte handelt, noch weit davon entfernt. In dem gepriesenen Zeitalter der Humanität, wo man von persönlicher Schuld überhaupt nichts mehr wissen will, wälzt man doch rätselhafterweise Schuld und Verantwortung haufenweise auf die unteren Klassen, weil es unserer Gesellschaft so paßt.

Sind denn Verbrechen und Roheiten, Prostitution und Trunksucht nicht auch Krankheitserscheinungen an unserem Gesellschaftskörper? Treten solche Laster nicht in gesetzmäßiger Regelmäßigkeit auf, greifen

sie nicht in gewissen Armenvierteln unserer Städte wie Epidemien um sich? Aber all' das kümmert unsere bürgerliche Gesellschaft nicht; sie muß einen Sündenbock haben und wäre es auch der ärmste Proletarier, auf den sie die eigene Schuld abladen kann.

Oder täuschen wir uns? Tun wir dem Staat und der Gesellschaft Unrecht? Haben sie in der von ihnen sanktionierten Gesellschaftsordnung alle Mittel aufgewendet, um Roheiten und Gemeinheiten vorzubeugen? Zählt einmal die Unternehmungen und Versuche, der männlichen Jugend einen Ersatz zu bieten für das verrohende Wirtshausleben! Man wird doch nicht den militärischen Vorunterricht oder die berufliche Ausbildung in unsern Gewerbeschulen dafür nehmen wollen! Oder genügen etwa die Pestalozzi-Lesesäle? Auch unsere christlichen Gesellschaften haben sich als völlig unfähig erwiesen, auf unsere Proletariersöhne durch Vereine einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Es mag zwar sein, daß da und dort in einem frisch geleiteten Verein junger Männer manch guter Same gesäet wird, der auch etwa aufgeht. Aber diese Versuche sind im Allgemeinen so kümmerlich, schon ihrem äußern Umfange nach, daß man von einem Einfluß auf unsere Leute gar nicht reden kann.

Es ist schwer, nicht bitter zu werden, wenn man daran denkt, daß in Zürich *für das größte Armen- und Proletarierquartier der ganzen Schweiz sozusagen nichts geschehen* ist, was zur Heranbildung eines besseren Nachwuchses nötig gewesen wäre. Unsere christlichen Kreise klagen wie die weltlichen über die zunehmende Prostitution; aber sie haben nichts getan, um die heranwachsende weibliche Jugend in freundlichen Mädchenheimen zu froher Geselligkeit und zu einer weit und frei gedachten Pflege des persönlichen Lebens zu sammeln. Erst wenn das Mädchen gefallen ist, stellt sie ihm freundlichst ein Asyl, wie den Pilgerbrunnen, zur Verfügung. Im übrigen existiert, abgesehen von einigen Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen, die bei ihrer geringen Mitgliederzahl für das Ganze außer Betracht fallen, in ganz Außersihl nichts, was auch nur einem Versuche gleich käme, in obiger Weise zu wirken. Man sollte es nicht für möglich halten, daß unsere reichen, christlichen Kreise sich ihre Aufgabe so leicht machen, während sie gleichzeitig schelten über Streiks und Sozialdemokratie. Wenn sie aber glauben, durch die Anstellung von zwei Stadtmissionaren und durch die Unterstützung einer Lukaskapelle ihrer Pflicht zu genügen, so müssen sie nun selber einsehen, mit welchem Erfolg.

Bei dieser Vernachlässigung unserer heranwachsenden Jugend wundern wir uns nicht darüber, daß neben anderen Gemeinheiten auch Streikausschreitungen vorkommen. Wohl aber staunen wir, daß solche nicht noch häufiger sind und daß schwerere Vergehen zur seltenen Ausnahme gehören.

Beim Malerstreik ist die Verständnislosigkeit gegenüber den vorgekommenen Exzessen besonders verwunderlich. Weiß denn die bürger-

liche Presse wirklich nicht, daß der Malerberuf zu den unruhigsten und unregelmäßigsten gehört? Da ist der Arbeiter wie der Vogel auf dem Zweig. Steht die Bautätigkeit an einem Orte still, so kann er seine Siebensachen zusammenpacken und an einem andern sein Glück versuchen. Meister, die mit 50—60 Gesellen arbeiteten, entlassen oft schon nach 3—4 Monaten die Hälfte und begnügen sich in der flauen Zeit mit kaum einem Dutzend. Etwa 70 % der Maler werden fortwährend von einem Ort zum anderen, und von Meister zu Meister geschoben. Was für eine Gefahr bedeutet dieser Mangel an Stabilität für den Charakter! Kaum hat sich der junge Mann an einem ordentlichen Logis- und Kostort eingewöhnt, so muß er wieder fort. Und die Versuchungen in der Zwischenzeit, bis er nach unstetem Umherwandern wieder Arbeit gefunden hat! Muß er nicht zum Leichtsinn, zur Unzufriedenheit und Bitterkeit erzogen werden bei den ewigen Aufkündungen?

Diese Unregelmäßigkeit trifft nicht nur junge ledige Burschen, sondern oft genug Familienväter. Einer der Letztern schreibt im „Fr. Schw.-Arb.": „Wir sind eigentlich nur Saison- und Gelegenheitsarbeiter, die keinen Tag sicher sind, wann sie nicht auf die Gasse gestellt werden. Daß wir trotz allerdings hohen Lohnansätzen keineswegs in rosiger Lage sind, zeigt uns wieder die Liste der fruchtlos Ausgepfändeten. Das letzte Mal waren es zwanzig aus unserem Berufe. Ausgenommen die Handlanger erreicht kein Beruf auch nur annähernd diese große Zahl."

Glauben wir etwa, daß eine einzige Zeitung diese Sachlage, obwohl sie doch bekannt genug sein dürfte, zur Erklärung der in Zürich zu Tage getretenen Unregelmäßigkeiten in Erwägung gezogen hätte? Ist es aber billig, streikende Berufsarbeiter, die im Dienst der Gesamtheit stehend, so vielen Hindernissen zur Bildung ihres Charakters begegnen, allein verantwortlich zu machen für ihre Verfehlungen? Wo bleibt da das Verständnis, ihr bürgerlichen Schelter, und wo das Erbarmen und die Liebe, ihr christlichen Sittenrichter?

Es ist in diesem erbitterten Kampf viel die Rede gewesen von der sozialdemokratischen Verhetzung. Wir haben den starken Eindruck bekommen, daß an derselben die bürgerliche Presse in hervorragender Weise beteiligt ist. Bald wurde durch eine jesuitische Verdrehung eines vor Jahren geschriebenen Artikels dem Gegner vorgeworfen, er verherrliche den Diebstahl, bald wurde ein Auflauf, bei welchem eine Ohrfeige ausgeteilt wurde, zu einem Krawall aufgebauscht. Ein geradezu raffiniertes Mittel, Anschuldigungen vorgekommener Ausschreitungen ins Ungemessene zu vermehren, hatte der Bauunternehmerverband erfunden. Er schickte jedem Malermeister gedruckte Formulare, in welchem nun das geringste Streikvergehen und jede Belästigung von Arbeitswilligen auf das sorgfältigste registriert und dem Gericht übergeben werden sollte. Was konnte da nicht alles aus einem treuen Fridolin herausgelockt werden! Jeder Rippenstoß wurde notiert.

Mehr als hundert Anklagen auf Körperverletzung waren eingereicht. Wie erstaunt war man dann, aus den Kantonsratsverhandlungen zu vernehmen, daß ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz der Angeschuldigten straffällig geworden war.

Aber selbst, wenn jede Klage vollauf berechtigt und noch viel mehr verübt worden wäre, was bedeutet das alles im Vergleich zu den Roheiten des Kapitalismus, denen die Arbeiter ihr ganzes Leben lang ausgesetzt sind? Was für eine Summe von Elend bergen die schwarzen Listen! Sie sind mit Recht die trockene Guillotine genannt worden, unter der ungezählte Arbeiterexistenzen verbluten. Tapfere Männer, die den Mut hatten, sich bei ihrer geringen Löhnung für eine Verbesserung in einer Lohnbewegung zu wehren, müssen ruhelos von Ort zu Ort wandern, überall verfolgt und abgewiesen. Und wer kennt nicht jene Roheit unserer Fabriksysteme, welche es gestattet, daß vom Unfall betroffene Arbeiter mit ihren Familien oft beinahe am Hungertuch nagen, weil man mit der Auszahlung des Lohnes zögert, sodaß Familienangehörige auf der Fabrikkasse wie Bettler darum anhalten müssen! Wer zählt die Roheiten von Versicherungsagenten und Fabrikdirektoren, die dem rechtschaffenen langjährigen Arbeiter bei Unfall mit der Zumutung kommen, er simuliere oder die gar den Unerfahrenen mit der Auszahlung einer einmaligen Entschädigung von einigen hundert Franken einen Schein unterzeichnen lassen, wonach der Schwerverletzte oder zum Krüppel Gewordene auf weitere Ansprüche verzichtet. Und ist es nicht erlaubt, von Roheit zu reden, wenn Geschäfte ihre Arbeiter bei ihren Hungerlöhnen belassen, während sie selber ihren Teilhabern und Aktionären hohe Dividenden auszahlen?

Haben wir etwa gehört, daß unsere bürgerliche Presse diese Auswüchse unseres kapitalistischen Systems gebührend brandmarkt? Sie hat kaum einmal eine mit großer Schonung vorgebrachte, tadelnde Bemerkung.

Nun möchte ich hier aber ganz ausdrücklich die Frage erheben, ob die im Affekt begangenen Roheiten prügelnder Streiker wirklich schwerer wiegen, als jene stille, aber desto grausamere Art, Existenzen zu bedrücken und zu vernichten?

Diese ungleiche Beurteilung vorkommender Ungerechtigkeiten kann man nicht anders als eine Heuchelei bezeichnen. Es ist darum verständlich, daß die sozialdemokratische Partei, obwohl sie die vorgekommenen Exzesse scharf verurteilt, unmöglich von denjenigen Morallektionen annehmen kann, welche das, was sie nach unten verdammen, oben mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Aber Halt! Es ist ein Unterschied in den Ausschreitungen der Arbeiter und der Herren: Die Einen geschehen laut und öffentlich, die Anderen im Stillen. Bei den Einen wird der äußere Anstand sorgfältig gewahrt, dort ist bei der Verabfolgung von Prügeln schlechterdings nichts zu verdecken. Hier kann man die Gemeinheiten

mit dem Gesetzbuch strafen, jene dort, mögen sie für ganze Volksklassen so verhängnisvoll sein als sie wollen, gehen ungestraft aus.

Ist es eine Uebertreibung zu sagen, daß alle Ausschreitungen Streikender das reinste Kinderspiel seien gegenüber jenen, durch die Gesundheit und Leben ungezählter Familien systemsmäßig gefährdet, ausgebeutet und unterdrückt werden?

Daß die Kluft zwischen dieser unserer Auffassung und derjenigen der bürgerlichen Blätter eher größer statt kleiner zu werden droht, zeigt uns am besten die Haltung der „Zürcher Freitags-Zeitung". In einem Artikel bezeichnet sie ganz allgemein den Streik als die unterste Stufe und unzivilisierteste Form des sozialen Kampfes, dessen effektiver ökonomischer Nutzen bis jetzt für die Arbeiterschaft außerordentlich bescheiden gewesen sei.

Ist der Streik die unterste Stufe und unzivilisierteste Form des sozialen Kampfes, so ist ihm damit die moralische Berechtigung abgesprochen. Ob das loyal gedacht ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Vor 20 Jahren war diese Auffassung jedenfalls allgemein. Seither hat sich aber mehr und mehr die Berechtigung, ja Notwendigkeit des Streikes durchgesetzt. Der evangelisch-soziale Pfarrer Propst in Horgen hat sich schon in den neunziger Jahren ganz in diesem Sinne ausgesprochen, ohne wesentlichen Widerspruch zu finden.

Die Sache liegt doch sehr einfach. Haben Kaufmann oder Gemüsefrau das Recht, ihre Waren so teuer wie möglich, oder aber gar nicht zu Markte zu bringen, so wird dem Arbeiter dieses Recht auch zustehen. Seine Ware ist aber seine Arbeitskraft und der Streik nichts anderes als das Zurückziehen derselben vom Markt, weil ihm der Preis für dieselbe zu gering erscheint. An dieser Kampfesform können wir schlechterdings nichts Unzivilisiertes oder Rohes finden. Und was für eine höhere Form des Kampfes könnte uns wohl die „Freitags-Zeitung" nennen? Sollen die Arbeiter in Petitionen ihre Herren um Aufbesserung bitten oder in freundlich gehaltenen Zeitungsartikeln ihre Wünsche vorbringen, oder werden sie auf dem Umweg der Gesetzgebung etwas erreichen?

Nichts von alledem hat je zur Verbesserung ihrer Löhne geführt.

Vielleicht haben aber die Streiks ihre Berechtigung verloren, weil die Arbeiter jetzt so gut gestellt sind? Es scheint fast, als seien die bürgerlichen Kreise nervös geworden, weil es immer noch und immer wieder neue Streiks gibt. Viele müssen wohl der Ansicht gewesen sein, daß, wenn jede Arbeiterkategorie ihre Lohnbewegung gehabt habe, diese leidigen Ausstände, bei denen der Bürger nicht mehr ruhig schlafen kann, endlich ganz aufhören. Da sich diese Hoffnung nicht erfüllt hat, so fragt die besitzende Klasse nicht mehr nach den Gründen, sondern sie fängt wieder an, die Berechtigung derselben überhaupt zu bezweifeln und ungeduldig über die Unzufriedenen zu schelten.

Wer aber, wie der Schreiber dies, in einer Gemeinde wie Außersihl das Massenelend unseres Proletariates täglich vor Augen hat, der kann sich noch lange nicht vorstellen, daß die Streiks in absehbarer Zeit nicht mehr nötig sein sollen, es sei denn, daß man uns das Wundermittel nennt, das jene überflüssig macht und das dem Arbeiter einen Lohn sichert, der es ihm bei ordentlicher Wohnung ermöglicht, seine Kinder recht zu erziehen. Es ist doch ohne weiteres klar, daß bei unsern Durchschnittslöhnen von 5—6 Franken eine kleine Familie mit 3—4 Kindern im Elend ist. Trotzdem die meisten Lohnbewegungen (60—70%) ganzen oder teilweisen Erfolg gehabt haben, so ist die Gesamtsituation des Arbeiters noch keine wesentlich andere als vor zwanzig Jahren; denn was er tatsächlich an Mehrlohn hat, geht ihm durch die Steigerung der Lebensmittelpreise verloren. Jede Mehrforderung von Lohn bei den Arbeitern hat darum auf Jahre hinaus für den, *der in erster Linie dessen Notlage zum Ausgangspunkt der Beurteilung macht, seine volle Berechtigung.*

Nun beurteilt aber unsere bürgerliche Presse die Lohnbewegung vom Gesichtspunkt der nationalen Industrie und ihrer Konkurrenzmöglichkeit, *das heißt mit Rücksicht auf das Kapital* überhaupt. Kann nun dem Arbeiter zugemutet werden, sich zufrieden in seine Notlage zu finden, bis die schweizerische Industrie genügend prosperiert, um ihm eine Verbesserung seiner Lohnverhältnisse zu ermöglichen? Dem Sozialisten nicht. Denn ihm sind nicht Kapital, Industrie, Nationalvermögen Ausgangspunkt und Ziel, sondern der Mensch, der Arbeiter mit seinen Nöten.

Wie dem Arbeiter überhaupt geholfen werden kann, darüber gibt sich die bürgerliche Presse keine Rechenschaft, wenigstens keine prinzipielle. Sie hilft wohl ein wenig flicken, sie empfiehlt allerlei sozialpolitische Fortschritte in der Gesetzgebung, aber um eine Lösung der Grundfrage kümmert sie sich nicht. Der sozialistische Arbeiter aber hat eine solche, oder glaubt sie zu haben, und diese Tatsache gibt ihm das Recht und die Pflicht, für diese Lösung mit ganzer Seele einzustehen. Er kann darum nicht ruhen, bis die Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in die Hände der Gesellschaft übergegangen sind. Diesem Zwecke muß auch gelegentlich der Streik, wenn auch nur indirekt, dienen.

Das alles kann aber die bürgerliche Presse nicht zugestehen, denn sie huldigt, auch wenn sie sich nebenbei in den Dienst sittlicher oder religiöser Ideen stellt, bestimmten Interessengruppen des Kapitals. Es erweckt darum ungläubiges Kopfschütteln, wenn einzelne ihrer Blätter eine objektive Schilderung irgend einer Lohnbewegung zu bringen vorgeben. Die grundsätzliche Verschiedenheit der diesbezüglichen Auffassungen bedingt auch eine ganz verschiedene Darstellung der Tatsachen. Die prinzipielle Anerkennung des Streikes, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Ansetzung eines Lohnminimums, Tarifverträge,

unbedingte Anerkennung der Organisation, das alles sind Postulate, von deren Annahme oder Ablehnung die Beurteilung der Streike abhängt. Unsere Gegner stimmen obigen Forderungen nicht zu. Der Kampf ist also unvermeidlich und wird auch in der Presse weitergehen. Von denen aber, die ihn von hoher sittlicher Warte beurteilen möchten, darf man wohl erwarten, daß sie nicht nur für die Not des Arbeiters, sondern auch für die durch diese hervorgerufene Verbitterung ein tieferes Verständnis an den Tag legen.

Am schmerzlichsten freilich berührt es, daß unser hergebrachtes Christentum, ja auch solche, die sich tieferer Erkenntnis rühmen, noch weit davon entfernt sind, sittliche Schäden unseres Volkes als gemeinsame Schuld zu empfinden und zu tragen. Vielmehr wird das Richtschwert scharf gemacht. Und doch gibt es keine Hilfe und keine Besserung, bis das Schelten und Richten aufhört und wir tragen, ja nur tragen wollen, bis die tiefste soziale wie sittliche Not unseres Volkes die unsere geworden ist.

Em. Tischhauser.

---

# Prophetenbilder.

## III. Der Kampf zwischen Jahwe und Baal. Elia.

Mose erschien uns als eine der Gestalten, die ihre Zeit weit überragen und darum einsam dastehen, aber doch der folgenden Entwicklung durch ihren Einfluß die Richtung weisen. Wohl ist die folgende Zeit nicht auf seiner Höhe geblieben. Wenn aber die Religion Israels nicht auf die Stufe der andern vorderasiatischen Religionen heruntersank, so dürfen wir das als Nachwirkung des Mose, seiner religiösen Kraft und Geschlossenheit betrachten.

Wir dürfen uns die Eroberung des Landes Kanaan nicht so vorstellen, daß die Israeliten nun seine unumschränkten Herren geworden wären und die früheren Bewohner ausgerottet hätten. Kanaaniten und Israeliten wohnten neben einander. Die Israeliten waren Nomaden und wuchsen allmählich in die überlegene Ackerbau- und Städtekultur der Kanaaniten hinein. Da ist es nun von vornherein auffallend, daß nicht die bisherigen Bewohner die neue Schicht assimiliert, sondern daß umgekehrt die Israeliten den tragenden Kern des ganzen Volkes gebildet haben. Das ist sicher nicht bloß auf ein numerisches Uebergewicht zurückzuführen — wir wissen nicht, ob ein solches vorhanden war — sondern zum wesentlichsten Teile auf das Erbe Moses, auf die religiöse Ueberlegenheit Israels.

Freilich trat mit der Eroberung Kanaans die überlieferte Religion in eine schwere Krisis ein. Das Volk lernte von den bisherigen Bewohnern des Landes den Ackerbau und allerlei Künste, welche seßhafte Völker vor Beduinen voraus haben. Diese ganze Kultur war aber aufs engste

mit der Religion verbunden. Von ihren Lokalgottheiten, den „Herren“ des Landes (das bedeutet das Wort Baal; dasselbe ist kein Eigenname) glaubten die Kanaaniten die Früchte der Erde, Korn und Wein, zu empfangen, an ihren Heiligtümern mußte man den Baalen opfern und Feste feiern, um sie günstig zu stimmen; mit religiösen Gebräuchen war die Arbeit durchsetzt. Da bestand die große Gefahr, daß Israel mit der Kultur Kanaans auch seine Religion übernahm. Es gab hier von Anfang an zwei Möglichkeiten: entweder mußte sich der alte Volksgott Jahwe vom Sinai mit dem „Baal“ des palaestinensischen Bodens in die Verehrung teilen, oder er verschmolz sich mit ihm, so daß nun auch Jahwe als Geber der Güter des Landes erschien. Beides scheint eingetreten zu sein; wo das Letztere geschah, da konnte aber der Baal den Nomadengott völlig verschlingen und dieser im Glauben des Volkes den Charakter des Baal annehmen; vor Allem konnte seine Verehrung ganz in die Art des kanaanitischen Kultus verfallen. Das ist auch reichlich geschehen, aber — und das ist nun eben das Unberechenbare in der Entwicklung — unter nie erlöschender Opposition und Reaktion. Was die spätere erbauliche Geschichtsbetrachtung des Richterbuches in schematischer Weise als periodischen Wechsel von Abfall und Bekehrung darstellt, war in Wirklichkeit der Kampf der beiden entgegengesetzten Entwicklungstendenzen: Assimilierung an die kanaanitische Kultur und Religion und Widerstand gegen diese Degeneration.

Es wäre natürlich Unsinn, den Personen dieser alten Zeit bewußte religionsgeschichtliche Reflexionen unterzuschieben. Aber ein unmittelbares Gefühl für die qualitative Ueberlegenheit Jahwes über die Baale Kanaans muß in einzelnen religiös besonders Ergriffenen lebendig gewesen sein. Es äußert sich in der Anschauung, daß Jahwe „ein eifersüchtiger Gott“ sei, der keine andern neben sich duldet.

Es war schon im letzten Artikel von den Elementen die Rede, in denen die nachmosaische Periode ihren Vorsprung vor den andern vorderasiatischen Religionen behauptet. Der Baal ist Lokalgottheit, er bleibt viel mehr an die Scholle gebunden und an das Lokalheiligtum. Er nimmt dadurch etwas Starres, naturgesetzlich Gebundenes an, wie alle Vegetationsgötter. Der Jahwe, der von Sinai daherstürmt und seinem Volke hilft, ist viel beweglicher, ist viel mehr freie Persönlichkeit, die man lieben, für die man sich begeistern kann. Der Baal ist der Geber der Naturgaben, Korn und Wein. Man dient ihm, damit er den Menschen wieder diene. Seine Verehrung ist vorwiegend kultischer Natur. Man würde Unrecht tun, wenn man den Baalsdienern religiöse Hingebung absprechen wollte. Der Baalskult scheint zum Teil sehr enthusiastischer Art gewesen zu sein: religiöse Verzückung bis zur Selbstverstümmelung, Opfer der Erstgeburt und andere Menschenopfer, kultische Prostitution zu Ehren der Gottheit sind hier zu Hause. Glänzende Feste werden hier dem Baal gefeiert, wo seine Gaben, nicht zum mindesten der Wein, reichlich genossen werden und wilde Ausgelassenheit Platz greift.

Die Jahwe-Verehrung findet ihren Ausdruck vor Allem in der geschichtlichen Tat. Der Monotheismus im alten Israel ist nicht universal, er ist durchaus national. Im Namen Jahwes sammeln sich die zerstreuten, fast völlig isolierten Stämme zur gemeinsamen Aktion; im Bewußtsein ihm zu dienen, im Vertrauen auf seine Hilfe ziehen sie gegen den Feind, ihm danken sie für den Sieg, und eine neue Welle der Begeisterung für Jahwe ist der Ertrag. Des Volkes Feinde sind seine Feinde, und ihm dient man, wenn man gegen sie auszieht, indem man für seine Pläne und Zwecke tapfer eintritt. Treue gegen die altangestammte Volksart und Treue gegen Jahwe sind nicht von einander zu trennen.

Jahwe ist kein Gott, der bloß Kulturzwecken dient. Wir finden die Treue gegen Jahwe oft mit einem gewissen Gegensatz gegen die Kultur verbunden. Der Hirte Abel erscheint in der Sage als Gott wohlgefälliger denn der Ackersmann und Städtebauer Kain. David — aus einer Hirtenfamilie stammend und in einer ganzen Periode seines Lebens als Nomade lebend — empfindet Gewissensbisse, daß er sichs in einem Palaste wohl sein läßt, während sein Gott in einem Zelte wohnt. Der Luxus, das Raffinement der Kultur zieht die Menschen von Jahwe ab; die ihm besonders Geweihten verschmähen die Gaben des Kulturlandes, Korn und Wein, gewobene Kleider und feste Häuser, auch das Scheermesser. Freiheit und Bedürfnislosigkeit sind ein besserer Boden für die rechte Jahwe-Verehrung als die Weichlichkeit des Kulturlebens. Damit ist Raum geschaffen für eine geistigere Religion, der es mehr auf innere Qualitäten als auf äußere Güter ankommt.

Wir haben schon früher die Opposition gegen die Gottesbilder erwähnt. Das wichtigste religiöse Emblem im alten Israel — die Bundeslade — war, wie neuere Forschungen wahrscheinlich gemacht haben, ein Thron für Jahwe, aber eben ein leerer Thron, auf dem man ihn unsichtbar gegenwärtig dachte, aber nicht sichtbar darzustellen wagte. Diese Bildlosigkeit ist eine Vorbedingung für eine beweglichere und geistigere Gottesauffassung. Das Volk wird sich kaum Rechenschaft davon gegeben haben, warum Jahwe nicht haben wollte, daß man Bilder von ihm aufstellte. Aber eine unbestimmte Scheu vor seiner Erhabenheit, eine Angst ihn zu sehr ins Menschliche herunterzuziehen, mag mit im Spiele gewesen sein.

Auch die Meinung, daß Zauberei sich mit dem Dienste Jahwes nicht vertrage, ist ein bezeichnendes Symptom einer instinktiven Abneigung gegen das polytheistische Wesen der Umgebung.

Das Alles sind einige Linien, auf denen die religionsgeschichtliche Betrachtung die Entstehung der Eigenart der israelitischen Religion verfolgen kann. Das eigentlich Treibende, das Auftreten von begeisterten Persönlichkeiten, welche die Feindschaft zwischen Jahwe und Baal besonders tief empfinden, gehört in das Gebiet der unberechenbaren Erscheinungen, in denen eben der Glaube eine providentielle Fügung, die schöpferische Tat eines Höhern erblickt, der diese Menschen

ergriffen und etwas Besonders hat erleben lassen. Es sind Menschen, die sich mit ihrer intensiven Jahwe-Begeisterung, mit einem feinen Gefühl für seine qualitative Ueberlegenheit, der Entwicklung, welche ihn auf das Niveau des Baal herunterziehen will, entgegenwerfen. In Jahwes Namen und Auftrag rufen sie ihr Volk auf, sammeln es und führen es im Vertrauen auf Jahwes Beistand zur nationalen Tat, zum Befreiungskampf gegen die Feinde, die dem Volk den mühsam errungenen Besitz des Landes streitig machen. In einem Fall ist es eine Frau, Debora, von der die religiöse Bewegung ausgegangen ist, und sie hat dann auch in einem Siegeslied, dem wertvollsten literarischen Dokument dieser alten Zeit (Richter 5) den großen Gotteskampf besungen. Nach vollendeter Aktion behaupten diese Führer auch im Frieden eine angesehene Stellung im Volk, zu ihnen als den berufenen Vertretern der nationalen und religiösen Sitte — beides ist ja in dieser Zeit identisch — und des Rechtes kommt man in wichtigen Fragen, um Rat oder Schiedsspruch zu holen; sie werden „Richter."

Der letzte und größte in dieser Reihe ist Samuel; er ist der eigentliche Repräsentant der Jahwe-Treue zu seiner Zeit. In seinen jungen Jahren hat er nach einer schweren Katastrophe in den Kämpfen mit den Philistern das Volk dazu gebracht, sich wieder aufzuraffen. Nach seinem entscheidenden Sieg, vielleicht auch dank der Gabe des Fernsehens, übt er einen dominierenden Einfluß aus, und in spätern Jahren wird er der moralische Urheber des Königtums. Freilich ist darüber die Ueberlieferung nicht einhellig, doch ist die ältere Tradition, die ihn als Freund des ersten Königs Saul darstellt, unstreitig die bessere.

Die Entstehung des Königtums bedeutet eine starke Anpassung an die Kultur der Umwelt. Zwar ging sie, weil nationalem Interesse entspringend, mit einem Aufleben reineren Jahwe-Dienstes Hand in Hand, und die ersten Könige erscheinen als treue Verehrer Jahwes, dessen Willen sie vollstrecken wollen. Das ist auch durchaus natürlich in dieser schweren Zeit der langwierigen Philisterkämpfe. Aber wie ein Vorspiel der folgenden Entwicklung mutet uns der Konflikt an, der schließlich zwischen Samuel und Saul ausgebrochen ist. Vor einem Zug gegen die Amalekiter nahm Samuel dem Heer das Versprechen ab, den Feind zu bannen, d. h. keine Beute an Menschen und Gütern zu machen, sondern Alles als großes Dankopfer radikal zu vernichten. Der Bann entspricht offenbar einer alten, wilden nationalen Sitte und gilt als religiös besonders wertvolle Leistung. Saul sucht sie zu mildern, da fährt Samuels Zorn über ihn her, diese Anpassung an die verfeinerte Kultur kann der Gottesmann nicht ertragen; er ist nicht gesonnen, von der Absolutheit der religiösen Forderung abzuweichen und haut eigenhändig den gefangenen König Agag in Stücke „vor Jahwe in Gilgal", d. h. als Opfer an dem Heiligtum in Gilgal. Wenn auch in diesem Fall Saul auf der Seite des wirklichen Fort-

schritts steht, so imponiert doch anderseits Samuel als Vertreter der Ueberordnung der religiösen Forderung über alle andern Rücksichten.

Bald sollte sich der Konflikt zwischen Jahwe und Baal verschärfen. Nachdem David das Reich gefestigt und nach allen Seiten gesichert hatte, konnte Salomo drangehen, Israel zum Kulturvolk zu machen. Er hat zielbewußt diese Politik verfolgt. Eine rege Bautätigkeit, die Anknüpfung von mancherlei Handelsbeziehungen, die Erwerbung eines Seehafens, die Verheiratung mit ausländischen Prinzessinnen, die Zulegung eines ganzen Harems sind einzelne Züge dieser Politik. Und nicht zum mindesten gehört hieher der Bau des Tempels in Jerusalem. Sollte derselbe auch durchaus Jahwe heilig sein und ist auch die Aufstellung eines Gottesbildes darin vermieden worden, sollte auch Jahwe damit zur Ebenbürtigkeit mit den phönizischen und andern Göttern erhoben werden, so war der Bau doch nach ausländischen Vorbildern ausgeführt, er bedeutete eine Annäherung an heidnische Gebräuche, eine Angleichung Jahwes an Baal. Und es lag durchaus in der Konsequenz dieser ganzen Politik, wenn Salomo seinen auswärtigen Frauen Gelegenheit verschaffte, auf israelitischem Boden ihre einheimischen Götter zu verehren. Das geschah anderwärts ganz ungeniert, aber eben hier erregte es Anstoß; in diesem Punkt empfand man eben in Israel anders, hier äußert sich die Eigenart der israelitischen Religion.

Ohne Zweifel ging mit der religiösen auch eine politische Verstimmung gegen Salomo Hand in Hand. Daß aber die Revolution Jerobeams, die zu Salomos Lebzeiten fehlgeschlagen hatte, aber beim Regierungswechsel glückte und zur Reichsteilung führte, sehr stark religiös bedingt war, erkennen wir daran, daß ein Prophet, Ahia von Silo, dahinter steht. Nur hat sich dann Jerobeam alsbald von dem prophetischen Einfluß emanzipiert und hat auch seinerseits in die Bahnen Salomos eingelenkt. Zwar bedeutet das, was die spätern Historiker, wohl Priester von Jerusalem, die „Sünde Jerobeams" nennen, nämlich die Erhebung von zwei Heiligtümern zu königlichen Tempeln, keine Abwendung von Jahwe; ja nicht einmal von der Aufstellung von Stierbildern kann dies gesagt werden. Die Phönizier bilden einen ihrer Götter auf einem Stiere stehend ab, Jerobeam errichtet bloß Statuen von Stieren; dieselben mögen also etwa aufzufassen sein als leere Gottesthröne ähnlich der Bundeslade. Immerhin bedeutet diese Darstellung eine starke Anpassung an phönizische Muster, eine Kanaanisierung der Religion Israels.

Die nächste Zeit ist von Kriegen zwischen den beiden Bruderreichen ausgefüllt. Aber in der folgenden Periode finden wir Israel und Juda im gemeinsamen Kampfe gegen das Aramäerreich von Damaskus. Und dabei sucht nun ein tüchtiger Herrscher des Nordreiches, Ahab, Anlehnung an Phönizien. Er lenkt völlig in die Politik Salomos ein. Er ist nicht der Verfolger der Jahwe-Verehrer gewesen, zu dem ihn die parteiische Darstellung der Anhänger der

Propheten gestempelt hat. Die Namen seiner Söhne sind Zusammensetzungen mit dem israelitischen Gottesnamen; in guten geschichtlichen Berichten erscheint er von einer ganzen Schar von Jahwe-Propheten umgeben. Sein Ziel ist einfach Anpassung an die Kultur der Nachbarvölker; es ist bezeichnend, wie bei einem Friedensschluß mit Damaskus als eine der Bedingungen erscheint, daß israelitische Kaufleute in Damaskus einen Bazar eröffnen dürfen. Es ist ein Bestandteil dieser Politik, wenn Ahab ein Bündnis mit dem König von Tyrus in Phönizien schließt und es durch die Heirat mit dessen Tochter Isebel bekräftigt. Und es ist einfach eine Konsequenz dieser Politik, eine Höflichkeitspflicht gegen seinen Schwiegervater und Bundesgenossen, wenn er in Samaria dem tyrischen Baal ein Heiligtum errichtet und das dazu gehörige Personal einziehen läßt. Damit verbreiten sich auch phönizische Sitten und als zielbewußte Trägerin dieses Einflusses erscheint die Königin Isebel. Daß sie für die monotheistischen Skrupeln der Israeliten von altem Schrot und Korn keinerlei Verständnis zeigt, darf uns nicht wundern.

Und nun erreicht der Konflikt seinen dramatischen Höhepunkt, indem als Führer der sofort erwachenden Opposition der Prophet Elia auf den Plan tritt. Beides ist ihm unerträglich: daß ein anderer Gott neben Jahwe im Land verehrt werden soll, und daß der Dienst Jahwes kanaanitische Formen annimmt, daß Jahwe auf das Niveau eines Baal heruntergezogen wird.

Was wir schon von Mose bemerkten, ist auch für Elia geltend zu machen. Seine Person ist von einem reichen Kranz von Legenden umsponnen; es sei erinnert an seine wunderbare Erhaltung in der Wüste, an das nie versagende Oelkrüglein und Mehlfaß der Witwe von Sarepta, an die Erweckung ihres verstorbenen Sohnes, an des Propheten Himmelfahrt. Und auch von der wundervollen Poesie der übrigen Szenen muß der Historiker mindestens sagen, daß die ausmalende und steigernde Phantasie mit am Werke gewesen ist. Aber damit ist weder die Geschichtlichkeit des Elia noch der geschichtliche Wert dieser Erzählungen geleugnet. Gerade diese Legenden zeugen von dem gewaltigen Eindruck, den der Prophet auf Mit- und Nachwelt gemacht hat, und in solchen Ueberlieferungen ist oft Charakter und Situation viel treffender festgehalten als in der trockenen Darstellung eines Historikers.

Elia ist nicht der einzige Prophet jener Zeit. Propheten finden wir sogar in großen Scharen schon in früherer und noch in späterer Zeit, und Elia scheint aus ihnen hervorgegangen zu sein. Sie leben gruppenweise zusammen und ziehen so im Land herum, sie bilden eine Art Bruderschaften oder Orden. Charakteristisch ist, daß sie bisweilen in wilde Ekstase verfallen (vgl. z. B. 1. Sam. 10, 9—12), nomadisch leben und sich mit Weissagen abgeben. Sie sind offenbar Träger besonders eifriger Jahwe-Verehrung und des alten kulturfeindlichen Ideals. Elia trägt als Kleidung bloß ein umgegürtetes Fell. Diese

Erscheinung des Prophetismus ist nicht einmal der israelitischen Religion eigentümlich; sie findet sich analog auch bei den Baalsdienern und hat sich in den Orden der Derwische bis auf den heutigen Tag auch im islamischen Morgenlande erhalten.

Aber es begegnet uns schon zu Elias Zeiten innerhalb dieser Prophetengruppen der Gegensatz zwischen den loyalen Glückspropheten und den oppositionellen Unglückspropheten; das geht aus der äußerst interessanten Erzählung 1. Kön. 22 hervor, auf die wir hier nur kurz hinweisen können. Aus der großen Zahl von solchen, für die offenbar gilt: „wes Brot ich eß, des Lied ich sing" ragen einzelne selbständige Geister hervor wie Micha der Sohn Imlas und Elia. Sie haben aus diesem Milieu der Propheten, aus der dort gepflegten Tradition eine zähe Treue gegen den Gott der Väter übernommen. Aber sie ragen himmelhoch über dieses Milieu empor und sind niemals daraus allein zu begreifen. Das Schöpferische der großen Persönlichkeiten tritt hier wieder einmal deutlich zu Tage.

Wundervoll kommt in den Geschichten von Elia das Unberechenbare im Auftreten des Propheten zum Ausdruck. Er handelt nicht aus verstandesmäßiger Ueberlegung, sondern aus plötzlichen Eingebungen und Impulsen. Plötzlich taucht er auf, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Wie er nach der Dürre mit Ahabs Haushofmeister zusammentrifft und denselben auffordert, den König zur Stelle zu rufen, erhält er zur Antwort: „Wenn ich nun von dir fort bin, und der Geist Jahwes entraffte dich, wer weiß wohin, ich aber käme zu Ahab, meldete es ihm und er fände dich nicht, so würde er mich töten." In diesen Worten ist unvergleichlich ausgesprochen, wes man sich vom Propheten versieht. Gottes Geist kommt unvermutet über ihn und ruft ihn an die Stelle, wo es einen Auftrag auszurichten gibt. So steht er plötzlich vor Ahab, um die Dürre zu weissagen und wieder, um den Regen anzukündigen. So auch nach der Bluttat an Naboth und in der weniger bekannten, aber außerordentlich charakteristischen Geschichte 2. Kön. 1, 1 ff.:

„Als Ahasja (Ahabs Sohn und Nachfolger) in seinem Obergemach zu Samaria durch das Gitter gefallen war und krank lag, sandte er Boten aus und befahl ihnen: „Zieht hin und befragt den Baal-Sebub, den Gott von Ekron (einen Philistergott, aus dem später der Beelzebub des neuen Testaments geworden ist), ob ich von dieser Krankheit genesen werde!" Der Engel Jahwes aber hatte Elia aus Thisbe aufgefordert: „Wohlan, geh' den Boten des Königs von Samarien entgegen und sage zu ihnen: Ist denn kein Gott mehr in Israel, daß ihr auszieht, den Baal-Sebub, den Gott von Ekron zu befragen? Darum spricht Jahwe also: das Lager, das du bestiegen hast, wirst du nicht mehr verlassen, denn du mußt sterben!" Und Elia ging. Als die Boten zum Könige zurückkehrten, fragte er sie: „Warum kommt ihr wieder?" Sie antworteten ihm: „Ein Mann trat uns entgegen und sagte zu uns: Kehrt zu dem Könige zurück, der euch geschickt hat, und verkündet ihm so spricht Jahwe: (folgt der oben schon wiedergegebene Gottesspruch)." Nun fragte er sie: „Wie sah der Mann aus, der euch entgegentrat und diese Worte zu euch redete?" Sie antworteten ihm: „Der Mann trug ein Fell und hatte eine Schnur aus Wildleder um seine Hüften." Da rief er aus: „Das

war Elia aus Thisbe!" Also starb er nach dem Wort Jahwes, das Elia geredet hatte.*)

Typisch ist in dieser Erzählung der gewaltige Eindruck wiedergegeben, den Elia bei jedermann hervorruft. Unverzüglich kehren die Boten nach der Begegnung mit dem Mann im Fellgewand zum König zurück; wir empfinden auch unwillkürlich den ganzen Schauer, der durch des Königs Seele geht, den Zusammenbruch aller Hoffnung bei den Worten: „Das war Elia von Thisbe." Ebenso unheimlich ist der Eindruck in der Szene, wo Elia aus seinem Versteck zurückkehrt, um Ahab den Wiedereintritt des Regens anzukündigen. Zornschnaubend fährt der König auf den Propheten los, dem er längst den Tod geschworen, an dem er mit Freuden seine Wut kühlen möchte: „Bist du es, Verderber Israels?" Doch der Prophet weicht keinen Schritt und zuckt nicht mit der Wimper. Hochaufgerichtet und mit dröhnender Stimme schleudert er die Antwort zurück: „Nicht ich habe Israel verderbt, sondern du und deines Vaters Haus, weil ihr Jahwe verließet und den Baalen folgtet." Mit einem Schlag schrumpft Ahabs ganze Fürchterlichkeit zusammen, und zitternd nimmt er die Befehle des unheimlichen Gottesmannes entgegen (1. Kön. 18,16—19). Derselbe Vorgang wiederholt sich, wie ihn Elia nach der Bluttat an Naboth in dem Augenblick überrascht, da er die Frucht seiner Ruchlosigkeit einheimsen will. Treffender als in diesen Erzählungen könnte die suggestive Gewalt dieser geschlossenen Persönlichkeit nicht dargestellt werden.

Die Begegnung mit den Boten Ahasjas enthüllt auch das beherrschende Motiv des Propheten: Ist denn kein Gott in Israel, daß ihr das Orakel des Philistergottes aufsucht? Elia ist ergriffen von dem eifersüchtigen Gott Jahwe. Was Ahab als politische Notwendigkeit empfindet, was die Masse des Volkes harmlos hinnimmt, den Baalsdienst in Samaria, das bringt den Propheten außer sich. Die Tradition, die Ahab zum blutigen Wüterich gegen alle treuen Anhänger Jahwes machte, hat hier vergröbernd gearbeitet. Schon die bloße Tatsache, daß Jahwe noch einen andern Herrn im Lande dulden soll, hat den Elia auf den Kampfplatz gerufen. Die Ehre und Alleinherrschaft Jahwes steht ihm turmhoch über allen politischen Erwägungen und Opportunitätsgründen. Sie ertötet auch alle Rücksicht auf die eigene Person. Elia hält sich verborgen, solange er keine Aufgabe hat. Aber wenn Jahwes Befehl an ihn ergeht, tritt er mitten in das Lager des Feindes. Mit der Unbedingtheit der göttlichen Forderung macht Elia zuerst selbst Ernst, ehe er ihre Anerkennung auch Andern zumutet. Schon hier finden wir praktisch das vertreten, was den tiefsten Gegensatz zwischen der biblischen Religion

*) Vers 9—16 enthalten eine spätere Erweiterung, eine sehr unerbauliche Legende im Stil der Elisa-Geschichten, die im neuen Testament Luc. 9, 54 erwähnt wird.

und dem Heidentum ausmacht: Gott ist nicht um des Menschen willen da, sondern der Mensch um Gottes willen.

Die Dürre prophezeit Elia als Gottesgericht über das — wenigstens nach seinem Urteil — abtrünnige Volk. Und am Eintreten der in Jahwes Namen vorausgesagten Kalamität muß jedermann erkennen, daß sie Jahwes Werk ist, daß von seiner Gnade, nicht von Baal, die Frucht des Landes beschert wird. Das soll auch die Szene am Karmel einprägen. Josephus, der jüdische Historiker, zitiert ein altes Geschichtswerk des Menander von Ephesus, das von einer Dürre unter König Ithobaal von Tyrus, dem Vater der Isebel, berichtet und erwähnt, sie sei durch einen Bittgang des Königs beendet worden. Ein solcher Bittgang ist wohl auch der Auftritt am Karmel gewesen, wobei der Erfolg dem Elia recht gab. Uns interessiert nun nicht, was an diesen Ereignissen im strengen Sinn als historisch kann festgehalten werden. Das vermag kein Mensch wissenschaftlich auszumachen; das wird ein jeder mit etwas mehr oder weniger Rationalismus nach eigener Willkür sich zurechtlegen. Es kommt uns auf das Historische in einem höhern Sinne an. Mit intuitiver Sicherheit hat die Erzählung den Gegensatz zwischen Elia und den Baalspfaffen zur Darstellung gebracht. Wie herrlich ist diese souveräne Ueberlegenheit, mit der Elia den Gegnern den Vortritt läßt, mit der er sie und ihre ganze niedrige Gottesauffassung verspottet! Die ekstatische Raserei dieser heulenden Derwische und das schlichte Gebet des Propheten Jahwes — fürwahr, es könnte nicht besser gezeigt werden, daß Elia ein höheres Niveau der Religion vertritt. Zauberei auf der einen, Gottvertrauen auf der andern Seite. Wohl ist, wie wir schon anführten, solche religiöse Ekstase auch der Jahwe-Religion nicht fremd gewesen. Aber Elia hat diese niedere Stufe unter sich gelassen. Er dient seinem Gott nicht mit wahnsinniger Verzückung, sondern mit geschichtlicher Tat.

Daß dieser Siegestag durch das Blutbad unter den Baalspfaffen entweiht wurde, hat schon manchem Bibelleser leid getan. Hier wirkt die Kritik wieder einmal befreiend. 2. Kön. 10, 12—27 wird, offenbar nach einer zeitgenössischen Quelle, erzählt, wie der Usurpator Jehu, in dem sich die Jahwe-Begeisterung in seltsamer Weise mit skrupelloser Blutgier mischte, nach der Ausmordung der Familie Ahabs die Baalsverehrer in Samaria in ihren Tempel lockte, sie dort niedermachen ließ und das Heiligtum Baals in einen Abort verwandelte. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß zweimal ein solches Blutbad stattfand, was nicht wahrscheinlich ist, so verdient dieser Bericht, der es dem Jehu zuschreibt, mehr Vertrauen. Es ist begreiflich, wie die spätere mündliche Ueberlieferung die Ausrottung der Baalspriester dem großen Todfeind des Baal zuschrieb.

Die folgende ergreifende Szene: Elia unter dem Ginsterstrauch in tiefster gemütlicher Depression, setzt einen niederschlagenden Mißerfolg voraus. Man hat deshalb gesagt, sie lasse sich nicht mit

dem Sieg am Karmel in Einklang bringen. Ich kann dem nicht beistimmen. Der Erfolg ist offenbar nur momentan gewesen. Elia gelang es, eine starke Welle der Jahwe-Begeisterung hervorzurufen. Aber für die ganze Schroffheit seines Entweder—Oder kann er das Volk nicht gewinnen. Es nimmt gelassen hin, was ihm Frevel ist, es fährt fort, auf beiden Seiten zu hinken. Er findet keinen, der ganz seine Stellung teilt, keinen, auf den er sich völlig verlassen kann. Er kann das Volk nicht auf seine Höhe emporheben, und deshalb fühlt er sich einsam. Ist nicht die tiefe Depression unmittelbar nach dem gewaltigen Erfolg psychologisch unendlich wahr? Und niemals wäre diese schwache Stunde im Leben des Gewaltigen erfunden worden, so wenig wie die Szene im Garten von Gethsemane. Todmüde wirft sich Elia unter dem Ginsterstrauch der Steppe nieder und fleht Gott an: „Es ist genug, so nimm denn, Herr, meine Seele!" Der Himmel ist verschlossen, die Qual der Erfolglosigkeit verdüstert seine Seele. Auch dem Gewaltigen, vor dem Könige zittern, der allein den Kampf mit der rasenden Rotte aufgenommen hat, werden solche Stunden nicht erspart. Das ist das Leiden des Propheten, durch das er stellvertretend zu erlösen hat. Indem er lieber das Schwerste tut und lieber auf den Erfolg als auf die Treue gegen das von Gott Anvertraute verzichtet, leistet er das Größte und trägt er das Meiste dazu bei, seinen Einfluß wirksam zu machen.

Es folgt die unvergleichliche Erzählung von der Gotteserscheinung am Horeb*). Natürlich ist es unmöglich, historisch genau zu ermitteln, was denn Elia damals erlebt hat. In das Geheimnis visionärer Erlebnisse dringt die Forschung nicht ein. Man hat nicht ohne Grund vermutet, daß ein vulkanischer Ausbruch dahinter stehe. Wir können nur untersuchen, was denn die Erzählung denen, die sie damals vernahmen, gesagt hat. Sie erweckte jedenfalls den Eindruck von der gewaltigen Erhabenheit Jahwes, vor welchem Sturm, Feuer und Erdbeben als seine Boten hergehen, der aber über ihnen steht und sie in seiner mächtigen Hand hält. Und als diese Hörer vernahmen von dem stillen, sanften Säuseln, in dem Gott dem Propheten nahte, da faßte sie ein geheimnisvoller Schauer vor dem Heiligen, der in dieser feierlichen Weise seinem Bevollmächtigten auf Erden sich offenbarte. Die Distanz, durch welche die furchtbaren Naturerscheinungen von ihm getrennt sind, erhöht den Eindruck seiner Majestät, und zugleich erweckt dieses sanfte Säuseln den Eindruck, er sei nicht bloß der Gewaltige, sondern auch der Heilige, der geistig und im Verborgenen Wirkende. Wir haben einen großen und heiligen Gott, so mögen sich diejenigen zugeraunt haben, die diesen Bericht hörten und lasen. Und von Elia hören wir, daß er von dieser Erscheinung mit neuer Zuversicht und Begeisterung an seine Aufgabe zurückgekehrt ist.

*) Denen, die sie in 1. Kön. 19, 9—18 nachlesen, sei bemerkt, daß Vers 9 und 10 als Doublette auszuschalten sind.

Einer Erklärung bedürfen die Worte der Botschaft, die dem Elia dort aufgetragen wird: er solle Hasael in Damaskus und Jehu in Israel zum König salben, und wer dem Schwert Hasaels entrinne, den werde Jehu töten. Nun hat aber nicht Elia, sondern erst Elisa den Jehu zur Revolution angestiftet, und von Beziehungen Elias zum syrischen Reiche hören wir kein Wort mehr. Jehus Erhebung ist eine Reaktion der Jahwe-Verehrer gegen die Politik der Dynastie Ahabs, eine Frucht der von Elia entfachten Bewegung — freilich keine reine Flamme mehr von dem heiligen Feuer, das Elia gebracht hatte. Es darf uns aber nicht wundern, wenn Elia in der Ueberlieferung aus dem indirekten geistigen Urheber zum direkten Anstifter gemacht und ihm die Rolle untergeschoben wurde, die erst sein Nachfolger Elisa gespielt hat. Er wird den unglücklichen Ausgang des Aramäerkrieges vorausgesagt und den Hasael als Werkzeug des göttlichen Strafgerichtes bezeichnet haben; daraus macht dann die Ueberlieferung eine direkte Salbung, die Erteilung eines göttlichen Auftrages.

Durch diese *Prophezeiung einer großen nationalen Katastrophe* ist Elia der Vorläufer der folgenden Propheten. Schon für ihn ist es Jahwe, der den Feind ins Land ruft und ihm sein Volk zur Beute gibt, weil es seines Gottes unwürdig geworden ist. Er tut damit den ersten Schritt über die bloße Nationalreligion hinaus; Gott ist ihm dadurch größer geworden als die Nation, sein Ziel höher als das nationale Interesse. Wir werden von diesem Fortschritt der Entwicklung bei der Darstellung des Amos, bei dem sie klarer zu erkennen ist, ausführlicher zu reden haben.

Am klarsten tritt der sittliche Charakter der Religion des Elia bei seinem *Auftreten nach dem Justizmord an Naboth* (1. Kön. 21) zu Tage. Ahab hatte etwas getan, woraus sich ein orientalischer Despot bis auf den heutigen Tag kein Gewissen macht: er ließ einen Untertan unter falscher Anklage hinrichten, um sich einen scheinbaren Rechtsgrund zur Konfiskation seines Besitzes zu verschaffen, und zwar bloß, weil er seinen Schloßpark abrunden wollte. Es dürfte eine richtige Erinnerung sein, wenn die Königin, der aus ihrer Heimat solche despotische Willkürakte zum Alltäglichen gehörten, als Anstifterin hingestellt wird. Aber eben in Israel tut man solches nicht, das Volksgewissen reagiert lebhaft darauf, wie seinerzeit schon bei Davids Ehebruch mit Bathseba. Und hier wie dort ist es der Prophet, der im Namen Gottes diesem Gewissen Worte verleiht: „Du hast gemordet, nun willst du auch rauben? Darum, so spricht Jahwe: An der Stelle, wo die Hunde das Blut Naboths geleckt haben, sollen sie auch *dein* Blut lecken!*) Jahwe ist der Gott des Rechts, der Wächter über Wahrheit und Treue, er hat sittliche Ziele, und eine solche Tat er-

*) Die alte Erzählung schließt mit Vers 20. Das Folgende ist spätere Ergänzung, welche die Prophezeiung mit dem tatsächlichen Ausgang zum Stimmen bringen soll.

scheint als Beleidigung seiner Heiligkeit. Elia vertritt die Religion des sittlichen Ernstes gegen die Religion der Ekstase und des Kultus.

So finden wir bei Elia in dramatischer Wucht schon alle die Züge der Jahwereligion ausgeprägt, denen dann die spätern Schriftpropheten einen beredten Ausdruck verleihen.

So übermenschlich erschien den Zeitgenossen der Prophet Elia, daß sie sich nicht denken konnten, er sei wie andere Menschen gestorben. Mit der Erzählung seiner Himmelfahrt auf dem feurigen Wagen, durch die er als Stern unter die himmlischen Heerscharen des Jahwe Zebaoth versetzt werden sollte, schließen die Eliageschichten. Sein Nachfolger Elisa hat wohl seinen Mantel, aber nicht seinen ganzen Geist geerbt. Deshalb ist bei ihm die heilige Leidenschaft des Meisters zum Fanatismus herabgesunken, und in Jehu hat er ein unheiliges Werkzeug seiner Bestrebungen gefunden. Seine Anhänger suchten das Fehlende durch umso unsinnigere Wundergeschichten zu ersetzen. Erst hundert Jahre später fand Elia in Amos einen ebenbürtigen Nachfolger.*)

R. Liechtenhan.

---

# Ein Blick in die Zukunft.

(Von einem Katholiken.)

Motto: Es ist unglaublich, was die Theologen der Religion geschadet haben.

Diese Worte (ich zitiere aus dem Gedächtnis, den Sinn habe ich wohl richtig gegeben, vielleicht lautet ein Wort etwas anders) schrieb die seinerzeit sehr gefeierte Schriftstellerin Gräfin Hahn-Hahn in einem ihrer orientalischen Briefen, in dem sie ihre Eindrücke über Nicea und das dort abgehaltene allgemeine Concilium niedergeschrieben hat. Dieses Urteil ist für die Theologen nicht sehr schmeichelhaft. — Ein Körnchen Wahrheit dürften diese Worte doch enthalten. Das Christentum, das wir als die Quelle der Religion der Kulturvölker betrachten und ohne das wir uns eine Religion nicht mehr denken können, hat der Mensch-

*) Wir verweisen diejenigen, die sich für die Geschichte der Religion Israels und die Ergebnisse ihrer kritischen Erforschung interessieren, auf die alttestamentliche Serie der religionsgeschichtlichen Volksbücher und vor Allem auf das schon früher empfohlene gemeinverständliche Bibelwerk: „Die Schriften des Alten Testamentes, in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Greßmann, Gunkel, Haller, Schmidt, Staerk und Volz. Göttingen, bei Vandenhoeck & Ruprecht. Eine zweite Subskription, berechnet auf 7 Bände à 4 Mark, ist im Gange. Wir hoffen, daß dieses Werk zur Erschließung des Alten Testamentes für Nichttheologen manches beitrage. Leser, die eine rein erbauliche Bibellektüre suchen, kommen dabei allerdings nicht auf ihre Rechnung. Aber andere werden erfahren, wie durch das geschichtliche Verständnis die Bibel, mit der sie nichts mehr anzufangen wußten, für sie neues Leben gewinnt.

heit nicht das gebracht, was sein Stifter ihr vermitteln wollte und was es der Menschheit hätte bringen können. An dieser nicht erfüllten Hoffnung mögen tatsächlich die Theologen auch ein redlich Teil der Mitschuld tragen. Sie haben die äußeren Formen über den Geist gesetzt, eine Zwangsjacke geschaffen, wo freies Denken, freie Hingabe viel mehr am Platze, ja zur vollen Entwicklung der Früchte unbedingt notwendig gewesen. Sie brachten das Christentum durch ihre endlosen, erbitterten Kämpfe, Wortklaubereien und spitzfindigen Zänkereien in Mißkredit. Die Hierarchie, die Priesterkaste, das alles überwuchernde Mönchswesen hätten sich ohne Unterstützung durch die Theologen nicht in so verhängnisvoller Weise entwickeln können. — Die Theologen des Mittelalters haben den verbohrten Juristen die Wege zu den entsetzlichen Verirrungen gebahnt, die zu dem Massenmord der vermeintlichen Hexen führte. Wer trägt die Schuld am Hexenwahn, an den entsetzlichen Greueln, an dem Massenmorde? Es sind die Theologen. Der als Geschichtsforscher berühmte Dr. Joseph Jansen, ein Katholik, kommt am Schlusse seiner umfangreichen Untersuchung über: „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter" (Verlag der Buchhandlung Oldenburg, München), zu folgendem Urteil: „Die Geisel der Hexenverfolgung ist demnach von der Theologie der christlichen Kirche geflochten worden. Niemals würde trotz alles alten Volkswahns und trotz aller in Wirklichkeit vorhandenen mißdeuteten pathologischen Erscheinungen in den Strafprozessen der weltlichen Gewalten die absurde Vorstellung von der Teufelsbuhlschaft Platz gegriffen haben, wenn nicht die den Geist der Zeit bevormundende Kirche sie wissenschaftlich erwiesen und mit ihrer Verwertung gegenüber den Opfern der Ketzerinquisition vorausgegangen wäre. Niemals würde auch die Vorstellung vom Hexensabbat und vom Hexenflug im weltlichen Strafrecht ihre verderbliche Rolle haben spielen können, wenn nicht der Ketzerprozeß der Kirche diese Ausgeburten religiösen Wahns durch mehrhundertjährige Praxis den verwirrten Köpfen der von ihr abhängigen Menschen glaubhaft gemacht hätte. In diesen Momenten vor allem liegt aber die Quelle der traurigsten, aller Regungen der Humanität baren, Massenverfolgung; die Ahndung der traditionell als wirksam angesehenen und gefürchteten Malefizien allein würde — das beweist der Verlauf der Entwicklung, die wir kennen gelernt haben, unwiderleglich — stets den Charakter strafrechtlicher Einzelfälle behalten haben."

Die Theologen aus dem Dominikaner- und Franziskanerorden sandten an die geistliche Curia die wahnwitzigsten, von Aberglauben strotzenden Berichte, die dann Papst Innozenz VIII. in seiner Hexenbulla „Summis desiderantes affectibus" vom 5. Dezember 1484 als erwiesene Tatsachen allen Gläubigen mit der ganzen Autorität seiner hohen Stellung mitgeteilt hat. Der Dominikaner-Mönch Ludovikus a Paramo, Mitglied der heil. Inquisition, rühmt sich, es seien durch die Bemühungen der heil. Inquisition in einem Zeitraum von 150

Jahren mindestens 30,000 Hexen zum Heile der Menschheit den Flammen überliefert worden. —

Wohl auch jetzt trägt der Theologe, ich meine der engherzige Theologe, die Hauptschuld an dem Massenabfall vom Christentum. Die herrschende Zwietracht, die Verketzerungssucht, die Vermaterialisierung der christlichen Ideen, das stete Streben, die Macht der kirchlichen Organe, was besonders in der katholischen Kirche in beklagenswerter Weise zutage tritt, zu vermehren, der Mangel an richtigem Verständnis für die Forderungen der Jetztzeit finden im Heere der Theologen meist eine Förderung, selten eine Bekämpfung. Dies gilt natürlich für jene Kreise in ganz besonderem Maße, die durch äußere Zwangsmittel, wie Eide, Furcht vor Maßregelungen ꝛc. verhindert werden, mit voller Freiheit nach der Wahrheit zu forschen und für die erkannte Wahrheit auch einzustehen.

Die heutigen Zeiterscheinungen fordern gebieterisch eine Erneuerung des christlichen Geistes; in ihm soll und muß das Rohe und Verderbliche ausgerottet werden und das Gute, Schöne und Edle neue Kraft, neues Wachstum aus ihm schöpfen; wenn die drohenden Gefahren abgewendet werden sollen. Daß die best organisierte Polizeigewalt nicht vermag, der Anarchie ein Halt zu gebieten, der Mordgier zu steuern, ist durch Tatsachen bewiesen. Diese Not der Zeit sollte doch alle Menschenfreunde einigen, zu gemeinsamem Streben begeistern und sie zu gemeinsamer Arbeit ermutigen.

Sind Aussichten vorhanden, daß ein solches Ziel erreicht werde? Dringt die Ansicht durch, die Sonder- und Standesinteressen müssen zurücktreten, wo das allgemeine Wohl in Frage gestellt ist? Mir scheint, es seien Anzeichen vorhanden, daß es zu tagen beginne. In Deutschland z. B. geht eine mächtige Strömung durch das katholische Volk, die Großes verspricht, Segensreiches schaffen kann, wenn sie stand hält und durch die Gegenströmung nicht zerstört wird. Ich meine jene Strömung, die man „Kölner Richtung" oder nach ihrem entschiedensten Vorkämpfer Bachem auch Bachemismus nennt. In religiösen Fragen will man auf dem Boden der katholischen Kirche verharren. Die kirchliche Autorität wird nicht angetastet, so weit das religiöse Gebiet in Frage kommt. Kulturelle, soziale und politische Fragen will man aber nicht der kirchlichen Autorität blindlings ausliefern, sich nicht zum willenlosen Sklaven kirchlicher Gewalt degradieren lassen, die für ihre Herrschaft besorgt, für ihre Interessen fürchtend kein ungetrübtes Urteil, keinen klaren Blick für die Bedürfnisse der modernen Zeit haben kann. Ich erblicke darin einen verheißungsvollen Anfang für bessere Zeiten, ein Fundament, auf dem man weiter bauen kann; bis man so weit ist, um andern christlichen Gemeinschaften die Bruderhand bieten zu können und im Geiste des Christentums vereint gemeinsam zu wirken für jenes Ziel, das Christus erreichen wollte. Nicht von heute auf morgen läßt sich diese Idee verwirklichen, dieses Ziel erreichen. Ein Samenkorn braucht Zeit zum Keimen, Wachsen, Blühen; langsam

reift dann die Frucht. Auf dem Boden gemeinsamer kultureller und sozialer Arbeit kann jene Einheit erreicht werden, für die Christus am Vorabende seines Leidens mit so herzlicher, rührender Innigkeit gebetet hat. Also fort mit unfruchtbarer, zersetzender Polemik über Fragen, die für das praktische Leben keinen Wert haben! Fort mit jener Engherzigkeit, die nur den Buchstaben im Auge hat, den Geist aber tötet. Fort mit der stolzen Aufzählung der Millionen, die einer Kirche oder Konfession angehören! Fort mit den herrschsüchtigen Bestrebungen, mit dem Verlangen nach Ehre, Macht und Herrschaft! Fort mit der Meinung, die Erfüllung gewisser, äußerlicher Formalitäten, die bloße Teilnahme an Kultushandlungen mache das Wesen des Christentums aus. Das Reich der Liebe, das Reich Gottes, das dem Menschen seine hohe Bestimmung, seine hohe Würde zum Bewußtsein bringt, muß mehr und mehr in unser Bewußtsein treten und uns begeistern, daß wir, zur wahren Einsicht gelangt, selbstlos, wie Christus es getan, von Liebe entflammt wie ein Apostel Paulus, Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen, wieder das Lob der ersten Christen verdienen: „Seht, wie sie einander lieben!"

---

# Zwei Welten.

Von Otto Huppert.

Davos, April 1911.

Meine liebe, liebe Elly!

Seit einem Jahr habe ich nichts mehr von Dir gehört. Nun muß ich aber einmal erfahren, wie es Dir geht. Sag' mal in aller Welt, habt Ihr in Arosa auch so miserables Wetter wie wir hier in Davos? Ich kann es mir eigentlich kaum denken. Immer wieder Schnee mit Regen abwechselnd, das hält doch auf die Dauer kein Mensch aus. O, liebe Elly, wenn Du wüßtest, wie ich hier leide! Denke Dir, es sind lauter unsympathische Menschen in der Pension; diejenigen, die man einigermaßen hätte ertragen können, weg sind sie, und mit dem zurückgebliebenen Dutzend kann kein vernünftiger Mensch leben. Außer Dir habe ich hier, wo ich doch nun schon, dem Himmel sei's geklagt, seit anderthalb Jahren lebe, keinen einzigen Menschen gefunden, der mich verstanden hätte. Ich glaube, es liegt auch an der Pension. Es muß hier irgend etwas daran schuld sein, daß fast nur unsympathische Menschen her kommen. Ich war schon an so vielen Orten, aber so etwas habe ich noch nie erlebt, noch nie gesehen. Denke Dir, da ist jetzt eine Hamburgerin am Tisch, wenn Du sehen würdest, wie die sich benimmt, ich glaube, Du würdest ausziehen. Dieses Lachen, wie mir das auf die Nerven geht. Und so frei, wie sich die Person gibt, keine Spur von Bildung. Ich sprach nie ein Wort mit ihr und werde nie eins sprechen. Dann sind noch einige

ältere Damen da, mit denen ich aber nicht verkehren kann, weil sie ganz andere Interessen haben. Aber erst die Herren, o Elly, die Herren hier sind einfach schrecklich. Was habe ich doch in dem Winter aushalten müssen durch diese Menschen. Es gibt aber auch nur hier solche Herren, wie könnte sonst ein Mädchen noch heiraten wollen. Da ist nichts von Ritterlichkeit, nichts von der Höflichkeit, die ich früher bei Männern gewöhnt war. Diese schrecklichen Menschen hier behandeln einen wie ihresgleichen, spricht man einmal mit ihnen, so werden sie sogleich unangenehm. Aber ich lasse mir nichts bieten von dieser Gesellschaft. Früher kam ich Menschen, die ich kennen lernte, entgegen, aber jetzt tue ich das nicht mehr. Das beste ist, man bleibt in Reserve und zum Kampfe bereit. Jeder weiß, daß, wenn er mir zu nahe kommt, er von mir was abkriegt. So handle ich jetzt und es geht ausgezeichnet. Ich brauche die Menschen nicht. Aber wenn ich manchmal dann abends so alleine in meinem Zimmer sitze, so kommt es mir doch schwer an, und dann weine ich, weine ohne Unterlaß, sehne mich nach Dir, nach einer Seele, die mich versteht, nach einem sympathischen Menschen. Aber das geht vorüber, auch mein Aufenthalt wird ja vorüber gehen. Wäre mein Arzt nicht, ich käme nach Arosa. Ich bin doch dieses Davos so satt, ich fange an es zu hassen. Und trotz alledem heißt es hier weiter leben. Schreibe mir auch einmal und bedaure ein wenig

Deine verlassene Edith.

Arosa, April 1911.

Liebe Edith!

Ob Du es mir wohl glaubst, wenn ich Dir sage, daß noch nie ein Brief so stark auf mich gewirkt hat als der Deinige? Wie dem auch sei, ich habe, als ich Deine Zeilen las, voll und ganz empfunden, daß ich in einer andern Welt lebe, seit ich Davos verlassen habe. Du weißt es, eine große Enttäuschung trieb mich weg. So groß war mein Leid, daß ich nicht glaubte, darüber hinweg kommen zu können. Zwar, ich war wie gestorben, ich empfand nichts, sah und hörte nichts, ich kam mir auf meiner Reise hierher vor wie ein rollender Stein, der den Berg hinab laufen muß, weil es nicht anders sein kann. Ich fing von neuem an zu leben und mein neues Leben wurde anders. Zunächst einmal hatte ich die Größe meines Leides überschätzt, wie dies wohl häufig geschieht. Die anfängliche Interesselosigkeit gegen meine Umgebung begann langsam zu schwinden. Mein Interesse an der Welt war aber jetzt andersartiger als vorher. Früher wandte es sich stark und kräftig wenigen Gebieten zu, nun ist es weniger stark, aber breiter in seinem Bereich. Aus der ersten Erstarrung meines Ichs erwacht, fing ich an zu dulden und das allbekannte Wort: „Lerne leiden ohne zu klagen," das ich früher weder beachtet noch verstanden hatte, stand mir beständig vor Augen. Auf dieser Grundlage fand ich Genesung von seelischer Krankheit. Aha, denkst Du, sie ist eine alte Betschwester geworden, die nur noch mit nieder-

geschlagenen Augen, stets Bibelsprüche auf den Lippen, sich andern Menschen nähert. Aber da bist Du falscher Ansicht. Ich nehme allerdings zu den alten, auf der Schule gelernten Sprüchen, auf die ich zuweilen wie auf für mich reife Früchte stoße, eine andere Stellung ein als früher. Aber ich habe große Lebenslust in mir. Ich habe überwunden in der weitesten Bedeutung dieses Wortes. Ich überwand meine große Enttäuschung, die Du kennst. Aber ich überwand auch die elende Abhängigkeit von andern Menschen. Allerdings in etwas anderer Weise, als Du es schilderst. Ich kann nicht sagen, daß das, was andere von mir halten, mir ganz gleichgültig wäre. Noch weniger könnte ich behaupten, daß ich die anderen „nicht brauchte". Aber ich bin freier in der Auswahl oder besser ausgedrückt, ich strebe danach, überhaupt nicht mehr auszuwählen, vielmehr denjenigen Menschen mein Interesse zuzuwenden, die meine zufällige Umgebung bilden und die dann zu nehmen, wie sie sind und nicht wie sie sein könnten, sein sollten. Ein paar Beispiele: Du klagst über Euere Herren. Einige davon kenne ich noch von früher. Ich weiß es noch sehr wohl, wie wir manchmal empört waren und im stillen Kämmerlein einen um den andern vornahmen. Aber, liebe Freundin, nimm es mir nicht übel, wir waren töricht. Wann haben wir früher je Männer kennen gelernt? Ja, auf dem Tanzboden, im Salon, überall da, wo sie mit der Schale des herkömmlich Schicklichen umgeben waren. Wenn man aber monatelang mit Menschen zusammenlebt, dann fällt die Schale und der mehr oder weniger wertvolle Kern kommt ans Licht. Dann wird aus dem Verhältnis Dame—Herr, das wesentlich andere Verhältnis Weib—Mann. Viel hängt von uns selber ab. Mir gegenüber sitzt bei Tisch ein Herr, der ist 1,80 m. groß, wiegt 180 Pfund und bekam mit 17 Jahren noch Prügel. Ich zähle diese Eigenschaften und Ereignisse auf, weil sie diesem Kinde von 22 Jahren sehr wichtig scheinen, denn jeder neu Ankommende bekommt sie zu hören. Mich interessieren diese und andere Dinge, die er von sich erzählt, nicht sonderlich, aber der Mensch selbst interessiert mich in hohem Grade, obgleich er ein Flegel ist. Er bedarf, so wie jedes kleine Kind der Zügelung. Auf eine ungehörige Bemerkung hin stellte ich ihn einmal zur Rede. Seitdem wundere ich mich oft, wie er sich vorsieht. Dabei hat aber dieses Riesenkind eine Eigenschaft, die man sehr selten trifft. Er ist vollkommen natürlich in allem, was er sagt und tut. Wie ist er mir darin doch überlegen. Ueber was für eine Kraft verfügt dieser Mensch durch diese, ihm angeboren scheinende Eigenschaft. Er selbst weiß nichts davon, er hat keine Ahnung, daß ich ihm großen Dank schulde, er würde nicht wenig erstaunt sein, wenn ich ihm dies sagte, denn ich scherze nie mit ihm und spreche nur sehr wenig. Aber ich wende mich nicht innerlich von ihm ab. So wie mit jedem andern Menschen in der Pension, habe ich auch mit ihm ein gewisses Maß von Fühlung, das nicht einseitig ist. Denke nur nicht, daß ich mich in ihn verliebe, ich könnte mich ebenso gut in einen sechsjährigen

Jungen verlieben. Nur soviel weiß ich bestimmt: Früher hätte ich mich gegen einen solchen Menschen verschlossen und ich wäre um ein mir wertvolles Erlebnis ärmer geblieben.

Auf zwei Punkte Deines Schreibens will ich noch eingehen: Der erste betrifft die lachende Dame. Sieh', liebe Freundin, auch wir haben hier solch eine Lachtaube. Sie ist auch Großstädterin und gibt sich anders, als wir es gewohnt sind. Aber sie ist ein harmloses, offenes und gutmütiges Mädel, ja, das ist sie im Grunde ihrer Seele, und wer sie der abgefeimten Gefallsucht anklagen will, der tut ihr Unrecht. Aber ihre Nachbarin zur Rechten ist unglücklich über ihren Tischplatz. Mit großen Augen, aus denen tiefe Verachtung spricht, betrachtet sie zuweilen die kleine Lachtaube. Ach, wie bedaure ich diese Pharisäer. Müssen wir denn einen Menschen, an dem uns irgend etwas nicht gefällt, gleich verachten! Ist denn nicht oft das, was wir Sitte und Anstand nennen, etwas rein Zufälliges. Wahrlich, ich denke jetzt etwas anders über unsere Mädchenpensionate, so wie sie durchschnittlich sind, über diesen Erziehungsfirnis, der zwar glitzert und glänzt, aber nie und nimmer stand hält. — Und der zweite Punkt: Du klagst über Euer Wetter. Ja, bei uns war es auch schlecht, liegen doch Davos und Arosa kaum 15 km. von einander entfernt. Ich muß aber gestehen, daß es mir wenig ausgemacht hat. Ich habe gar keine Zeit, mich über etwas aufzuhalten, was ich nicht ändern kann. Im übrigen wußte ich bevor ich herkam, daß das Wetter im Hochgebirge rauh und wechselnd ist, zum Unterschied von der Witterung im Süden. Die Kur hier ist im wesentlichen Abhärtungskur. Warum also ständig nach dem Monde stoßen, wo es so viel vernünftige Arbeit gibt?

Ich weiß, Du wirst froh sein, daß ich jetzt aufhöre. Du glaubst vielleicht Spitzen gegen Dich in diesen Zeilen zu entdecken. Ich kann aber nichts weiter tun, als Dich inständig bitten, daß Du mir glaubst, es sei nicht so. Was ich Dir heute schrieb, das mußte ich schreiben und wenn Himmel und Hölle gegen mich wären. Ich mußte es umsomehr, als wir einmal gleiche Wege wandelten. Als ich seiner Zeit nach Davos kam, fragte ich ängstlich, wie wird es mir ergehen unter den fremden Menschen, werde ich sympathische Gesellschaft finden, werde ich lange Weile haben u. s. w. Ich, ich und wieder ich, so hieß es damals. Werde ich einmal wieder nach Davos kommen, so stelle ich mir die Frage, „wie wird es sein," nicht wieder. Es wird genau so sein, wie es damals war, genau so wie es hier ist, so wie es überall war, überall sein wird. Aber eins ist gewiß: Ich werde ein Teilchen von einem Gesamtkörper sein. Ich werde, obgleich einsam, auf andere Teile dieses Körpers wirken können, nicht in schulmeisterlicher, aufdringlicher Weise, sondern unbewußt und unbeabsichtigt, auf rein menschlicher Grundlage. Ich werde leben, so wie ich hier leben gelernt habe.

Sei in Liebe gegrüßt und sei nicht böse

Deiner Elly.

# Büchertisch.

**Die Selbstoffenbarung Jesu.** Nach den synoptischen Evangelien dargestellt von J. H. Wuhrmann. Zürich. Christliche Vereinsbuchhandlung.

Das Buch unseres geschätzten Mitarbeiters hätte schon längst eine Besprechung in den Neuen Wegen verdient. Es tut uns leid, daß wir diese nicht unter dem frischen Eindruck der ersten Lektüre schreiben konnten, wollen es aber nicht unterlassen, wenigstens mit einigen Worten zu sagen, was uns daran besonders wertvoll erschienen ist. Es erscheint uns trotz seiner schlichten und unscheinbaren Art als ein höchst erfreuliches Zeichen des neuen Suchens und Findens Jesu Christi, das uns beschieden ist. Der Jesus, den Wuhrmann uns zeigt, ist nicht der orthodoxe oder pietistische, aber auch nicht der liberale oder modern-theologische, er ist alles zusammen und doch keins von allem. Die dogmatische Christologie ist durchaus zersprengt, aber es bleibt nicht irgend ein rationalisierter und auf das Niveau des gewöhnlich-menschlichen herabgesetzter Jesus übrig; beseitigt ist die pietistische Engigkeit, und doch bleibt Jesus das, was er den Zeugen des neuen Testamentes ist; in voller Freiheit werden die neutestamentlichen Berichte behandelt, aber das Wunder der Erscheinung Jesu wird weder im Ganzen noch im Einzelnen aufgehoben; die Grundwahrheiten des Evangeliums werden nicht verrückt, aber ihre Konsequenzen für die Umgestaltung der Welt rücksichtslos gezogen. So tritt Jesus aus dem Buche hervor als der Mensch, in dem doch Gottes reines Licht und Leben in die Welt hereinbricht, so ist in seiner Erfassung Freiheit und Tiefe, Altes und Neues, Kühnheit und Pietät, schlicht und groß verbunden.

Das ist's, was uns dieses Buch so lieb gemacht hat, das Zeichen und Zeugnis, das es ist. Als ein Versuch ist es zu betrachten, der natürlich noch nicht völlig gelingen konnte. Es haften ihm noch viel Eierschalen an. Etwas Glänzendes darf man erst recht nicht dahinter suchen. Der theologischen Kritik bietet es viele, zu viele Ansatzpunkte. Aber das ist Nebensache: Das Buch ist, trotz all seinem wissenschaftlichen Apparate, im Grunde für Menschen, die nach schlichter, nicht theologischer, sondern praktischer Erkenntnis Jesu verlangen, besonders für solche, die von dem traditionellen positiven Christentum herkommen, aber aus diesem hinausstreben, ohne am Liberalismus Genüge zu finden. Wir wünschen ihm eine stille, tiefe Wirkung auf die Kreise, denen es zu dienen berufen ist.

L. R.

**Wirklichkeit und Vollendung.** Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebenswahrheit. Von Robert Saitschick. 2. Aufl. Ernst Hofmann & Co., Berlin 1911.

Ein starker Band Aphorismen — also nicht in einem Zuge zu lesen, sondern so, wie man ein Erbauungsbuch liest. Und um ein solches handelt es sich auch und zwar um ein gutes. Saitschick ist ein Denker, der es mit dem Menschen zu tun hat, mit dem Sinn seines Lebens, seiner Größe und Schwäche, und vor allem mit sich selbst; denn die Menschenkenntnis, die das Buch vermitteln will, ist vor allem Selbsterkenntnis. Man spürt überall das schmerzliche Ringen einer leidenschaftlichen Seele nach ihrem Ziel. Daß sie auf den Weg der Resignation gelangt ist, gibt ihren Aeußerungen immer eine besondere Anziehungskraft und Tiefe. Diese Resignation ist religiöser Art und religiöse Gedanken bilden wohl die Seele des Buches. Das besonders Wertvolle daran ist, daß sie zeigen, wie ein von allen Problemen der modernen Welt erfaßter Geist in der Religion zur Ruhe kommt. Daß die damit angedeuteten Entwicklungen stark an die von Förster durchgemachten erinnern, kann darum nicht befremden, auch wenn man die engen Beziehungen, worin die beiden Männer stehen, nicht kennte. Wie bei Förster, so ist auch bei Saitschick die Religion (soweit sie in seinen Büchern zum Ausdruck kommt) stark ethisch gefärbt, mehr eine Sehnsucht, als ein froher Besitz. Sie ist der Port, wo man von den Stürmen des modernen Geisteskampfes und den Wogen des Chaos zur Ruhe kommt, der Weg zur individuellen Weltüberwindung. Es fehlt der Eroberungsdrang, der Ausblick auf die Kämpfe und Siege des Gottesreiches. Die Religion ist mehr Opposition gegen die Seelenlosigkeit der heutigen Kultur,

gegen Naturalismus, Mechanismus, Flachheit und Roheit aller Art. So geht Saitschicks Buch gegen die Zeit. Es ist eine Reaktionserscheinung. Aber gerade als solche kann es wieder wohl tun. Denn diese Reaktion ist in vielen Dingen bitter nötig, ja sie ist im Zentrum selbst nötig. Es geht ein vertiefender Einfluß von diesen stillen Sprüchen aus, eine Befreiung vom Haschen nach dem Erfolg, vom Respekt vor den Tagesgrößen, von dem ganzen Scheinwesen unseres von der Reklame beherrschten Tages.

Das Buch enthält nicht gerade das, was wir von den Neuen Wegen vor allem wünschen. Wir werden da und dort seinen Urteilen schroff widersprechen. Auch hätte Weizen und Spreu etwas schärfer gesondert werden dürfen. Trotzdem glaube ich, daß die Unterhaltung mit einem tiefen und feinen Menschen, zu der es einlädt, jedem auch nur ein wenig für Saitschicks Art Empfänglichen Gewinn und Stärkung bringen wird. Denn wo finden die Menschen heute Gemeinschaft im tieferen individuellen Leben und Leiden der Seele? L. R.

**Das Opfer,** das Grundgesetz der Welt. Von F. Gerstung. Protestantischer Schriftenvertrieb. Berlin-Schöneberg.

Es gibt eine wundervolle Predigt von Robertson über das Opfer. Das Grundgesetz der Welt ist, daß wir vom Opfer leben und daß aus dem Opfer das Heil kommt. Der höchste Ausdruck dieser Wahrheit ist das Kreuz Christi. In dieser Wahrheit offenbart sich die Liebe Gottes.

Das Büchlein von Ferdinand Gerstung, des Herausgebers der Sammlung „Neue Pfade zum alten Gott", ist eine Ausführung dieses großen Gedankens. Da der Verfasser naturwissenschaftlich gut orientiert ist, so fehlt ihm auch die solide wissenschaftliche Grundlage nicht. Es mag manchem Anlaß zu wertvoller Erkenntnis werden. L. R.

**Bericht über den 25. deutschen Protestantentag.** Gehalten in Berlin. Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg 1911.

Das Wertvolle an diesem Bericht sind sechs Vorträge: „Die Religion als Kulturmacht", „Christliche Freiheit im Glauben und Lehre auf dem Grunde des Evangeliums", „Wie kann die Landeskirche zur Volkskirche gestaltet werden?" und die Diskussion darüber. Es sind größtenteils bedeutsame Aeußerungen. L. R.

**Professor D. Fritz Barth.** Die bei Anlaß der Beerdigung von Prof. Barth gehaltenen Reden sind in einem Heft vereinigt bei A. Francke in Bern erschienen und bilden ein Andenken an den ausgezeichneten Mann, das vielen willkommen sein wird. L. R.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Zu unserem Leidwesen mußten wir wieder Einiges auf die nächste Nummer verschieben, doch hoffen wir bald Luft zu bekommen. Inzwischen bitten wir um Geduld.

Auf die Basler kirchlichen Wahlen zurückzukommen halten wir nicht für notwendig und heilsam. Die Basler Reformer haben in Herrn Pfr. Diehm in Zürich einen Verteidiger gefunden. Wir haben nicht Anlaß, auch nur eine einzige von unseren Behauptungen zurückzunehmen. Dagegen versichern wir, daß wir uns die größte Zurückhaltung auferlegt hatten, um dem Kampfe das Gehässige zu nehmen. Da es nun eine persönliche Zänkerei werden müßte, brechen wir ab. Vielleicht kommt es ein andermal zu einer letzten prinzipiellen Auseinandersetzung, auf die wir uns freuen würden. Inzwischen unterschreiben wir den an ein bekanntes Wort erinnernden Ausspruch eines Freundes, diese Wahlen hätten ihm wieder gezeigt, daß die Kirchenpolitik ein Beweisgrund für das Vorhandensein des Teufels sei. Ist es nicht merkwürdig, daß gerade die Kirchenpolitik die schlimmste von allen Arten von Politik ist?

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Popularität.

Der Versucher trat zu Jesu und sprach: Predige, was die Leute gern hören, dann ist der Erfolg sicher. Und Jesus sprach zu ihm: Ich bin nicht gekommen, um den Leuten zu gefallen.

Und der Versucher ging zum Prediger und sprach: Predige, was die Leute gern hören, dann ist der Erfolg sicher. Der Prediger aber dachte, das sei gewiß nichts Schlimmes, predigte und wurde sehr populär. —

Popularität! Sollte das denn am Ende etwas Gefährliches, etwas Schlimmes sein? Müssen wir nicht froh sein über populäre Prediger, die es nun einmal verstehen, recht volkstümlich zu reden, große Scharen an sich zu fesseln und die Kirchen zu füllen? Gewiß, das ist eine beneidenswerte Gabe, aber nur, wenn dabei die Botschaft vom Reich Gottes nicht beeinträchtigt wird. Keiner hat so packend und volkstümlich geredet wie Jesus und das Volk hörte ihn zu Tausenden mit Lust; aber gerade bei einer solchen Gelegenheit, wo große Scharen sich um Jesus drängten, so daß er ein Boot besteigen mußte, um von dort aus zu ihnen zu reden, da sagte Jesus nachher voll Schmerz zu seinen Jüngern: „Mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn sie verstehen es nicht. Dieses Volkes Herz ist verstockt.“ Es sind die einfachen und anschaulichen Gleichnisse vom Reich Gottes, welche dem Volk unverständlich geblieben waren.

So rätselhaft, wie es auf den ersten Blick scheint, ist das nicht, sobald wir uns einmal darüber klar werden, daß das Reich Gottes zum Volkstum vielfach im schroffsten Gegensatz steht. Volkstümlich ist vor allem doch das, was den angestammten Besitz des Volkes sichert und heiligt. Populär kann darum nur der sein, der dem Lokalgeist seine besondere Huldigung darbringt, der Nationalehre bei gegebener Gelegenheit, bei festlichen Anlässen den gebührenden Tribut zollt und die Konsequenzen der Exclusivität nicht scheut. Jesus machte sich sehr unpopulär, als er diese Götzen entthronte und sprach: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen.

Volkstümlich ist alles, was die althergebrachten Sitten oder auch Unsitten sanktioniert. Die Popularität erheischt es, daß man die durch die Tradition geheiligten Gebräuche respektiert, und wären sie auch noch so verkehrt und einfältig, daß man den umständlichen Kultus der Volksheiligen mitmacht und dabei eine gewisse romantische, tränenreiche Stimmung weckt und pflegt. Wie mag Jesus verständnislos angestaunt worden sein, als er sprach: „Lasset die Toten ihre Toten begraben"; wie hat er doch die Vertreter des Volkes vor den Kopf gestoßen, mit der Behauptung: „Hier ist mehr als Jonas und Salomo, ja hier auch der, der mehr ist als der Tempel"; darum lautete ihre schärfste Anklage: „Jesus wolle diese Stätte zerstören und die Sitten ändern, die uns Moses gegeben hat."

Volkstümlich ist auch das, was geeignet ist, ein behagliches Dasein des ruhigen Bürgers zu gewährleisten. Popularität wird vor allem dem zu Teil, der rückhaltlos einem heiteren Lebensgenuß das Wort redet und zu dessen Erhöhung die nötige religiöse Verbrämung liefert, allen ernsten Kämpfen klug ausweicht, damit man sich demselben ganz ungestört hingeben kann. Religion ist recht populär, so lange sie einen in Ruhe läßt. Aus Jesu Mund aber hören wir das unbequeme Wort: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen," d. h. gute Tage zu verschaffen. „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren."

Nein, Jesus war nicht populär; was er predigte, kann gar nicht volkstümlich werden. Es ist eine lächerliche Verkennung seiner Wucht und Majestät, wenn wir uns auch nur einen Augenblick beikommen lassen, es lasse sich für eine volkstümliche Lebensauffassung gebrauchen. Das Reich Gottes ist nicht zur pietätvollen Förderung des Volkstums da, wohl aber kann echtes Volkstum dem Reich Gottes dienen.

Wer volkstümlich wirken will, der redet von „Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit", er redet von dem Wechsel der Jahreszeiten, dem Zweck der Standesunterschiede, von weihe- und wehevollen Stunden und läßt alles umweht sein von einem verklärenden Hauch religiöser Stimmung.

Die Predigt vom Reich Gottes aber fährt daher wie ein Sturmwind und treibt alles, Niedliches und Nichtiges, vor sich hin, richtend und säubernd, was nicht Ewigkeitswert hat. Was dann bestehen bleibt an gesunden, brauchbaren Elementen, alten oder neuen, volkstümlichen oder außergewöhnlichen, das dient alles als Material für das Reich Gottes und soll sich seiner Gemeinschaft einfügen; alles verliert seine selbständige Bedeutung und volkstümliche Wertung und geht auf in einer höheren Ordnung der Dinge. Alles wird verkauft um der einen kostbaren Perle willen.

Diese zentrale Betrachtungsweise, alles was existiert, unter dem einen Gesichtswinkel des Reiches Gottes zu sehen, ist nie volkstümlich gewesen, heute so wenig wie zur Zeit Jesu und der Propheten.

Das schließt keineswegs aus, daß eben Jesus und die Propheten dem Volk besonders nahe gestanden sind, er selbst, seine Jünger und manche

Propheten sind aus dem Volk hervorgegangen und haben sich immer wieder an das Volk gewendet. Sie kannten die tiefste Not des Volkes und verstunden das letzte, ihm selbst oft unbewußte Ziel seiner Sehnsucht, sie haben ihre Wurzeln in die untersten Schichten des Volkes getrieben.

Nicht das Volkstümliche, diesen wesenlosen Exponenten des Volkes, sondern das Volk selbst, den Menschen, wie er im Volk lebt, hat Jesus gesucht und für sich in Anspruch genommen, ihm hat er sich hingegeben mit der ganzen Glut seines Geistes. Und das Volk hat ihn, wenn ihn auch nicht immer verstanden, doch erkannt in seiner machtvollen, über alles Dunkel hinaushebenden Güte. Darum ist er der Vertraute des Volkes geworden.

Wenn wir solche Popularität erlangen würden, dann würde es dem Versucher übel zu Mute, er würde von uns weichen und die Engel Gottes würden uns helfen. L. Stückelberger.

---

# Der Zürcher Generalstreik.

## I.

„Generalstreik!" Mit diesem Ruf kam unser Dienstmädchen hereingestürzt, als wir an dem strahlenden Morgen des 12. Juli beim Frühstück saßen. Sie freute sich offenbar nicht wenig, daß etwas Ungewöhnliches los sei. Und richtig — draußen war feiertägliche Ruhe; kein Tram, kein Auto, keine Arbeiter auf dem Werkplatz. Mein erster Gedanke war, daß die Arbeiterschaft einen politischen Fehler gemacht habe. Ich bin zwar, so wie die Dinge heute liegen, so wenig gegen den Generalstreik, als ich gegen den Streik überhaupt bin. Aber er ist ein Kampfmittel, das für die äußerste Not aufgespart werden muß, sowohl aus taktischen, wie aus sittlichen Gründen. Der Generalstreik wird auf die Gegner die rechte Wirkung nur dann tun, wenn jedermann weiß, warum er erklärt worden ist, ja erklärt werden mußte. So lagen die Dinge in Zürich nicht. Gewiß war die Arbeiterschaft schwer gereizt worden: durch den langandauernden Maler- und Schlosserstreik, durch einige Wahlvorgänge, mehr noch durch die Freisprechung eines christlich-sozialen (d. h. katholischen) Streikbrechers, der einen Streikenden erschossen hatte, am meisten durch den von der Regierung geduldeten Import von Soldaten der sogen. Hintzegarde, d. h. von Streikbrechern, die von einem Hamburger Exportgeschäft für Streikbrecher geliefert und aus der niedrigsten Schicht der großstädtischen Bevölkerung, zum Teil aus Verbrecherkreisen, rekrutiert werden. Diese ehrenwerte Gesellschaft muß sich zum Teil abscheulich benommen haben. Es wird berichtet, daß sie sich etwa an die Fenster ihres „Asyls" gestellt und die Arbeiterinnen eines gegenüber liegenden Geschäftes durch unsägliche Schändlichkeiten beleidigt hätten, und es liegt kein Grund vor, diese Berichte zu bezweifeln. Die Bande war mit Revolvern bewaffnet,

ihr Auftreten herausfordernd. Als einer von ihnen bei einem Auflauf einen Arbeiter angeschossen und bei diesem Anlasse die sozialdemokratische Fraktion im großen Stadtrat über den Gegenstand interpelliert hatte, wurde die Diskussion durch die bürgerliche Mehrheit verweigert. Und nun kam, was den Becher zum Ueberfließen brachte: in dem Augenblick, wo die Arbeiterschaft empört das Einschreiten der Behörden gegen diese dunklen Ehrenmänner forderte, kam — ein Verbot des Streikpostenstehens, und zwar gerade in Bezug auf die beiden Geschäfte, die sich der Streikbrecher bedienten. Die schlecht beratene Regierung hatte es vom Stadtrat erzwungen. Nun schlug die Flamme empor — der Generalstreik war da. Es ist gegenüber allerlei falschen, zum Teil absichtlich falschen, Darstellungen zu betonen, daß die schweizerischen Arbeiter ihn mindestens ebenso heftig verlangten, als die ausländischen; es ist ebenso zu betonen, daß er nicht das Werk der berühmten „Hetzer" war, vielmehr von den Arbeitern gegen den entschiedenen Widerstand fast aller politischen Führer durchgesetzt wurde. Er war nicht ein wohl überlegter Coup, ein frivoles Spiel mit dem Feuer, sondern ein elementarer Ausbruch der Volksleidenschaft, eine Reaktion auf schwere Fehler der herrschenden Partei, ein Protest gegen eine Behandlung, die man als eine Mißhandlung der Arbeiterschaft empfand. Mächtig war die Begeisterung, als am Abend des 11. Juli den vor dem Volkshaus in Außersihl versammelten Massen der Beschluß verkündet wurde. Gegner desselben haben mir versichert, daß auch sie davon überwältigt worden seien. Auch wer aus taktischen Gründen dagegen geredet oder gestimmt habe, sei mit ganzem Herzen bereit gewesen, zu einer richtigen Ausführung mitzuhelfen.

Daß dies der Sachverhalt ist, weiß ich von Zeugen, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel ist. So sieht die Aktion ganz anders aus, als in der Beleuchtung der bürgerlichen Presse.

Trotzdem war sie, rein sachlich betrachtet, nicht berechtigt. Alle die genannten Dinge gaben dafür keinen völlig genügenden Grund ab. In einer Stadt, wo die Sozialdemokratie nächstens die Mehrheit besitzen wird, gibt es andere Mittel, solchem Unrecht zu begegnen. Dieses hätte übrigens die sozialdemokratischen Stimmen reichlich vermehrt.

So sah das Ereignis aus, bevor es sich entwickelt hatte. Aber wenn je ein Unternehmen, das anfänglich verkehrt schien, durch den weitern Verlauf der Dinge gerechtfertigt worden ist, so ist es bei dem Zürcher Generalstreik der Fall. Ein Stück Rechtfertigung war schon seine vortreffliche Durchführung. Was für eine Arbeit, Umsicht, Hingabe, Organisationskunst, Feldherrntüchtigkeit war notwendig, um ein Heer von 15—20,000 Arbeitern, die noch dazu mehreren grundverschieden gearteten Nationalitäten angehören, für eine solche friedliche Schlacht richtig zu leiten! Wie diese Aufgabe gelöst worden, ist für alle nicht durch Voreingenommenheit Verblendeten ein Erlebnis gewesen. „Arbeiter, meidet den Alkohol, euern größten Feind" — lautete die Parole.

Und wie wurde ihr gehorcht! Als der gewaltige Demonstrationszug nach langem Marsch durch die glühend heißen Straßen am Ziel ankam, da erscholl der hundertstimmige Ruf: „Bier her!“, aber siehe da — kein Bier durfte gereicht werden, Wasser und andere alkoholfreie Getränke mußten den Durst stillen, und diese Massen, deren Genußsucht ein steter Gegenstand bürgerlicher Klage ist, fügten sich fröhlich darein. Solches tut die Kraft einer Idee! Man darf die Frage aufwerfen, ob bürgerliche Massen einer solchen sittlichen Leistung fähig gewesen wären. Ich wage jedenfalls die Behauptung, daß schon diese eindrucksvolle Berührung der Arbeitermassen mit der Wahrheit des Abstinenzgedankens, die viel mehr wirkte, als Hunderte von Abstinenzvorträgen, drei Generalstreike wert war. Mit eigenen Augen habe ich es gesehen, daß die Wirtschaften in Außersihl an diesem Tage entweder ganz geschlossen oder fast leer waren. Nirgends ein Betrunkener oder auch nur Angeheiterter, nirgends lärmende oder gröhlende Gruppen; alles ein Bild des Friedens und der Ordnung. Was trotzdem an Ungehörigem vorgekommen ist, hat die bürgerliche Presse, die darauf gierig Jagd machte, lügenhaft aufgebauscht. Es ist, gegen die Größe des ganzen Ereignisses gehalten, wirklich nicht der Rede wert. Wohl fast in jeder Samstag- oder Sonntagnacht geschieht in Zürich viel Schlimmeres von der Art, als der ganze Generalstreik mit sich gebracht hat. Keine Körperverletzung, kein Diebstahl ist vorgekommen, keine Ausschreitung gegen Frauen! Man bedenke doch einmal, was das heißen will. So oft sonst irgendwie die gewöhnliche Ordnung der Dinge gestört wird, wittern alle bösen Geister Freiheitsluft. Auch solche unter uns, die auch durch eine gewaltsame Revolution nicht am Recht der Arbeiterbewegung irre gemacht würden, hielten es wohl für wahrscheinlich, daß bei einer solchen Gelegenheit alle lang hintangehaltenen bösen Gelüste der großstädtischen Unterwelt hervorbrechen würden zu einem wüsten Festtag. Sie sahen vielleicht gar Bilder von Raub, Mord und Schändung vor sich. So ist es ja bisher auch fast immer zugegangen. Nun haben wir ein Wunder erlebt. Vor der Macht des sittlichen Gedankens, der die Arbeiterbewegung trägt, sind all diese Dämonen verschwunden. Ja, ein hohes Wunder ist es: der Geist einer sittlich gebundenen Freiheit hat die Massen ergriffen. Der organisierte Arbeiter ist nicht jener Sklave mehr, der die Fessel bricht, sondern ein freier Mann, der sich für Bubenstreiche zu gut achtet. Auch an den Volksversammlungen vom 24. Juli, die gegen die Haltung des Bürgertums protestierten, kam dieser Geist ruhiger Selbstachtung und reifer Männlichkeit ergreifend zum Ausdruck. Das ist die Frucht der Erziehungsarbeit, die die Bewegung geleistet hat. Wer dankt ihr dafür? Hat irgend ein bürgerlicher Mann oder eine bürgerliche Frau dieses Wunder gesehen? Nein, diese bürgerlichen Kreise wissen nur von Verführung, Verhetzung, Terrorismus zu reden. Sie haben keine Ahnung davon, daß die Arbeiterbewegung allein mit ihrer Erziehung der Massen die bürgerliche Welt vor Anarchie

und Zerstörung schützt. Wenn diese Massen unerzogen und undiszipliniert sich gegen die bestehende Gesellschaft erhoben hätte — und sie hätten es eines Tages sicherlich getan — dann wäre jedenfalls Wirklichkeit geworden, was jetzt grundlose Furcht bleibt. Und endlich die christlichen Kreise — sollten sie nicht, statt mitzujammern und mitzutoben, sich freuen über dieses Wunder der Macht des Guten, worin ich für meinen Teil eine Offenbarung des Göttlichen im Menschen erblicke.

Ein Neues ist in der Menschenwelt erschienen! — Ich bin am Nachmittag des 12. Juli durch die Straßen Zürichs, zuerst des bürgerlichen, dann des proletarischen, gegangen. In der glänzenden Bahnhofstraße, wo um diese Zeit sonst vorwiegend die elegante Damenwelt sich bewegt und der Luxus sich ausstellt, spazierten in ebenso großer Zahl Arbeiter, einzeln und in Gruppen, alles im tiefsten Frieden. In Außersihl wars sonntäglich. Frauen und Kinder saßen in den Anlagen, halb ängstlich, halb erfreut. Ein rührendes Bild bot der Kasernenplatz. Da lagerten die Gotthardtruppen, die man in Zürich zurückbehalten hatte, neben ihren Tornistern und Gewehrpyramiden, ringsherum aber standen an den Gittern die „Revolutionäre" und schauten, unbeschäftigt, wie sie nun einmal waren, dem militärischen Schauspiel zu, ohne Lärm oder Hohn, viele wohl ohne eine Ahnung, daß diese jungen Leutchen da seien, um sie, die zum Teil in Arbeit und Kummer ergrauten Männer, „im Zaume zu halten." Man hätte auch nur dieses einzige Bild geschaut haben müssen, um die ganze Torheit des Militäraufgebotes einzusehen. Im Uebrigen lag etwas Festliches, Gehobenes über allem Volk.

Das war die furchtbare Zürcher Revolution.

Ich muß gestehen, daß ich mich ob diesen Bildern mit dem Generalstreik versöhnt habe. Mächtig ist bei diesem Gange durch die Straßen der Gedanke über mich gekommen: es ist doch etwas Großes, wie dieser Tag unserer Gesellschaft ein Stück Zukunft vor Augen führt, jener Zukunft, wo die Arbeit gilt und nicht das Geld. Etwas von Glück und Stolz dieser Zukunft lag auf den Gesichtern der Arbeiter, die mir begegneten. Ich freute mich für sie dieses Tages. Es war mir, als ob wir schon die Morgenluft jenes andern Tages atmeten, wo die Arbeit frei und das Proletariertum zu Ende sein wird. Glücklich und gehoben wie schon lange nicht mehr ging ich nach Hause. Der Generalstreik, den die nüchterne Erwägung verurteilen mußte, konnte doch aus einem höheren Recht entsprungen sein. Was er uns kund tat, war nicht zu teuer erkauft.

Was hat nun unser Bürgertum daraus gemacht?

Daß der Gewerbeverband den eintägigen Streik mit einer zweitägigen Aussperrung beantwortete, war weiter nicht zum Verwundern. Dabei hätte es aber wohl sein Bewenden haben dürfen. Es war für die Arbeiter, die einen Tag des Stolzes genossen hatten, Strafe genug, am andern Tag mit Hohn von der Arbeitsstätte weggewiesen zu werden.

Aber daran denkt kein bürgerlicher Mensch! Auch einige Maßregelungen städtischer Angestellten waren zu erwarten. Es mußte ferner dem Bürgertum gegönnt werden, sich in einer Tonhalleversammlung auszutoben. Damit war der Schlag aber genügend beantwortet und das Gleichgewicht hergestellt. Aber nun folgten jene Maßregeln, durch die sich das Bürgertum ins tiefste Unrecht versetzt hat. Daß das Militäraufgebot eine unnütze Komödie war, müßte jeder Verständige zugeben. Ein deutscher Pfarrer aus Petersburg, mit dem ich durch die Straßen ging, als das Truppenaufgebot angeschlagen war, konnte nicht genug seinem Bedauern Ausdruck geben, daß nach dem so friedlichen und für ihn völlig erhebenden Verlauf des Streiks nun Militär auf den Schauplatz treten solle. Aber es kam noch besser. Es erfolgte die Verhaftung einiger Gewerkschaftssekretäre und Mitglieder der Arbeiterunion, die Beschlagnahme der Protokolle und endlich das Tollste von allem: das Verbot sozialdemokratischer Versammlungen (während die Bürgerlichen in der Tonhalle tun durften, was ihnen beliebte!) und die militärische Besetzung des Volkshauses in Außersihl.

Ich darf wohl auch hier meine persönlichen Eindrücke wiedergeben. Als ich abends gegen zehn Uhr von diesen Ereignissen vernahm, da klangen sie mir wie ein Märchen. Sofort begab ich mich nach Außersihl. Dort habe ich das zweite, größere Erlebnis dieser Tage gehabt, ein Erlebnis so schmerzlicher Art, wie ich in Bezug auf die Dinge des öffentlichen Lebens noch nie eins gehabt. Vor dem Volkshausplatz galt es halt zu machen, denn da blitzten die Bajonnette. Der weite Platz, mit allen seinen Zugängen, war abgesperrt, kein Durchkommen möglich. Eine nicht sehr große Menschenmenge staute sich vor dem Militärkordon an. Mich überlief eine heiße Flut von Zorn. So weit also waren wir gekommen! Wieder wars mir wie ein Märchen. Und das ließ man sich gefallen? Warum war die Menge so still? Sie *mußte* wohl, denn jede Bemerkung gegen die überirdische Heiligkeit der Militäruniform führte zu sofortiger Verhaftung. Wahrlich, sagte ich mir, unsere Arbeiter sind Lämmer; in den romanischen Ländern und in England und Nordamerika, kurz da, wo die Menschen Temperament haben, ließe man sich solches niemals gefallen. Aber wo sind die Arbeitermassen? Alles still. Aber diese Stille dünkte mich unheimlicher als sogar Aufruhr; denn über dieser Stille schwebte der Dämon des Bürgerkrieges. Diese Tat des Bürgertums wird böse Folgen haben. Wenn Tausende von Arbeitern, die bisher keine Antimilitaristen waren, künftig keine Uniform mehr ansehen mögen, dann soll man sich nicht wundern. Auch ich habe mir darüber aufs Neue meine Gedanken gemacht. In mir ist an jenem Abend etwas gestorben: nämlich aller Stolz auf die Schweizerfreiheit und die Mission der Schweiz. An meinem Schmerze habe ich ermessen wie groß er trotz aller Enttäuschungen doch noch gewesen war. Ich habe an jenem Abend mehr erlebt, als ich aussprechen kann. Andern ist es ähnlich ergangen. Mit blitzartiger Klarheit wurde uns Wahrheit

gezeigt, die wir zwar gekannt, aber doch noch nicht scharf genug erfaßt hatten.

Diese Zürcher Ereignisse sind von der höchsten symptomatischen Bedeutung. Sie zeigen uns die Lage, aus der die Zukunft sich entwickeln wird. Wir wollen versuchen, ihre wichtigsten Züge hervorzuheben.

Eine schmerzliche Ueberraschung ist uns die Abwesenheit sozialen Denkens und Empfindens, die sich bei diesem Anlaß in unserer bürgerlichen Gesellschaft zeigt. Es ist, als ob wir bis jetzt noch keine soziale Bewegung gehabt hätten und unserem bürgerlichen Volk noch keine Gelegenheit geboten worden wäre, über das soziale Problem nachzudenken. Alles, was bei uns und anderwärts über den Sinn der sozialen Bewegung im allgemeinen und die Arbeiterfrage im besonderen geredet und geschrieben worden ist, scheint in den Wind gesät. Wir sind rückwärts, statt vorwärts gekommen. Eine große Zeit findet uns als kleine Philister, ganz wie wenn die Stadtmauern von Seldwyla noch unversehrt stünden. Da versucht man lächerlicher Weise aus dem Streik einen Aufruhr, eine Revolution zu machen. Meines Wissens ist das auch den reaktionärsten Regierungen bis jetzt nie eingefallen. Es gab freilich eine Zeit, wo man jeden Streik für einen Aufruhr hielt, und das ist noch heute die Herzensmeinung der Mehrheit der Bürger und Bauern. Aber an die Oeffentlichkeit wagte sich dieses Urteil doch nicht mehr. Der Generalstreik ist aber nur ein weit ausgedehnter Streik, eine allgemeine Arbeitsniederlegung. Daraus macht man nun bei uns eine Revolution! Ein Streikkomitee, das teilweise aus Ausländern bestanden, habe sich zum Herrn der Stadt Zürich gemacht! Das ist eine Entstellung des Sachverhalts, die nahe an die Lüge grenzt. Niemand hat die Rechte und Kompetenzen unserer hohen Obrigkeiten angetastet. Einen fernen Schimmer von Recht bekommt jene Auffassung höchstens dadurch, daß auch die Trambeamten und andere Staatsangestellte zur Einstellung der Arbeit bewogen wurden.*) Aber auch hier kann es sich höchstens um Widerstand gegen städtische Verordnungen handeln. Um daraus eine revolutionäre Handlung zu machen, muß man schon Philister in zweiter Potenz sein. Darnach wäre ja künftig im lieben Schweizerland jeder, der eine Flasche auf die Straße wirft (was ja meistenorts auch gegen irgend eine Verordnung geht) ein Revolutionär. Ob staatliche Angestellte auch das „Streikrecht" haben oder nicht, ist im übrigen eine Streitfrage. Um dieses Recht wird, wie um so manches andere, gekämpft. Es ist ebenso natürlich, daß der Staat es verweigern, wie daß die Arbeiterschaft es behaupten oder erringen will. Der bürgerlichen Partei wäre es natürlich lieb, einen großen

*) Nicht verwinden können es viele, daß die Laternen der Stadt Zürich am Abend des 12. Juli auf Befehl des Streikkomitees und nicht des betreffenden Beamten angezündet worden seien. Mich dünkt die Hauptsache, daß sie angezündet wurden.

Teil der Arbeiterschaft von der übrigen zu scheiden; wenn jener aber sein Los nicht von dem der Gesamtarbeiterschaft, zu der er gehört, trennen will, so ist er sittlich betrachtet unbedingt im Recht. Auch wenn ein gewisses formales Recht gegen die streikenden städtischen Arbeiter und die sie zum Streik veranlassenden sprechen sollte, so wäre es äußerst kurzsichtig, wenn man in einer Zeit, wo altes Recht, das vielfach Unrecht geworden ist, vergeht und neues werden will, sich so leidenschaftlich auf ein solches formales Recht versteifen wollte. Damit schafft man nicht Ordnung, sondern Revolution.

Uebrigens gehöre ich zu denen, die auch vor dem Wort Revolution nicht erschrecken. Sind wir im „Lande Tells" so weit gekommen, daß Revolution uns als Gipfel alles Uebels erscheint? Ist nicht die Eidgenossenschaft, die Reformation, die neue Schweiz durch Revolution entstanden? Die Putsche und Freischarenzüge des älteren (oder vielmehr jüngeren!) Liberalismus sind ein ganz anders revolutionäres Ding gewesen als ein solcher Generalstreik. Wenn also im Generalstreik wirklich ein revolutionäres Element sein sollte, so würde ich mich fragen, ob es berechtigt sei oder nicht und einstweilen meine sittliche Entrüstung sparen.

Ich will aber Eins zu sagen nicht unterlassen: Wenn bei diesem Anlaß jemand Revolution gemacht hat, dann sicherlich nicht in erster Linie die Arbeiterschaft, sondern das Bürgertum durch das Organ der Regierung. Denn ihre Maßregeln sind weit über alles Recht hinausgegangen. Sie bedeuten schweren Mißbrauch der Machtmittel des Staates zu ungunsten eines Teiles seiner Glieder.

Die sittliche Ordnungsentrüstung unseres Bürgertums entspringt gutenteils der Angst um den Geldbeutel. Man fühlt die geltende Ordnung der Dinge, die die Herrschaft der bürgerlichen Kreise bedeutet, bedroht; daher die Entrüstung. Darum empfinde ich diese als durchaus unwahr. Ich wollte sie gerne gelten lassen, wenn sie sich auch in andern Dingen zeigte; aber sie kommt nur dann zum Vorschein, wenn es gegen die Arbeiter geht. Es ist z. B. bis jetzt nicht möglich gewesen, in Zürich eine Polizeistunde einzuführen. Gerade die Kreise, die jetzt gegen die Arbeiterschaft in Ordnungsentrüstung machen, wären größtenteils dagegen, wenn man den Versuch erneuern wollte. Wie nachlässig werden auch die bestehenden Gesetze über das Wirtshauswesen ausgeführt! Und nun bedenke man, wie viel Zerstörung der Grundlagen jeder menschlichen Gemeinschaft Tag für Tag und namentlich Nacht für Nacht vom Wirtshausleben ausgeht. So läßt man auch die Kinematographen und Varietétheater ruhig ihr Volksvergiftungswerk tun und hegt für die Prostitution ein gar großes Verständnis. Auf die Störung der Nachtruhe scheint in gewissen Quartieren von Zürich ein Preis gesetzt zu sein. Steinreiche junge Ausländer dürfen da Nacht für Nacht ganzen Straßen den Schlaf rauben; da gibt es keine Empörung. Denn mit den Ausländern verhält es sich so: Gegen die sozialistischen

Arbeiter und Arbeiterführer unter ihnen ist beständig ein Geschimpfe — trotzdem ja die Unternehmer sie ins Land rufen und mit ihrer Hilfe ihren Gewinn machen — aber gegen die Ausländer mit dem großen Geldbeutel, gegen jene Herrschaft des Ausländertums, die in der Fremdenindustrie zur Erscheinung kommt, gegen die großkapitalistische Umstrickung der schweizerischen Unabhängigkeit findet man ein freies Wort fast nur in Arbeiterblättern. Darum empfinde ich auch die patriotische Entrüstung gegen die ausländischen Arbeiter als eine Heuchelei! Den Gipfel ersteigt diese Heuchelei in der landesüblichen Verherrlichung des sogenannten Arbeitswilligen, d. h. des Streikbrechers. Dieser erscheint geradezu als ein Hort der schweizerischen Freiheit, als ein neuer Tell. Dieser Tell darf aus Verbrecherkneipen von Berlin und Hamburg stammen! Daß der Kampf des organisierten Arbeiters ein Freiheitskampf ist, davon ahnen diese heutigen Schweizer nichts. Vor diesen Tatsachen wird für mich sittliche Entrüstung, Patriotismus, Frömmigkeit zur idealen Drapierung für die Angst um den Geldbeutel und den Haß gegen die Arbeiterschaft und damit zum Mißbrauch des Idealen.

Damit sind wir auf die zweite Tatsache gestoßen, die mit der ersten zusammenhängt: mit dem Mangel an sozialem Denken und Empfinden geht Hand in Hand Mißtrauen, Verachtung und Haß gegen die sozialistische Arbeiterschaft. Diese traurige Tatsache ist in den letzten Wochen deutlich ans Licht getreten. Auch Leute, deren Bildung und soziale Stellung ein unbefangenes Urteil erwarten ließen, gerieten in eine Leidenschaft gegen die Arbeiterschaft hinein, aus der lang verhaltener Haß redete. Dieser Haß hat eine Ursache, die deutlich genug zu erkennen ist. Man hätte für den Arbeiter ein gewisses Wohlwollen, wenn er hübsch brav wäre, keine Rechte forderte, an seinem Untertänigkeitverhältnis nicht rüttelte. Man begreift auch, daß er etwa mehr Lohn fordert, denn man muß sich gestehen, daß man selber auch lieber mehr nimmt als weniger. Aber wenn er weiter geht und sich als ein Mann benimmt, der so frei ist wie wir — dann große sittliche Empörung! Das ist des Pudels Kern: unsere bürgerliche Gesellschaft beurteilt, ohne es zu wissen, die Arbeiterschaft so, als ob sie eine Art Helotenklasse wäre und bleiben müßte. Ihr Wohlwollen macht da Halt, wo der Freiheitsanspruch des Arbeiters beginnt. Und wenn nun die Sozialdemokratie kommt und gar die heutige Gesellschaftsordnung auf den Kopf stellen will, nämlich so, daß die Arbeit zu oberst kommt und das Geld zu unterst, dann entsteht erst recht eine ungeheure sittliche Empörung. „Solch eine Aufwiegelung und Verhetzung! Zu solchen Ideen wäre unser braver Arbeiter von sich aus nie gekommen, wenn ihn nicht Ausländer verführt hätten!“ Aber wer hat denn die verführt? Meine Herschaften, eure sittliche Empörung kann uns gar wenig ehrwürdig sein! Viel ehrwürdiger ist uns die Empörung gegen eine Gesellschaftsordnung, deren Herrscher nun einmal der Mammon ist, man mag dagegen sagen, was man will.

Die soziale Revolution ist ein Stück Verwirklichung des Programms, das da lautet: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!" In dieser Revolution wohnt die sittliche und religiöse Wahrheit. Ich mute nicht jedem zu, daß er das zugebe, aber ich behaupte, daß wer von diesem revolutionären Anspruch der Arbeiterschaft nichts versteht, über sie so wenig ein Urteil abgeben kann, als etwa der Papst in Rom über den Protestantismus.

Der Großteil unserer bürgerlichen Welt hat kein Herz für die sozialistische Arbeiterschaft. Man traut ihr alles Schlechte zu; man versteht ihr Wollen nicht, sieht ihr Großes nicht, sieht nur ihre Fehler; man kehrt ihr gegenüber die Anweisung des Apostels Paulus im dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes ins Gegenteil um.

Aus dieser Denkweise entspringt auch das Verhalten unserer Regierungen (löbliche Ausnahmen abgerechnet). Diese empfinden sich als Vertreter der bürgerlichen Auffassung. Auch sie trauen der Arbeiterschaft alles Törichte und Schlechte zu. Daraus sind auch die letzten Maßregeln des zürcherischen Regierungsrates zu erklären. Bei gutem Willen hätte er sehen müssen, daß von Außersihl keine Gefahr drohe. Unsere schweizerischen Regierungsmänner sollten mehr Ueberlegenheit, mehr ruhige Mannhaftigkeit und mehr Herz zeigen. Wie — wenn, statt mit Bajonetten und scharfen Patronen zu prunken, ein bürgerlicher Regierungsmann ins Volkshaus hinüber gegangen wäre und sich von den Arbeiterführern das Versprechen hätte geben lassen, daß unbedingt alles in Frieden verlaufe? Welche sittliche Wirkung hätte ein solches Vorgehen gehabt für lange! Lesen wir denn von Niklaus von der Flüh und von Schultheiß Wengi einzig und allein nur deshalb, um, sobald zwischen Eidgenossen ein Zwist entsteht, mit Bajonetten aufzurücken? „Aber ein Zürcher Regierungsrat wird sich doch nicht dazu herablassen, zu diesen Roten nach Außersihl zu gehen?" Nein, ein zürcherischer Regierungsrat ist zu groß dazu, das darf nur ein Minister des englischen Weltreiches tun! Die eidgenössische Demokratie erlaubt das nicht! Diese englische liberale Regierung hat es auch ruhig auf sich genommen, ein mit Streikbrechern beladenes Schiff wieder umkehren zu heißen, weil solcher Import aufregend wirke, bei uns wagt man das nicht, aus lauter Angst, etwas zu tun, was als Begünstigung der Arbeiterschaft erschiene. Man versteht nicht mehr zu regieren, weil es an geistiger und sittlicher Höhe, weil es an Vertrauen und Liebe fehlt, weil wir zu klein geworden sind.

Der Arbeiter soll ein Helot sein. Diese geheime Ueberzeugung tritt nun offen ans Licht. Er soll wieder in diese alte Stellung, die er frech abgeworfen, zurückgedrängt werden. Die wildesten Vorschläge werden gemacht: das Streikpostenstehen soll verboten werden (welches Verbot in der Welt wohl einzig dastünde!), die Vertreter der Arbeiter sollen aus den Behörden heraus; die Polizei muß vermehrt werden; die Sozialdemokratie muß niedergeworfen werden; es soll „Ordnung", d. h. der Arbeiter soll wieder Knecht werden.

So rechtfertigt das Bürgertum nachträglich den Generalstreik. Wenn es von solchen Gesinnungen erfüllt ist, dann hatte die Arbeiterschaft recht.

Das ist die Lage. Sie bedeutet eine schmerzliche Zuspitzung. Was die Sozialdemokratie von unserem Staat, unserem Recht, unserer Moral gesagt hat, nämlich daß sie Klasseneinrichtungen seien, das hat eine überraschende Bestätigung gefunden. Auch das Wort von der „einen reaktionären Masse", die der sozialistischen Arbeiterschaft gegenüberstehe, hat eine erschreckend völlige Geltung gewonnen. Es stehen sich heute zwei Welten gegenüber. Sie befinden sich im Kriegszustand. Es handelt sich nicht mehr um Recht, sondern nur noch um Macht. Wir leben in einem Provisorium. Hoch über dem heutigen Staat, dem heutigen Recht, der heutigen Moral, dem heutigen Patriotismus steht das wirklich Rechte und Gute, das göttlich Rechte und Gute. Dort, nicht in den heutigen Formen, die es ausdrücken sollen, ist es zu finden, von dorther ist es zu holen.

Und die Religion? — So viel ist klar, daß unsere offizielle Religiosität völlig versagt. Wo sind unsere Kirchen? Und mehr als das: wenn in den Gemeinden Neigung und Fähigkeit vorhanden wäre, die menschlichen Dinge in der Tiefe zu erfassen, wenn ein religiöses Verpflichtungsgefühl vorhanden wäre, dann wäre diese flache und selbstbetrügerische Art, mit dem sozialen Problem fertig zu werden, nicht möglich, dann müßten wir größere Gedanken und größere Menschen haben. Dann wäre wohl auch der Generalstreik nicht entstanden. Unsere heutige Lage ist ein Fiasko unserer Kirchen und unseres Christentums. Unsere Gesellschaft ist bis ins Innerste verstimmt, vermutlich, weil sie gottlos geworden ist — womit nicht theoretischer, sondern praktischer Atheismus gemeint ist. Die Bajonette und scharfen Patronen, die die Ordnung in Zürich herstellen sollten, bedeuten Bankrott, namentlich religiösen Bankrott.

Und was sollen wir nun tun?

Die nächstliegende Antwort ist, daß wir den Streitenden Frieden und Versöhnung predigen sollen. Ich glaube aber, daß diese Predigt unter das Gericht über die Propheten fiele, „die da Frieden predigen, wo doch kein Friede ist." Frieden kann es nur geben, wo die Lebensordnungen der Menschen auf dem rechten Grunde stehen. In einer Gesellschaft, die sich soweit von der Wahrheit weg verirrt hat, wie die unsrige, kann kein Friede sein, sondern nur Verstörung. Darum müssen wir vielmehr mit größerer Kraft und größerer Entschlossenheit als bisher eine völlige Umkehr fordern, eine neue Begründung unserer menschlichen Gemeinschaft, die eine neue Gesellschaftsordnung einschließt. Wir müssen nun erst recht die Wahrheit, die durch die soziale Gährung unserem Geschlecht nahe gebracht werden soll, mit neuer Macht verkündigen. Jetzt ist so wenig die Zeit für eine weiche Friedensstimmung, daß vielmehr Schroffheit von uns verlangt wird, Schroffheit im

Einstehen für das, was wir als recht erkannt haben. Es kommt darauf an, daß jetzt ganze Menschen da sind, an denen die Wahrheit in ihrem herben Ernst sichtbar wird. Es muß zu einem Durchbruch, zu einer Entscheidung kommen. Eine neue Generation von Männern und Frauen muß erstehen, die den Mut und die Freudigkeit hat, auf neuen Grund zu bauen. Es ist mir aber gewiß, daß das nicht geschehen kann, ohne eine religiöse Erneuerung, die die Gemüter im Innersten von der Herrschaft der heutigen Ordnungen befreit und ihnen die Lust und Kraft für einen neuen Weg gibt.

Darum hat diese Zuspitzung der Lage für uns letztlich doch nichts Bedrückendes, im Gegenteil, wir freuen uns darüber. Es ist immer gut, wenn Klarheit wird. Darob mag es bei Vielen zu einem Erwachen kommen. Es ist auch gut, wenn in die von so vielen Miasmen erfüllte Atmosphäre unserer Zeit die Stürme Gottes fahren. Wir segnen den Kampf, wenn um des Kampfes würdige Dinge gekämpft wird. Er wird uns aufrütteln aus Sinnlichkeit und Eitelkeit, uns neue Gesundheit bringen. Das Erdbeben wird die verschütteten Quellen der Tiefe zum Fließen bringen. Wir gehen getrost in die kommenden Stürme hinein, denn wir wissen, in wessen Dienst sie stehen.

L. Ragaz.

## II.

Der Generalstreik ist in Zürich Tatsache geworden. Seit Jahren hat man in den Gewerkschaften darüber gesprochen, mitunter auch mit Verwirklichung gedroht. Gerade diese Drohungen machten aber den Bourgeois sicher und ließen in ihm wenig Furcht aufkommen, daß in absehbarer Zeit eine energievolle Arbeiterschaft seine Beschaulichkeit stören könnte. Und plötzlich ist alles anders geworden. Die Empörung unter der Arbeiterschaft ist nicht allein wegen des Streikpostenverbotes ins Grenzenlose gestiegen, sie war schon lange genährt durch den Import eines frechen Berufsstreikbrechergesindels und über den Schutz, den diese Verbrecherprovokateure bei Polizei und Regierung gefunden. Der Generalstreik soll das äußerste Machtmittel der organisierten Arbeiterschaft sein und nur aus recht schweren Ursachen entstehen. Wir hätten schon eher Ursache zum generalstreiken gehabt, aber noch nie ist das Gefühl der Unterdrückung in den Herzen der zürcherischen Arbeiterschaft so tief und so mächtig gewesen, und dieses Gefühl war nicht mehr, weder durch freundliche Worte noch durch theoretische Abhandlungen, zu besänftigen. Es mußten die Gefühle der Bedrängten zum Ausbruch kommen.

Als in der Delegiertenversammlung der Arbeiterunion vom 2. Juli der Antrag zum Generalstreik fiel, hätte man zwar mit Bestimmtheit die Verwirklichung nicht voraussagen können. Die Idee fand aber bei der übrigen Arbeiterschaft feurige Unterstützung und als am 11. Juli gegen Mitternacht die letzten Berichte der inzwischen von

den Organisationen abgehaltenen Versammlungen einliefen, da war für den Generalstreik nur noch der formelle Beschluß der Vorstände- und Delegiertenversammlung notwendig. Da war ein erfreuliches Bild freier Aussprache zu sehen und es darf und muß gesagt werden, daß unsere Schweizergenossen in der Debatte nicht hinter den Ausländern zurückstanden. Freudig sind die Ja abgegeben worden, ebenso unbeeinflußt und ohne Erbitterung die Nein. Unterdessen hatte sich eine ungeheure Menschenmenge um das Volkshaus gesammelt und als kurz nach zehn Uhr das Resultat der geheimen Abstimmung zur Kenntnis auch der draußen Harrenden gelangte, da löste sich ein tausendstimmiger Jubelruf. Das war kein Signal zum Aufruhr, sondern ein erhebender Ausdruck einer selbstbewußten, aber sich gedrückt fühlenden Arbeiterschaft. Ernsthaft wurden die erforderlichen Maßnahmen besprochen, von der Arbeiterschaft größte Ruhe und Enthaltsamkeit vom Alkohol gefordert. Ein glänzenderes Zeugnis ist der schweizerischen Abstinenzbewegung wohl noch nie ausgestellt worden. Und wie sicher hat die „Unverantwortliche Nebenregierung vom 12. Juli 1912", bei der zürcherischen Arbeiterschaft „Vorstand der Arbeiterunion" genannt und mit den Wägsten und Besten besetzt, ihre Truppen geführt. Mit den wenigen Ausschreitungen darf nicht der Konto der organisierten Arbeiterschaft belastet werden, verurteilt sie doch selbst die Ausschreitungen aufs schärfste. Wo der Versuch gemacht wurde, die Arbeitswilligen von der Notwendigkeit ihres Anschlusses an den Generalstreik zu überzeugen, geschah das nirgends auf provokatorische Art und Weise, auch wenn der Ernst der Situation dabei gebührend zum Ausdruck kam. Die Arbeiterwirte einzig wurden aufgefordert, ihre Wirtschaften zu schließen. Ein Feind der Arbeiter, wer ihnen heute Alkohol verabreicht! (Wir sind eben noch nicht so weit wie unsere Genossen in Norwegen.) Ruhig und imposant ist auch der Demonstrationszug verlaufen. Wenn hier noch etwas den Bourgeois beunruhigen konnte, so mußte das die Sympathiekundgebung der auf dem Kasernenhofe stehenden Gotthardtruppen sein. Genossen im Wehrkleide! —

So ruhig wie das Stadtbild in seiner Feiertagsstille war, so ruhig hat die Demonstration am 12. Juli ausgeklungen, abgelöst durch eine Demonstration der Arbeitgeber, mit der zweitägigen Aussperrung, zu deren Ausführung ein Regiment Soldaten aufgeboten wurde. Wir wollen nicht behaupten, daß Aussperrung und Militäraufgebot uns kühl gelassen haben, aber mit einer wohldisziplinierten Arbeiterschaft schien es nicht sonderlich schwer, auch während des Belagerungszustandes mustergültig durchzukommen. Freilich waren die vorgenommenen Verhaftungen und Hausdurchsuchungen nicht imstande, die tief empfundene Empörung in den Herzen der Arbeiterschaft zu stillen, umso weniger, als jene schweres Familienunglück im Gefolge hatten. Frauen von verhafteten oder bedrohten Männern sind irrsinnig geworden, weil sie gar zu gut wußten, daß ihre Männer keines Vergehens fähig sind. Sicher ist auch, daß die Verwendung des Militärs gegen die Arbeiter-

schaft, gegen den sogenannten innern Feind, bei einem großen Teile der Militärpflichtigen ein widerliches Gefühl erzeugt hat, das weit absteht vom Begriffe „Ehrenkleid der Nation".

Doch die Soldaten hatten nichts zu tun. Sie waren froh, als die recht langweiligen Tage ihr Ende erreicht hatten, um wieder friedlicher und nutzbringender Arbeit Platz zu machen. Inzwischen hat nun die Regierung die Piquetstellung aufgehoben, die Ruhe ist also auch offiziell wieder hergestellt.

Aber auf der Straße liegen Opfer. Die Ausgewiesenen! Und warum? Weil sich die Werte schaffenden Arbeiter erlaubt haben, an einem ihnen beliebigen Tag die Arbeit ruhen zu lassen. Für die Erkenntnis, daß die Arbeiterschaft die Kulturgüter schaffe und auch ein Anrecht darauf habe, müssen ihre Vertreter mit den Familien verstoßen werden. Und da heuchelt man noch vom Adel der Arbeit, während die übergroße Mehrheit der Besitzenden und Gebildeten den Handarbeiter, er mag ihnen geistig noch so ebenbürtig sein, als etwas Inferiores betrachtet, als Objekt. Wir wissen es.

Der Generalstreik ist ein größeres und denkwürdigeres Ereignis geworden, als man je zuvor gedacht hat. Er hat Opfer gekostet, aber er hat die Herzen der Arbeiterschaft im ganzen Lande einander näher gebracht und in Tausende von Köpfen Licht gebracht, Licht und neuen Zukunftsglauben!

* * *

## III.

Es war ein denkwürdiger Freitag, jener 12. Juli, an dem der Generalstreik zur Tatsache geworden war. Keine Tramglocke weckte den ruhigen Schläfer, vergebens wartete hier und dort ein Trüpplein Arbeiter und Angestellter auf Fahrgelegenheit. Sonntagsruhe lag über der Stadt. Kein Auto, keine Droschke, kein Lastwagen, kein rasselndes Fuhrwerk störte die Morgenstille. In ihren Sonntagsgewändern erschienen bald die Arbeiter in allen Gassen. Es lag ein gewisser feierlicher Ernst auf ihren Zügen. Sie waren sich der Tragweite und Bedeutung des Tages wohl bewußt. Ob 16,000 Männer an einem heißen Julitag die Schenken meiden konnten! Stürmisch verlangten die umherziehenden Italienertrupps den Schluß der Läden und Wirtschaften. Und die Wirte parierten. Noch um sechs und sieben Uhr abends waren die meisten geschlossen. Wohl stahlen sich da und dort einige durstige Genossen durch eine Hintertür in eine Kneipe, wohl öffneten diese ihre Tore am Abend, aber noch um zwölf Uhr nachts konnte man sich bei einem Gang durch die Lange Gasse davon überzeugen, wie unnötig jede Einmischung von Polizei und Behörden sei.

Einige Aufläufe, das Umstürzen eines Gemüsewagens, das Ausspannen von Pferden kommen kaum in Betracht. Von der gleichen

musterhaften Disziplin war auch der Demonstrationszug. Er mußte auf viele Unbeteiligte Eindruck machen: in ziemlich langsamem Tempo zogen die endlosen Scharen in geordneten Reihen wortlos in stillem Ernst dahin.

Als ich nach zwölf Uhr heimkehrte und mich zur Ruhe legte, konnte ich keinen Schlaf finden. Ich hatte das Gefühl, einen bedeutungsvollen Tag erlebt zu haben. Obwohl ich kein Freund des Generalstreiks war, hatte mir die musterhafte Durchführung zu denken gegeben.

War das das Werk einiger ausländischer Schreier, waren das die jungen unreifen Burschen? Wenn ein einheitlicher Wille der gesamten Arbeiterschaft so maßvoll, so diszipliniert und darum so imponierend zum Ausdruck kommt, so ist es für den unbeteiligten, denkenden Zuschauer wohl der Mühe wert, nach den Gründen zu fragen. Können wir, die wir nicht bei kärglichem Lohn arbeiten müssen, uns genügend hineindenken in das Empfinden des Arbeiters? Ich zweifle daran. Auch wenn wir uns Mühe geben, sind wir nicht imstande, ganz mit jenen Tausenden zu fühlen, die jeden Abend, wenn sie müde von ihrer Arbeit nach Hause kehren, die ganze Last ihres kümmerlichen Daseins aufs neue fühlen müssen. Die Kinder springen dem Vater nicht jubelnd entgegen, sie sind im „Hort" oder in der „Krippe". Die Frau bereitet ihm nicht einen freundlichen Empfang, sie ist als Putzerin auswärts beschäftigt. „Oh, wann werde ich einmal soviel Lohn haben, daß diese elende Zersplitterung der Familie aufhört? Nur ruhig, mein Herz. Nächste Woche treten wir ja in eine Lohnbewegung. Dann wirds bald besser. Ob die Herren wohl nachgeben werden? Wenn sie ein Herz im Leibe haben, so müssen sie doch begreifen, daß wir mit unseren armseligen Löhnchen nicht bestehen können. Wenn der Streik nur nicht allzulange dauert. Die Kinder können eine noch schmälere Kost ohne Nachteil nicht lange ertragen und mein armes Weib sieht seit ihrem letzten Wochenbett noch recht elend aus. Sie wird auch jetzt, wenns losgeht, jeden guten Bissen zurückbehalten. Oh, ich darf es ihr fast nicht zumuten, mitzumachen, und doch, sie ist ein wackeres Weib. Sie wird unter Tränen einwilligen." Und so ists auch geschehen!

Tapfer haben sie sich in die schmalen Zeiten gefunden, doch der Streik dehnt sich in die Länge. Jetzt nur nicht nachgeben. Vielleicht noch 14 Tage, dann haben wirs gewonnen. Noch einmal werden die Portionen am Tisch kleiner, und immer Suppe und Brot, Kaffee und Brot. Fast will es ihn gereuen, mitgemacht zu haben. Die bleichen Kindergesichter tun ihm leid. Doch er will und darf nicht Verräter werden an einer guten Sache. Und immer wieder malt er sich im Geiste die bessern Zeiten aus, wenn er mit seinen Brüdern ausgehalten hat und der Streik gelungen ist.

Bei diesem innern Kampf trifft ihn wie ein Schlag die Nachricht, daß aus dem Auslande eine große Zahl von sogenannten Arbeitswilligen, das heißt Streikbrechern, auf Bestellung der Unternehmer

geliefert worden sei. Bereits haben sie ihre Arbeit angetreten. Kann sich der Leser vorstellen, was in unserm Manne vor sich geht? Wirst du ihn begreifen und verstehen? Er, der sonst so ruhig seines Weges ging, der so freundlich mit seinen Kindern spielen konnte und den jüngsten Schreihals mit fast mütterlicher Sorgfalt auf den Armen wiegte, er kennt sich selber nicht mehr, er ist wie verwandelt. Zorn und Haß erfüllen ihn jetzt. Für was hat er nun sechs Wochen gehungert mit seiner Familie? Nun ist es nichts mit all' seinen Hoffnungen und Träumen. Am Ende kommt er noch ganz von seiner Stelle. O die verd . . . . Streikbrecher! Die Kerls will ich mir doch mal ansehen. Und er stürmt zum Hause hinaus auf die Arbeitsstätte. Unterwegs ist er nicht lange allein. Hier stößt er auf einen Kameraden, dort auf einen andern, bald sind sie ein ganzer Trupp. Sie brauchen nicht zu sagen, wohin sie gehen. Das Wort „Verrat" ist auf aller Lippen! Jetzt machen sie unter den Fenstern einer Firma Halt. Am untern und obern Ende des Hauses stehen schon andere, auf der Straße und auf den Trottoirs wimmelt es von Neugierigen. Jetzt öffnet sich die Werkstätte, es ist Feierabend. Nun kommen sie heraus, die Arbeitswilligen. Es gibt grimmige Blicke, harte Worte. Rede und Gegenrede wird schärfer, aber es kommt zu keinen Tätlichkeiten. Die Szene wiederholt sich jeden Tag, morgens und abends. Da und dort stehen einige Polizisten, sie haben nichts zu tun. Kein Angriff, keine Prügelei.

Und die Streikbrecher? Dort fahren sie sechs Mann hoch im Auto bei einer Wirtschaft vor. Sie sind die Herren der Situation. Sie höhnen die Streikenden. Da sammeln sich die Arbeiter vor der Schenke. Der Wirt will keinen Krawall riskieren. Er bittet die „Arbeitswilligen" heimzugehen. Nur mit Widerwillen geben sie nach. Sie werden langsam hinausbugsiert. Da fällt ein Schuß! Die Kugel eines Streikbrechers. Hier stürzt einer getroffen, dort flieht der Täter, von der Menge verfolgt. Aehnliche Szenen wiederholen sich an andern Orten. Die Importierten belästigen in betrunkenem Zustande Passanten mit Bierflaschen auf die gröbste Weise. Sie erlauben sich Gemeinheiten gegenüber Arbeiterinnen. Sie drohen mehrfach mit Revolvern. Wieder wird von einer Schießerei berichtet. Nun bestätigt sich das Gerücht, daß unter diesen Leuten ganz zweifelhafte und vorbestrafte Elemente seien, zum Teil ohne genügenden Schriftenausweis.

Gibt es keine unparteiische Macht, die hier ordnend eingreift? Alles schaut erwartungsvoll auf unsere Behörden. Sie haben eine Antwort gegeben, aber eine solche, welche das Maß der Erbitterung bei den Arbeitern voll machen mußte. Nicht gegen die eigentlichen Störenfriede, die Streikbrecher, richtete sich die Maßregel, sondern gegen die ruhig streikenden Arbeiter. Ein Streikpostenverbot zu einer Zeit, wo die Arbeiter musterhafte Disziplin hielten, mußte von der gesamten Arbeiterschaft als eine Parteinahme der Regierung zu gunsten der Unternehmer empfunden werden.

Was sollten sie nun tun? Versammlungen halten und Reden anhören? Einen Demonstrationszug machen? Kalt lächelnd schreitet die Oeffentlichkeit darüber zur Tagesordnung. Es mußte eine Kundgebung sein, an der die Stadt nicht gleichgültig vorbeigehen konnte. So wurde der Generalstreik beschlossen. Er war ein Protest gegen jene parteiische Maßnahme, die der Arbeiter wie einen furchtbaren Peitschenhieb empfunden hatte. Der Generalstreik ist ein zweischneidiges Schwert, aber jedenfalls hat die Art der Durchführung manchen vorherigen Gegner anders gestimmt. Und mich dünkt, es hätten viele eine Freude haben sollen an der musterhaften Disziplin, an den geschlossenen Wirtschaften, an der stillen Streiknacht.

Aber nein, ganz Zürich war empört, beleidigt. Jedermann nahm den Generalstreik als eine persönliche Kränkung. Sicherlich nicht, weil man nun zu Fuß gehen und an dem heißen Julitag einige Schweißtropfen vergießen mußte. Aber daß es die Arbeiter gewagt hatten, der Gesamtheit ihren Willen zu diktieren und daß sich der Bürger machtlos fügen mußte, das ist der tiefste Grund der nervösen Gereiztheit unserer Stadt. Wir haben alle ein sehr empfindliches Ehrgefühl, das gerade da am stärksten reagiert, wo es sich um die Verkürzung eines Rechtes in unserem Berufe handelt. Ganz so empfindet der Arbeiter. Am empfindlichsten aber sind wir, wenn die Lohn- oder Salärfrage in Betracht kommt. Da läßt Keiner mit sich spassen. Soll sich der Arbeiter nun ruhig gefallen lassen, daß ihm durch ein Streikpostenverbot die ganze Hoffnung eines erfolgreichen Streikes vereitelt wird? Soll er ganz still sein und seinen Mund nicht auftun, alles dulden und tragen und mit seinem Lohne, wenn er auch noch so kärglich ist, zufrieden sein? Alles hat seine Zeit, wie der Prediger Salomo sagt, auch das Dulden. Aber vielleicht ist jetzt Kampfeszeit für ihn und wie, wenn auch das Kämpfen eine Tugend und eine Pflicht für ihn wäre? Aber die will man nicht anerkennen. Ganz andere Qualitäten sind bei euch, ihr Herren, im Ansehen.

Ach, wir wissen es schon! Ihr verlangt Ehrerbietung, Demut und Höflichkeit. Dieses Pensum soll der Arbeiter sein Leben lang studieren. Gewiß hohe Eigenschaften. Aber sie bleiben doch nur der Ausdruck einer kastrierten Sittlichkeit, wenn die Tugenden eines freien, männlichen Charakters fehlen. Zu diesem gehört vor allem die freie Selbstbestimmung, die unbedingte Selbstachtung. Das sind Vorzüge, auf die ihr bei euerer eigenen Person den allergrößten Wert legt.

Beim Arbeiter nicht. Da fürchtet ihr sie. Weil ihr ihm diejenigen Rechte nicht einräumen wollt, die ihn dazu erziehen. Der Theorie nach gebet ihr ohne weiteres zu, daß die freie Selbstbestimmung Grundlage einer starken sittlichen Persönlichkeit ist, aber im Praktischen ist es euch nicht ernst damit. Ihr gönnet ihm ja nicht einmal das Organisationsrecht. Eure größten Firmen, Gebrüder Sulzer, Brown, Boweri & Cie., Bally und a. m. unterdrücken jede freie Regung in dieser Richtung.

Freie Selbstbestimmung! Ihr räumt sie dem Arbeiter da ein, wo er sie nicht üben kann, wo ihm der schmale Lohn jede Möglichkeit einer freien Entfaltung seiner Persönlichkeit nimmt. Er hat Schönheitssinn, kann er ihn etwa in einer ordentlichen Wohnung befriedigen? Eines seiner Kinder besitzt hohe Fähigkeiten, aber er kann sie nicht ausbilden lassen. Wie manche Stunde unerträglichen Seelenschmerzes machen nun Vater und Mutter mit dem Kinde durch. Freie Selbstbestimmung! Eine Lächerlichkeit beim Gedanken an den Arbeiter unserer Tage. Ueberall Beschränkung, überall Hemmnisse, wenn er sich entfalten will. Und wenn er in Freude einmal aufjubelt, wenn er sich frei und gesund fühlt, so grinst ihn bald genug die Fratze der Not wieder an. Die tägliche Sorge läßt ihn nicht zu sich selber kommen.

Es gibt nur einen Ort, wo er freier aufatmet und wo er sich zeitweise vergessen kann: die gewerkschaftliche und politische Vereinigung mit seinen Genossen. Gehoben und getragen von der ganzen Bewegung, von den Tausenden von Kameraden, die mit ihm für eine Befreiung von Seele und Leib kämpfen, fühlt er sich hier stark und groß. Hier ist ihm die Freiheit verheißen, nach der er sich sehnt. Für sie bringt er seine monatlichen Beiträge, für sie ist kein Opfer zu groß, für sie entschließt er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zum Streik. Heilig ist ihm darum der Kampf um die Verwirklichung seiner Ideale.

Nun soll er nicht mehr kämpfen. Berufsmäßige, importierte Streikbrecher, Streikpostenverbot, Maßregelung auf allen Seiten! „Will man uns etwa mit Gewalt einschüchtern und unsere Hoffnungen und Ziele für eine neue Welt rauben?“ Es hat wirklich den Anschein. Gerade auf dem Gebiet, auf dem allein der Arbeiter ein Ideal pflegen, Mut und Hoffnung für die Zukunft schöpfen und etwa auch einen kleinen Erfolg erringen kann, will man ihn nicht gelten lassen, verkürzt und beschneidet man sein höchstes Gut, seine Freiheit.

Ihr allein wollet verfügen und befehlen, ihr Herren. Ihr setzet den Lohn fest, ihr bestimmet die Arbeitszeit, ihr verhänget Bußen und Abzüge. In eurer Willkür liegt die Anstellung und Entlassung von Tausenden, deren Existenz dadurch allein schon in eine fast sklavische Abhängigkeit von euch gestellt ist. Ist es recht, daß ihr freien Männern auf dem Feld der Arbeit, dem einzigen, das die kapitalistische Wirtschaftsordnung dem Arbeiter nicht hat rauben können, das Mitbestimmungsrecht versaget?

Ist es nicht genug, daß der Arbeiter durch die bis ins kleinste gehende Arbeitsteilung vielfach entwertet und entwürdigt wird, daß ihm die Freude an dem schöpferischen und künstlerischen Schaffen, das in jedem selbständig begonnenen und vollendeten Meisterstück liegt, durch unser Fabriksystem endgültig geraubt wurde? Soll er nun auch noch auf jedes Recht der Mitsprache in seinem ganzen Lohn- und Anstellungsverhältnis verzichten? Muß er sich denn auch hier jede Betätigung seiner Freiheit und Selbständigkeit versagen? In all euren

Verordnungen und Maßnahmen spricht derselbe Wunsch und derselbe Geist: den Arbeiter als ein unselbständiges Werkzeug, als ein bloßes Mittel zum Zweck der Kapitalvermehrung zu gebrauchen und zu belassen.

Nun aber erschreckt euch in dieser eurer Tendenz der machtvolle und unbeugsame Wille der Arbeiterschaft, welcher kategorisch und immer stürmischer ein Mitbestimmungsrecht überall da fordert, wo er mit seiner Hände Arbeit die Gesellschaft bauen und erhalten hilft. Der ganze Kampf dreht sich durchaus nicht nur um den Lohn, sondern ebenso sehr um die Würdigung der Persönlichkeit des Arbeiters, welche in diesem Verlangen zum Ausdruck kommt. In dem Kampf, den wir hinter uns haben, auch im Generalstreik, tritt ein gewisser berechtigter Trotz und Stolz des Arbeiters zu Tage, der auch in seiner primitivsten Form Charakter verrät.

Das übersehen unsere Gegner vollständig.

Die Zeiten des absoluten Herrentums sind endgültig vorbei; das scheinen aber gerade unsere Fabrikanten in der Schweiz am wenigsten einsehen zu wollen. Sie rufen schneller als irgendwo im Ausland nach Militär und Ausnahmegesetz, sie wehren sich gegen Tarifverträge und Organisation, — — Einrichtungen, welche in unseren Nachbarstaaten in viel weiterem Umfange Anerkennung gefunden haben. Ein Beweis, daß in unserem kleinen, demokratischen Staate, wo die Gegensätze noch nicht so groß sind, das ganze Denken der Bürger einem Fortschritt in dieser Richtung besondere Schwierigkeiten bereitet. Das wird einem unter anderem klar, wenn man die neueste Resolution der liberalen Partei des Kantons Zürich durchgeht. Da ist von einer Verstärkung der staatlichen Machtmittel und von einer Ergänzung der bestehenden Gesetze die Rede, natürlich zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Ist es nicht merkwürdig, daß diejenigen, welche sich über die Gewaltmittel der Arbeiterschaft empören, sich ganz auf die Macht und Gewalt, sei es der Gesetze, der Polizei oder des Militärs verlassen? Sie behaupten einen Ideenkampf rein geistiger Art zwischen Sozialismus und Kapitalismus zu wünschen. Auch unsere Christen und Idealisten ließen sich eine stille Anhängerschaft eines ideellen Sozialismus wohl gefallen. Nun er aber in anderen Formen sich bloß die Machtmittel des Kapitalismus zu eigen macht, so schreien sie: „Gewalt."

Man kann es bedauern, daß die Sozialdemokratie den Machtmitteln des Kapitalismus und des Staates wiederum Machtmittel, und nicht eine höher geartete Taktik entgegenstellt. Aber jedenfalls hat eine Gesellschaft nicht das Recht, sich darüber zu beklagen, welche bei ihren Repressalien auf eine so leichtfertige Weise, wie dies hier geschah, das Militär kommen läßt. Macht gegen Macht, Gewalt gegen Gewalt. Die Arbeiterschaft wird vom Staat auf diese Mittel aufmerksam gemacht und für sie förmlich erzogen.

Aber noch eine andere bedenkliche Lehre hat die Regierung durch

das Militäraufgebot dem Arbeiter gegeben. Der Unternehmer winkt und die Soldaten sind da. Oder was hatte die Regierung für ein Interesse, den Anschein zu erwecken, als handle es sich in Zürich um einen Aufruhr? Es war alles ruhig. Hat der Arbeiter so Unrecht, wenn er von Klassenstaat und Klassenregierung redet? Die Arbeiterbewegung sollte durchaus diskreditiert werden. Wenn Militär notwendig ist, dann muß es in Zürich bedenklich stehen. So urteilt jedermann. Darauf hat man spekuliert und nicht umsonst. Die Berichte von Landblättern atmeten einen giftigen Haß gegen alles was Arbeiter oder sozialistisch heißt, daß man erschrecken mußte. Neben diesen hetzerischen Tiraden darf sich das „Volksrecht" noch sehen lassen. Die Gesellschaft, die gesamte Presse stempeln eine Protestkundgebung zum Aufruhr. Der Mensch wird aber das, wofür man ihn hält: so züchtet man nicht Sozialdemokraten, sondern Anarchisten.

Da die Arbeiterschaft eine so tadellose Haltung bewahrte, so mußte das Militär vorerst den Eindruck einer ungeheuer lächerlichen Komödie machen. Auch die Art der Durchführung war dementsprechend. Der Helvetiaplatz und das Volkshaus waren die Theaterbühne. Jetzt jagen die Soldaten im Laufschritt die Leute auseinander. Niemand weiß warum. Eben sprengen drei Offiziere zu Pferd in die Menge. Man schaut sich erstaunt an: es ist kein Anlaß dazu, es ist nichts geschehen. Gegen Abend wird mit zwei Kompagnien der Platz gesäubert, d. h. die friedlich umherstehenden Leute werden mit Gewalt auseinandergesprengt. Kein Mensch kann einen Grund angeben. Abends waren von 8 Uhr an bis Mitternacht die sechs Straßenzugänge zum Helvetiaplatz militärisch abgesperrt. Konnte jemand die absolute Notwendigkeit seines Durchmarsches genügend begründen, so wurde er in Begleitung eines Soldaten mit geschultertem Gewehr an das andere Ende geleitet! Eine in das Telegraphenbureau (das im Rayon des abgesperrten Gebietes liegt) zu tragende Depesche wurde vom diensttuenden Offizier abverlangt und auf seinen verdächtigen Inhalt geprüft. Also Militärdiktatur im Belagerungszustand. Fürwahr, eigentümliche Lektionen, die da erteilt werden.

Macht und Gewalt! Diesen Charakter trägt auch die Aussperrung an sich. Sie zeigt uns das Herrentum in seiner ganzen Blüte. Hatten die Arbeiter einen Tag gestreikt, so wurden sie nun für zwei weitere ausgesperrt. Also doppeltes Strafmaß. Ist das Charakterstärke? Wahre Größe erzieht durch Milde. Hier aber ist jeder Funke von Güte und Freundlichkeit ausgelöscht. Hier ist keine Spur von Verstehen und Begreifen der Arbeiterseele.

Ihr Herren, wißt ihr nicht, daß aufgepflanzte Bajonnette und scharfe Munition, daß euer Hohngelächter am Tage der Aussperrung langsam und sicher die letzten Gefühle der Sympathie auch in denen ersticken, die bis jetzt noch mit einiger Treue euch ergeben waren? Ihr bestehet auf einem patriarchalischen Fabriksystem, in welchem gegenseitiges Vertrauen die Grundlage bildet, aber ihr machet es gleichzeitig

dem Arbeiter unmöglich, den Glauben an euer Wohlwollen aufrecht zu erhalten, ihr brechet die letzten Beziehungen ab zwischen Arbeiter und euch.

Wo will das hinaus, wenn sich Arbeiter und Herren immer mehr wie zwei feindliche Heere gegenüberstehen? Das ists, was uns bewegt. Noch schlimmer, wenn dieser Gegensatz in seiner Schärfe unser ganzes Volksleben durchzieht. Es ist bereits so, daß man die feindlichen Lager in jedem Geschäft, in jedem Verein wahrnehmen kann. Wir wissen wohl, daß an dieser Situation auch unsere Sozialdemokratie mitschuldig ist. Sie ist oft maßlos in ihrer Kritik, und bei ihren Lohnbewegungen machen die Genossen oft in stürmischer und brutaler Weise ihre Forderungen geltend. Aber wenn man Entgegenkommen und Verständnis erwartet, so zuerst von der Seite, wo man die höhere Bildung und die gute Erziehung für sich in Anspruch nimmt. Wir laden darum die Verantwortung hauptsächlich auf die besitzenden und gebildeten Klassen. Sie müssen in viel weitgehenderem Maße eingehen lernen auf die Bedürfnisse und Empfindungen des Arbeiters. Wenn man seine Not versteht, so wird einem auch seine Verbitterung, sogar ein Generalstreik verständlich. Dazu bedarf es allerdings eines ernsten Willens, sich von seiner Standeseingenommenheit und seinen Vorurteilen loszulösen, von denen das ganze Denken umsponnen und gefangen ist. Ob dieser Wille da ist? Vielleicht kommt bei nüchterner Ueberlegung doch Manchem die Einsicht, daß aufgepflanzte Bajonnette und scharfe Munition und Hohngelächter bei der Aussperrung eine Drachensaat sind, die furchtbare Früchte zeitigen kann.

E. Tischhauser.

---

# Ueber die wachsende wirtschaftliche und politische Bedeutung des heimischen Bauernstandes.*)

Die Nationalratswahlen liegen hinter uns. In den größern Städten unseres kleinen Vaterlandes, in dem Industriekanton Neuenburg zogen tausende und abertausende von Arbeitern und Städtern in den Kampf mit der Losung: Nieder mit dem Lebensmittelwucher! Fünfzehn Sozialdemokraten sind in den neuen Rat eingezogen, Leute, die ihren Sessel sicher zum guten Teil dem Umstand zu verdanken haben, daß ihre Partei die Lebensmittelteuerung in geschickter Weise auszunützen verstanden hat. Es liegt mir ferne hier Parteipolitik zu

*) Vortrag gehalten am 17. Dezember 1911 in einer Versammlung der landwirtschaftlichen Genossenschaft Burgdorf-Kaltacker.

treiben und ein Sündenregister der sozialdemokratischen Partei aufzustellen; denn ich habe mir nicht politische Verhetzung zur Aufgabe gestellt. Es ist mir vorerst nur darum zu tun, den schroffen Gegensatz zwischen Bauer und Arbeiter festzustellen, der sich in den letzten fünf Jahren infolge der steigenden Lebensmittelpreise bedeutend verschärft hat, und der dem Wahlkampf des letzten Herbstes sein ganz besonderes Gepräge verlieh. Unter der Losung: „Nieder mit den Lebensmittelzöllen, nieder mit der heutigen Zollpolitik" ist die Schlacht geschlagen worden. Es hat sich auf beiden Seiten ganz bedenklicher Haß, wilde, politische Leidenschaft aufgespeichert. Nur diesem Umstand können wir's zuschreiben, daß im Kanton Neuenburg der Antimilitarist Naine mit auffallendem Mehr gewählt worden ist.

Die Presse hat natürlich auf beiden Seiten ihr Möglichstes geleistet. Unserm Bauernstande sind die Sünden wohl noch nie so scharf und unerbittlich vorgehalten worden. Sein Verbandssekretär ist selbstverständlich die Antwort nicht schuldig geblieben. So hat sich während der letzten Wahlkampagne die Kluft zwischen Arbeiter und Bauer, die längst schon jedem Volksfreund zu ernsten Bedenken Anlaß gab, wieder in besorgniserregender Weise geweitet, und es scheint eine Verständigung zwischen den beiden feindlichen Brüdern ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Sagen wir es offen heraus: es gibt gewisse Parteiführer, die gar kein Interesse am Frieden und einem Sichverstehen haben. Die Massen müssen mit allen Mitteln in Gährung und Aufregung erhalten werden. Für sie stehen machtpolitische Fragen im Vordergrund. Es gibt deren genug, die nicht fischen können, es sei denn im Trüben, Demagogen und Popularitätshascher, die nach billigen Augenblickserfolgen jagen. So zieht z. B. ein Teil der sozialistischen Presse gegen jede Vergünstigung zu Felde, welche die Gesetzgebung unserem Bauernstande verschafft; man bringt es fertig, alle Staatsbeiträge für das Meliorationenwesen, d. h. für Entsumpfungen, Alpverbesserungen als Liebesgaben an die fetten Agrarier zu bezeichnen, und in der gesetzgebenden Behörde eines großen Bauernkantons war ein Genosse so unklug, in seiner Kampfesstimmung die Streichung von 20—30,000 Fr. zu beantragen, die dem Prämierungswesen zu Gute kommen. Diese Aktion ist natürlich in der Bauernpresse gebührend beleuchtet worden.

Wohlverstanden: ich erwähne diese Vorfälle nicht etwa, um euch, ihr Landwirte, heute gegen die Arbeiterpartei in Harnisch zu bringen, das wäre ein ganz nutzloses Unterfangen, denn es fehlt ja auch bei den Bauern nicht an Leidenschaft und Haß, die kaum mehr gesteigert werden können.

So scheint es denn wirklich auf den ersten Blick, als sei jeder Versöhnungsversuch — komme er von hüben oder drüben — vollständig aussichtslos. Und doch wage ich es, heute hier zu behaupten, daß die Zeit kommen wird, wo man sich wieder verstehen lernen, wo der heimische Industriearbeiter den heimischen Bauern wieder

schätzen wird, wo der Städter überhaupt froh und dankbar gestehen wird: gottlob haben wir noch einen heimischen und starken Bauernstand, der durch zielbewußte, intensive, ja ich möchte fast sagen, gärtnerisch-peinliche Bearbeitung der Scholle, die Ertragsfähigkeit des Bodens auf's höchste gesteigert hat; es kommt die Zeit, wo man seine Irrtümer eingestehen und bekennen wird: alle staatlichen Ausgaben zur Hebung der Landwirtschaft waren nicht Liebesgaben an die fetten Agrarier, sondern eher Liebesgaben an das Industrieproletariat, an das Städtertum.

Werte Mitbürger und Landleute! Diese Zeit einer bessern Einsicht und Erkenntnis ist bereits angebrochen — nicht zwar bei uns in der kleinen Schweiz, wohl aber in Deutschland, wo Gelehrte von Ruf, Gelehrte von wissenschaftlicher Bedeutung sich der sozialdemokratischen Bewegung angeschlossen haben: in Deutschland beginnt es zu tagen. Dort sind kurz hintereinander drei Genossen mit wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen vor die Oeffentlichkeit getreten und haben nicht wenig Aufmerksamkeit erregt. Es sind die Genossen Schippel, Schulze und Gerh. Hildebrand. Der Letztgenannte ist wohl der Bedeutendste, darum lassen wir ihn heute zu uns reden! Sein Buch liegt vor mir und ich werde heute noch mehrfach Gelegenheit haben, ihn zum Worte kommen zu lassen; es ist ein stattliches Werk und trägt den Titel: Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus. Ich kann nur noch erwähnen, daß dieses Buch bei einigen Genossen böses Blut gemacht hat, was uns natürlich nicht daran hindert, die ernste, wissenschaftlich bedeutende Arbeit hoch einzuschätzen und seinen Ueberlegungen Gehör zu schenken.

Die drei erwähnten Genossen waren bei ihren Untersuchungen von der redlichen Absicht beseelt, ohne jede Voreingenommenheit, durch ruhig-sachliches Studium die eigentlichen Ursachen der ewigen Preissteigerung für landwirtschaftliche Produkte aufzudecken und da sind sie denn zu dem gemeinsamen Resultat gelangt: es herrscht überall Lebensmittelknappheit, Lebensmittelknappheit in ganz Westeuropa und in Amerika. Dieser Ausdruck bedarf wohl keiner nähern Erläuterung. Wir sagen ja uns gelegentlich: in dem und dem Hause geht es knapp zu, es fehlt an Nahrung und Bekleidung. Lebensmittelknappheit will also besagen: Es fehlt an den nötigen Lebensmitteln, das Angebot bleibt weit hinter der Nachfrage zurück; die unausbleibliche Folge ist die drückende Preissteigerung, die nicht eher nachläßt, als bis das Angebot die Nachfrage nicht nur deckt, sondern übertrifft, dann wird sich sogleich ein Rückgang der Preise bemerkbar machen: daß die gegenwärtige Zollpolitik bei der gegenwärtigen Lebensmittelteuerung eine kaum erwähnenswerte Rolle spielt, geht nachgerade jedem sachlich urteilenden Bürger auf. Erst letzthin wieder hat der als tüchtiger Volkswirt bekannte Dr. Steiger in Bern in den „Basler Nachrichten" eine Arbeit über diese Frage veröffentlicht und an Hand eines weitschichtigen Materials dargetan, daß unsere Zollansätze höchstens den

Preis des Fleisches einigermaßen beeinflussen, daß aber im großen genommen von einer Schuld der Agrarschutzzölle an der Lebensmittelteuerung ernstlich nicht gesprochen werden darf. Auf der Milch besteht in keinem Lande Schutzzoll und doch haben wir heute folgende Preise: Berlin zahlt 30 Cts., Hamburg 27,5, Frankfurt 30, Wien (Flaschenmilch) 37,7, Prag 35,7, Paris, ärmere Quartiere 35—40, Paris, reichere Quartiere 45—50, Rom 45, London 46,2. Diese Preise verstehen sich für den Liter Vollmilch ins Haus geliefert. In Nordost- und Nordwest-Deutschland herrscht eigentliche Milchknappheit und nach Holstein wird z. B. schwedische und dänische Milch eingeführt, um den Bedarf zu decken. Aus dem Bericht über den internationalen Markt für Milch und Milchprodukte ergibt sich eine ausgesprochen steigende Tendenz, die vor allem die Preisbewegung für Konsummilch beeinflußt. Dies nur ein Beispiel für die gegenwärtig herrschende Lebensmittelknappheit und ihre Folgen. Es ließe sich mit Leichtigkeit vermehren.

Die drei einsichtigen Genossen sind nun zu der richtigen Ueberzeugung gekommen, daß es kaum eine wichtigere Aufgabe der Wirtschaftspolitik geben kann, als die, dieser Lebensmittelknappheit zu steuern und zwar durch höchstmögliche **Steigerung der Produktion im Lande selbst**. Allerlei ausgedehnte Untersuchungen auf diesem Gebiete haben ihnen überzeugend dargetan, daß von außereuropäischen Staaten oder auch von den Bauernländern Rußland und Oesterreich keine Hilfe zu erwarten ist. Das möglichst klar und einleuchtend auseinanderzusetzen, hat Hildebrand unternommen.

So bliebe eben kein anderer Ausweg als der eben angedeutete einer höchstmöglichen Steigerung der Lebensmittelproduktion im Lande selbst.

Wir erleben heute das unglaubliche Schauspiel, daß bedeutende sozialdemokratische Persönlichkeiten einer solchen Steigerung das Wort reden, einen gewissen Agrarschutzzoll verlangen, das Meliorationenwesen gerade im Interesse des Industrieproletariats und des Städtertums befürworten und eine politische wirtschaftliche Stärkung des Kleinbauernstandes als eine dringende Notwendigkeit hinstellen. Indem man die Blicke in die Zukunft richtet, glaubt man allerlei Befürchtungen hegen zu müssen: Die heutige Industrieherrschaft will in's Wanken geraten, Fabrikbetriebe fallieren, hunderte und tausende von Arbeitern werden brotlos. Die Lebensmittelknappheit in den Industriestaaten Westeuropas nimmt beständig zu, die Zufuhr an Kleidungsstoffen bleibt aus und in unsern Landen geht das Gespenst des Mangels an Nahrung und Kleidung umher und bringt bitterstes Elend in die Kasernen des städtischen Arbeiterproletariates, ja vielleicht sogar in die Häuser des bürgerlichen Mittelstandes.

Werte Mitbürger! Ihr merkt, wohinaus wir wollen. Die wenigen Andeutungen meiner einleitenden Worte lassen euch auch die Gründe ahnen, die mich bewogen haben, heute zu Euch über die wach-

sende wirtschaftliche und politische Bedeutung des heimischen Bauernstandes zu reden. Ich verfolge damit einen doppelten Zweck. Indem ich euch zeige, wie man auf gegnerischer Seite, wo ihr nur Haß, Unversöhnlichkeit, absolute Verständnislosigkeit sucht, die Bedeutung eines starken, wohlhabenden Bauernstandes im eigenen Lande zu schätzen weiß, möchte ich Hindernisse aus dem Wege räumen, die den feindlichen Brüdern ein Entgegenkommen erschweren, möchte aber auch andererseits diejenigen unter euch beruhigen, die der heutigen Lage nicht recht trauen. Die außergewöhnlich günstige Konjunktur der letzten Jahre hat viele von euch mißtrauisch gemacht. Sie fühlen sich auf schwankendem Boden und erwarten jeden Augenblick einen Rückschlag, der bei den heutigen Bodenpreisen einer Katastrophe gleichkommen dürfte. Solche Ungewißheit und Unruhe lähmen die Unternehmungslust einzelner und ganzer Genossenschaften. Man wagt nicht, weil man der Zukunft nicht traut. Ich bin überzeugt, daß meine Betrachtungen dazu angetan sein werden, manch einen zu beruhigen und ihm das Vertrauen zu seinem Beruf und den Glauben an seinen Stand wiederzugeben.

Andererseits habe ich immer das Gefühl, der Bauernstand sei sich seiner eigentlichen Bedeutung noch viel zu wenig bewußt; man ahnt nicht, welche Rolle er noch zu spielen hat. Mit seiner wirtschaftlichen Bedeutung wächst auch seine politische Macht. Er wird in Zukunft noch mehr als bisher den Gang der Staatsmaschine beeinflussen und zwar in rein demokratischem und doch konservativem Geist. Es ist dieses Wort nicht in seinem politischen Sinn zu nehmen. Kommunistische Bestrebungen wird er entschieden ablehnen. Sozialistische Projekte wird er klug wägen, dann erst wagen.

Wenn aber unsere Bauernsame der Stellung, die ihr zukommt, gewachsen sein will, dann muß sie unbedingt dem ganzen Bildungswesen erhöhte Aufmerksamkeit schenken. In dieser Hinsicht fehlt es der heutigen Generation noch an der nötigen Einsicht; sie läßt sich durch die Arbeiter beschämen, die in den großen Städten oft massenhaft den Bildungsgelegenheiten zuströmen. Ich werde davon am Schluß noch ein ernstes Wort zu sagen haben.

Damit treten wir auf unsere Aufgabe ein und erteilen gelegentlich Genosse Hildebrand das Wort.

Die Zahl jener Unglückspropheten mehrt sich zusehends, die den westeuropäischen Industriestaaten eine bald eintretende Erschütterung ihrer einzigartigen Vorzugsstellung ankündigen.

Baut nur Fabrik über Fabrik! Ihr werdet sie eines Tages schließen müssen. Entzieht nur immer mehr Leute der heimischen Landwirtschaft und vermehrt in blinder Selbstsucht das Industrieproletariat der Städte, ihr Herren Großkapitalisten. Es naht die Zeit, wo Hunderte und Tausende brotlos auf der Gasse stehen werden, entnervte und verwöhnte Menschen, die nicht mehr imstande sind zum landwirtschaftlichen Beruf zurückzukehren, um in Wetter und Sonnen-

glut die Scholle zu bearbeiten, und das Gespenst des Hungers und der Blöße zieht durch die einst so stolzen Staaten Westeuropas.

Doch es wiederholt sich das alte Schauspiel: Die Propheten predigen tauben Ohren. Das Schicksal des Jeremias wird denen zu teil, die nicht durch eine rosagefärbte Brille in die Zukunft blicken können. Genosse Hildebrand könnte etwas davon erzählen.*)

Doch auch unter uns werden sich etliche finden, die dieser Botschaft nicht recht Glauben schenken können. „Jeder Gedanke an die Möglichkeit einer ernsthaften Ernährungsstockung oder einer immer dürftiger werdenden Kleidungsdecke erscheint als lächerlicher Wahn oder törichtes Altweibergewäsch. Wie oft schon haben sich kurzdarmige Angstmeier solche Schrullen in den Kopf gesetzt und wie gründlich sind sie von der nachfolgenden Wirklichkeit ad absurdum geführt worden. Solange die Sonne noch strahlt und die Erde noch grünt und ihre Knochen ehernes Mark hergeben, solange die Menschen noch rüstig schaffen und der Erde ein Geheimnis nach dem andern ablauschen, kann es keine wachsende Not, nur wachsende Fülle und Kraft geben. Das ist eine weitverbreitete Stimmung, besonders unter den hochentwickelten Völkern Westeuropas. Dazu kommt noch eine andere Ueberlegung. „Statt der mehr als 1600 Millionen Menschen, die heute auf der Erde wohnen, kann nach dem gegenwärtigen Stand der Wirtschaftstechnik reichlich die dreifache Zahl auf ihr leben und zwar weit besser, als 90 % der jetzigen Anzahl zu leben gewohnt oder genötigt ist." Es sind scheinbar unbegrenzte Möglichkeiten, die sich für die Erfüllung der Erde, für die Entwicklung alter und neuer Völker bieten. Besonders in den Kreisen der Industrie, sowohl der Kapitalisten als der Arbeiter, scheint kaum so bald eine bessere Erkenntnis Platz greifen zu können. Es ist eine ganz großartige „industrielle Befangenheit," in der ein guter Teil der heutigen Welt steckt. „Die Industrie ist die Segenspenderin; ihre Stellung ist im heißen Kampf errungen; erschüttert wird sie nicht so leicht, im Gegenteil, ihr Eroberungszug ist noch lange nicht beendet. Es ist Torheit, ihre segensreichen Wirkungen leugnen zu wollen; sie gibt dem Volke Brot, darum ist es erste Pflicht des Staates, sie zu schützen; die Landwirtschaft kommt erst in zweiter oder dritter Linie." Solche Redensarten sind bei den Industriellen an der Tagesordnung. Vielen aus ihren Kreisen ist der Bauernstand eine quantité négligeable. Ihnen genügt, daß die Industrie Beschäftigung hat, daß die großen Werke sich ausdehnen, immer neue entstehen und der Geldstand flüssig ist.

„Woher das alles kommt, wohin es geht, wie lange es dauert, das sind entlegene Sorgen." Der Segen ist einfach da: „es isch immer so g'gange, 's wird gäng-e-so goh!" Bei den Arbeitern handelt es sich bloß um die Frage, ob sich dieser Segen mehr über die Fabrikherren oder die Arbeiter ergießen solle. „Daß aber eine Mög-

*) Hildebrand ist letzter Tage aus der Partei ausgestoßen worden.

lichkeit vorliege, in der dauernd alle beide nichts mehr haben, weil einerseits der Absatzmarkt zu schwinden beginnt, anderseits die Zufuhr von Kleidungsrohstoffen und Nahrungsmitteln aus den fernen Erdteilen ausbleibt, darüber macht sich kaum jemand Kopfzerbrechen, daran scheint niemand im entferntesten zu denken."

Wir hoffen aber noch darzutun, daß unsere Industrie allen Grund zu ernsten Befürchtungen hat, daß ihr in deutlich wahrnehmbarer Weise der Boden abgegraben wird, den sie bis heute noch mit ihren Produkten überschwemmt, hoffen zu zeigen, daß es höchste Zeit ist, daß unsere westeuropäischen Völker aus ihrer industriellen Befangenheit erwachen; dann erst wird man erkennen, welche Bedeutung dem heimischen Bauernstande zukommt und daraus die richtigen Folgerungen ziehen.

Meine erste Aufgabe wäre nun, Euch klar zu machen, wie sehr Westeuropa wirtschaftlich abhängig ist.

Daß die kleine Schweiz in wirtschaftlicher Hinsicht vom Auslande abhängig ist, brauche ich kaum des langen und breiten auseinanderzusetzen. Die Statistik spricht deutlich genug. Unser Land bezog im Jahre 1907 ohne gemünztes Edelmetall vom Ausland für zirka 1700 Millionen Franken Ware, darunter 311,522 Millionen für Nahrungsmittel und 533 Millionen für allerlei Rohstoffe, wovon zirka 200 Millionen für textile Rohstoffe. Der Ausländer, der diese Zahlen liest, aber die Verhältnisse unseres Ländchens nicht kennt, könnte leicht zu der Annahme gelangen, die Schuld an diesem Mißverhältnis sei bei der Landwirtschaft zu suchen; doch wer die Eigenart unseres bergigen Ländchens kennt, weiß, daß allein die geographischen und klimatischen Verhältnisse diese ungünstigen Zahlen bedingen. Es ist im Gegenteil höchst lobenswert, was unsere Landwirtschaft trotz der Ungunst der Verhältnisse leistet. Hildebrand zeigt sich auch hier als Kenner, wenn er sagt: „Der Einfuhrüberschuß an Nahrungsmitteln weist in der Schweiz ein ununterbrochenes Wachstum auf, obschon die Schweizerbauern nebst den ihnen angegliederten Nahrungsmittelindustrien eine hervorragende Höhe der Leistungsfähigkeit erreicht haben."

Man wird mir vielleicht entgegenhalten: Was da über die wirtschaftliche Lage der Schweiz angeführt wird, ist uns nicht neu; aber mit den übrigen Staaten Westeuropas — vor allem mit Deutschland und Frankreich — wird es doch ganz anders stehen; dort werden die Verhältnisse gewiß viel günstiger sein!

Ja, vor 50—100 Jahren sah es in unsern Nachbarstaaten anders aus; da waren diese noch imstande, Nahrungsmittel zu exportieren, die Schweiz und England damit zu versehen. Aber die großartige, ans Wunderbare grenzende Entwicklung der Industrie hat eine gründliche Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt. Die westeuropäischen Staaten sind nicht mehr Agrarstaaten, sie sind Industriestaaten geworden. Die Niederlande gebrauchten z. B. im Jahre 1907 für 468,4 Gulden ausländische Waren pro Kopf ihrer

Einwohner. England bezog für 210 Mark Waren pro Kopf von auswärts, Deutschland für 140 M. 35 Pfg. Indem wir diese Zahlen mit denjenigen früherer Jahre vergleichen, können wir feststellen, daß die Abhängigkeit dieser Staaten von Jahr zu Jahr wächst. Und nun kommt die wichtige Frage: von wem sind denn wir Westeuropäer heute wirtschaftlich abhängig, was vor allem Nahrungsmittel und Kleiderstoffe anbetrifft? Da zeigt uns denn die Statistik, daß Großbritannien heute z. B. $^1/_3$ seiner Bedarfsgüter aus Westeuropa bezieht, $^2/_3$ dagegen aus der übrigen Welt. Ganz ähnliche Verhältnisse finden wir für Deutschland, Frankreich und die Niederlande. Nach den Angaben Hildebrands, die wohl ruhig eine Nachprüfung ertragen, wächst die Abhängigkeit der Industriestaaten Westeuropas nicht nur im Verhältnis zur Volkszahl, sondern sehr viel schneller, und, wie ebenfalls aus den Zahlen hervorgeht, wächst vor allem unsere Abhängigkeit von ost- und außereuropäischen Ländern. Es sind im Ganzen nur sehr wenige Staaten, die als Hauptlieferanten für uns Westeuropäer bezeichnet werden können, für England sind es deren 15, für Deutschland 10, für die Niederlande bloß mehr 7. Als die hauptsächlichsten nenne ich: die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Australien, Indien und Kanada für England, Chile, Argentinien, Brasilien und Rußland. Eine genauere Prüfung der wichtigen Abhängigkeitsfrage zeigt uns, daß es nur 1 bis $1^1/_2$ Dutzend ost- und außereuropäische Länder sind, von denen die Staaten des westeuropäischen Kulturkreises ihren Hauptbedarf beziehen.

Und nun wirft Hildebrand die wichtige Frage auf: Werden diese Gebiete und ihre Völker imstande, werden sie dauernd willens sein, ihre Lieferungen aufrecht zu erhalten, zu steigern und dafür bereitwillig westeuropäische Fabrikprodukte zu beziehen?

Diese für unser Thema so wichtige Frage werden wir in der Folge mit einem entschiedenen „Nein" beantworten müssen. Die genannten Staaten sind die Bauerngrundlagen der europäischen Industriestaaten gewesen und sind es heute noch zum Teil. Sie sind die Abnehmer unserer Fabrikate, die Lieferanten unserer Lebensmittel und Kleidungsrohstoffe. Auf diesen Grundlagen ruht der ganze stolze Bau unserer Industrie. Ihre Erschütterung bedingt die Erschütterung der ganzen heutigen Industrieherrschaft. Wie steht es nun mit diesen Bauerngrundlagen?

So lange ein Bauernvolk klein und unentwickelt ist und in primitiven Verhältnissen arbeitet und gerade genug produziert für den eigenen Bedarf, wird es ein williger und dankbarer Abnehmer ausländischer Fabrikate sein.

Aber die Sache ändert sich, sobald ein Bauernvolk wächst und erstarkt, wenn Dank der Bildung und einer vollkommenen Technik seine Leistungsfähigkeit sich steigert und es seine Produkte auf ausländische Märkte werfen kann, wenn es exportiert, wirtschaftlich eine Macht zu werden beginnt, der Wohlstand zusehends sich mehrt. Eine

solche Entwicklung kann für unsere heimische Landwirtschaft für kürzere Zeit geradezu verhängnisvoll werden. Ihre teueren Produkte halten die Konkurrenz nicht aus; sie fallen im Preis. Die Rentabilität der heimischen Landwirtschaft wird in Frage gestellt. In den Achtziger Jahren hat die Union einen schwunghaften Export in Nahrungsmitteln aller Art betrieben; diese Jahre brachten unserer Bauernsame eine schwere Krisis.

Sie ging vorüber, weil der amerikanische Landwirt bald für seine Produkte einen bessern Markt fand, den Markt im eigenen Lande. Die Wirtschaftspolitik der Union förderte mit allen gesetzlichen Mitteln die Entwicklung der Industrie und half damit indirekt dem Emporstreben der Agrarier. Die Frachtspesen des Exportes drückten gewaltig auf die Preise der Landesprodukte und wollte man den europäischen Markt bleibend behaupten, so mußten die dortigen Preise selbverständlich unterboten werden. Darum ging der Amerikaner zielbewußt darauf aus, die Industrie an sich heranzuziehen, um bessere Absatzbedingungen für seine Produkte im Lande selbst zu gewinnen. Die industrielle Verselbständigung der Vereinigten Staaten machte rapide Fortschritte. Der Farmer hatte nun den Markt im Lande; der Export an Nahrungsmitteln und Kleidungsrohstoffen ging zurück, damit aber auch der Import europäischer Fabrikate. Indem man den Bedarf an Industrieprodukten im eigenen Lande deckt, hilft man der Industrie auf die Beine und schafft sich damit einen günstigern Markt. Wir entnehmen aus der wirtschaftlichen Entwicklung der Union die überaus wichtige Lehre, „daß Bauernländer sich industriell unabhängig zu machen suchen, weil die nächste Industrie ihnen die höchsten Preise und die billigste Versorgung gewährleistet, ihren Bevölkerungsüberschuß aufnimmt und ihre politische Macht und wirtschaftliche Freiheit erhöht." Indem nun die Bauern die Industrie im eigenen Lande entwickeln und beherrschen, zwingen sie zugleich jene auf eine fremde Bauerngrundlage angewiesene Industrie vor sich auf die Knie. Es ist also ganz einleuchtend, daß die Bauern ein hervorragendes Interesse daran haben, den Markt in ihre Nähe zu bringen. Den Markt im eigenen Lande aber erhält man durch Schaffung einer eigenen Industrie.

Das klassische Beispiel für diese Entwicklung ist also die amerikanische Union. Ein gewiegter Kenner der dortigen Verhältnisse schrieb schon vor Jahrzehnten: Hier versteht der einfache Bauer sich praktisch besser auf die Mittel, sein Gewerbe zu heben, als die scharfsinnigsten Gelehrten der alten Welt — er sucht Manufakturisten und Fabrikanten in seine Nähe zu ziehen. Der gleiche sagt: Durch keine Verbesserungen im Betrieb und in den Maschinen wird der Ackerbau so gefördert, wie durch Entstehung einer heimischen Industrie. — Das ist einleuchtend. Die Arbeiter, die bald zu Hunderten und Tausenden den neugegründeten Industriezentren zuströmen, müssen gegessen haben, wollen gekleidet sein; damit entsteht für die Landwirtschaft der Markt im Lande, wie man ihn nicht günstiger wünschen kann. Gerade in Nord-

amerika vollzog sich in den letzten Jahrzehnten, vollzieht sich heute noch am deutlichsten und am schroffsten jener Vorgang, den wir als industrielle Vervollständigung der Bauernländer bezeichnen können. Die stetig günstige Konjunktur für die nordamerikanische Landwirtschaft stärkte in steigendem Maße die Kapitalskraft dieses Landes; damit vergrößerte sich seine Industrie in entsprechendem Tempo und sein Wettbewerb als industrieller Konkurrent auf dem ganzen Erdenrund wächst in geradezu unheimlicher Gangart.

Wie schon erwähnt, gewinnt mit diesem Wachstum der inländische Markt für die Bauern an Bedeutung und es läßt sich seit Jahren wahrnehmen, wie die amerikanischen Lieferungen an Nahrungsmitteln zurückgehen. Hildebrand hat Tabellen zur Verfügung, die eine deutliche Sprache reden. So ist z. B. der Export an Weizen seit 1890 fast um die Hälfte gesunken. Nicht, daß die Amerikaner weniger produzierten — im Gegenteil — doch sie haben die Konsumenten im eigenen Lande, Konsumenten, deren Zahl stetig zunimmt, bis einmal der Export ganz zum Stillstand kommt. Im Jahre 1909 schrieb ein bedeutender Volkswirt in ein englisches Finanzblatt: Die Vereinigten Staaten können nicht mehr lange fortfahren, andere Länder zu füttern.

Die amerikanische Industrie zeigt eben keine Neigung zum Stillstand. Es sind geradezu horrende Dividenden, welche dort einzelne Unternehmungen auszahlen. Da lese ich Geschäfte mit 10—126 % Dividenden. So prosperiert überm Meer ein bedeutender Teil der Industrie. Amerika ist noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und übt fortwährend eine hochgradige Anziehung auf die Arbeitskraft aus. Der Zug nach der Stadt hat dort drüben noch ganz andere Dimensionen angenommen als bei uns. Die amerikanische Landwirtschaft ist bereits auf verschiedenen Gebieten fast nicht mehr imstande, der Nachfrage im Lande zu genügen. So wird z. B. schon heute Mais aus Südafrika importiert. Es ist kein Zweifel, daß die Nahrungs-, Vieh- und Fleischausfuhr der Vereinigten Staaten Nordamerikas so gut als einschlafen wird. Was das aber für die westeuropäische Versorgung und Fabrikatausfuhr bedeutet, braucht nach allem Gesagten nicht weiter erörtert zu werden.

Wir wissen, es war dies Land bis dato ein Hauptlieferant von Nahrungs- und Kleidungsrohstoffen und ein ausgezeichneter Abnehmer europäischer Industrieerzeugnisse.

Das alles wird anders werden.

Und nun noch einiges über andere Bauerngrundlagen, die für uns in Betracht fallen.

Da hätten wir zuerst von Oesterreich-Ungarn zu reden. Noch 1880—82 stand dieses Reich für Deutschland als Weizenlieferant an erster Stelle. 1901 war es bereits an siebenter Stelle, sogar hinter Serbien gerückt, und seit 1908 wird im statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich überhaupt keine Weizeneinfuhr aus Oesterreich-Ungarn mehr

nachgewiesen. Und wenn wir nun gar die österreichischen Tabellen über Ausfuhr und Einfuhr selbst zur Hand nehmen, so sehen wir, daß heute der Getreideausfuhr bereits eine sehr erhebliche Einfuhr gegenüber steht, so daß man Oesterreich-Ungarn mehr und mehr als Getreideeinfuhrland betrachten muß. Mit unsern Hoffnungen auf dieses Land ist es also nichts. Die Ursachen dieser Erscheinung sind genau die gleichen wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die gewaltigen Ziffern für Einfuhr an Wolle und Baumwolle (345 Millionen Mark Einfuhrüberschuß) beweisen uns, daß in Oesterreich-Ungarn die Industrie und vor allem die Textilindustrie in rapidem Wachstum begriffen ist. Die Montanindustrie, die heute schon in diesen Landen blüht und noch weiterer Entwicklung fähig ist, zieht alle möglichen Fabrikationszweige an, so daß man heute schon Oesterreich-Ungarn zu den Staaten zählen darf, die einer fernen Bauerngrundlage bedürfen zum Absatz für ihre Fabrikate, aber auch zur Lieferung der nötigen Nahrungs- und Kleidungsrohstoffe für die heimischen Industriearbeiter.

Und nun käme noch Rußland in Betracht. Das steht wohl fest: dieses Land hat eine große Zukunft. Seine Entwicklung hat erst eingesetzt. Sie ist für uns in mancher Hinsicht lehrreich, ganz besonders deshalb, weil Hildebrand in diesem Kapitel mit dem Agrarkommunismus abrechnet und zu seiner Stellung gedrängt wird gerade durch seinen Industriesozialismus oder besser gesagt, durch seine Sorge für das Industrieproletariat.

Staat und Krone, sowie Bauern und Bauerngemeinschaften verfügten über je einen Drittel — zusammen zirka $^3/_4$ der Bodenfläche. Das Staatsland ist zum größten Teil unkultivierter Waldboden. Privateigentum von Bauern an Grund und Boden, bäuerliche Familienwirtschaft, wie wir sie haben, war bis vor wenig Jahren im alten Teil des russischen Riesenreiches ausgeschlossen, also war Rußland beinahe der Idealstaat unserer Bodenreformer. Was nicht Staat, Krone und Kirche gehörte war Eigentum der Dorfgemeinschaften, des sogenannten Mir mit seinem konsequent durchgeführten Kommunismus — der ausgeprägtesten Form des Ureigentums, von dem auch unsere alemannischen Bürgergemeinden noch spärliche Reste aufweisen — mit seiner solidarischen Haftung gegenüber dem Staat. Aber gerade dieser vielgepriesene „Mir" war ein scheinbar unüberwindliches Hindernis jeglichen Wachstums der russischen Landwirtschaft. Er war die Ursache des Sumpfes, des Stumpfsinns, der absoluten Indifferenz, die das Leben des Muschik, des armen russischen Bauern kennzeichneten: „Was nützt jede persönliche Anstrengung, wenn die Faulheit der andern sie wettmacht." Diese Ueberlegung tötete jeden Fortschritt im Keim.

Was wir in unsern Burgergemeinden oft im kleinen beobachten können, das war das Charakteristikum des russischen Bauernstandes: Mangel an Initiative, an Leben, an Wetteifer, an geistiger Regsam-

keit: vollständige Stagnation, ein fatalistisches Gehenlassen der Dinge. Da verfiel der Staat vor einigen Jahren auf den guten Gedanken, einige hundert Einzelhöfe zu gründen und strebsamen Leuten als Privateigentum abzutreten; und siehe: es wurden bald auffallend hübsche Erfolge erzielt. Freiherr Alexis von Engelhard berichtete zur Zeit im „Tag", daß Einzelhofbesitzer bald von der Hektare um 28—35 % höhere Erträge verzeichneten, als die benachbarten kommunistischen Gemeinden. Seit dem Revolutionsjahr räumt nun der Großbesitz nach und nach das Feld, und das Bauerntum zieht mit fliegenden Fahnen in die verlassenen Positionen. Ein gewisser Graf Prosewoff beklagte im Jahr 1908 in der eben erwähnten Berliner Zeitung diese Erscheinung im Hinblick auf die hohe Geisteskultur der Nobile, die dem ungebildeten Muschik weichen müßten. Er sah schon die russische Kultur bedroht und traute dem faulen, gleichgültigen Bauer mit seinen primitiven Hilfsmitteln nichts Gutes zu. Aber auch aus diesem Saulus ist ein Paulus geworden.

Er reitet über Land, über die einstigen Steppen und schreibt: Der Anblick, der sich einem bietet, erfreut das Herz des Landwirtes. Mit Genugtuung sieht man, wie anders der junge Rentengutsbesitzer seine Erde behandelt, als da er noch im Pferch des Mirs saß. Ueberall begegne ich wohlgepflegten Feldern und gut angelegter Schwarzbrache, zu der sich früher kein Bauer aufschwingen wollte ꝛc. ꝛc.

Eine unzweifelhaft gesunde Entwicklung setzt ein, wo der Großgrundbesitz seine Tage gezählt sieht. Ja, das unerhörte geschah: Der russische Bauer fängt an zu rechnen, zu sparen, zu spekulieren. „Die Weltmarktnachrichten und Ernteschätzungen dringen nachgerade ins letzte Dorf und finden beim Bauern Verständnis. In dieser Beziehung ist in den letzten Jahren eine außerordentliche Veränderung eingetreten." Das ist die Folge der Aufhebung des vielgepriesenen Ureigentums! Genosse Hildebrand stellt allerlei lehrreiche Betrachtungen an, denen ich persönlich aus meinen Erfahrungen heraus zustimmen muß. Sie sind geeignet, einem die Bestrebungen der Bodenreformer in einem etwas anderen Lichte zu zeigen. Hildebrand erblickt die Ursache der großen Wendung beim russischen Bauern in dem Erwachen des eigensten Instinktes, des auf sich selbst gestellten Familienvaters, der endlich in die Lage kommt, für sich und die Seinen etwas Höheres und Dauerndes erreichen zu können. Ein Idealismus erfaßt ihn. Die Freiheit auf eigenem Grund und Boden bedeutet für ihn alles, alles das achtsame Eingehen auf die Wünsche der ihn umgebenden Natur, der er seine Unabhängigkeit, seinen Wohlstand, die Zukunft seiner Kinder verdankt und immer wieder anvertraut.

Mehrfach benützt Hildebrand die Gelegenheit festzustellen, daß nur bei bäuerlichem Privateigentum am Grund und Boden und bäuerlicher Familienwirtschaft eine intensive Bearbeitung des Bodens und damit eine höchstmögliche Steigerung der Produktivität desselben zu erwarten sei. Unsere Beobachtungen geben ihm restlosen Beifall.

Ob nun aber der Boden mehr oder weniger abwerfe, kann dem Industrieproletariat nicht gleichgültig sein, wenn man alle frühern Ueberlegungen in Betracht zieht. Als Landwirte werdet ihr mit Befriedigung von diesen Ausführungen eines Genossen Kenntnis genommen haben. Er spricht sich übrigens anderwärts noch deutlicher aus, wenn er sagt: Der ganze angebliche altgermanische Dorfkommunismus, russische Mir-Kommunismus oder exotische Häuptlingschafts-Kommunismus war und ist doch immer nur eine Form unentwickelter Herdenhaftigkeit, eine Durchgangsstufe erster Seßhaftigkeit auf dem Wege zu höher entwickeltem gesellschaftlichem Dasein auf Grundlage funktioneller und sozialer Differenzierung. Der bäuerliche Demokratismus will Aufhebung des Grundbesitzes, Aufteilung desselben in kleinere Güter, aber er erstrebt überall Familienwirtschaft auf Privateigentum, während der demokratische Sozialismus in seiner reinsten Form gemeinschaftlichen Besitz der Produktionsmittel und gemeinschaftliche Organisation der Produktion selbst verlangt. Daß aber der Abfall von diesem orthodoxen Dogma um sich greift, beweist die entschiedene Stellungnahme Hildebrands, die ihr freudig begrüßen werdet.

Wir sind von unserm Thema abgewichen und kommen nun wieder zurück!

Rußland erwacht! Gut so, wird man mir entgegenhalten; das wirft aber alles über den Haufen, was früher von einer drohenden Stockung in der Zufuhr von Nahrungs- und Kleidungsrohstoffen gesagt wurde. Wenn Amerika und Oesterreich-Ungarn ausbleiben, so wird eben Rußland in die Lücke treten und Westeuropa versorgen. Diesen Trost können wir leider nicht gelten lassen. Sind in Rußland die Bauern erwacht zu neuem Leben, so ist dies bei der Industrie nicht weniger der Fall. Was bisher fehlte, war das Geld. Nun hat England, ja sogar Amerika große Kapitalien in russische Unternehmungen gesteckt. Die Montanindustrie blüht, es entstehen neue Bahnen, neue Fabriken. Eine gewaltige außerordentliche Bedeutung hat die Baumwollindustrie erlangt. Der Spindelzahl nach steht Rußland heute bereits an vierter Stelle in der Weltproduktion. Hildebrand bemerkt dazu: Wie lange wird es noch währen, bis auch die Maschinerie zu diesen Fabriken nicht mehr aus Westeuropa bezogen wird? Und wie lange wird es noch gehen bis die russischen Garne, schließlich Gewebe sich auf den Weltmarkt drängen. Wehe Westeuropa!

Daß die russische Petroleumindustrie in der Weltproduktion gleich hinter den Vereinigten Staaten an zweiter Linie steht, ist bekannt; damit verknüpft tauchen allerlei Unternehmungen auf. Daß der Bergbau noch außergewöhnlicher Entwicklung fähig ist, weiß jeder Kenner des Landes. „Kein Zweifel, daß nach Ueberwindung all' der Schläge der Revolutionsjahre wenige Jahrzehnte dazu gehören werden, um unter der Herrschaft eines industriellen Schutzzolles die russische Industrie zu verdoppeln und zu verdreifachen. Im gleichen Sinne aber, wie die Zentren der heimischen Industrie wachsen, wachsen die Gebiete

der günstigen Inlandgetreidepreise, wächst der Wohlstand des russischen Bauern und damit ihr Interesse an einer immer systematischeren Abschließung des russischen Marktes gegen auswärtige Konkurrenz." Das Beispiel der Vereinigten Staaten Amerikas des 19. Jahrhunderts wiederholt sich im Rußland des 20. Jahrhunderts und kaum solange wie dort wird es gehen, bis der innere Produktionsausgleich Rußlands den westeuropäischen Industriestaaten auch diese ihre mächtigste Grundlage entzogen hat.

Einige setzen ihre Hoffnung auf China, das heute noch für die europäische Industrie eine Bauerngrundlage ersten Ranges bildet; es ist einer der besten Abnehmer unserer Fabrikate — heute noch — doch auch hier vollziehen sich zur Stunde Dinge, die für Westeuropa mit der Zeit recht unangenehme Ueberraschungen bringen könnten. Chinas Erwachen eröffnet ungeahnte Möglichkeiten für eine heimische Industrie, denken wir nur an die Stahl- und Eisenwerke in Hangjang, die erst 1908 gegründet, heute schon 20,000 Arbeiter beschäftigen, ganz hervorragende Produkte liefern und bereits mit Eisenbahnschienen auf dem Weltmarkt günstig debütiert haben. Bei der überaus dichten Bevölkerung dieses Landes, das heute noch seine Kinder zur Auswanderung zwingt, wird auch für die Zukunft nicht an einen Export von Nahrungsmitteln und Kleidungsrohstoffen gedacht werden können. Chinas intensive Landwirtschaft hat schon heute den Markt im Lande und wenn auch durch bessere Technik und rationellen Betrieb noch eine bedeutende Steigerung der Produktivität möglich ist, so wird dies ausgeglichen durch die Hunderttausende, die in Zukunft in der Heimat Beschäftigung finden werden als Industriearbeiter. Die subtropischen Länder werden aus klimatischen Gründen als Bauerngrundlagen für Westeuropa nie ernstlich in Betracht fallen. Südamerika, Südafrika und Ostindien haben bereits den typischen Entwicklungsgang der Agrarländer angetreten. Auch auf diese Bauerngrundlagen wird man nicht zählen können.

Zieht man aus diesen Tatsachen in den Kreisen der Industriellen die sich aufdrängenden Schlüsse? Ahnt man die unheimliche Gefahr? Keineswegs! Die industrielle Befangenheit ist zu groß, die momentane Lage noch zu günstig. Zwar habe ich seither einen Bericht der Basler Handelskammer gelesen, der geradezu auffallend die Ausführungen Hildebrands bestätigt und für den Export nach den alten Bauerngrundlagen ernstliche Befürchtungen hegt. Im allgemeinen aber beobachten wir in unsern Staaten eine ungehemmte Entwicklung der Industrie, als könnten immer neue Absatzgebiete erschlossen werden.

Wenn wir nun all das Gesagte überblicken, so mahnt uns die bevorstehende Zukunft der Industrie an das Schicksal Helgolands. Die Brandung unterwühlt die Ufer, langsam bröckelt die Insel ab. Doch ganz so trostlos ist die Lage nicht. Die Industrie hat eine Grundlage von Granit, der die brandenden Wogen nichts anhaben können, die allen Anstürmen trotzt: Die heimische Bauerngrundlage. Je

stärker, je wohlhabender, je gefestigter sie dasteht, einen um so größern industriellen Ueberbau wird sie zu tragen vermögen.

Damit hätten wir den einen der zwei wichtigsten Punkte berührt, die ich heute hervorheben möchte, um die wachsende wirtschaftliche Bedeutung des heimischen Bauerstandes klar darzulegen.

Manch einer wird sich im Verlaufe meines Vortrages gefragt haben: Und was soll denn schließlich aus dem Industriearbeiter werden, wenn er auf die Gasse gestellt wird, wenn die Lieferanten seiner Nahrung und Kleidung ihre Zufuhr einstellen?

Wir müssen auch auf diese Frage eintreten; sie führt uns zum zweiten wichtigen Punkt unseres Themas. Noch nimmt die Entwicklung der Industrie ungehemmt ihren Verlauf. Immer neue Scharen von Landarbeitern strömen den Städten zu. Das Klagelied über Mangel an Knechten und Mägden ist noch nicht verstummt. Das Leben in den Städten macht anspruchsvolle Leute. Man nimmt nicht mehr mit der einfachen Nahrung und Kleidung des Landvolkes vorlieb. Die Schattenseiten des Stadtlebens mit seinen gesundheitruinierenden Kasernen, Fabriken, Spelunken, Gassen zeitigt ein degeneriertes Geschlecht. Man verfällt im Bauernstande immer noch gern in den Fehler, daß man die Schuld bei den einzelnen Individuen und nicht in den Verhältnissen sucht, wenn man auf die Genußsucht, das Wirtshausleben des städtischen Industrieproletariates zu reden kommt. Vergessen wir nicht, daß die Lage des Fabrikarbeiters keine beneidenswerte ist, daß die Lohnerhöhungen der letzten Jahre kaum den erhöhten Miets- und Lebensmittelpreisen entsprechen. Es begehrte doch keiner von Euch sein gesundes, freies Berufsleben — trotz seiner anerkannten Härten — mit dem Los des Proletariers zu vertauschen. Fragt Euch selbst, warum und ihr werdet die Lage des Industriearbeiters gerechter beurteilen.

Unsere heutige Betrachtung läßt jedermann darauf schließen, daß sich seine Lage in der Zukunft nicht bessern wird — es gehe denn eine gründliche Entfettung der Industrie voraus. Würde nur noch Qualitätsfabrikation getrieben, so würde das bedeutend reduzierte intellektuell hochstehende Arbeitervolk günstigere Existenzbedingungen finden. Vorläufig ist aber keine Aussicht vorhanden, daß die industrielle Befangenheit so rasch einer bessern Einsicht weichen wird. Die Not ist im Wachsen begriffen. Die Teuerung hat kein Ende. Sie muß und wird sich bei der eingeschlagenen Entwicklung noch verschärfen, ja schließlich für gewisse Stände fast unerträglich werden. Da muß es doch jedem einleuchten, daß eine diese Steigerung der Not und des Mangels hemmende Gegenwirkung allein von der heimischen Landwirtschaft zu erwarten ist. Unkluge Sozialpolitiker glauben diese Gegenwirkung durch staatliche Knebelung der Landwirtschaft hervorrufen zu können. Auf einen solchen Gedanken können nur Toren verfallen, die den Bauern nicht kennen. Alle Achtung vor Hildebrand! Ich muß fast annehmen, er sei unter Bauern aufgewachsen, so gut versteht er sie. Mit einer Maßregelung der Landwirtschaft, die Preise vorschreibt,

Ausfuhr verbietet, kurz der ganzen freien Entwicklung mit Gewaltmitteln entgegentritt, wird man gerade das Gegenteil erreichen von dem, was man bezweckt. Ein grenzenloser Mißmut müßte unsern Bauernstand ergreifen, seine Arbeitsfreudigkeit geradezu lähmen. Die Produktion ginge erschreckend zurück — denn von intensiver Kultur wäre keine Rede mehr — die Lebensmittelknappheit, d. h. die Not des Industriearbeiters und Städters erreichte ihren Höhepunkt. Jeder Kenner der Verhältnisse wird uns hierin beipflichten. Daraus ergibt sich für den Staat — gerade im Hinblick auf das Wohl der Arbeiter und Konsumenten überhaupt — die hochwichtige Pflicht, eine höchstmögliche Hebung des Bauernstandes und damit der Produktion anzustreben. In Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien muß der Großgrundbesitz verschwinden. Kein Heimwesen sollte mehr 50 ha. umfassen — nachweisbar werden die Güter zwischen 30 und 50 ha. am intensivsten bebaut, auf ihnen im Verhältnis zur Bodenfläche die höchsten Erträge erzielt; sodann heißt es das Meliorationswesen energisch an die Hand nehmen, alles, was zu Aussicht auf Ertrag berechtigt, der Kultur erschließen, im Interesse einer möglichst hohen Fleisch- und Milchproduktion die Viehzucht staatlich subventionieren, kurz und gut, es heißt die Vorkehren treffen, die weitblickende Regierungen schon jetzt zum Schutz der Landwirtschaft zur Anwendung bringen. Hocherfreulich ist für uns heute die Tatsache, daß ein sozialdemokratischer Volkswirt unter seinen Parteigenossen solche Lehren predigt, ihnen die Bedeutung des heimischen Bauernstandes auch von dieser zweiten Seite zeigt.

Was wird die Zukunft dem Bauernstande bringen?

Daß es heute besser geht als vor 30—40 Jahren, wird jeder von Euch zugestehen müssen. Wir kennen nun die Ursachen. Die preisdrückerische Konkurrenz Amerikas hat nachgelassen und wird ganz schwinden. Neue Konkurrenten sind auf die Dauer nicht zu fürchten. Damit ist die Zeit der mindern Preise wohl für immer vorbei, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht gelegentlich kleinere Schwankungen vorkommen können. Eine stetsfort günstige Konjunktur wird es dem Landmann ermöglichen, seine Arbeitskräfte günstiger zu entlöhnen. Damit wird sein Beruf eine neue Anziehungskraft ausüben, bald kein Leutemangel mehr zu spüren sein. Die heimische Bauerngrundlage Westeuropas wird die Industrie in zweierlei Hinsichten tragen müssen: als Abnehmer der Fabrikate und als Lieferant von Nahrungsmitteln und Kleiderrohstoffen für das Proletariat. Damit wird ihr die allergrößte Bedeutung zukommen, eine Bedeutung, wie sie eine solche in der Vergangenheit wohl nie besessen hat. Hildebrand sagt: „Das industrielle Monopol Westeuropas ist dem Untergang geweiht, seine Kapitalien, seine Fabriken, seine Industriearbeiter finden von dem Augenblick der allgemein rückläufigen Bewegung ab nur noch Verwertung, so weit es die bleibende **eigene Grundlage** gestattet." Das Wohlergehen von Millionen wird mehr als bisher von der Kapitalkraft

und Leistungsfähigkeit des heimischen Bauernstandes abhängig sein. Es wird wieder wahr das alte Wort: Hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt.

Es ist nun einleuchtend, daß bei dieser zukünftigen wirtschaftlichen Stellung des Bauernstandes auch seine politische Bedeutung wachsen muß. Er beginnt eigentlich erst zu erwachen. Noch ist er seiner Macht nicht bewußt; als Mitgänger der heute bestehenden bürgerlichen Parteien hilft er deren dominierende Positionen halten. Es könnte die Zukunft auch hierin eine gründliche Aenderung bringen. Es ist außerordentlich interessant zu hören, wie Hildebrand sich die politische Entwicklung denkt: „Die Möglichkeit, des demokratischen Sozialismus im Sinne einer einheitlichen und geschlossenen Regelung der gesamten Produktion durch die nichts besitzende und alles beherrschende Masse ist ..... 2c. bei dieser Bedeutung des heimischen Bauernstandes ausgeschaltet. Wo die Industrie eine ausreichende eigene Bauerngrundlage zur Verfügung hat, bildet diese wahrscheinlich die Mehrheit, sicher die kräftigste Schicht der Bevölkerung. Sie hält am Privatbesitz der Produktionsmittel fest, weil der Privatbesitz der Produktionsmittel die Unabhängigkeit des einzelnen Wirtes und der einzelnen Familien sichert 2c. 2c. Viel wahrscheinlicher als die Beherrschung der bäuerlichen Produktion durch die industrielle Demokratie wird die Beherrschung der industriellen Produktion durch bäuerliche Demokratie." Das ist eine verheißungsvolle Prophezeihung! Ob alles ganz so glatt ablaufen wird, mag füglich bezweifelt werden, das Ende aber wird Hildebrand Recht geben.

Ihr seht, die Zukunft bringt Großes! Aber noch müssen wir an eine wichtige Frage herantreten.

Ist der Bauernstand unseres Landes den Aufgaben gewachsen, die an ihn herantreten? Ja und Nein. Es ist wohl kaum möglich bei uns im Emmental die Ertragsfähigkeit des Bodens noch zu steigern. In andern Kantonen mag dies anders sein. Aber wenn auch die letzte Scholle in mustergültiger Weise bearbeitet wird — wir bleiben auf das Ausland angewiesen für Getreide, Kleidungsrohstoff u. a. m. Doch diese durch die geographische Lage und die Bodenbeschaffenheit bedingte ungünstige Lage soll uns nicht hindern, das Menschenmögliche zu leisten. Unser Bauernstand wird das tun, wenn der Staat durch öffentliche Mittel das Meliorations- und Viehzuchtwesen unterstützt und ihn durch Schutzzoll gegen allfällige preisdrückerische Konkurrenz bewahrt. Und vor allem sollte der Landwirt einmal dazukommen, im Frieden die Frucht seiner Arbeit genießen zu können; dies wird nicht der Fall sein, solange nicht durch staatliche Vorkehren und Gesetze der zunehmenden Bodenverschuldung, den tollen Preistreibereien der Riegel gesteckt wird. Im Einführungsgesetz zum neuen Civilgesetz hat der Kanton Bern diesen Weg betreten, doch wir kommen nach meiner Meinung an kein Ziel, wenn nicht den Gemeinden wieder das alte Zugrecht eingeräumt wird. Hier wartet den Führern der Bauern-

same noch große und dankbare Arbeit. Der eigentliche Schuldenbauer sollte noch mehr von der staatlichen Hilfe zu spüren bekommen; das gäbe ihm Anstoß und Mut zur höchsten Kraftentfaltung und das käme indirekt wiederum dem Industrieproletariat und dem Städtertum zu gut.

Eine andere Frage ist nun die: Ist unser Bauernstand reif dazu, nach und nach im Staate eine führende Rolle zu übernehmen, wie sie ihm von Genosse Hildebrand zugedacht wird?

Diese Frage kann ich nicht ohne weiteres bejahen.

Vorerst ist er noch zu wenig geeint. Die alten Erbfehler des Bauern: Neid, Eifersucht und Zwietracht sind heute noch seine schlimmsten Feinde. Die großen einigenden Ziele, die zu engstem Zusammenschluß anspornen sollten, läßt man verächtlich links liegen. Die Bauernsame kann vom Arbeiterstand viel lernen.

Und nun noch ein anderer Punkt! An klugen, gescheidten Köpfen hat es unter den Bauern nie gefehlt. Wir finden dafür viel natürliche Begabung; aber sie allein genügt heute nicht mehr. Die Bildung spielt heutzutage eine zu große Rolle, als daß sie ungestraft vernachlässigt werden dürfte. Das scheint man leider gerade in Bauernkreisen noch nicht recht einzusehen. Wie bedenklich ist mancherorts die Abstimmung über das landwirtschaftliche Bildungswesen ausgefallen. Die Städte haben das Gesetz gerettet. Ja gewiß, zum „Güllepumpen" und „Mistzetten" mags genügen, wenn man einst das A B C gelernt hat und daneben für den Sommer das „Hornussen" und für den Winter das „Jassen" versteht; will aber der Bauernstand im Volks- und Staatsleben sich die Stellung erobern, die ihm dank seiner wirtschaftlichen Bedeutung gebührt, dann muß er sicher ganz anders „dreinbeißen", als es bis dato geschehen ist. Ich meine, das Beispiel der Arbeiter sollte euch beschämen. Heute haben eben die das Meisterheft in der Hand, die über die besten Waffen des Geistes verfügen. Die Zeit ist gottlob unwiderruflich vorüber, wo man mit abgerissenen Stuhlbeinen um Macht und Ansehen kämpfte. Das will man bei uns im Emmental immer noch nicht recht begreifen. Allerdings werden der Stimmen immer weniger, die die Schule als ein notwendiges Uebel bezeichnen und die Schulfreundlichkeit macht erfreuliche Fortschritte. Ich meine, für eure Jugend sollte das Beste an Lehrkräften gerade gut genug sein. Die Gemeinden müssen ihren Ehrgeiz dreinsetzen, sich ausgezeichnete Lehrer zu erwerben und zu behalten. Hier darf man nicht vor finanziellen Opfern zurückschrecken; anderseits habt ihr auch das Recht zu verlangen, daß Eure Kinder im Sinn und Geist eures Standes erzogen, für euren Beruf begeistert werden. Nicht nur der Lehrerstand, auch die Eltern haben Rechte. Unsere Fortbildungsschulen sollten eine gründliche Umgestaltung erfahren. Heute dienen sie zum Eindrillen auf die Rekrutenexamen, die bald mehr Schaden als Gutes stiften. Nach meinem Dafürhalten sollten sie mehr zu Vorbereitungskursen auf die landwirtschaftlichen Winter-

schulen ausgebaut werden und daneben vor allem ideale Fächer pflegen: Literatur, Geschichte, um den Horizont der Jungmannschaft zu weiten. Aeltere Lehrer dürften gelegentlich auch wichtige Lebensfragen mit den Jünglingen besprechen. Wenn diesen auf solche Weise höhere Interessen beigebracht worden sind, heißt es: nicht stille stehen, denn Stillstand ist Rückschritt! Unsere jungen Männer lesen zu wenig, wer liest bei uns ein gutes Buch?! Die sind an den Fingern zu zählen. Die Zeitungen genügen nicht. Da steht viel alberner Klatsch: Kriminalgeschichten und ausführliche Berichte über Gerichtsverhandlungen, die hinter geschlossenen Türen stattgefunden haben. So was verschlingt man. Wo sind bei uns die Bauerngemeinden, die über gut geführte und gut benützte Bibliotheken verfügen, wo das beste aus unserer Literatur — so weit es für unsere Verhältnisse paßt — zu finden ist?

Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen.

Ich träume von einem heranwachsenden Bauerngeschlecht, das begabt mit weitem Herz, hellem Blick und tiefem Verständnis für die Nöte der Zeit und der Menschen, an das Steuerruder des Staatsschiffes herantreten darf, um mit sicherer, fester Hand den Kurs zu bestimmen, das nicht mehr auf ehrgeizige Parteibonzen angewiesen ist, die schon auf der Hochschule im Geist die grünen Sessel sahen, von denen herunter sie einst das Volk regieren würden.

Ich träume von Bauern, die mit Stolz sich Bauern nennen, die konservativ bis ins Mark hinein, festhalten an den edlen Sitten und Bräuchen der Väter, die die Heimat lieben, weil sie schön ist, weil ihre Scholle die Quelle unversiegbaren Segens ist, die aus angebornem Freiheitsgeist unwürdige Ketten brechen helfen und noch beten können: Es komme Dein Reich! W. Hämmerli.

---

## Redaktionelle Bemerkungen.

Der Zürcher Generalstreik ist nach unserem Urteil ein Ereignis von so großer Tragweite, daß wir ihm gern die Hälfte dieser Nummer widmen. Wir bringen drei unabhängig von einander entstandene Artikel darüber. Der eine von ihnen stammt aus der Mitte der Arbeiterschaft selbst und zwar von einem, der gegen den Streik gestimmt hatte.

Nach der unglaublich unwahren Darstellung und Beurteilung des Ereignisses durch die bürgerliche Presse hielten wir es für Pflicht, unsere Auffassung ausführlich zum Ausdruck zu bringen. Im Uebrigen wird über diese Sache wohl auch in den Neuen Wegen noch mehr geredet werden.

Daß wir auch für die Bauernschaft nach wie vor ein Herz haben, beweisen wir durch den Abdruck des Aufsatzes von Hämmerli. Wir freuen uns, daß unsere Leser mit dem Standpunkt Hildebrands bekannt werden, ohne daß wir diesen teilten. Er ist jedenfalls der ernstesten Beachtung wert. Wir hoffen, daß gerade dieser Aufsatz Sachverständige zur Diskussion auf den Plan rufen werde.

---

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Leben.

Gott hat uns in eine zerrissene, tragische Zeit hineingestellt. In solchen Krisenzeiten lebt man anders, als in ruhigen Tagen. Das Leben ist schwerer, aber reicher, intensiver. Da bekommt man erst den Sinn für das, was sein Wesen, seinen Wert ausmacht. Da lernt man vor dem nicht zurückscheuen, was das Leben verlangt, wenn es Wert und Größe haben soll. Man macht sich weniger aus Mühen und Opfern.

Darum sind zu solchen Zeiten die Klagen über die Mühen, die Not des Lebens, über die schweren Verantwortungen und Entscheidungen, die es mit sich bringt, so jämmerlich, kleinlich und irreligiös. Irreligiös ist es auch, wenn man diese Verantwortungen und Entscheidungen nicht als ein großes heiliges Soll auffaßt. Gott stellt uns in tragische, schwere Zeiten. Er will wohl, daß wir die ganze Not und Tragik des Daseins empfinden. Er stellt uns vor schwere Aufgaben, verlangt vielleicht Opfer, damit wir an der Größe der Aufgaben die Größe dessen, der sie stellt, besser verstehen lernen. Lebendige Religion heißt: sich in seinem ganzen Verhalten mit vollem Einsatz seines Lebens nach Gott richten. Sendet Gott Krisenzeiten, so heißt Religion: in der Tiefe der Krise in seinem Dienst kämpfen, leiden und hoffen.

In solchen Zeiten wird zunächst der Horizont erweitert. Eine große Orientierung des Lebens wird möglich. Der Sturm hat alle Wolken, allen trüben Dunst weggefegt. Klar bis zu den weitesten Fernen liegt die Welt vor uns. Wir glaubten vielleicht an der Grenzscheide kleiner Bezirke, bescheidener Gebiete zu stehen. Wir sehen nun, daß es Welten sind, die hier aneinander grenzen. Muß da nicht die kleinliche, kurzsichtige egoistische Wertung verschwinden? Wird da nicht manches, was wir im Alltag für so unendlich wichtig und wertvoll hielten, klein, fast lächerlich? Wird nicht die Seele durch den Sturm von Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit befreit, damit sie höhern Gedanken, größeren Werten Raum gewähre? Zwingt sich nicht in solchen Zeiten der Gedanke auf: Dein Leben, dies sonst so kleinliche, nichtige, unbedeutende Leben hat einen Wert, wenn sich darin etwas

von der Größe der Zeit spiegelt, wenn es von den Mächten, die aus der Ewigkeit hervorbrechen, mitgerissen wird?

Mitgerissen, denn mit einer bloßen Orientierung, sie mag noch so groß sein, ist es nicht getan. Wir stehen nicht an der Grenzscheide von Welten, die sich in erhabener Ruhe vor unsern Augen ausbreiten. An der Grenze ist Krieg; zwei Welten liegen im Kampf miteinander.

In diesem Kampf soll man eine klare Stellung einnehmen. Alles Zweideutige, Verschwommene, Halbe soll verschwinden. Das große Soll befreit uns davon. Das Leben verlangt nun eine scharfe Haltung; denn zu einem neuschaffenden Leben sind scharfe Gegensätze von nöten. Der Neuschöpfung muß der Bruch vorangehen. Stirb und werde.

Heute ringen zwei Welten mit einander. Ein furchtbarer Konflikt zerspaltet unsere Kultur bis in die innersten Tiefen. Ereignisse, wie der Zürcher Generalstreik zeigen uns nur klarer, deutlicher, was wir auch sonst sehen könnten, wenn wir ein scharfes Auge für unsere Welt hätten. Der Blitz leuchtet grell in die Klüfte und Abgründe, die sonst im Halbdunkel liegen. Immer mächtiger, drohender steigt eine neue Welt aus der Tiefe, die Welt der Arbeit, und immer klarer wird es, daß sie ein Gericht über die jetzige Welt bedeutet. Und es wird uns klar, daß die bestehende Welt durch ihre Unfähigkeit, den größten Schäden mit den größten Mitteln abzuhelfen, durch das Vertuschen ihrer Krebsschäden, durch ihren Fortschrittsaberglauben bei tiefer Dekadenz, durch ihre ganze falsche Orientierung dieses Gericht verdient. Wenn irgendwo, ist es heutzutage angezeigt, ein offenes und ehrliches Bekenntnis abzulegen. Nicht im Sinn des Pharisäers, der sich über die Welt erhaben dünkt, die er verurteilt, sondern um sich selber voller Beschämung einzuschließen. Wie traurig darum, wenn unsere Zeit dieses Geständnis verweigert und, wie es leider nun der Fall ist, die Stimme der Wahrheit nicht erträgt.

Gott und die Kraft, die von ihm kommt, haben wir zurückgedrängt. Wir haben die lebendige Seele geknechtet. Aus dem Geist haben wir ein Gesetz, aus dem Leben eine Maschine gemacht. Darum bäumt sich nun die Seele auf und verlangt unter Stürmen und Krisen ihre Rechte. Wenn irgendwo, sollte uns in solchen Zeiten der Sinn für die Größe der Werte aufgehen, um die in unserer Welt gekämpft wird. Man sollte tief erleben, in wessen Dienst unser Leben steht, wie groß und lebendig der Gott ist, der uns durch solche Kämpfe und Krisen zu großem Sehen und großem Wollen erzieht. Wenn wie heute tiefe Dekadenz und Neuschöpfung, eine furchtbare Veräußerlichung, Verarmung und Verrohung des Lebens und stürmische, impulsive Renaissancen der Seele mit einander kämpfen, soll man lernen, das Leben aus seiner ganzen tragischen, unmittelbaren Realität heraus zu verstehen und zu leben. Man soll aufhören, sich an der scheinbaren Harmonie und Größe der Zeit zu berauschen. Man soll nicht von

Friede reden, wo zu einem würdigen Frieden zuerst ein harter Kampf von nöten ist. Leben heißt in solchen Zeiten, dahin gehen, wo der Gegensatz am schärfsten ist, wo man erst die ganze Not, die ganze Qual der Zeit an sich erlebt, so stark erlebt, daß sie unzweideutig die ganze Richtung des Handelns bestimmt.

In solchen Zeiten kann man den großen Stil in der Lebensführung lernen. Leben wir so, treten wir so auf, wie es die Zeit und ihre Not erfordert. Richten wir entschlossen, charaktervoll unser Leben so ein, wie es die Verschärfung der Gegensätze mit sich bringt, auch da, wo bei der wachsenden Nervosität und Verständnislosigkeit die Anfeindung nicht ausbleibt. Da bleiben wir von der Zeit und ihrer Größe nicht unberührt. Und eins vor allem lernen wir, und da wird uns, wie sonst selten, Wesen und Wert des Lebens klar: Treue im großen Stil üben. Treu bleiben der großen Sache, die sich jetzt durch Krise und Sturm behauptet, treu auch da, wo ihre Größe verkannt wird und sie bitter und roh bekämpft wird. Treu sein dem sehr hohen Ziel, das immer schärfer, immer deutlicher aus den sozialökonomischen Kämpfen der Zeit hervortritt und so hoch ist, daß es nur durch den Zusammenschluß aller lebendigen Kräfte erreicht werden kann. Treu bleiben, auch wenn die Zahl der Vertreter infolge der Verschärfung und der Zuspitzung der Gegensätze kleiner wird, und wenn Bedenken und Zweifel die Reihen lichten. Eine große Sache groß führen da, wo uns Gott hingestellt, ritterlich einstehen für das, was inmitten von Not, Kampf, Anfeindung und Spott wird und wächst — ist das nicht leben? Heißt das nicht, das Lebensgefühl an einer höhern Quelle schöpfen, als an unsern kleinlichen Kräften?

Gott stellt uns in schwere Zeiten. Er will, daß wir in Not und Sturm eine neue Orientierung bekommen. Wir sollen wieder leben lernen. Von der Macht des göttlichen Lebens sollen wir über das ungöttliche, kleinliche, elende Leben, das wir führen, über uns selber hinweggehoben werden. Durch Kampf und Not, vielleicht durch Entsagung und Verzicht, sollen wir wieder das Leben lernen, das uns von dem kommt, der selber das Leben ist. Danken wir ihm dafür.

J. Matthieu.

---

# Der Klassenkampf.

Verehrte Versammlung! *)

Sie haben mich gebeten, in Ihrem Kreise einen Vortrag über den Klassenkampf zu halten. Daß eine solche Aufforderung aus Frauenkreisen an mich ergeht, ist mir ganz besonders erfreulich, als ein Zeichen, daß die Frauen anfangen, auch solche Fragen anzu-

*) Dieser Vortrag wurde vor einigen Jahren in einem Berner Frauenverein gehalten.

fassen, die früher den Politikern überlassen worden wären. Und warum sollten Sie nicht gerade diese Aufgabe anfassen? Sie geht die Frau an so gut wie den Mann und es scheint mir, daß gerade sie auch das warme, hochgemute Herz und die feine und geschickte Hand der edlen Frau nötig habe, wenn die Lösung gelingen soll. Warum sollten nicht auch die Frauen diese Aufgabe anfassen? Die Männer tun es doch nicht so, wie sie sollten. Ich denke dabei vor allem an die Politiker. Abgesehen von der Sozialdemokratie, für welche ja die Lehre vom Klassenkampf ein Hauptstück der politischen Weltanschauung bildet, geben sich unsere politischen Kreise wenig Mühe, das durch das Wort vom Klassenkampf bezeichnete Problem mit dem Ernst anzufassen, den es verdient, sich darin zu vertiefen, es in seinem eigentlichen Sinn und Wesen zu erfassen und von da aus Lösungen in großem Stil zu finden. Man begnügt sich meistens mit den Schlagwörtern und Phrasen, die die Tagespresse fabriziert; man macht das Wort zu einer Keule, womit man auf den Gegner losschlägt, oder auch nur loszuschlagen glaubt: denn man trifft ja meistens daneben, weil man keinen klaren Begriff von dem eigentlichen Problem hat. Ich kann mich nicht erinnern, je von einer Versammlung bürgerlicher Politiker gelesen zu haben, die über diesen Gegenstand, der heute im Mittelpunkt des politischen Lebens steht, ausdrücklich verhandelt hätte. Es ist tief bedauerlich, daß in unserem Volke, wo doch die Politik eine so große Rolle spielt, nicht mehr ernstes, unabhängiges politisches Denken in großem Stil vorhanden ist, wie wir es zum Beispiel gegenwärtig in England beobachten, wie wir es in besseren Zeiten aber auch bei uns besaßen.

So grüßen wir denn die Frauen als willkommene Nothelferinnen, ihre Mitarbeit als einen Zustrom frischen Denkens und frischer Seelenkraft. Und wenn wir nun heute vor dieses theoretisch und praktisch gleich schwierige Problem treten, so wollen wir es als symbolisch bedeutsam betrachten, daß wir es hier im Mittelpunkt des vaterländischen Lebens tun. Denn um eine vaterländische Frage allerersten Ranges handelt es sich allerdings, um eine Lebensfrage auch unseres Volkes. Das Schweizervolk befindet sich heute in ähnlicher Lage wie zur Zeit des alten Zürichkrieges, der Stanser Tagsatzung, der Kappeler- und Vilmergerkriege und des Sonderbundes. Ein breiter Riß geht durch unser nationales Leben und teilt es in zwei Heerlager, die einander kampfgerüstet gegenüberstehen: das der Bürgerlichen und das der Arbeiterschaft, besonders der sozialdemokratisch gesinnten. Alle andern Unterschiede treten immer mehr gegen diesen zurück. Es ist ein Bürgerkrieg, worin wir stehen. Er ist zwar bis jetzt nicht mit blutigen Waffen ausgefochten worden; wir wollen gerne hoffen, daß es nie so weit kommen werde und uns hüten, den Teufel an die Wand zu malen; aber wir dürfen uns auf der andern Seite den großen Ernst der Sachlage auch nicht verhehlen. Wir sind schon mehr als einmal hart vor dem Ausbruch blutiger Kämpfe gestanden;

es braucht nur einmal in Zeiten großer Erregung, wie sie uns jeder Tag bringen kann, der Funke ins Pulverfaß zu fallen und wir sehen wieder einmal Eidgenossen das Blut der Eidgenossen vergießen. Wir möchten darum wohl etwa, wie auf jener Tagsatzung zu Stans, nach einem Niklaus von der Flüh ausschauen, der mit dem Friedenswort zwischen die streitenden Brüder träte. Aber auch ohne Blutvergießen ist der Kampf bitter genug. Er stört das wirtschaftliche Leben, er bedroht das nationale Empfinden. Nicht nur reißt er das Volk in zwei Lager auseinander, er hat noch eine weitere Folge, die uns wieder an die schon erwähnten schlimmsten Zeiten der Eidgenossenschaft erinnert: Das Schlimmste war damals nicht der Zwist unter den Eidgenossen selbst, sondern der Umstand, daß jede der streitenden Parteien nach dem Ausland schaute, vielleicht nach dem Erbfeind, sich mit ihm gegen die Eidgenossen zu verbünden. Aehnlich verhält es sich heute. Der Riß, vor dem wir in unserm Volksleben stehen, geht ja durch alle Kulturvölker. Dieser Kampf ist international. Ueberall stehen sich die gleichen Lager gegenüber. Da ist es natürlich, daß man sich dem Gesinnungsgenossen im Ausland näher fühlt, als dem Gegner im eigenen Land. Daraus ergeben sich aber nationale Schwierigkeiten und wächst vermehrte Erbitterung empor. Im eigenen Lande zerreißt dieser neue Gegensatz alte Verbindungen und schafft neue, oft unnatürlich scheinende, Gruppierungen; alte Freunde werden Gegner und umgekehrt und die Folge ist Verwirrung, Zorn und Haß.

Aber noch tiefer geht der Riß. Er dringt in unser *sittliches* Leben ein; er stellt auch solche, die sich wenig um Politik kümmern, vor schwere Probleme des persönlichen Lebens. An uns alle tritt die Frage heran: „Auf welche Seite willst du dich stellen?“ Am leichtesten haben es solche, die nur die Wahrheit des einen Lagers kennen, die auf der einen Seite alles Recht, auf der andern alles Unrecht sehen; andere, für die die Lage nicht so einfach ist, geraten in schwere innere Konflikte. Was soll der Arbeiter tun, wenn man ihn in eine Organisation nötigen will, deren Grundsätze ihm sittlich bedenklich erscheinen, während auf der andern Seite die Notwendigkeit der Organisation ihm wohl einleuchtet? Soll er einen Streik mitmachen, den er für ungerecht hält, weil er doch einsieht, daß man im Kampf Disziplin halten muß und nicht jeder Soldat seiner eigenen Meinung folgen darf? Was soll der Unternehmer tun, der auf seiner Seite in ähnliche Lagen kommt? Was soll er tun, wenn er den ganzen Geist des heutigen Wirtschaftslebens nicht billigen kann und doch nicht weiß, wie er ihm entrinnen möchte? Was soll die Frau tun, die mit ihrem Herzen auf Seiten der Arbeiterschaft ist, während der Mann mit Leidenschaft gegen sie steht?

Bis in das *religiöse* Leben, das ja für den Christen mit dem sittlichen Eins sein soll, dringt der Kampf. Wenn ich ein Jünger Jesu sein will, was soll ich tun? Darf ein Christ als Kämpfer in eines der Heerlager treten oder muß er sich abseits von allem Kampfe

halten? Aber wenn er dies Zweite tun wollte, muß dann nicht die Frage in ihm aufsteigen: „Ist es dem Christen erlaubt, Dinge mit anzusehen, die er für unchristlich, widergöttlich halten muß?“ Was ist zu tun?

So wird der Klassenkampf aus einem ökonomisch-politischen ein allgemein menschliches, sittliches, religiöses Problem. Er wird zum Symbol und zum Ausgangspunkt für die ganze Lebensbewegung der Gegenwart. Das ganze Problem unserer gärenden Zeit ist darin eingeschlossen.

Mit dieser Bemerkung haben wir auch schon eine erste Antwort auf die Frage gegeben, die sich uns nun aufdrängt, wie nämlich dieses gewaltige Problem gelöst werden kann und soll.

Denn das Erste, was wir dazu nötig haben, ist ein tiefes und großgeartetes Verstehen. Wir dürfen vor allem nicht der oberflächlichen Meinung verfallen, daß der heutige Klassenkampf gleichsam nur die Mache einiger Agitatoren sei, das Werk einer systematischen, vom Ausland in unser friedliches Hirtenvolk hereingetragenen Aufhetzung, insbesondere eine Frucht der sozialdemokratischen Lehre vom Klassenkampf. Geschichtliche Erscheinungen von solcher Macht und Wucht werden nie von Agitatoren gemacht; Agitatoren benützen nur vorhandene Verhältnisse und Stimmungen, bringen sie zum Bewußtsein, verschärfen sie, aber sie würden gar nicht gehört, wenn diese Verhältnisse und Stimmungen nicht schon da wären. Und woher stammen die Agitatoren? Auch sie werden nicht ohne Grund erstanden sein! Unser Schweizervolk ist übrigens längst kein Hirten- und Bauernvolk mehr, da doch zwei Drittel seiner Bevölkerung Industrie und Handel treiben. Es sind bei uns dieselben Verhältnisse vorhanden, wie anderwärts und darum auch die gleichen Stimmungen, die gleichen Probleme und die gleichen Kämpfe. Denn der Klassenkampf unserer Tage mit all seinen Problemen, Gefahren und Verheißungen wächst, ähnlich wie vor hundert Jahren die französische Revolution und vor vierhundert Jahren die Reformation, aus Verhältnissen empor, die größer sind als die Menschen. Wenn auch nur diese Erkenntnis einmal allgemein würde, dann müßten schon viele gegenseitigen Vorwürfe verstummen. Es wäre ferner ein großer Irrtum, wenn wir den Klassenkampf für eine Erscheinung hielten, die bloß der Gegenwart eigentümlich sei: er ist vielmehr nur die scharfe Zuspitzung eines Kampfes, der durch die ganze bisherige Geschichte geht, das besonders deutliche Hervortreten eines Zuges, der allem bisherigen Leben der Menschheit anhaftet.

Werte Versammlung! Das kommunistische Manifest, das leidenschaftliche und gewaltige Glaubensbekenntnis des jungen Sozialismus, beginnt mit den Worten: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.“ Dieser Satz mag zu viel

behaupten — wir wollen das jetzt nicht untersuchen — aber daß er eine große Wahrheit ausspricht, kann niemand leugnen. Er stellt uns vor eine Tatsache, die wir fest im Auge behalten müssen, wenn wir das eigentliche Wesen unseres Problems verstehen wollen. Unsere ganze bisherige Menschengeschichte ist zum großen Teil beherrscht durch die Tatsache, die da heißt: selbstsüchtige Gewalt. Und darum ist sie zum großen Teil ein Krieg, nämlich ein Ringkampf zwischen dem Stärkeren und dem Schwächeren, zwischen dem Vergewaltiger und dem Vergewaltigten, dem Ausbeuter und dem Ausgebeuteten, dem Herrn und dem Knecht. Dieser Zwiespalt, der durch das Menschenwesen geht, nimmt unter anderm die Gestalt des Gegensatzes zweier Klassen an und dieser besondere Gegensatz bestimmt in weitgehendem Maße die ganze Kultur der verschiedenen geschichtlichen Epochen. Im Altertum ist der beredte Ausdruck dieser Tatsache die körperliche Sklaverei. Ein kriegsgewaltiges Volk unterjocht ein schwächeres, nimmt sein Land weg, entrechtet es und läßt es für sich selbst arbeiten. Wir haben diese Erscheinung noch heute in gewissen Arten von Kolonialpolitik vor uns, oft in noch fast schlimmeren Formen als im Altertum, wie das Beispiel des Kongostaates zeigt. Die Kriege des Altertums hatten sehr oft den Nebenzweck, ja Hauptzweck, das Sklavenmaterial zu ergänzen, so wie sie heute meistens den Zweck haben, den Warenmarkt zu erhalten oder zu vergrößern. Die ganze Kulturherrlichkeit des griechischen und römischen Altertums ruht auf der Voraussetzung, daß der größere Teil der Bevölkerung eines Staates nur halb Mensch sei. Dieses schimmernde Gebäude erhebt sich über einem Fundament, das mit Blut getränkt ist und gebildet aus menschlicher Not und Erniedrigung. Ich darf vielleicht schon hier die Frage stellen: Gilt dies nicht auch, in nur leicht veränderten Formen, von unserer Kultur? Im Altertum meinten große Denker, die Sklaverei sei eine im Menschenwesen begründete Notwendigkeit, und ihre Abschaffung undenkbar. Kann man nicht öfters in Bezug auf heutige Verhältnisse Aehnliches hören? Wenn einmal die Weberschifflein von selbst liefen, meinte Aristoteles spottend, dann könnte man von der Abschaffung der Sklaverei reden. Schon in der alten Welt kam es auch zu furchtbaren Erhebungen der Geknechteten. Das war damals die Form des Klassenkampfes. Die Gesellschaft erbebte in den Fundamenten, aber die römischen Legionen schlugen die ungeschulten Massen der Sklavenkrieger nieder — zu Tausenden und Tausenden ragten an den Heerstraßen die Kreuze, an denen die Aufrührer ihr Leben verhauchten und die Gesellschaft war gerettet! Aber ob die alte Welt nicht vor allem auch an dem Unrecht der Sklaverei untergegangen ist? — Es kam das Mittelalter. Wieder spaltete sich die Gesellschaft in zwei Klassen: die Klasse der Freien, die sich zur Herrenklasse des feudalen Adels ausbildete, und der Hörigen oder Leibeigenen, die ihm dienen mußten. Aber der hörige oder leibeigene Handwerker zog in die Stadt, umgab sie mit Wall und Mauer, tat sich mit seinesgleichen

zusammen zu Genossenschaften, Gewerkschaften (damals Gilden oder Zünfte genannt) und nahm den Kampf auf mit dem feudalen Ritter, der trotzig auf seiner Burg saß und auf das neu aufgekommene Krämer- und Handwerkervolk mit ungefähr den gleichen Gefühlen herabschaute, wie heute manche bürgerlichen Schichten auf die Sozialdemokratie. Das war der neue Klassenkampf. Der neu emporgekommene Stand behauptete sich gegen den feudalen Adel, er behielt sogar im großen und ganzen den Sieg. So entstand das Bürgertum. Langsam, in jahrhundertelangen Kämpfen und Revolutionen, stieg es empor. Es wurde der Träger einer neuen Kultur: die gotische Kunst und die Reformation sind gleicherweise aus seiner Mitte hervorgegangen. Dann kam die neuere Zeit. Es kam mit ihr der Kapitalismus. Neben das patriarchalische Handwerk und vielfach an seine Stelle trat der Großkaufmann und Großunternehmer. Es begann der moderne Handel und die moderne Industrie. Das alte Zunftwesen verfiel, der Geist der Konkurrenz bemächtigte sich des Wirtschaftslebens. Konkurrenz aber ist Kampf; das Prinzip bedeutet eine Sanktionierung des Egoismus auch im wirtschaftlichen Leben. Nicht das genügende oder auch behäbige Auskommen, sondern der Profit wurde der Gott des Wirtschaftslebens; nicht als eine Angelegenheit der Gesamtheit galt es mehr, wie einstmals, sondern als eine Sache des Einzelnen. Jeder suchte zu gewinnen so viel als möglich, auf eigene Gefahr und im eigenen Interesse. Die Geldwirtschaft war da, das Geld wurde eine Macht wie nie zuvor. Die Dampfmaschine und die ganze neue Technik des Verkehrs, der Gütererzeugung, des Finanzwesens und der Geschäftsleitung trat in seinen Dienst. Den Nutzen davon hatte vor allem das Bürgertum. Es wurde endgültig zur herrschenden Klasse; die französische Revolution besiegelte bloß noch diese schon vorhandene Tatsache. Im Liberalismus gab es sich seine Weltanschauung. Es schuf für seine Zwecke die Verfassungen und die Gesetze um; rief eine ganze Kultur ins Leben, sonnte sich in seiner Aufklärung, seiner Freiheit, seiner politischen, technischen, kulturellen Herrlichkeit.

Aber diese Herrlichkeit war wieder über dunklen Grund gebaut: über eine neue Sklaverei. Die kapitalistische Kultur ruhte auf Unfreiheit, Not und Entwürdigung des Proletariats. Dieses Proletariat trat an die Stelle der Hörigen und Leibeigenen des Mittelalters und der Sklaven des Altertums. Es setzte sich hauptsächlich zusammen aus den durch den Großgrundbesitz vom Land verdrängten Bauern und den vom industriellen Großbetrieb und der Maschine aus der Werkstatt vertriebenen Zunfthandwerkern. Es hatte vor dem Leibeigenen und dem Sklaven Eins voraus: die formelle politische Freiheit. Dafür aber hatte es einen teuren Preis zu zahlen: Hunger und Elend, und war drum hinter den früheren Formen der Knechtschaft im Nachteil. Denn für den Leibeigenen und Sklaven wurde doch im allgemeinen von seinem Herrn gesorgt; er fühlte sich dazu verpflichtet. Auch war

es mit dieser neuen Freiheit nicht so weit her. Nun liefen zwar die Weberschifflein wirklich von selbst, das Wunder war geschehen; aber der Arbeiter blieb doch eine Art Sklave. Er mußte die Arbeit nehmen wo er sie bekam; er hatte ja selbst weder Arbeitswerkzeug, noch Arbeitsstätte, noch Arbeitsmaterial, aber er hatte Hunger und hatte eine Familie zu ernähren. Er mußte die Arbeit nehmen, wo und wie er sie bekam; denn der Hände, die sich darnach ausstreckten, waren viele. Er mußte auch seine Frau und seine Kinder in die Fabrik oder ins Bergwerk schicken, bei Tag und bei Nacht, weil sein Lohn so elend war; aber weil sie ihm damit, ohne es zu wollen, Konkurrenz machten, wurde sein eigener Lohn dafür noch elender. Zu dem materiellen kam das geistige Elend. Er hatte zu seiner Arbeit nichts zu sagen, er war „Lohnsklave". Der Ausdruck ist durchaus nicht zu stark. Aus seinem Leben wichen Freude und Würde, und nur im rohesten Genuß suchte er Vergessen für sein Elend. Er war enterbt, entrechtet; denn das Recht war ein vom Bürgertum geschaffenes, aus seinen Ideen geflossenes, auf seine Bedürfnisse zugeschnittenes. Die materielle, intellektuelle, ästhetische, sittliche, religiöse Kultur war bürgerlich, dem Proletarier unverständlich oder verschlossen, der ganze Aufbau der Gesellschaft vom Bürgertum, der Herrenklasse bestimmt. Er war ein Proletarier, d. h. ein wurzelloser, heimatloser, um das volle Menschentum betrogener Mensch. Wer in erschütternder Anschaulichkeit erfahren will, was das bedeutet, der lese Werner Sombarts ebenso großartige als ergreifende Schilderung des Proletariats, noch lieber einige Kapitel aus dem „Kapital" von Marx, er sehe Gerhardt Hauptmanns „Weber", gehe — was das beste ist — zu den Quellen selbst: der Autobiographie eines Karl Fischer, eines Wenzel Holek, der „Jugendgeschichte einer Arbeiterin" und anderen Dokumenten dieser Leidensgeschichte des großen Volkes, das Proletariat heißt*). Es ist eine furchtbare Geschichte. Wenn sie einmal im Zusammenhang geschrieben wird, werden viele sie nicht glauben können. Dann wird allen klar sein, was heute nur wenige sehen: daß auch unsere heutige Kultur auf einem Fundament ruht, das von Blut und Jammer getränkt ist, in das Fluch und Greuel eingemauert sind. Wenn auch ihr Fundament wankt, so ist das die Ursache. Aber auch hier ist der Kampf gekommen und das ist nun unser heutiger Klassenkampf. Es erging an das Proletariat der Ruf zur Erhebung. Der Sozialismus, die Arbeiterbewegung kamen; das Proletariat organisierte sich politisch, gewerkschaftlich, genossenschaftlich. Es forderte politische, soziale Rechte, mehr Anteil am Gewinn der

*) Sombart, „Das Proletariat" (in der Sammlung „Die Gesellschaft"); Karl Fischer, „Erinnerungen eines Arbeiters"; Wenzel Holek, Lebensgeschichte eines deutsch-tschechischen Handarbeiters; „Jugendgeschichte einer Arbeiterin" (Adelhaid Popp, mit Vorwort von Bebel); dazu besonders die Sammlung von Levenstein: „Aus der Tiefe". — Damit ist natürlich bloß eine kleine Auswahl genannt.

Arbeit, mehr Recht an der Arbeit selbst, mehr Ruhe, mehr Freiheit, mehr Würde, mehr Teilnahme an der ganzen Kultur; es fordert völlige Gleichberechtigung mit der herrschenden Klasse, überhaupt Abschaffung aller Klassen und Klassenherrschaft und Aufrichtung einer Gesellschaftsordnung, die gegründet sei nicht auf den Profit, sondern auf das Menschentum des Menschen, nicht auf den Egoismus, sondern auf die Solidarität, nicht auf Gewalt, sondern auf Gerechtigkeit. Das Proletariat fühlt sich als die neue Klasse, die den weltgeschichtlichen Beruf hat, nicht etwa nur die alten Klassen zu besiegen, sondern überhaupt allem Klassenwesen für immer ein Ende zu machen, den Kampf zwischen den Stärkeren und Schwächeren endlich zu beseitigen und so an Stelle des Reiches der Notwendigkeit das Reich der Freiheit zu setzen. Eine völlig neue Welt erhebt sich vor ihm, eine Welt, die ähnliche Züge zeigt, wie die, welche die Propheten Israels geweissagt haben; hinter dem Kampf leuchtet das Friedensreich auf Erden auf. Der Sozialismus wird Messianismus. Diesem Ansturm des Proletariates stellt sich aber die bisher im Besitz der Herrschaft gewesene Schicht entgegen. Auch die Arbeitgeber organisieren sich; die Gesetzgebung wird vom Streit erfaßt; alle Politik orientiert sich immer mehr nach ihm; unser ganzes Leben wird direkt oder indirekt hineingezogen — kurz, wir haben den Klassenkampf der Gegenwart. Wir erkennen klar, was wir zu Beginn gesagt haben: er ist nur die Zuspitzung eines Kampfes, der durch die ganze Geschichte geht; er ist nicht die Einbildung einer Partei, sondern ein in seiner Art notwendiges Ergebnis der bisherigen Entwicklung und Art der Menschheit.

Wir sehen also, der Klassenkampf ist nicht eine Theorie, sondern eine Tatsache. Keiner, der Augen hat, kann sie leugnen. Und zwar müssen wir es in dieser wohl vorwiegend aus bürgerlichen Kreisen stammenden Versammlung besonders nachdrücklich sagen, daß er nicht nur von unten her geführt wird, sondern mindestens ebenso heftig auch von oben her. Nicht nur die Arbeiterschaft führt ihn, sondern auch die Unternehmerschaft. Wir sind nur gewohnt, bloß den von unten her geführten Kampf zu sehen und nicht auch den von oben her, der doch den von unten her eigentlich erzeugt hat. Warum werden z. B. die Arbeitsausstände immer zahlreicher? Vor allem doch, weil die Wohnungs- und Lebensmittelpreise steigen. Warum aber steigen diese? Weil Landspekulation und Bauspekulation sie auf eine Weise in die Höhe treiben, die schon stark an Raub und Brandschatzung erinnert und weil auch die Bauern sich organisiert haben, die Preise der landwirtschaftlichen Produkte beständig steigern, die Gesetzgebung und die Zolltarife beeinflussen, im ganzen recht unbekümmert darum, ob die städtische Bevölkerung diese Last tragen könne. Denn auch der Bauer treibt eben Klassenkampf. Ja, ich möchte in diesem Kreise hinzufügen, daß sogar die Frauen einen solchen führen, wenn auch, wie es Frauenart entspricht, meistens in feinerer Weise. Auch die Frauen-

bewegung ist ein Kampf, den eine Klasse führt, die sich gedrückt und verkürzt vorkommt — mit Grund! Wir leben also alle im Zeichen des Klassenkampfes, wir alle führen ihn, direkt oder indirekt; das müssen wir uns klar machen, wenn wir die Dinge sehen wollen, wie sie sind.

Auf diese Tatsache des Klassenkampfes hat sich nun freilich im besonderen die Sozialdemokratie eine Theorie gemacht. Sie betont diese unleugbare Tatsache des Klassenkampfes, die man früher zu wenig beachtet hatte und betont sie nun wohl zu stark. Sie betrachtet es als eine Notwendigkeit, daß das Proletariat einen Klassenkampf führe, um die gegenwärtige Ordnung der Dinge zu stürzen. Sie fordert darum, daß es klassenbewußt werde, d. h. daß es die Lage seiner Klasse, die Ursachen ihrer Not, aber auch die Wege zu ihrer Erlösung sich klar mache und daß es darnach handle, d. h. vor allem sich organisiere, daß jeder Proletarier im andern über die ganze Welt hin, ohne Unterschied der Nation und Religion, einen Genossen sehe und im Kapitalisten einen Gegner. So allein werde es Rettung und Sieg gewinnen. Denn es müsse sich selbst helfen, andere hülfen ihm nicht, weder Gott noch Menschen. Die Befreiung der Arbeiterklasse könne nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein. Es solle sich dabei nicht durch allerlei sogenannte ideale Vorspiegelungen von Seiten des Patriotismus, der Moral und Religion beirren lassen. Patriotismus, Moral und Religion stünden doch bloß im Dienst der Machtstellung der herrschenden Klassen, seien nur deren sogenannte ideologische Wiederspiegelung. Auf die materielle Grundlage komme es an. In ihren Besitz müsse das Proletariat sich setzen; auf sie erst könne es dann eine höhere, wahrhaft menschliche Kultur bauen. Alles sei für die Lösung dieser Aufgabe bereit gelegt. Der Kapitalismus habe durch die Auflösung des Handwerkes und Schaffung des Großbetriebes der Arbeit eine genossenschaftliche Form gegeben; aber diese sei im Dienst der Ausbeutung gestanden: eine verhältnismäßig kleine Klasse von Bevorzugten habe ihre Vorteile genossen und den Massen nur Elend und Sklaverei übrig gelassen. Freilich habe sich diese Wirtschaftsordnung auch in sich selbst zersetzt und müsse in absehbarer Zeit zusammenbrechen. Ihr Erbe sei der Sozialismus. Er müsse zu der genossenschaftlichen Form der Arbeit den genossenschaftlichen Zweck fügen, d. h. alle Arbeit zu einem Dienst an der Gemeinschaft machen. So werde endlich der Mensch Herr der Arbeit, die Arbeit aber die Grundlage aller Kultur und damit überhaupt die Bahn frei für das Reich des Menschen, für eine wahrhaft menschliche Sittlichkeit. Diesen Zustand herbeizuführen, diese Aufgabe zu erkennen und entschlossen anzufassen, das sei die weltgeschichtliche Rolle des Proletariates, das sein Kampf, sein Klassenkampf.

Das ist, in ganz kurzen Zügen dargestellt, die sozialdemokratische Klassenkampflehre. Ich kann hier ihre Richtigkeit nicht eingehend prüfen. Mit Einseitigkeit ist sie jedenfalls behaftet. Sie unterschätzt ganz gewiß den Einfluß von idealen Kräften auf die geschichtliche Ent-

wicklung. Aber das ist jedenfalls zu sagen, daß diese Lehre von bürgerlicher Seite meistens nicht verstanden wird. Man meint, sie sei eine bloße Aufforderung zum Klassenhaß. Das ist sie aber, grundsätzlich betrachtet, gar nicht. Sie fordert zum Kampf auf, zum Kampf gegen den Kapitalismus, aber Kampf muß noch nicht unbedingt Haß sein. Sie ermahnt sogar ihre Anhänger ausdrücklich, nicht den einzelnen Kapitalisten als solchen zu bekämpfen, sondern bloß das System des Kapitalismus. Der einzelne Kapitalist sei daran nicht schuld und als Privatmann nicht besser und nicht schlechter als der Sozialist. — Man meint ferner, die Sozialdemokratie betrachte den Klassenkampf gleichsam als einen idealen Zustand. Aber das Gegenteil ist richtig. Er ist auch ihr ein Uebel, sogar der Uebel größtes; sie will ihn um jeden Preis beseitigen und das Mittel dazu ist ihr eben der Klassenkampf des Proletariats. Aber das soll denn auch der letzte aller Klassenkämpfe sein, weil er alle Klassenherrschaft und damit natürlich auch allen Klassenkampf beseitigen will. Man mag das Mittel für falsch halten, aber man muß die Theorie so verstehen, wie sie gemeint ist. — Damit ist auch ein drittes Mißverständnis beseitigt: Es ist nicht so, wie man etwa meint, daß das Ziel die Aufrichtung einer neuen Klassenherrschaft sei, nämlich der des Proletariats, sondern das Ziel soll die Freiheit Aller sein, die Aufhebung jeden Krieges, auch das zwischen den Völkern, das Reich des Friedens und der Tag des Menschen.

Das ist der Sinn der Lehre. Daß die Praxis sich meistens nicht auf dieser Höhe hält, muß natürlich zugestanden werden. Aus dem Klassenkampf wird Klassenhaß, aus dem Mittel ein Selbstzweck; aus dem Gegensatz von Prinzipien einer von Personen und aus einem allgemein menschlichen Ideal ein bloßes Klassenideal, das sogar eine neue Klassenmoral erzeugt. Aber geht das nicht andern Bestrebungen auch so, auch die idealsten nicht ausgenommen? Oder stimmt etwa die christliche Praxis mit der Bergpredigt überein? Ist es im besonderen zum Verwundern, wenn im Kampfe sich Zorn und Haß entwickeln? Hat nicht ein gesunder Zorn manchmal auch ein gewisses Recht? Wenn wir Proletarier wären und zu Weihnachten an den glänzenden Schaufenstern mit all ihrem Luxus vorübergingen, während unsere lieben Kleinen daheim hungerten und frören und unsere arme Frau sich abhärmte und abmühte in hoffnungslosem Kampfe mit dem Elend; wenn wir von Fabrik zu Fabrik wanderten, um Arbeit zu suchen und überall höhnisch abgewiesen würden, — weil die schwarze Liste wie ein Gespenst vor uns herging — wie dann — sind wir sicher, daß uns nicht auch die Zornader schwölle und wir die Faust aufhöben gegen eine solche Gesellschaftsordnung und ihre Vertreter?

Und dürfen wir behaupten, diese Klassenkampflehre habe völlig Unrecht? Wir haben gesehen, wie die Geschichte sie zum guten Teil bestätigt. Ist es nicht wahr, daß die Arbeiterklasse sich selbst

helfen mußte? Wer hat ihr denn sonst geholfen? Ist es nicht wahr, daß sie kämpfen mußte? Was hätte man ihr gegeben ohne Kampf? Ausnahmen bestätigen die Regel. Muß nicht auch jetzt um die kleinsten Fortschritte mühsam gerungen werden? Und wenn da und dort etwas scheinbar freiwillig gegeben wird — geschähe es wohl, wenn nicht eine starke Arbeiterbewegung da wäre? Ist es nicht wahr, daß der Proletarier eine helle Erkenntnis seiner Lage bekommen, also klassenbewußt werden muß? Wo eine Klasse sich aufringt, muß sie sich doch ihres Zustandes und ihres Weges bewußt werden. Das können heute vielleicht am besten die Frauen verstehen. Denn auch sie fühlen sich als eine Art Proletarier; auch sie fordern die Frau auf, sich klar zu werden über ihre Not und ihre Hilfe, d. h. klassenbewußt zu werden. Und ist es nicht die richtige Konsequenz dieser Einsicht in seine Lage, daß der Arbeiter sich organisieren muß? Was wäre er als Vereinzelter? Ist es nicht richtig, daß er es auf internationaler Grundlage tun muß? Bekanntlich ist auch der Kapitalist international organisiert. Ist nicht wirklich jeder Proletarier in der ganzen Welt dem Proletarier näher als der Kapitalist im eigenen Lande, von dem ihn geistig und sozial eine ganze Welt trennt? War nicht auch der Grieche, der der urchristlichen Gemeinde in Ephesus angehörte, dem Christen in Rom oder Jerusalem näher, als seinen griechischen Stammesgenossen? Ist es nicht wahr, daß unser Staat sehr stark auf die Bedürfnisse der bürgerlichen Klasse zugeschnitten ist, daß unsere Moral bürgerliche Farbe trägt, auf bürgerliche Verhältnisse zugeschnitten ist; daß dies sogar von unserem Christentum gilt; daß unsere Rechtsprechung den Anschauungen und Bedürfnissen des Arbeiters gar oft nicht gerecht wird und für ihn Unrecht bedeutet? Ist es nicht wahr, daß Klassengeist vielfach unsere Parlamente beherrscht, auch wenn sie's oft selbst nicht wissen? Ist nicht unser ganzes Zusammenleben durch Klassengegensätze beherrscht, besonders durch den Unterschied von Reich und Arm, also durch das Geld? Ist nicht in uns Allen noch der Geist der Gewalt obenauf? Ist das Menschentum nicht bis in alle Höhen und Tiefen noch durch Fremdheit und Neid zerrissen? Sollten Sie diese Tatsachen noch bezweifeln, dann versuchen Sie einmal, eine Zeitlang die Welt mit dem Auge des Proletariers zu sehen und Sie werden sicher auch erkennen, daß sie wahr sind. Darum sage ich: schelten Sie nicht die Lehre vom Klassenkampf, die zum großen Teil einfach Tatsachen und Notwendigkeiten beschreibt, sondern schelten Sie die Zustände, die die Klassenkampflehre, wie den Klassenkampf selbst hervorgerufen haben und immer von neuem hervorrufen.

Als eine solche unleugbare, klar umschriebene Wirklichkeit steht der Klassenkampf vor uns. Als solche muß er beurteilt werden. Wir können auch sagen: so steht unsere Gesellschaft, steht unsere Kultur vor uns, als eine von Klassengeist zerrissene und

verstörte, vom Prinzip des Egoismus und der Gewalt überschattete.

Und nun, verehrte Anwesende, erhebt sich die Frage: Wie kann dieser Zustand geändert werden? Wie können wir vom Kampf zum Frieden gelangen? — Die Frage ist verwickelt. Ich kann nicht sofort eine einfache Antwort geben, sondern muß Sie bitten, mir auf einem Umweg folgen zu wollen. Am Ende, hoffe ich, wird dann freilich das Einfache stehen.

Es ist ein Krieg, um den es sich handelt, ein Kriegszustand. Lassen Sie uns zunächst die Analogie zwischen Klassenkampf und blutigem Völkerkrieg festhalten. Wie versucht man den blutigen Krieg zu beseitigen? Man versucht es oft durch das, was ich die Friedenspredigt nennen möchte. Ich verstehe darunter den Appell an Herz und Gewissen der Menschen, die Aufrichtung eines höheren Ideals vor ihren Augen. Niemand von uns wird diese Art von Friedensbestrebungen verachten. Sie dienen jedenfalls dazu, die Gesinnungen der Menschen zu beeinflussen und damit die Wege zum praktischen Ziel zu bahnen. Freilich werden wir auch zugestehen, daß ihre Erfolge nicht groß sind, vielleicht deswegen, weil sie zu wenig klar der Wirklichkeit ins Auge sehen. Aehnlich geht es vielfach der sozialen Friedenspredigt. Es gibt eine Menge von Menschen, denen der Klassenkampf ein ähnliches Gefühl des Abscheus einflößt, wie der blutige Krieg. Sie mögen das Wort „Kampf" nicht hören und rufen: „Frieden, Frieden!" Sie begreifen nicht, warum man sich nicht verständigen könnte, statt sich zu bekriegen. Sie meinen, es seien mehr Mißverständnisse als wirkliche Tatsachen, die die beiden Lager trennten. Man müßte einsehen, sagen sie, daß zwischen Arbeiter und Unternehmer nicht ein natürlicher Gegensatz, sondern eine natürliche Harmonie bestehe, daß sie also nicht Gegner seien, sondern Freunde. Sie sollten sich also mit einander verständigen. Freilich sei das nicht möglich, ohne daß jede Partei in einigen Punkten nachgebe — aber sollte das zu viel verlangt sein? Sollte es nicht besonders auf dem Boden der schweizerischen Demokratie möglich sein, wo doch das Volk sich selbst regiere und von seiner Unterdrückung und Ausbeutung durch eine herrschende Klasse also nicht geredet werden könne? Sollte nicht an Stelle des Schlagworts vom Klassenkampf das von der Solidarität aller Volksgenossen treten und sollten wir denn nicht das Problem auf unserem nationalen Boden lösen können, ohne uns durch ausländische Einflüsse beirren zu lassen?

Diese Gedanken stellen die Meinung vieler edlen und wohlwollenden Menschen dar. Sie klingen so einfach, so selbstverständlich — und doch, verehrte Versammlung, halte ich sie für falsch. Denn sie verkennen nach meiner Ansicht die Wirklichkeit. Ich will nur in Kürze die Meinung widerlegen, als ob wir das soziale Problem ausschließlich auf schweizerischem Boden lösen könnten. Sie verkennt einmal die von uns schon angeführte Tatsache, daß die sozialen

Verhältnisse bei uns wesentlich die gleichen sind wie anderswo und daher wohl auch ähnlich behandelt werden müssen. Sie verkennt ferner den engen Zusammenhang, in dem heute, im Zeitalter des Weltverkehrs und der Weltwirtschaft, die Verhältnisse der verschiedenen Länder stehen. Wir könnten z. B. bei uns nicht wohl den Neun- oder Achtstundentag in einer großen Industrie einführen, wenn die Nachbarländer noch den Elfstundentag hätten. Die Arbeiterbestrebungen müssen international sein, weil sonst jeder Streik der Arbeiter des einen Landes durch solche aus dem andern gebrochen werden könnte. Nicht durch menschliche Mache, sondern durch die geschichtliche Entwicklung sind nun einmal die Völker so innig verbunden worden, daß keines sein Leben ohne Rücksicht auf die andern führen kann, und wir werden zugeben, daß darin doch auch etwas verheißungsvolles, vor allem eine Friedensverheißung liegt. Daß wir eine Demokratie sind, hat in dieser Sache nicht viel zu bedeuten. Auch in der Demokratie kann die Macht in der Hand einer herrschenden Klasse liegen, so daß eine andere sich mühsam gegen sie durchkämpfen muß. Tatsächlich sind wir denn auch, wie nachgerade jedes Kind weiß, in unserer schweizerischen Demokratie in Bezug auf soziale Reformen, wie in Bezug auf soziales Denken, dem monarchischen Europa um uns herum nicht vorausgekommen, sondern im Gegenteil hinter einigen Ländern zurückgeblieben.*) Die politische Demokratie ist noch keine soziale und mit formellen politischen Rechten ist ökonomische Unfreiheit und soziale Not sehr wohl vereinbar. Das gleiche ist von dem Stichwort von der Solidarität aller Volksgenossen zu sagen. Es bezeichnet ein schönes Ziel, gewiß, aber die Frage ist, wie es erreicht werden soll. Nur die Ausgabe des Stichwortes tut es nicht. Zunächst sind die Interessen der Volksgenossen nicht solidarisch, sondern vielfach das Gegenteil. Wie sind sie solidarisch zu gestalten? Das ist eben die große Frage. Jede Partei gibt ihre Methode als den richtigen Weg dazu aus, vor allem aber behauptet die Sozialdemokratie, sie kenne den einzigen Weg, der zum Ziele führe und das sei der Sozialismus. Er verwirkliche eben die Solidarität aller Volksgenossen. Ihn durchzusetzen führe sie den Klassenkampf. Dies lassen die andern nicht gelten und so entbrennt gerade darüber der Streit, wie die Solidarität der Volksgenossen herzustellen sei. Also bezeichnet dieses Wort ein Problem, nicht eine Lösung, ein Ziel, nicht einen Weg.

Vor allem aber vergißt die Friedenspredigt eine wichtige Wahrheit: sie vergißt, daß in den großen geschichtlichen Kämpfen keineswegs immer beide Gegner gleichviel Recht haben. Es kann sehr wohl sein, daß nur der Eine das Recht auf seiner Seite hat, zum mindesten für eine bestimmte geschichtliche Epoche. Sie vergißt, daß neue Bewegungen dieses Bewußt-

*) Durch die Annahme des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes ist diese Rückständigkeit einigermaßen aufgehoben worden.

sein ihres heiligen und einzigen Rechtes einfach nötig haben, wenn sie ihre Mission erfüllen sollen. Es ginge wohl gegen die Absicht der Macht, die die Geschichte leitet, wenn man ihnen zumuten wollte, etwas von ihren Prinzipien abzulassen. Oder wäre es wohl richtig gewesen, dem jungen Christentum einzureden, es solle mit dem Judentum und Heidentum, oder dem jungen Protestantismus, er solle mit der katholischen Kirche einen Vergleich schließen? Alles kam im Gegenteil darauf an, daß sie ihr Prinzip rein erhielten; der Vergleich kam später von selbst und früh genug. So ist es wohl auch notwendig, daß der heutige Sozialismus, der Glaube des Proletariats, seinen Standpunkt einseitig vertrete, sein Recht kraftvoll behaupte; so allein erfüllt er die weltgeschichtliche Mission, die wohl niemand unter uns ihm absprechen wird. Später mag dann vielleicht der Vergleich mit den älteren Auffassungen am Platze sein. Geschichtliche Mächte müssen mit einander kämpfen. Im Kampf gelangen sie dann vielleicht auf eine höhere Stufe und sehen ein, daß auch der Gegner ein Recht auf seiner Seite hat. Es gibt ja gewiß einen Standpunkt, der über dem bisherigen Gegensatz von Christentum und Heidentum, Katholizismus und Protestantismus steht; aber er konnte und kann nur durch die Auseinandersetzung zwischen den Gegnern erreicht werden. Nicht die Friedenspredigt, sondern der Kampf ist sehr oft der Weg zum Frieden. Rechten Frieden gibt es aber nur da, wo das Rechte eingesehen und getan wird; alles andere ist fauler Friede. Gerechtigkeit ist der Weg zum Frieden. Also soll nicht das Wort „Friede" zuerst, zu rasch gerufen werden, sondern das Wort „Gerechtigkeit" — und das um des Friedens willen! Wenn aber um Gerechtigkeit gekämpft werden muß, so soll eben gekämpft werden; das ist noch immer ein guter, ein heiliger Kampf gewesen.

So soll eben gekämpft werden! — Wie? — ist das wirklich das höchste Wort der sittlichen Forderung? Gibt es nicht ein höheres Wort als das vom Kampfe, nämlich das von der Liebe? Und ist nicht das das höchste Wort aller sogenannten humanen Ethik und zugleich der Ethik des Christentums, zum mindesten des Evangeliums? Steht für die Gesinnung der Bergpredigt nicht das Dulden über dem Sich-zur-Wehr-Setzen? Sollte nach der Weisung Jesu Frieden und Heil für die Menschen nicht auf eine andere Weise kommen als durch den Klassenkampf? Müßten sie nicht kommen von innen her, statt von außen her, durch den Geist der Bruderschaft und der Selbstverleugnung, statt durch Gesetz und Zwang? Kann ein Christ also ein Klassenkämpfer sein? Muß er nicht einen höheren Weg gehen? Wäre also nicht das rechtverstandene Christentum der einzige Weg zur Beseitigung des Klassenkampfes und müßte nicht die Aufgabe sein, zunächst Christen zu bilden, um damit der Welt den Frieden zu geben, zuerst neue Menschen zu schaffen, damit die Verhältnisse neu würden?

Damit ist das in der letzten Zeit viel verhandelte Problem des Verhältnisses von Christentum und Klassenkampf aufgerollt. Ich kann

es nicht als ein Besonderes ausführlich behandeln, hoffe jedoch, seine Lösung in der allgemeinen mitzugeben.

Ich möchte zuerst bezweifeln, ob ein Christ unter keinen Umständen kämpfen darf. Er darf vielleicht nicht für sich selbst kämpfen, — vielleicht! — aber er darf, er muß doch kämpfen für Andere. Er darf, er muß kämpfen gegen Not und Unrecht, Unwahrheit — wehe ihm, wenn er's nicht täte! In diesem Kampfe mag freilich das Dulden die Hauptrolle spielen, aber kämpfen ist eben oft auch dulden, sogar die schwierigste und schmerzlichste Form des Duldens. Auch das Angreifen schließt oft ein Leiden in sich für den Angreifer selbst, ja es ist oft das schwerste Leiden, das man aber doch um der Wahrheit und der Liebe willen auf sich nimmt. Man kann ohne Haß kämpfen, aus Liebe kämpfen, ja, der Kampf aus Liebe kann der heißeste Kampf sein. Ist nicht Jesus selbst ein solcher Kämpfer gewesen? Wollen wir einem Pestalozzi oder einer Josephine Butler die Jüngerschaft Christi absprechen? Aber man könnte einwenden: „Diese kämpften für die Seelen der Menschen, nicht für die Verbesserung der rein materiellen Verhältnisse." Ich stelle aber die Gegenfrage: Muß man nicht oft die materiellen Verhältnisse bessern, um die Seelen der Menschen zu retten? „Aber ist es nicht besser, zuerst neue Menschen zu schaffen und dann neue Verhältnisse?" Ich stelle wieder die Gegenfrage: Wer heißt uns, diese beiden Dinge überhaupt von einander trennen? Gewiß müssen die Menschen neu werden und gewiß ist das die Hauptsache, aber diese Einsicht entbindet uns nicht von der Pflicht, die materiellen Verhältnisse zu bessern wo es nötig ist. Wenn ich zu einem armen Menschen gehe, der krank ist und Hunger hat und weiß, daß er sittlich nicht ist, wie er sein sollte, sage ich ihm wohl: „Du mußt zuerst ein neuer Mensch werden, dann stille ich dir den Hunger, falls du ihn dann nicht selber stillen kannst?" Werde ich ihm nicht Nahrung verschaffen und hoffen, daß dies mir vorarbeite, wenn ich ihm später vielleicht ein ernstes Wort sagen müsse?

Ich warne vor einem sophistischen Christentum, das mit ein paar falsch angewendeten, innerlich und ideal klingenden Redensarten sich selbst über die einfachsten Wahrheiten hinwegtäuscht und sein eigenes wahres Gefühl betrügt. Aber freilich gebe ich zu, daß das Christentum, das recht verstandene und recht geübte, die beste, die einzig genügende Lösung des sozialen Problems wäre. Ja gewiß: wenn wir rechte Christen wären, gäbe es kein soziales Problem, keinen Klassenkampf. Das ist eigentlich ganz klar.

„Nun denn," fragen Sie vielleicht, „wo liegt denn noch die Schwierigkeit?"

Verehrte Versammlung! Die Schwierigkeit liegt darin, daß wir keine wirklichen Christen sind; sie liegt darin, daß unser Christentum vor dem sozialen Problem zunächst Fiasko gemacht hat. Es hat nicht geholfen; darum mußte das Proletariat sich selbst

helfen. Es ist als offizielles und organisiertes sogar meistens gegen dieses gestanden auf Seite des Besitzes, oft genug des blutigen Unrechts; darum will das Proletariat in seiner Masse nichts mehr von ihm wissen. Daß in der sozialen Bewegung doch der Geist Christi wirkt und ohne ihn auch der Sozialismus nichts Nennenswertes ausgerichtet hätte, können diese Massen nicht wissen; sie sehen bloß auf die äußere Gestalt unseres christlich-kirchlichen Wesens. Darum hat es keinen Wert und keinen Sinn, den Kämpfern zuzurufen: „Haltet ein — wenn wir rechte Christen wären, gäbe es keinen Klassenkampf." Sie können uns mit Recht antworten: „Ja, wo ist denn euer Christentum? Sollen wir warten, bis es da ist? Das könnte vielleicht lange gehen" — und wir können ihnen diese Antwort nicht übel nehmen. Ja, mich dünkt, es wäre geradezu unchristlich, wäre grausam, diesem Proletariat, das sich vielfach noch aus der gröbsten Not herausarbeiten muß, das unter der Last materieller Sorge kaum die Elemente menschlicher Sittlichkeit mühsam bewahren kann und freilich in ihrer Bewahrung oft einen bewundernswerten Adel der Menschennatur beweist, eine Feinheit und Erhabenheit des sittlichen Standpunktes zuzumuten, die von uns selbst unter Zehntausenden kaum Einer besitzt. Ihnen muß — grundsätzlich gesprochen — zuerst geholfen werden, auch materiell und sozial geholfen und dann wollen wir weiter reden.

Was ist denn zu tun? — Ich meine folgendes: Es muß zunächst Gerechtigkeit geschafft werden. Dazu gehört ohne Zweifel, daß das Proletariat sein Recht bekommt. Es hat ein göttliches Recht. Es hat das Recht auf seinen Aufstieg zu vollem Anteil an den höchsten Gütern der Kultur, zu einem Tag völligerer Freiheit und Menschlichkeit. Wie wir auch über die Zukunftsmöglichkeiten, über den Sozialismus, den Marxismus, die Sozialdemokratie denken mögen, so kann doch niemand von uns bestreiten, daß das Proletariat das Recht hat, den Weg zu gehen, den die andern Klassen vor ihm gegangen sind. Dieses Recht muß ihm gegeben werden von unserer Gesellschaft, unserm Staat, unserer Kirche. Unsere Politiker, Unternehmer, Kirchenleute müssen bald zu dieser Einsicht gelangen und sie in die Tat umsetzen. Aufhören muß Klassenunrecht, Klassenjustiz, Klassenmoral, Klassenreligion, aufhören schreiende Not neben Ueberfluß; aufhören der Unterschied von Herren und Knechten, sonst wird eines Tages über unsere Kultur die Katastrophe kommen, die über die antike gekommen ist.

Um diese Gerechtigkeit muß aber vorläufig gekämpft werden. Das ist kein idealer, kein christlicher Zustand, aber es ist eine Notwendigkeit. Und wir wollen sie doch nicht gar zu sehr beklagen. Auch der Kampf hat seine wertvolle Rolle in der Weltordnung. Das leugnet auch nicht, wer der Meinung ist, daß bestimmte Formen des Kampfes, z. B. der blutige Völkerkrieg und die heutige Art von wirtschaftlicher Konkurrenz kein sittliches Recht mehr haben. Gerade

der Klassenkampf hat schon viel Gutes gewirkt. Er hat die Arbeiterschaft aufgeweckt, ihr neue Hoffnung gegeben, ihr Selbstbewußtsein gestärkt; er hat sie über dumpfen Egoismus zum Bewußtsein der Solidarität mit den Klassengenossen emporgehoben; er hat sie aus stumpfmachendem Elend und rohem Genuß herausgeführt zu einem höheren Lebensideal, ihr Disziplin beigebracht, sie zum Denken und zum Handeln erzogen. Trotz allem Wüsten und Rohen, das die Bewegung gebracht hat, das insbesondere die Parole des Klassenkampfes zeitigt, müssen doch alle, die es beurteilen können, zugestehen: der Arbeiter ist heute im Durchschnitt ein anderer, und zwar ein besserer Mann, als vor zwanzig oder vierzig Jahren; er ist unbequemer, gewiß, aber aufrechter, solider, geweckter. Das Gleiche gilt von der bürgerlichen Welt. Der Kampf hat sie herausgerissen aus Materialismus, Genußsucht, Oberflächlichkeit, aus viel schlappem und eitlem Wesen und tut fortwährend an ihr die Wirkung eines Stahlbades.

Wir müssen also, so wie die Dinge liegen, diesen Kampf segnen, so schwer er ist. Wenn durch ihn auch die bösen Geister entfesselt werden, so müssen wir uns sagen, daß noch jeder Kampf, auch der idealste, das getan hat. Und diesen Kampf nun darf, ja muß auch ein Christ mitmachen. Er muß irgendwie mit anfassen, er darf nicht müßig zuschauen. Der Kampf um Gerechtigkeit ist gerade die eigentliche Aufgabe des Christen. Freilich sollte er gerade als Kämpfer zeigen, daß er ein Christ ist. Er sollte kämpfen ohne Haß, außer dem Haß gegen das Unrecht. Er sollte sich Mühe geben, auch den Gegner zu verstehen; sollte seine Hände rein halten; sollte über allen Staub und Schmutz und alle Kleinlichkeit des Alltagsstreites, die kein Kämpfer vermeiden darf, den Blick immer wieder erheben zu jenen letzten höchsten Zielen, die still und rein zu den Kampfesfeldern der Gegenwart hinübergrüßen von einer höheren Ordnung der Dinge her. Solche Menschen müssen immer zahlreicher hinein in den Kampf: reine gütige Menschen, Menschen mit großen Gedanken, Menschen die ihr Leben an hohe Ziele setzen, die hoffen können auch gegen die Hoffnung, und ihr Selbst zum Opfer bringen. Sie sind die Friedebringer des Evangeliums.*)

Das ist unser erstes Wort. Der Kampf muß sein, so wie die Dinge liegen, aber wir müssen tun, was wir können, daß er in hohem Sinne geführt werde. Versittlichung des Klassenkampfes, oder Verchristlichung, wenn wir dieses Wort in einem großen Sinn verstehen wollen, das ist die erste Parole.

Die zweite aber heißt freilich: Aufhebung des Kampfes selbst. Das ist das höhere Ziel, das wir nun kräftig proklamieren. Ueber dem Kampf steigt das Friedensziel auf. Wie soll es erstrebt werden?

*) Ueber die Frage, wie Christentum und Gewaltanwendung sich zu einander verhalten, gedenke ich ein andermal noch besonders zu reden und dabei das hier behandelte Problem noch weiter zu verfolgen.

Erinnern wir uns nun dessen, was wir über Wesen und Entstehung des Klassenkampfes gesagt haben. Er war uns eine Aeußerung des Prinzips des Egoismus und der Gewalt, das die ganze bisherige Menschengeschichte und noch jetzt unser ganzes gegenwärtiges Menschenwesen beschatte. Weil wir so egoistisch sind, weil die Gewalt eine größere Rolle unter uns spielt als die Liebe, darum haben wir den Klassenkampf, darum ist er eine natürliche, selbstverständliche Sache. Und wie kann er nun von der Wurzel aus beseitigt werden? *Offenbar nur dadurch, daß an Stelle von Gewalt und Egoismus Güte und Menschlichkeit treten.* Darum sagen nun auch wir, nachdem wir uns vor jedem Mißverständnis geschützt haben: *was wir am meisten nötig haben, wenn der Klassenkampf aufhören soll, ist ein neuer Geist.* Denn wir müssen uns sagen: auch wenn eine völlig neue Ordnung der ökonomischen Dinge im Sinne des Sozialismus durchgeführt wäre, dann wäre Klassengeist und Klassenherrschsucht damit noch keineswegs sicher beseitigt. Aus der alten Wurzel, dem Geiste des Egoismus und der Gewalt, wüchsen sie in neuen Formen über Nacht wieder auf. Wenn die neue Welt nicht nur kommen, sondern auch bleiben soll, so ist ein neues Geschlecht von Menschen nötig, das ein neues Herz hat und einen neuen Sinn, Menschen, die an Arbeit, die Dienst des Nächsten ist, Freude haben, Menschen, denen Gewalt und Roheit ein Greuel ist, reinere, freiere, königlichere Menschen. Der *Geist*, aus dem die jetzigen Ordnungen mit ihren Problemen und Nöten erwachsen sind, die ganze falsche Orientierung des Lebens, muß aufhören; dann allein ist es endgültig besser geworden und ein neuer voller Tag des Gottes- und Menschenreiches auf Erden aufgeleuchtet.

Hier enthüllt sich, wie mir scheint, der letzte Sinn des Klassenkampfes und der sozialen Bewegung überhaupt: Es handelt sich darin nicht bloß um ökonomische Dinge. Bei diesen setzt die Bewegung ein; aber sie weist auf *geistige* Ziele hin. Es handelt sich auch nicht nur um die Angelegenheit einer einzigen *Klasse*, sondern um eine *umfassende* Lebensbewegung der Menschheit. Das Materielle ist nur das Symbol des Geistigen; das Klassenmäßige führt zum Menschlichen; der Kampf weist auf den Frieden hin. *Der tiefere Sinn und die eigentliche Meinung des Klassenkampfes wie der sozialen Bewegung überhaupt ist eine allgemeine geistige Vorwärtsbewegung der Menschheit, ein Aufleuchten hoher, neuer und doch uralter Ziele.* Aus Kampf und Gärung soll ein edleres Menschenwesen werden. Wir sollen eine höhere *Moral* bekommen, eine Moral, die nicht am Geld, sondern am Geist orientiert ist und den Menschen im Auge hat, statt der bloßen Sache. Wir sollen einen neuen *Patriotismus* bekommen, einen Patriotismus, der nicht in nationalem Dünkel und nationaler Abschließung besteht, sondern sich der Eigenart des eigenen Volkes um so lieber freut, als er seine

Zugehörigkeit zur ganzen großen Völkerfamilie betont; der nicht in Festbegeisterung und Festphrasen, sondern in der Willigkeit zum Dienst am eigenen Volke seine Größe sucht. Wir bedürfen eines neuen Christentums, ich meine eines Christentums, das sich aus seinem ursprünglichen Geiste heraus erneuert hat. Daß darin letztlich unsere Hilfe liegt, ist freilich meine Ueberzeugung. Wenn es einmal recht erwacht ist, dann hat das Ende alles Klassenkampfes begonnen. Gerade der soziale Kampf mit seiner Not und Verheißung wird es aufwecken, wie er es zum Teil schon jetzt aufgeweckt hat. Das ungeheure Erdbeben, das die Menschenwelt erschüttert, wird die tiefste Quelle des Heils, die halbvergessene, wieder ans Licht bringen.

In Ihm, den das Christentum aller Kirchen und Denkweisen seinen Herrn nennt, ist ja diese neue Menschheit erschienen, nach der wir ausschauen, diese freudig dienende und doch königlich freie Menschheit, in ihm das Reich, darin Haß, Streit und Gewalt, Mammonsherrschaft, Klassengeist und Sklaverei untergegangen sind und in Gerechtigkeit, Bruderschaft und Frieden sich göttliches Menschentum enthüllt. Durch das reinste und größte Opfer hat er dieses neue Reich, das Christusreich, der Welt auf eine Weise anschaulich gemacht, daß sie es nicht mehr vergessen kann. Er hat das Reich der Gewalt innerlich besiegt, besiegt es stets von neuem! Er schaut mit seinem Heilandsauge in diese zerrissene, aus tausend Wunden blutende, von Torheit und Egoismus verstörte Welt hinein und sucht Menschen, die seine Wahrheit vertreten; er schreitet selbst durch diese Welt und wirbt in allen Herzen für seine Welt!

An jedem Einzelnen von uns, mag er religiös oder sozial so oder so stehen, tritt darum aus dem Ernst der Situation die Frage entgegen: „Was soll ich tun?“ Die Antwort muß jeder sich selbst geben, aus seinem Herzen und Gewissen heraus. Denn sie wird je nach der inneren und äußeren Lage, in der sich die Einzelnen befinden, die verschiedensten Formen annehmen. Die Einen werden dem Neuen, das uns werden soll, am besten zu dienen glauben, wenn sie in die Reihen der sozialistischen Arbeiterschaft treten. Sie brauchen dadurch noch nicht engherzige und fanatische Parteimenschen zu werden. Sie sagen sich, daß es der beste Weg zum Frieden sei, wenn der Aufstieg des Proletariates beschleunigt werde und daß man oft dem Ganzen am besten diente, wenn man einem einzelnen Teile recht diente. Sie werden die Sache des Proletariats in dem reinen und hohen Sinn vertreten, den wir allen Kämpfern in diesem Streite wünschen müssen. Sie werden diese Aufgabe nicht lösen können, ohne zu leiden. Andere werden es vielleicht für richtiger halten, im bürgerlichen Lager zu bleiben, dem sie durch Geburt und Lebensstellung angehören und dort für das Neue zu wirken. Sie werden dort für die Sache der Arbeiterschaft eintreten, soweit sie ihnen gut erscheint, werden Verständnis schaffen, weiteren Horizont und weiteres Herz. Auch sie werden es nur unter Leiden tun können. Aber sie sagen sich, daß es gut sei,

wenn in jedem der beiden Lager sich Menschen befänden, die die im anderen Lager verstünden und sich darnach sehnten, mit ihnen wieder zusammenzukommen. Dann gibt es wieder solche unter uns, die nicht genötigt sind, direkt im ökonomischen Kampfe Stellung zu nehmen und die sich dazu auch nicht berufen fühlen. In dieser Lage befinden sich besonders viele Frauen. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in den allgemein menschlichen Dingen Brücken zu schlagen über die Klüfte, die Mensch und Mensch trennen und so auf mehr geistig-sittliche Weise an den Grundlagen eines neuen Menschenwesens zu arbeiten. Dazu sind ja gerade die Frauen in erster Linie berufen.

Im übrigen braucht niemand zu meinen, daß seine Existenz zu bescheiden sei, als daß er etwas Wesentliches zu der Lösung unseres großen Problems und zur Herbeiführung einer besseren Menschenzukunft beitragen könne. Unsere Welt ist noch so voll vom Geist der Gewalt und des Egoismus, daß es an allen Ecken und Enden das Alte abzutragen und zu beseitigen gilt — vor allem auch in uns selbst und in unserer eigenen Existenz — daß jeder, der von dem Höhern ergriffen ist, genug zu arbeiten und zu kämpfen bekommt. Auch diese kleine Arbeit zahlloser „Stillen im Lande" ist nötig, vor allem nötig! Es müssen in allen Verhältnissen, müssen allerorten Menschen sein, die von einem neuen Geist erfüllt sind, die — vielleicht in großer Einsamkeit — das Bessere schaffen und wenn sie das nicht vermögen, weil sie nicht aufkommen gegen die Uebermacht der Verhältnisse, doch die Hoffnung auf das Bessere, den Glauben an das neue Reich festhalten. Durch solche Menschen werden gleichsam die alten Ordnungen von innen her zerstört. Solches Glauben und Hoffen schafft gleichsam die unterirdischen Quellen, die das neue Leben nähren und die eines Tages zu Bächen, Flüssen, Strömen werden können. Vor allem aber, ich wiederhole es, wirkt das Leiden Wunder, das Leiden, um der Gerechtigkeit willen. Es ist ja klar: das Reich der Gewalt kann nur durch viel Leiden besiegt werden, Leiden um der Liebe willen. Denn solches Leiden um der Leute willen ist ja der schärfste Gegensatz zur Gewalt.

Durch die ganze Geschichte geht der Ringkampf zwischen diesen zwei Reichen: dem Reich der Gewalt und dem Reich der Liebe. Auch die Tat von Golgatha hat ihn äußerlich nicht zu Ende gebracht. Aber langsam, langsam hat doch das Reich der Liebe in den Herzen und den Verhältnissen zugenommen. Im Klassenkampf unseres Zeitalters aber ist dieser Ringkampf so heiß geworden, weil er endlich entschieden werden soll. Das scheint mir sein tiefster Sinn zu sein. In einer Größe wie vielleicht nie zuvor hat sich das Reich der Gewalt erhoben und der Kampf hat einen Umfang und eine Heftigkeit angenommen, den keine ähnliche Bewegung der Vergangenheit hatte. Es ist eine entscheidende Krisis im Leben der Menschheit, eine ernste, gefahrvolle Krisis. Aber der Gegensatz ist so scharf, so offenbar geworden, damit er desto

eher überwunden würde; Egoismus und Gewalt erheben so mächtig ihr Haupt, auf daß das Reich der Liebe sich — beschämt, erschrocken — noch mächtiger erhebe und einen entscheidenden Sieg erringe. Es ist darum eine Gottes- und Menschenzeit, die vielleicht Entscheidungen bringt für immer. In solchen Zeiten sind Menschen nötig, die dem Großen gewachsen sind, Menschen, die verstehen, was die schöpferische Stunde will und die dazu ein freudiges Ja sagen, nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat des ganzen Lebens, ja, wenn nötig, mit Einsetzung des Lebens. Wo es aber galt zu glauben und zu hoffen, die ganze Seele hinzugeben, da ist von jeher der Ruf vor allem an die Frauen ergangen; denn ihnen ist diese edle Kraft vor dem Durchschnitt der Männer verliehen. Er ergeht auch heute an sie, er ergeht an uns Alle. Und dieser Ruf, er kommt heute deutlich von einer Seite her, vom sozialen Kampf her. Dieser Ruf zur Höhe ist, meine ich, der tiefere Sinn des Klassenkampfes.

L. Ragaz.

---

# Bauer und Arbeiter.

Die Bauern und Arbeiter sollten gemeinsame Sache machen; sie stehen dem gleichen Feinde, dem Kapitalismus, gegenüber. Ohne die Bauern kommen die Arbeiter nicht aus der Lohn- und ohne die Arbeiter die Bauern nicht aus der Zinsknechtschaft heraus. — Das sind Stimmen, die hie und da vor die Oeffentlichkeit treten, zwar nur noch vereinzelt und schüchtern und bei weitem nicht in dem Maße und mit derselben Kühnheit wie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals stellte Greulich im zürcherischen Kantonsrate den Antrag, es sei eine Kommission zu ernennen, die den Notstand der Landwirtschaft, hauptsächlich hervorgerufen durch eine andauernde milchwirtschaftliche Krisis, zu prüfen und Mittel und Wege zu dessen Beseitigung ausfindig zu machen habe. Er fand Anklang, ward Mitglied dieser Kommission, hielt Vorträge in landwirtschaftlichen Lokalvereinen, Bezirksvereinen und im Kantonalverein und wurde bei den Bauern des Kantons Zürich eine populäre Persönlichkeit. Von ihm ging die Anregung aus, es sollte der Versuch mit Zusammenlegung kleinerer Heimwesen zum Zwecke der Errichtung von vom Staat oder von Gemeinden betriebenen Muster-Großbetrieben gemacht werden. Die Anregung wurde von Landwirtschaftsprofessor Dr. Krämer günstig beurteilt. Präsident Schenkel in Räterschen (jetzt Wellenberg, Frauenfeld), Gründer des Verbandes ostschweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften, redete der genossenschaftlichen Viehmast das Wort und sein Nachfolger in der Redaktion des „Genossenschafter", Notar Werder in Brugg, war ebenfalls ein Befürworter genossenschaftlichen Betriebes der Landwirtschaft an Stelle

der mit ungeheurer Kräftezersplitterung arbeitenden Kleinbauerei. In Baselland gründeten Landrat Gschwind und Nationalrat Meier den Bauern- und Arbeiterbund und predigten die Verstaatlichung des Hypothekarkredites. In den neunziger Jahren schrieb Landwirtschaftslehrer Dr. Laur in Brugg (der jetzige Bauernsekretär) Artikel in die „Schweizerische landwirtschaftliche Zeitschrift", wo er von der Möglichkeit eines Normalarbeitstages auch bei der Landwirtschaft sprach und vom Arbeitsverhältnis aussagte, als etwas anderes als einen freien Vertrag gleichberechtigter Kontrahenten, dürfe es heutzutage, wo alle gleichberechtigte Bürger seien, nicht mehr aufgefaßt werden. Der „Grütlianer" nahm Notiz davon und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß auch die Bauern zur Einsicht kommen, daß eine Lohnarbeiterklasse nicht in ein demokratisches Staatswesen gehöre. Zu guter Letzt schlossen sich die Arbeiterkonsumgenossenschaften und die landwirtschaftlichen Konsumgenossenschaften zum Schweizerischen Genossenschaftsverband zusammen.

„Es wär' zu schön gewesen,
Es hat nicht sollen sein!"

Das Tafeltuch zwischen Bauern und Arbeitern wurde zerrissen bei Anlaß der Erneuerung der Handelsverträge. Schutzzoll für die Landwirtschaft ertönte es von der einen, keine Lebensmittelverteuerung von der andern Seite her.

Man sollte meinen, bei etwas ruhigerem Blut hätte es wegen der Zollfrage nicht zum Bruche kommen müssen. Jeder halbwegs vernünftige Mensch wird zugeben müssen, daß es im wahren Grunde ein Unsinn ist, daß ein Land, das bei weitem nicht genug eigene Lebensmittel produziert, sich dagegen wehren soll, daß andere Länder von ihrem Ueberflusse abgeben. Aber die ungehinderte Einfuhr, heißt es, ruiniere unsere Landwirtschaft. Welche Weisheit! Abgesehen davon, daß der Ruin der wenig kapitalkräftigen Landwirte noch lange nicht gleichbedeutend wäre mit dem Ruin der Landwirtschaft, muß denn doch an die unumstößliche Wahrheit erinnert werden, daß der Geldwert in dem Maße steigt, als die Warenpreise sinken. Muß denn der Bauer, dessen Bareinnahmen im Interesse der übrigen Bevölkerung zurückgehen, zu den bisherigen Barausgaben gezwungen werden? Ist denn kein Zustand denkbar, wo Zinsen und Steuern eine einzige Abgabe darstellen, die sich nach den Bareinnahmen richtet? Ja, denkbar ist ein solcher Zustand schon, aber an die notwendigen Reformen im Kredit-, Steuer- und Erbschaftswesen ist in absehbarer Zeit gar nicht zu denken. Nicht einmal öffentlich diskutieren kann man zur Zeit über solche Angelegenheiten. Keine einzige landwirtschaftliche Zeitschrift oder Zeitung von Bedeutung, so wenig als eine bürgerliche Zeitung würde heute ihre Spalten einer solchen Diskussion öffnen (ich könnte hier mit interessanten Musterchen aufwarten). Mit Produkten des Partei-Fanatismus muß das Volk gefüttert werden, soweit sich die Redaktionen

überhaupt auf das Gebiet der Wirtschaftspolitik wagen. Das bringt Ruhm und Ehre und Ansehen; das Volk mag im Elende zu Grunde gehen!

Wenn existenzberechtigte Produktionsgruppen Not leiden, so ist die Gesamtheit verpflichtet, ihnen zu helfen. Zölle sind nur bedingt ein Hilfsmittel. — Wenn der Altenburger mit einem Ochsen nach Schaffhausen auf den Markt geht und an der Schweizergrenze einen Zoll entrichten muß, so wird er auf dem Markte entsprechend mehr für den Ochsen fordern. Er löst aber nur dann entsprechend mehr, wenn auch die Schaffhauser-, Thurgauer- und Zürcherbauern für ihre Ochsen mehr fordern. Dann aber hat in Wirklichkeit nicht der Altenburger, der ausländische Produzent, den Zoll bezahlt, sondern der schweizerische Fleischkonsument. Dieser hat aber dabei nicht bloß seine Pflicht gegenüber dem inländischen Fleischproduzenten getan. Es ist ihm auf indirektem Wege eine Steuer abgezapft worden, die um so verwerflicher ist, als die Armen und Aermsten im Volke von ihr ebenfalls betroffen werden, sofern die Zollgelder nicht in ihrem Interesse zur Verwendung kommen.*) — Verlangen umgekehrt die inländischen Fleischproduzenten für ihre Ochsen nicht mehr als vorher, was dann der Fall ist, wenn trotz Zoll die Ausländer mit Vieh in großem Maße einrücken, so kann auch der ausländische Produzent nicht mehr lösen als vorher. Dann zahlt er den Zoll; die Bundeskasse füllt sich mit ausländischem Gelde. Dem inländischen Produzenten ist jedoch nicht geholfen, wenn ihm nicht die Zollgelder zufließen. Also kommt es gar nicht so sehr darauf an, ob und in welchem Maße Zölle erhoben, sondern darauf, wie die Zollgelder verwendet werden.

Die Bauernführer kommen nicht aus den Widersprüchen heraus. Diese Eigenschaft teilen sie mit den Führern aller bürgerlichen Parteien. Man dürfte diese mit dem Sammelnamen Partei der unklaren Köpfe bezeichnen. Sie reden dem selbständigen Erwerb das Wort, in ihm liegt die Hauptquelle des Wohlbefindens und der Zufriedenheit; er ist die beste Pflanzstätte menschlicher Tugenden, religiösen Geistes und echten Bürgersinnes („Volkswirtschaftliche Leitgedanken der schweizerischen Bauernpolitik". Vortrag gehalten an der Herbstabgeordnetenversammlung des schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins in Appenzell, am 30. September 1906, von Dr. E. Laur, schweiz. Bauernsekretär). Auf die Frage, wie der Fabrikarbeiter selbständig Erwerbender soll werden können, haben sie keine Antwort. Dabei haben sie nicht den Mut, es frei und offen herauszusagen, wir betrachten

*) Wenn auch auf dem Tische des Armen selten Fleisch zu sehen ist, so ruft die Verteuerung des einen Nahrungsmittels nach und nach auch einer Verteuerung anderer Nahrungsmittel. Wenn heute mit Zahlen gezeigt werden will, wie verschwindend klein der Einfluß der Zölle auf die Preise sei, so muß daran erinnert werden, daß die Preise in der Regel per Halbkilo nicht um einen oder zwei, sondern um fünf Rappen in die Höhe gehen.

eigentlich den Lohnarbeiter (uns besser Bezahlte ausgenommen) gar nicht als Menschen, sondern nur als menschenähnliches Wesen, dem man Stimm- und Wahlrecht wieder nehmen sollte. Sie predigen den selbständigen Erwerb und bekämpfen das Mittel, das dem selbständigen Erwerb eine sichere Stütze geben würde, die Verstaatlichung der Produktionsmittel. Diese ist ihnen gleichbedeutend mit Staatsbetrieb. Daß letzterer nur eine Form der Verstaatlichung der Produktionsmittel darstellt, daß diese schon zur Tatsache geworden ist, wenn der Staat alleiniger Kreditor ist und die Zinsen nach Maßgabe der Erträge bezieht, davon scheinen sie keine Ahnung zu haben. Sie scheinen auch keine Ahnung davon zu haben, daß die Staatsbanken ganz andere Aufgaben lösen könnten, als nur Geld zu entlehnen und nach dem Grundsatze, wer hat, dem wird gegeben, wieder auszuleihen, daß sie ganz gut als Regulierungs- und Ausgleichungsorgane wirken könnten.*) In Uebereinstimmung mit den extremsten Sozialisten betrachten sie selbständigen Erwerb und Kollektivbetrieb als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Während aber jene die Sozialdemokratie ohne Uebergangsstufen herzaubern wollen, bekämpfen diese den Kollektivbetrieb. Eigennutz sei der Träger aller Kultur, lehrt Landwirtschaftsprofessor Moos und Professor Dr. Laur fügt hinzu, ohne bedeutende Einbuße in den Roherträgen sei Kollektivbetrieb gar nicht denkbar. Beinahe im gleichen Atemzuge singen sie ein Loblied auf das Genossenschaftswesen und wollen und können es nicht verhindern, daß sich vor ihren Augen aus ihrer eigenen Partei wirtschaftliche Demokratien im kleinen zu bilden beginnen.

Die Bauern sind als Lebensmittelproduzenten die nützlichsten Glieder der menschlichen Gesellschaft. Daraus kann nicht abgeleitet werden, daß ein einzelner Staat nur dann auf festen Füßen stehe, wenn die landwirtschaftliche Bevölkerung das Uebergewicht hat, so wenig als in einem Industriestaate die Landwirtschaft auf tiefer Stufe zu stehen braucht. Die Schweiz kennt so viel wie keinen Großgrundbesitz im Sinne anderer Länder. Bei uns sind die Fälle selten, wo es sich rechtfertigen würde, aus einem Heimwesen zwei Heimwesen zu machen. Wohl aber sind die Fälle häufig, wo drei bis vier Heimwesen zusammengelegt werden müßten, bis man ein gefreutes Heimwesen bekäme, wo die Fortschritte der Technik namentlich in Beziehung auf arbeitsparende Einrichtungen mit Vorteil zur Anwendung kommen könnten. Mag auch in einigen klimatisch bevorzugten Gegenden der Grundbesitz in noch mehr Hände übergehen, indem eben dann die Landwirtschaft dem Gartenbau Platz macht, mögen auch einzelne Zweige der Landwirtschaft mit wenig Boden die zur Rentabilität erforderliche Betriebsgröße erreichen, wie z. B. Schweinezucht und -Mast und Geflügelhaltung, so kann doch im großen Ganzen von einer weiteren Aufteilung des Grundbesitzes keine Rede mehr sein. Grund-

*) Anfänge hiezu sind bereits vorhanden.

falsch ist die Anschauung die schweizerische Landwirtschaft verfüge über ungenügend menschliche Arbeitskräfte. Es fehlt nur an einer richtigen Benutzung dieser Kräfte. Dem Mangel an einem Orte steht eine entsetzliche Vergeudung am anderen Orte gegenüber. Diese Behauptung halte ich so lange aufrecht, als ich sehe, daß:

1. Heimwesen von nicht einmal fünf Hektaren Größe aus einem halben Dutzend nach allen Richtungen der Windrose zerstreuten Parzellen bestehen, wobei einzelne Parzellen bis über eine Stunde von der Scheune entfernt liegen;

2. auf Berggütern das best gelegene Land dem Weidevieh als Läger dient und unproduktive Blackenfelder darstellt, während da Heu gewonnen wird, wo es nicht das Einsammeln wert ist;

3. es immer noch Heimwesen gibt, wo Mist und Gülle mit der Tause auf Wiese und Feld gebracht wird;

4. es Heimwesen gibt, die sich aus einem halben Dutzend ehemaliger kleiner Heimwesen zusammensetzen und der Boden bei sechsmal weniger menschlichen Arbeitskräften heute nicht schlechter, sondern besser bewirtschaftet wird als früher.

Des Schweizervolkes Stärke ruht nicht im Ueberwiegen der landwirtschaftlichen Bevölkerung, sondern in der Mannigfaltigkeit seiner Erwerbsquellen, weil diese die gleichmäßigsten Einnahmen garantiert. Wir können nicht um der Landwirtschaft willen unsere Wasserkräfte brach liegen lassen und der Industrie ein Halt zurufen. Ob unsere Industrie bestehen kann oder nicht, hängt nicht einzig, wie Dr. Laur in der erwähnten Appenzellerrede gemeint hat, von den Federstrichen des Auslandes ab, sondern davon, ob:

1. Sie ihre Gläubiger im In- oder Auslande hat;

2. die Kaufkraft der Bevölkerung im Inlande groß oder klein ist;

3. unser Erwerbsleben seine Wurzeln in der Solidarität des ganzen Volkes hat (siehe oben über die Aufgaben der Staatsbanken) oder der Einzelne den Kampf ums Dasein für sich allein kämpfen muß.

Auch von einer industriellen Ueberproduktion brauchen wir uns nicht so sehr zu fürchten. Es ist bald viel verbraucht, wenn man die Produkte denen überläßt, die sie hervorbringen.

Nicht durch Lebensmittelverteuerung muß die Landwirtschaft zu größerer Leistungsfähigkeit gebracht, nicht durch weitere Verteilung des Grundbesitzes können gesundere Zustände angebahnt werden, wohl aber dadurch, daß aus den in zu enge Grenzen eingezwängten wirklichen Kleinbauern, sowie aus der Lohnarbeiterklasse eine Anteilhaberklasse gemacht wird.

Werden Bauern und Arbeiter sich jemals wieder finden? Werden die Arbeiter den Bauern aus der Zinsknechtschaft heraushelfen? Die Aussichten sind hier trotz allem Fanatismus nicht ganz ungünstig. Die schweizerische sozialdemokratische Partei hat die Verstaatlichung des Hypothekarkredites auf dem Programm. Werden aber die Bauern

jemals dafür zu haben sein, daß aus einer Lohnarbeiterklasse, zu der auch viele Kleingrundbesitzer gehören, eine Anteilhaberklasse wird? Auf diese Frage habe ich folgende Antwort: Das Wirtschaftsleben geht seinen gesetzmäßigen Gang; es fragt weder nach Bauern- noch nach Arbeiterführern. Die da sich allmächtig wähnen und glauben, daß sie schieben, müssen auf einmal wahrnehmen, daß sie die Geschobenen sind. R. R.

---

# Arbeiter und Religion.*)

## I. Aus einem Vortrag.

Ich komme nun auf das zu sprechen, auf das es Ihnen, meine Herren, am meisten ankommt, nämlich auf die Religion. Dieses Thema zu besprechen ist auch für mich nicht leicht, weil hauptsächlich die Arbeiter, nach dem Stande ihrer Bildung, in großer Unklarheit darüber schweben, und weil auch hier die wirtschaftlichen Dinge auf das religiöse Gebiet hinüberspielen und das Gefühlsleben sehr mitspricht.

Betrachten wir die Umwelt eines Landwirtes und die eines modernen Fabrikarbeiters, so findet man sehr leicht heraus, daß beide, sowohl der Landwirt als auch der Fabrikarbeiter, auch in religiöser Hinsicht sehr verschieden von ihrer jeweiligen Umwelt beeinflußt werden.

Der Ertrag der Arbeit eines Landwirtes hängt nicht nur von seiner Ausdauer und von seinem Fleiße, sondern auch von den elementaren Einflüssen ab.

Eines Landwirts monatelange und mühevolle Arbeit wird manchmal in einigen Minuten vernichtet, deshalb gibt es da mehr Hoffnung und Zuversicht auf höhere Mächte, die religiöse Erziehung findet da deshalb günstigen Boden.

Der moderne Fabrikarbeiter lebt und arbeitet in einem ganz anderen Verhältnis, in einer ganz anderen Umwelt als der Landwirt. Er, der moderne Fabrikarbeiter, ist ein unabhängiger Lohnarbeiter, seine Arbeit und sein Lohn hängen von keinen elementaren Einflüssen ab. Sein Lohn ist ihm vertragsmäßig gesichert, den er, wenn die Woche herum ist, ausbezahlt bekommen muß. Das Bedürfnis, auf höhere Mächte zu hoffen und zu vertrauen, kommt in ihm nicht so leicht auf als in dem Landwirt. Ja, es kommt nicht selten vor, daß ein solches Bedürfnis, wenn die Erziehung ein solches weckte, unter solchen Verhältnissen immer mehr abstumpft bis es vielleicht ganz verloren geht.

---

*) In unserm Leserkreis ist der Wunsch ausgesprochen worden, Wenzel Holek, der Verfasser des Aufsatzes „Das geistige Leben der Arbeiter", möge sich einmal über das Verhältnis des Arbeiters zur Religion äußern. So wird wohl dieser Aufsatz unsern Lesern willkommen sein. Holek hat ihn als Ergänzung zu seinem frühern Aufsatz geschrieben. Man erinnere sich, daß Holek bis vor kurzem wirklicher Arbeiter und zwar „ungelernter" Arbeiter gewesen ist.

Diese Tatsache, wie ich sie aus den tatsächlichen Verhältnissen herausgefühlt habe, mag auf den ersten Blick als zu philosophisch erscheinen, jemand könnte sie vielleicht auch als zu kleinlich ansehen; ich aber meine, daß gerade dieses sehr beachtenswert ist und daß gerade hierin viel wahres liegt.

Menschen, die sehen, ihr leibliches Wohl hänge nur von ihrer körperlichen Kraft und ihrer Geschicklichkeit ab, stumpfen mit der Zeit gegen Alles, außer ihrem praktischen Wirkungskreise, ab. Und das ist das, was man heute so oft als Unglaube zu bezeichnen pflegt. In Wirklichkeit aber ist es kein solcher Unglaube, sondern nur Abstumpfen der religiösen Gefühle, die durch die Schul- und häusliche Erziehung in uns geweckt wurden.

Wohl leben wir in einer Zeit wissenschaftlicher Aufklärung, aber ich muß sagen, daß das, was ich immer wieder unter den Arbeitern von der wissenschaftlichen Aufklärung vorfinde, nur ein Echo von ihr ist, aber kein tief wurzelndes Wissen, welches sich in Gegensatz zur Religion zu stellen vermag. Wäre das der Fall, dann müßte gewiß ein viel größerer Abfall von der Kirche zu verzeichnen sein, als es bisher tatsächlich der Fall gewesen ist. Wäre der Unglaube der niederen Volksschichten wirklich so groß, wie so oft angenommen wird, weshalb bliebe man eigentlich noch Mitglied der Kirchengemeinde?

Ich habe noch sehr wenig Arbeiter angetroffen, die, wenn sie sich gegen die Religion ablehnend verhielten, eine klare Weltanschauung für das, was sie ablehnten, als Ersatz gehabt hätten.

Wenn unter uns Arbeitern die Rede auf die Religion kommt, was ja fast alle Tage vorkommt, da gebärden sich wohl die meisten als Gottesleugner und machen verschiedene oberflächliche Bemerkungen, treffen aber niemals das Wesentliche der Religion. Diejenigen, welche direkt nicht Gott leugnen wollen, richten ihre Kritik gegen die Schöpfungsgeschichte oder sie tadeln die Geistlichen, wenn sich deren Taten mit den von ihnen verkündeten Lehren nicht decken. Wer sich durch solches Gebärden täuschen läßt, keine Gelegenheit hat, oder es nicht wagt, in diese Seelen tiefer einzudringen, der erhält auch kein klares Bild von ihrer wirklichen Beschaffenheit. Stellt man solchen Gottesleugnern die Frage, was es also anstatt eines Gottes gebe, wie alles und auch sie selbst entstanden seien, da erhält man gewöhnlich eine sehr zweifelhafte, einzelne wissenschaftliche Brocken enthaltende Antworten.

Das Wissen ist da gewöhnlich zu lückenhaft, als daß sich daraus eine, und wenn noch so oberflächliche Weltanschauung, konstruieren ließe!

Ich habe immer den Eindruck, daß solches Gebahren nur ein gewisser Fanatismus ist, der so angenommen wird, weil er so Mode geworden ist. Als so etwas kann man es ansehen, aber nur nicht als einen auf wissenschaftliche Erkenntnis sich gründenden Unglauben.

Diese Wissensunsicherheit ist aber auch die Mutter inkonsequenten Denkens und Handelns und oft auch der Grundsatzlosigkeit, die man bei einem wissenschaftlich überzeugten Menschen doch vergebens suchen würde, sie aber bei diesen so oberflächlich denkenden Menschen häufig antrifft.

Als in derselben Stadt, in der wir heute versammelt sind, ein Dombau geplant wurde und zu diesem Zwecke Lose ausgegeben und verkauft worden sind, war ich selbst Zeuge, wie die, die sich am radikalsten der Kirche gegenüber verhalten hatten, diese Lose untereinander verkauften und somit das, was sie sonst kritisierten, materiell unterstützten.

Und wenn man sieht, daß, wenn der Weihnachtsabend naht, die extremsten Gottesleugner und Kritiker den Christbaum kaufen, ihn anputzen, wenn sie auch keine Kinder haben, dann sage ich mir jedesmal: „Na, so schlimm steht es mit der religiösen Gefühllosigkeit doch noch nicht!“

Kommt man mit einem Arbeiter zusammen, der sich wirklich durch Selbststudium emporgearbeitet hat und ein selbständiges Urteil sich zu bilden imstande ist, so ist dieser noch lange nicht so gefährlich als derjenige Mensch, der dadurch, weil ihm das eine verekelt und nichts anderes dafür ersetzt wurde, in Verwirrung gebracht worden ist.

Wenn ich manchmal einen wirklich aufgeklärten Arbeiter treffe und ihn frage, ob auch er die Religion als Hindernis der Kultur ansehe, wenn diese die Wahrheit vertreten würde, auf welcher Seite sie auch stünde, und ob es dann nicht jedem Menschen freistehen sollte, zu glauben, was seinem Gefühlsleben zusagt, da bekomme ich gewöhnlich die Antwort, daß sie in diesem Sinne gegen die Religion nichts einzuwenden habe; einzuwenden sei nur, wenn sich die Kirche mit ihren Vertretern auf die Seite der Besitzenden und Machthabenden stellt, und weil die Kirche dies immer schon getan hat, so müsse sie als solche bekämpft werden. Gegen das Wesen, gegen den sittlichen Inhalt der Religion richtet sich die Kritik und Feindlichkeit der Arbeiter nie.

Aehnliche psychologische Bilder erhält man auch unter den wenig aufgeklärten Arbeitern, deren Kritik auch gewöhnlich in diesem Sinne ausfällt.

Der sittliche auf das praktische Leben sich beziehende Inhalt der Religion wird ganz besonders hervorgehoben, Jesus als Vorkämpfer für Recht, Freiheit und Menschlichkeit gepriesen und seine Taten mit größter Vorliebe mit denen der derzeitigen Geistlichkeit verglichen; der Vergleich fällt meistens zu Ungunsten der letzteren aus.

Nach diesen Betrachtungen erlaube ich mir, meiner Ansicht Ausdruck zu geben, daß die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Dinge auch auf die Religion umwälzenden Einfluß haben, was man besonders in theologischen Kreisen nicht übersehen sollte.

Die Religion enthält viele aus dem praktischen Leben sich ergebende Regeln für das sittliche Handeln des Einzelnen und auch des gesamten Volkes, so daß sich beides gar nicht trennen läßt.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ „Tue nicht dem andern, was du selbst nicht gern hast!“ vereinigt sich mit dem ethisch-sozialen Ideal der Arbeiter. Mit diesem Maßstab messen sie überall, bei allen, die nach diesen sittlichen Regeln nicht leben und nicht handeln.

## II. Aus der Diskussion.

Und nun sei mir gestattet, einige Bemerkungen zu der nach meinem Vortrag stattgefundenen Diskussion machen zu dürfen.

Herr Pastor Naumann meinte: Dieser Vortrag hat uns wieder gezeigt, daß wir uns vergebens abplagen, wenn wir nicht daran gehen, die Religion mit dem praktischen Leben in Beziehung zu bringen.

Ein Herr Doktor, dessen Namen mir entging, meinte, daß man den ethisch-religiösen Standpunkt nicht mit dem transzendentalen verwechseln soll. Das Transzendentale sei der Glaube an Gott und Gott könnte nur geglaubt werden. Anders sei es aber mit der Ethik. Auf religiös-ethischem Boden könne auch derjenige stehen, der an keinen Gott glaubt. Der Standpunkt des Redners war der, die Religion habe mit den irdischen Dingen im Sinne des Vortrages nichts zu tun.

Ob die Religion als rein geistige oder transzendentale Sache anzusehen ist, darüber mag jeder denken wie er will. Ich meine aber, daß die Religion als rein geistig nicht bleiben konnte und es auch nicht blieb. Sie lehrt uns nicht nur an einen Gott glauben, sondern sie ist dem Gläubigen alles, in geistiger und materieller Hinsicht. Nebst dem Glauben an Gott war sie immer bestrebt dem Menschen das Entstehen der Erde, der Pflanzen, der Tierwelt und die Entstehung seiner selbst zu erklären. Dies alles aber hängt unmittelbar mit der Existenz Gottes und seiner Wirkung zusammen.

Aber nicht nur das allein erachtete sie als ihre Aufgabe, sondern sie wurde sogar gezwungen, ein Mittel gegen das Böse, gegen das aus dem gesellschaftlich-wirtschaftlichen Leben sich ergebende unsittliche Handeln, zu sein.

Woraus sind denn die Regeln, die als das höchste Sittengesetz zu betrachten seien, wie: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" „Was du selbst nicht gern hast, tue nicht dem andern!", die zehn Gebote entstanden? Doch nur aus den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, weil aus ihnen die Auswüchse des Bösen, der unsittlichen Handlungen schossen. Mit allen diesen Regeln und Gebeten, die man in den religiösen Schriften findet, wollte die Religion nichts anderes als das Leben in gewisse sittliche Grenzen bestimmen und ordnen. Und sie brachte es sehr weise fertig, indem sie alles schön in den besten Zusammenhang mit Gott brachte.

Nun ist es natürlich nicht gut möglich, das Leben von der Religion zu trennen, weil beides traditionell Hand in Hand ging.

Das nur Transzendentale genügt dem modernen Menschen nicht mehr, er verlangt, daß alles mit seinem praktischen und materiellen Leben in Zusammenhang gebracht wird.

Erst unlängst sagten mir wieder einige Arbeiter, wie das ein Pastor mit der Religion in Zusammenhang bringt, wenn er auf das Programm der — den Arbeitern verhaßten — konservativen Partei kandidiert und wenn derselbe dann im Reichstage — wie es tatsächlich der Fall war — das Duell stillschweigend gut heißt; er müßte doch als Nachfolger Jesu, um nicht den zehn Geboten untreu zu werden, schon aus diesem Grunde aus dieser Partei austreten. Solche

Beispiele zeigen am besten, wie Vertreter der Kirche streng kontrolliert werden und wie ihr Handeln die Religion in den Augen auch der niederen Volksschichten degradiert.

Herr Pastor Schulze meinte, daß wohl die Arbeiter zu starken Glauben an die Wissenschaft haben, und bleiben als Mitglieder der Kirchgemeinde, um mit ihren Kindern Ruhe zu haben, wofür sie lieber die Kirchensteuer bezahlen.

Dies trifft zum Teil zu, aber nicht im allgemeinen. Wie gegenwärtig das Geistesleben der meisten Arbeiter noch beschaffen ist, lehrt die praktische Erfahrung, daß es auch mit dem zu starken Glauben an die Wissenschaft nicht weit her ist.

Wo es den Glauben an irgend etwas gibt, da gibt es auch Liebe und Hingabe zu derselben Sache, davon ist aber unter uns Arbeitern wenig zu merken. Die große Mehrzahl von Arbeitern gehen lieber allen tieferen Wissensfragen und theoretischen Auseinandersetzungen aus dem Wege, selbst in ihrer eigenen Partei, wo sie sich doch noch das meiste versprechen.

Der Arbeiter ist heute zu materialistisch, als daß ihm irgend etwas den begeisterten Glauben beibringen könnte, wenn ihm nicht sofort oder bald ein materieller Vorteil daraus winkt. Mehr als alles andere liegt dem Arbeiter sein leibliches Wohl am nächsten, mit dem es gewöhnlich schlecht bestellt ist. Gehe hin, wer du auch bist, reiche in ehrlicher Absicht dem armen, unterdrückten Arbeiter die Hand zum Kampfe um seine Befreiung aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit, so gewinnst du ihn zum Freund! So tat es auch der Stifter der christlichen Religion.

Wenzel Holek.

---

# Zum Generalstreik.

Unsere Aufsätze über den Zürcher Generalstreik haben einen Sturm erregt, der weit über alles hinausging, was die Neuen Wege in dieser Beziehung schon erlebt haben. Wir wünschten nur eins: daß auch anderes, was in den Neuen Wegen steht und was uns vielleicht noch wichtiger ist, so viel Aufmerksamkeit finden möchte.

Trotz der Ueberfülle der Angriffe ist wenig Anlaß zu einer ausführlichen Antwort. Denn eine sachliche Entgegnung ist uns nur ganz ausnahmsweise vorgekommen; weitaus das Meiste war Schmähung und unbedenkliche Entstellung der Wahrheit. Kein Versuch, wenigstens unsere Meinung und Absicht zu verstehen, oder dann Unterschiebung unedler Motive. Auch die „Christen", die gegen uns geschrieben haben, bilden hierin keine Ausnahme, im Gegenteil: einige von ihnen haben es am schlimmsten getrieben.*) Uns hat diese Erfahrung nur zu

*) Keine Ausnahme bildet leider die „Zürcher Freitagszeitung". Sie ist in dieser Sache so befangen und parteiisch als möglich. Wie wenig sie sich Mühe

sehr bestätigt, was wir in unsern Aufsätzen zum Ausdruck gebracht haben. Den Haß, die Unfähigkeit zum Verstehen, die unbedenkliche Verdrehung der Wahrheit, die sich jetzt gegen uns gekehrt haben, muß auch die sozialistische Arbeiterschaft erfahren, hat sie besonders bei Anlaß des Generalstreiks erfahren. Dagegen sind wir aufgetreten. Wir hätten es natürlich begriffen, wenn man uns heftig, ja leidenschaftlich begegnet wäre, aber man ist uns größtenteils auf eine Art, für die schwer ein milder Ausdruck zu finden ist, begegnet. Und eine solche Presse wirft der sozialdemokratischen schlechten Ton vor! Nie haben wir beobachtet, daß diese über Männer, die sich der Arbeiterschaft entgegenstellten, auf solche Art und Weise hergefallen wäre, wie das uns geschehen ist. Wenn wir Muster dieser Art und Weise vorführen wollten, so müßte jeder Anständige auch unter unsern Gegnern gestehen: „Eine solche Presse ist kein Werkzeug der Wahrheit, keine Trägerin guten Geistes mehr, sondern — etwas ganz anderes!" Ich hoffe, daß ein Tag komme, wo unser Volk zu merken anfängt, wie die „öffentliche Meinung" durch diese Art von Presse gemacht wird. Wir erklären, daß uns derartige Angriffe gar nicht erreichen und also auch nicht verbittern. Sie lösen sich vor uns in das Nichts auf, zu dem sie gehören. Am allerwenigsten hat uns natürlich die da und dort aufgetauchte Forderung Eindruck gemacht, daß man uns durch Amtsentsetzung unschädlich machen solle.

Aber auch Freunde haben uns nicht verstanden und ihnen, wie den wenigen Anständigen unter den Gegnern, wollen wir gerne Rechenschaft geben.

Sollte es so schwer sein, den Beweggrund zu erkennen, der uns getrieben hat? Sollte irgend ein Mensch, der noch einen Sinn für die Wahrheit hat, uns irgend etwas anderes als die reinsten Absichten zutrauen? Was anderes könnte uns denn getrieben haben, als das Eine: für die Arbeiterschaft einzutreten gegenüber der Hochflut von Haß, Schmähung, Hohn, Verleumdung und geistiger Mißhandlung aller Art, die sich bei Anlaß des Generalstreiks über sie ergossen hat? Wer leugnet, daß dies geschehen ist, der kennt die Tatsachen nicht oder er ist unwahrhaftig. Aus der Presse wie aus dem persönlichen Verkehr ist uns auf Schritt und Tritt dieser Ton entgegengekommen. Die Freude über die Aussicht, die Sozialdemokraten vernichten zu können, trat offenkundig hervor. Ungeheuerliche Vorschläge tauchten auf. Damit aber hat man uns an der Stelle getroffen, wo bei uns die Leidenschaft sich regt; damit hat man uns ein Heiliges angetastet. Denn heilig ist uns die Arbeitersache, heilig die Not und

---

gibt, unsere Meinung zu verstehen, beweist der Umstand, daß sie den letzten Teil meines Artikels, wo meine letzten Gedanken hervortreten, mit einer höhnischen Bemerkung abtut. Soll das etwa christlich sein? Ich protestiere überhaupt gegen die allgemeine Unterschlagung dieses Teils meiner Arbeit, der doch dem Ganzen erst den rechten Sinn gibt!

heilig die Hoffnung der Arbeiterschaft. Wenn man sie mit Haß und Hohn überschüttet, so ist das uns, als wenn man uns das Liebste mißhandelte. Denn wir *lieben* die Arbeiterschaft, lieben sie mit einer Liebe, die im Tiefsten wurzelt, lieben sie trotz ihrer Fehler (in gewissem Sinne gerade darum, weil sie Fehler hat). Uns selbst darf man darum verkennen, schmähen, mißhandeln; das wollen wir schweigend ertragen, haben es auch schon oft ertragen, aber wo man es der Arbeiterschaft antut, da wallt in uns ein Zorn auf, der sicher nicht aus dem unedlen Teil unserer Natur stammt. Wir haben uns zum Reden förmlich *verpflichtet* gefühlt, mein Freund und ich. Wir haben geredet, aus einem Erlebnis heraus, das uns tief ergriffen und erschüttert hat. Wie gerne hätten wir geschwiegen — gerade in jenen Wochen — wie schwer fiel uns gerade damals das Reden! Aber wir durften nicht schweigen, wenn wir uns nicht selbst mißachten wollten. Aus der gewaltigen Erregung jener Tage ist der *Ton* unserer Aufsätze zu verstehen, und auch dieser und jener einzelne Ausspruch wäre in ruhigen Zeiten nicht getan worden. Diese Erregung war größer, als damals die Beteiligten selbst wissen konnten — ein Beweis dafür ist die Wirkung, die jetzt noch, zwei Monate nach jenen Ereignissen, unsere Aufsätze ausüben. Wir schrieben jetzt natürlich ruhiger, akademischer, da und dort deutlicher, aber wir schämen uns nicht, daß wir uns noch über Unrecht und Unwahrheit erregen können, trotzdem wir Pfarrer und Professor sind. Am wenigsten lassen wir uns von denen tadeln, die durch ihr Schweigen gegenüber aller Ungerechtigkeit und aller Schändlichkeit der sozialen Zustände die heutige Lage, auch den Generalstreik, in erster Linie verschuldet haben. Sie sollen zuerst sich selbst schämen und Buße tun und uns in Ruhe lassen. Wir stellen uns dem höchsten Richterstuhl, aber als menschliche Richter würden wir nur solche anerkennen, die mit stärkster Macht gegen das Unrecht geredet hätten, aber ohne Leidenschaft. Ob sie uns richten würden?

Nun zur Sache! — Da wären zunächst *Mißverständnisse* zu berichtigen. Zwar kann ein Mißverständnis, sondern eine einfache *Unwahrheit* ist es, wenn man tut, als ob wir einfach den ganzen Generalstreik „verherrlicht" hätten und verschweigt, daß wir seine Verkündigung deutlich *mißbilligt* haben.*) So redet man dem Schreiber dieser Zeilen auch immer noch nach, er habe gegen die neue Militärorganisation geschrieben, während er doch bloß gegen die Art von „Patriotismus" geschrieben hat, die bei jenem Anlaß betrieben wurde. Ist jene Behauptung unwahr, so ist es sehr *kleinlich*, wenn man versucht, mich bei einem „logischen Widerspruch" zu behaften. Ich habe von einer „Rechtfertigung" geredet, die der Streik durch die Art seiner Ausführung und durch die Haltung des Bürgertums erfahren habe. Es ist bezeichnend für diese Art von Gegnerschaft, daß sie sich

*) Ein Einsender in Nr. 49 des „Freien Schweizer Arbeiters", der offenbar auch auf besonderen sittlichen Ernst Anspruch macht, behauptet auch einfach, ich hätte „den Generlstreik verherrlicht". Ist solche Entstellung wohl ein Zeichen sittlichen Ernstes?

auf einen solchen einzelnen Ausdruck förmlich stürzt und dafür an andern Stellen gar nicht liest, was ich wirklich geschrieben habe. Die Sache ist ja einfach und klar: „Der Generalstreik wird nicht richtig beurteilt, wenn man bloß auf die Begründung achtet, die ihm gegeben wurde. Das ganze Ereignis muß berücksichtigt werden; auch die Durchführung des Streiks und die Haltung der Bürgerlichen, dann allein wird man ihm gerecht." Welcher Vernünftige kann gegen eine solche Betrachtungsweise etwas einwenden? Kleinlich nenne ich die Methode, Widersprüche zu suchen, wo höchstens eine nicht ganz glückliche Ausdrucksweise vorliegt, die Sache aber klar genug ist. Nicht begreifen aber kann ich, wie auch anständige Leser mir die Meinung zuschreiben konnten, ich hätte den ganzen Generalstreik als eine „Offenbarung des Göttlichen im Menschen" bezeichnet, da das doch ganz deutlich nur von der „Macht des Guten" gesagt wurde. Sollte diese etwa nicht eine Offenbarung des Göttlichen sein? Oder sollte sie das nur dann sein, wenn sie sich etwa an einem Missionsfest zeigt, aber nicht, wenn bei einem Generalstreik? Noch weniger fast begreife ich, wie man behaupten mag, ich hätte die religiöse Erneuerung, von der ich letztlich allein Hilfe erwarte, nur der bürgerlichen Gesellschaft zugemutet. Nicht ein Wort läßt darauf schließen, der ganze Zusammenhang aber zeigt, daß die Sozialdemokratie eingeschlossen ist. Das ist ja auch selbstverständlich; aber wenn man diesen Schluß richtig versteht, dann darf man auch nicht mehr behaupten, ich sehe bei der Sozialdemokratie nur Gutes und bei den Bürgerlichen nur Schlechtes. Die Sache ist so, daß über die Sozialdemokratie wahrhaftig Schlechtes genug gesagt wird und wir nicht nötig haben, zu erklären, daß sie kein Engel sei. Falsch ist aber auch, daß ich der bürgerlichen Gesellschaft alles Gute abgesprochen hätte. Ich habe ihr kleinliche, philisterhafte Behandlung eines bedeutsamen Ereignisses und dazu mangelndes Verständnis für die sozialistische Arbeiterschaft vorgeworfen — nicht Allen, aber dem „Großteil" —, daß aber auch in der bürgerlichen Welt, wie überall, wo Menschen sind, Gutes und Großes da ist, leugne ich selbstverständlich so wenig als irgend ein ernsthafter Sozialist.

Aber wenn das alles klargestellt ist, so bleiben noch Streitpunkte genug übrig. Drei solche heben sich aus den andern hervor: das Militäraufgebot, die Ausschreitungen, das Streikrecht der Angestellten.

Das Militäraufgebot! — Ich erkläre zunächst, daß unsere Kritik viel weniger dem Militäraufgebot im allgemeinen galt, als der militärischen Besetzung des Volkshauses und allem, was damit zusammenhängt. Doch halte ich das Aufgebot auch heute für unnötig und zwar aus einem ganz einfachen Grunde: es ist tatsächlich in jenen Tagen, da das Militär auf dem Platze war, nicht das Allergeringste vorgekommen, das seine Anwesenheit erfordert hätte. Das ist ein Beweis, wie er zwingender nicht geliefert werden könnte: der Tatsachenbeweis. Nun

weiß ich ja freilich, daß man einwendet, es sei ja gerade die Anwesenheit des Militärs gewesen, die jene Ruhe herbeigeführt hätte. Aber dieser Einwand scheint mir ganz unhaltbar. Die Arbeiterschaft ist ruhig geblieben infolge der dringenden Aufforderung zur Selbstbeherrschung, die von ihren Führern ausgegeben wurde. Die Anwesenheit des Militärs aber wirkte aufreizend. Entgegen der Behauptung des Einsenders im „Berner Tagblatt" weiß ich aus den besten Quellen, daß das Militäraufgebot in der Arbeiterschaft eine furchtbare Erbitterung erzeugte und daß diese Erbitterung mühsam niedergehalten werden mußte. Ich begreife ja ganz gut, daß die Behörden zum Militäraufgebot griffen, aber ich meine, Vertrauen wäre besser als Mißtrauen. Was uns gegen diese Verwendung des Militärs stimmt, ist klar genug: wir fürchten, daß sie eines Tages zum Bürgerkriege führe. — Aber wie gesagt, das Militäraufgebot an sich war es nicht, was uns am meisten reizte, sondern die Ereignisse im Volkshaus von Außersihl und vor demselben. Diese erschienen uns unerhört und ich meine, jeder, der noch schweizerisches und demokratisches Fühlen in sich trägt, müßte ebenso empfunden haben, falls er dabei gewesen wäre. Wenn die Regierung für diese Maßregeln ganz unerwartete Gründe, nämlich bisher unbekannte Tatsachen, anführen kann, dann wollen wir unseren Irrtum bekennen; aber wir halten für undenkbar, daß sie es könne. Hätte sie solche Gründe gehabt, dann wäre sie verpflichtet gewesen, sie öffentlich bekannt zu geben. So, wie die Dinge sich vorläufig darstellen, mußte dieses Vorgehen aufreizend bis aufs Alleräußerste wirken. Ich weiß, daß sehr ruhige und sehr patriotische, gar nicht antimilitaristische Männer darüber in eine Erregung gerieten, die leicht zum Schlimmsten hätte führen können. Anwesende Russen und Preußen versicherten heftig, nie verfahre man bei ihnen so mit ruhigem Volke. Wie dem auch sei: dieses Zusammenwirken von Kapital, Militär, Patriotismus gegen die Arbeiterschaft — so mußte das Ganze sich notwendig darstellen — erschien als Bankerott des schweizerischen Staatsgedankens. Das kann man auch anderwärts. Wenn wir darüber tief unglücklich waren, so sind wir darin vielleicht bessere Schweizer gewesen, als die, denen es natürlich vorkam. Die Zukunft wird zeigen, wer recht gehabt hat.*)

Aber die Ausschreitungen? — Hier bemerken wir, daß wir diese nie geleugnet haben; es lag uns nur daran, gegenüber den Schauerberichten, die darüber verbreitet wurden, die andere Seite der Sache hervorzuheben. Wir haben auch darin nichts zurückzunehmen. Man muß nur unterscheiden zwischen dem, was zur Durchführung des Streikes nun einmal gehört und dem, was wirklich bloß Ausschreitung war. Bekanntlich gehört zu jedem Streik auch die Auf-

*) Nachdem dieser Artikel schon gesetzt war, ist auch der Bericht der Regierung erschienen. Er enthält durchaus keine neuen Tatsachen, sondern bloß die durchschnittliche bürgerliche Auffassung des ganzen Ereignisses und bestätigt also durchaus unsere Ausführungen.

forderung dazu. Wie leicht kann diese als Gewalttakt („Nötigung") dargestellt werden! Wer bestimmt hier die Grenze? Tatsache ist, daß Unternehmer und Arbeiter gar leicht von „Nötigung" reden, wo nur Aufforderung (vielleicht etwas grobe) vorliegt. Als letzthin im zürcherschen Kantonsrat über die sog. Ausschreitungen des Maler- und Schlosserstreiks verhandelt wurde, da zeigte sich klar, daß die große Mehrzahl der „Fälle", die die Polizei gemeldet hatte, sich in Nichts auflöste. Darum machen mir auch alle die Fälle, die der Bericht des Stadtrats zum Generalstreik aufzählt, vorläufig wenig Eindruck. Sie müßten zuerst einzeln geprüft und auch die Gegenpartei gehört werden; dann käme das Bild vielleicht ganz anders heraus. Der Stadtrat ist in dieser Sache Partei; denn er hat, von diesen Berichten erschreckt, das Militäraufgebot mit veranlaßt. Verhalte es sich damit aber, wie es wolle, so bleiben folgende Tatsachen: Die Stadt bot im großen und ganzen das Bild der völligen Ruhe. Dafür berufen wir uns nicht nur auf unsere eigenen Eindrücke, sondern auf eine ganze Reihe der zuverlässigsten Zeugen. Angeführt sei auch, daß in einer der letzten Nummern des „Freien Schweizer Arbeiters" einige Aufsätzchen von Volksschülern in Außersihl abgedruckt sind, von denen mehrere die große Stille, ja „Totenstille" der Stadt an diesem Tage hervorheben. Totenstill ist es sonst nicht gerade in einer Stadt, wo Generalstreik und Aufruhr das Wort führen! Natürlich kann man aus dem, was an diesem Tage geschehen ist, ein Schauerbild zusammenstellen, kann alles Große und Schöne weglassen und alles Unerfreuliche und Häßliche unterstreichen. Aber man versuche einmal nach diesem Schema eine Geschichte der Reformation zu schreiben! Es ist ja auch schon geschehen, aber niemand von uns hält dies für „objektive" Geschichtsschreibung. Nichts ist betrübender, als daß unsere bürgerlichen Kreise, auch die „christlichen", in der großen Mehrheit am Generalstreik nur das Schlimme sehen und für das Andere die Augen absichtlich schließen. Nicht einmal den Sieg des Abstinenzgedankens mögen sie gelten lassen. Die Freude über die Aussicht auf eine von der Alkoholverderbnis befreite Arbeiterschaft belächeln sie; sie teilen diese Freude merkwürdigerweise gar nicht. Wir aber sehen und glauben lieber das Gute als das Schlechte und stellen uns darin getrost neben unsern Meister.

Endlich die Staatsangestellten und unsere „revolutionären" Gedanken. Hier erhebt man besonders schwere Vorwürfe gegen mich. Aber gerade hier habe ich mich zurückhaltend ausgedrückt. Ich habe zugegeben, daß der Staat ein Streikrecht seiner Angestellten nicht wohl zugeben kann und daß seine Maßregelungen von streikenden Angestellten das formelle Recht für sich haben mögen. Aber die Sache ist damit nicht erledigt. Das „Streikrecht" der staatlichen Angestellten ist ein ernsthaftes Problem und keiner hat das Recht, eine Lösung, die es verneint, als sittlich allein möglich anzusehen. Man überlege Folgendes: Das sozialistische Ideal fordert eine völlig neue Ordnung der Gesellschaft. Es ist insofern „revolutionär", nur daß man dabei

nicht an eine gewaltsame Revolution zu denken braucht. Wer von diesem Ideal ergriffen ist, der ist ihm verpflichtet, wie jeder seinem Ideal verpflichtet ist. Wenn nun die Aufforderung an ihn kommt, zur Erreichung dieses Ideals einen Generalstreik mitzumachen und er diesen als ein hiefür taugliches Mittel erachtet, dann gerät er in einen sittlichen Konflikt. Falls er diesen so löst, daß er mitmacht, wer wagt zu behaupten, daß er damit gewissenlos handle? Er gehorcht seinem Ideal. Dieses könnte freilich ein falsches sein, aber jeder kann nur dem Ideal gehorchen, das er hat, nicht den Idealen anderer. Vom bürgerlichen Standpunkt aus beurteilt hat er natürlich Unrecht, aber ob der bürgerliche Standpunkt recht hat? Das ist eben die Frage. Ich habe mit Staatsangestellten, die sich am Streik beteiligt hatten, verhandelt und den Eindruck bekommen, daß sie sittlich so ernste und hochstehende Menschen seien wie nur irgend ein Bürgerlicher, irgend ein Christ. Dabei ist klar, daß ohne die Masse der Staatsangestellten ein Generalstreik unmöglich, weil unwirksam wäre. — Ich möchte damit das Problem nicht für gelöst erklären, ich behaupte nur: wenn der Staatsarbeiter sein Los nicht von dem der übrigen Arbeiterschaft trennen will, so steht dahinter ein starkes sittliches Recht. Viel bedenklicher wäre, sittlich betrachtet, ein Streik der Staatsangestellten bloß um ihrer eigenen Interessen willen, obschon auch ein solcher nicht unter allen Umständen zu verurteilen wäre.

Wir stoßen hier auf den Gesichtspunkt, der für die sittliche Beurteilung der Arbeiterbewegung und für die Orientierung in der Krisis der Gegenwart von entscheidender Bedeutung ist: Es stoßen heute zwei Denkweisen („Ideale") zusammen, die bürgerliche und die sozialistische. Je nachdem man nun der einen oder der andern anhängt, sieht man die Dinge völlig verschieden an; es erscheint den einen unsittlich, was den andern gut und gerecht vorkommt und umgekehrt. Daher die furchtbare Verwirrung der Begriffe. Was kann uns daraus retten? Einmal, daß die bürgerliche Welt das sozialistische Ideal verstehen lernt. Man darf ihr das viel eher zumuten, als der Sozialdemokratie das Verstehenlernen der bürgerlichen Anschauung; denn eine junge, gärende Bewegung muß fast notwendig einseitig sein. Aber mit diesem Ersten ist nicht genug geschehen: wir müssen vielmehr zu einem Punkt zu gelangen suchen, wo eine neue Einheit möglich ist. Er wird nur in der Höhe zu finden sein: die Einheit wird zustandekommen durch eine bessere Verwirklichung des Guten und Rechten in unserm ganzen Zusammenleben. Sehen wir das nicht ein, verhärten und verblenden wir uns, dann bleibt nur Gericht und Katastrophe.

Ich lehne also den Vorwurf mangelnden sittlichen Ernstes, den man mir wegen den Aeußerungen über diesen Punkt macht, sehr entschieden ab. Daß ich kein leichtfertiger Mensch bin und weiß, was Pflichten sind, glaube ich gezeigt zu haben. Daß Revolution jeder Art, auch der friedlichen, eine ernste Sache ist, braucht mir niemand zu

sagen, aber es gibt Revolutionen, die besser sind als die Zustände, die sie beseitigen wollen. Ich empfinde es als tiefe Unwahrhaftigkeit, wenn wir Schweizer jedes Jahr eine Revolution als Ursprung der Eidgenossenschaft feiern und dann tun, als ob alle Revolution vom Bösen sei. Daß man auch vom Standpunkt stärkster Frömmigkeit aus revolutionär werden kann, zeigt uns am großartigsten Oliver Cromwell und die englische Revolution des 17. Jahrhunderts. Auch eine ernste und große Ethik enthält immer ein revolutionäres Element im besten Sinne des Wortes; denn die unendliche Forderung, die sie aufstellt, kommt in den vorhandenen Lebensformen nur sehr mangelhaft zum Ausdruck. Kant, Fichte, Schiller, Carlyle sind in diesem Sinne alle revolutionäre Denker. Nichts ist falscher, als anzunehmen, der sittliche Ernst sei stets auf der „konservativen" Seite. Man kann gegen die vorhandenen staatlichen und sozialen Ordnungen gerade darum skeptisch sein, weil man erfahren hat, wie wenig ernsthaft sie dem Guten dienen. *Was wir wollen, ist nicht sittliche Anarchie, sondern eine wahrhaft sittliche Ordnung der Gesellschaft, eine wirkliche Herrschaft des Guten.* Das ist unser „Anarchismus". Am wenigsten lassen wir uns darum von solchen tadeln, die für kleinere Verstöße gegen staatliche und rechtliche Ordnungen scharfen Tadel haben, namentlich wenn dabei die Arbeiter fehlen, aber kein deutliches Wort finden gegen die gewaltigen Formen sittlichen und sozialen Unrechts, die unsere Gesellschaft verstören. Um nur ein Beispiel zu nennen, das noch weniger wichtig, aber anschaulich ist: welch eine ungleich größere Schädigung des Staates, als was der Generalstreik verschuldet hat, bedeutet die ungeheuerliche Steuerdefraudation, die von unseren bürgerlichen Kreisen mancherorts geübt wird! Wo erhebt sich dagegen unser „christlicher" Ernst?

Das ist, was wir vorläufig zu sagen haben. Es soll zeigen, wie wir es gemeint haben und meinen. Unfehlbar zu sein haben wir nie geglaubt. Wir geben unsere Ansicht, ohne irgend eine besondere (etwa gar religiöse) Autorität dafür zu beanspruchen, einfach als schweizerische Bürger. Wir mögen in einzelnen Punkten irren und wollen es gern zugestehen, wenn wir uns davon überzeugt haben. Aber darauf kommt es zuletzt gar nicht so sehr an, sondern auf unsere Absicht, die noch einmal hervorgehoben sei: gegen eine Behandlung der Arbeiterschaft, die uns unerträglich vorkam, zu protestieren. Darin wird nichts und niemand uns erschüttern. Wir behalten uns aber vor, auf die wichtigsten der Fragen, die das stürmische Ereignis des Generalstreikes aufgewirbelt hat, zurückzukommen, um dadurch die Verhandlung noch mehr in die Höhe zu erheben und aus jenem Ereignis die rechte Frucht zu ziehen. Bei diesem Anlaß wollen wir gern noch einmal unsere Stellung zur Sozialdemokratie darlegen. Darüber nur eine Bemerkung: Es kann keinen größeren Irrtum geben, als wenn man meint, wir sähen die Fehler und Gefahren der Sozialdemokratie nicht. *Wir sehen sie im Gegenteil viel schärfer, leiden*

jedenfalls darunter viel stärker als die meisten Andern. Warum wohl? Aus einem einfachen Grunde: weil wir ihr so nahe stehen, ohne doch in jeder Beziehung in ihr aufgehen zu können. Aber warum denn fühlen wir uns nicht berufen, auch auf sie loszuschlagen, wie alle Welt tut? Ist das bloß Oberflächlichkeit? Ist es gar Anbetung des König Demros? Könnte es nicht vielleicht doch etwas viel Besseres, viel Tieferes sein? Ich lade solche Leser, die es nötig haben, ein, darüber noch einmal nachzudenken.

Zum Schlusse geben wir die Versicherung, daß unser Programm das gleiche bleibt wie bisher. Mehr als je ist unser Streben auf den Mittelpunkt gerichtet, mehr als je erwarten wir die letzte Hilfe von der tiefsten und reinsten Kraft, die es gibt. Von dem durchschnittlichen „Christentum" erwarten wir weniger als je, mehr als je von dem, was größer ist als das „Christentum". Die Lage hat eine Verschärfung erfahren und wir glauben, daß sie noch gespannter werden wird. Unsere eigene Stimmung ist darum die der Entschlossenheit aufs Aeußerste. Aber wir hoffen mit ganzer Seele, daß auch das Erwachen der Gemüter für das Höchste damit Schritt halten werde. Diesem Größten zu dienen, in Schwachheit und Irrtum, aber reinen Herzens und mit Einsetzung des ganzen Lebens, ist nach wie vor unser einziges Begehren. L. Ragaz.

---

# Rundschau.

**Sozialdemokratie und Religion.** Der nächste deutsche sozialdemokratische Parteitag in Chemnitz wird sich auch mit Anträgen zu befassen haben, die Partei solle den Grundsatz „Religion ist Privatsache" aufgeben und die antireligiöse Propaganda, die Agitation für Kirchenaustritt und gegen den Religionsunterricht in der Schule in ihr Programm aufnehmen. Die Diskussion darüber ist schon losgegangen. Die als orthodox-marxistisch und sehr scharf bekannte „Leipziger Volkszeitung" hat sich in einem beachtenswerten Artikel gegen diese Anträge gewandt; wir entnehmen ihn dem „Basler Vorwärts", der ihn in seiner Nr. 205 abgedruckt hat.

Der Artikel erklärt die Anträge aus einer Verschärfung der antiklerikalen Stimmung, die eine Folge des schwarzblauen Blocks, der Schwenkung des Zentrums in der Sozialpolitik sei. Das Ziel der Partei könne es aber gar nicht sein, den Menschen bestimmte religiöse oder antireligiöse Anschauungen beizubringen, sondern ihr Ziel sei ein rein materielles, eine wirtschaftliche Umgestaltung. Es sei aber auch ein Irrtum, wenn man sich einbilde, die Religion durch Ergebnisse der Wissenschaft bekämpfen zu können. „Was man mit der Wissenschaft bekämpfen kann, sind einzelne Lehren und Dogmen, wie z. B. die mosaische Schöpfungsgeschichte; aber diese bilden nicht die Religion.

Das zeigen schon die Naturforscher selber, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr religiös werden, ohne deshalb an die Schöpfung in sechs Tagen zu glauben." Bei der Entscheidung für oder gegen die Religion gebe nicht die Wissenschaft den Ausschlag. Die Angst vor der proletarischen Revolution, das Gefühl der Unfähigkeit, sie aus eigener Kraft abzuwenden, treibe das Bürgertum immer tiefer in Mystizismus und Glauben, während im Proletariat mit der Zuversicht, Meister seines eigenen Schicksals zu sein, auch die Unempfänglichkeit für die Religion wachse. Eine antireligiöse Propaganda von Partei wegen würde diese Entwicklung nur aufhalten und den Zentrumsführern Freude machen. Schädigen könne die Kirche die sozialistische Bewegung nur insofern, als sie durch Ueberschätzung der religiösen Gegensätze die Arbeiter vom Klassenkampf fernhalte. „Gelingt ihr dies nicht mehr, kommen Arbeiter trotzdem zu uns, so kann sie uns bei diesen Arbeitern nicht mehr schaden; ihre Macht ist, soweit sie uns hemmte, gebrochen, und mehr brauchen wir nicht."

Interessant ist hier, um dies vorwegzunehmen, wie der Glaube an die Tötlichkeit wissenschaftlicher Aufklärung für die Religion aufgegeben ist, wie die mosaische Schöpfungsgeschichte auch von dieser Seite als für die Religion irrelevant bezeichnet und die Abwendung der Naturforschung von antireligiösen Positionen als feststehende Tatsache anerkannt wird. Mit einem ausgesprochenen Ueberlegenheitsgefühl werden diese Erkenntnisse der alten bürgerlichen Aufklärung, dem „pfaffenfresserischen Liberalismus" entgegengesetzt. Wenn man weiß, wie stark die deutsche Sozialdemokratie diese bürgerliche Aufklärung — nicht programmatisch, aber faktisch — zur eigenen Sache gemacht hat, so ist hier ein entschiedener Fortschritt zu begrüßen. So wenig neu diese prinzipielle Stellungnahme zur Religion ist, so läßt sich doch eine bessere Einsicht in der Religionsfrage als gemeinhin üblich nicht verkennen.

Freilich eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Ein solcher Artikel der „Leipziger Volkszeitung" bedeutet wenig gegenüber der tatsächlich die sozialdemokratische Arbeiterschaft beherrschenden antireligiösen Gedankenwelt und Stimmung. Und so erfreulich auch die Erkenntnis ist, daß die Religion tiefere Wurzeln hat als eine veraltete, unwissenschaftliche Weltbetrachtung, so ist doch die positive Erkenntnis der treibenden Kräfte in der Religion, welche der Artikel an den Tag legt, noch äußerst dürftig: wenn die Naturforscher sich der Religion wieder mehr zuwenden, so sucht er die Ursache nicht in einer tiefern Erkenntnis, nicht darin, daß die Naturwissenschaft die Unzulänglichkeit der bisherigen „natürlichen Erklärung" einzusehen beginnt und vor Geheimnissen anlangt; nein, die Ursache liegt ihm einzig in der Angst vor der proletarischen Revolution.

Aber eins erkennt der Artikel deutlich: die Belastung der sozialdemokratischen Politik mit antireligiöser Propaganda bringt nur den Weizen der christlichen Gewerkschaften und christlich-sozialen Politik

zum Blühen. Es ist auffallend, wie der Artikel hier einzig die katholische Kirche berücksichtigt; die evangelische ist ihm kein Faktor, der in die Rechnung eingestellt werden muß. Doch das nebenbei. Es wird ja von sozialdemokratischer Seite so viel über die Zersplitterung der Arbeiterbewegung, über die Quertreibereien der „Christlichen" geklagt. Da wird es gut sein, wenn sie einsieht, daß ihre Verquickung politischer Arbeit mit antireligiöser Propaganda diese Saat selbst ausgestreut hat und diese selbe Verquickung auf der Seite der Gegner hervorruft. Man hat als Pfarrer etwa Gelegenheit zu beobachten, wie sich sozialistische Organisationen dadurch Leute entfremden.

Nur darf man davon nicht reden, ohne gleichzeitig die Schuld der Kirche einzugestehen. Indem sie sich als Werkzeug „staatserhaltender" Gesinnung hergab (ich rede hier von Deutschland), gab sie der Religionsfeindschaft natürlich mehr Nahrung, als es tausend Propagandareden von Freidenkern vermochten. Die Absetzung Traubs wird da auch wieder böse Früchte zeitigen. Denn wenn dieselbe auch wegen seiner kirchenpolitischen Tätigkeit erfolgte, wenn auch die organisierte Arbeiterschaft in Traub keinen der Ihrigen erkennt, so weiß sie doch, daß er in sozialem Verständnis die meisten übrigen Vertreter seines Standes überragt und daß er sich auch dadurch nach oben unbeliebt gemacht hat. Der Fall Traub wird einfach den Eindruck bestärken, daß die Kirche eine antisoziale Macht sei. Und auch das wird von Seiten der Kirche so leicht übersehen, wie sehr die ganze Mechanisierung des Lebens die Entfaltung religiöser Gesinnung erschwert; wie es eben keine so leichte Sache ist, den Gottesglauben festzuhalten, wenn man sich unter die Herrschaft des Mammons geknechtet sieht und dieser überall als ausschlaggebende Macht erscheint. Eben lese ich den Bericht über einen Vortrag von Wenzel Holek, in dem er die religiöse Gleichgültigkeit der Arbeiterschaft auf die Abstumpfung des Gemütslebens durch die moderne Arbeitsweise und Wirtschaftsordnung zurückführt. Es muß der Kirche noch ganz anders aufgehen, daß sie gerade um ihrer idealen Ziele willen ihre sozialen Forderungen erheben muß.

Es scheint auf den ersten Blick, daß der Artikel der „Leipziger Volkszeitung" seine Abweisung der antireligiösen Propaganda um einen allzu teuren Preis erkauft habe: um den Verzicht auf jeden idealeren Kern der Bewegung, indem mit aller Entschiedenheit erklärt wird: „Wir haben nur materielle Ziele." Das scheint uns Lügen zu strafen, die wir uns bemühen, ideale Kräfte in der Bewegung aufzuzeigen und die Einsicht zu pflanzen, daß es sich nicht bloß um das Verlangen nach wenig Arbeit und viel Lohn handelt, sondern um Ideen, um Gerechtigkeit, um Freiheit zur Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit, um Achtung der Menschenwürde. Das wäre allerdings ein zu teurer Preis, wenn die Bewegung auf diese idealen Güter verzichtete, sich auf materielle Ziele beschränkte. Dann hätte sie sich zu Grunde gerichtet, dann wäre sie nicht mehr imstande, wirklich vorwärts zu treiben und aufwärts zu führen.

Aber das wäre vorschnell geurteilt. Man darf nicht den Sozialismus als geistige Bewegung und die Sozialdemokratie als politische Partei vermengen. Die letztere, soweit sie in einem Programm sich Ausdruck verschafft, hat es tatsächlich einfach mit materiellen Forderungen zu tun. Sie tut gut, sich darauf zu beschränken und sich nicht mit allen möglichen Aufgaben zu belasten. Sie ist eine der Erscheinungen, in denen die geistige Bewegung des Sozialismus Fleisch und Blut annimmt. Die Politik, bei der es sich zunächst um materielle Forderungen handelt, ist eines der Werkzeuge, mit denen der Sozialismus seine kulturellen und sittlichen Ziele verfolgt. Und dem entspricht es auch, wenn die Sozialdemokratie als politische Partei in religiösen Fragen strikte Neutralität festhält und bei dem Satze bleibt „Religion ist Privatsache." Aber daß die geistige Bewegung des Sozialismus wie auch die einzelnen Sozialdemokraten der religiösen Kräfte nicht entraten können, besonders wenn nun das Stadium der Opposition dem der positiven Arbeit, des Neubaus Platz zu machen hat, und daß diese Erkenntnis auch beständig wachsen wird, das bleibt nach wie vor unsere Ueberzeugung. L.

**Auch ein Bild vom Generalstreik.** Stimmungsbild vom Bühl. Droben bei der Kirche Wiedikon, in den Schulhäusern auf dem Bühl, herrscht reges militärisches Leben. Mit Spannung und Ungeduld warten daselbst zwei Bataillone — 64 und 67 auf den Moment, wo das Trompetensignal ihnen das Zeichen gibt, daß sie berufen sind, ihre Mitbürger in der Stadt gegen den Terror und gegen staatsfeindliche Tendenzen mit der Waffe in der Hand zu schützen und Ruhe und Ordnung zu schaffen. Zwei lange, langsam verstreichende Tage haben diese braven Leute bereits hinter sich. Niemand — weder Offizier noch Soldat — darf den Platz verlassen. — Plötzlich, es ist Montag abend 8 Uhr, ertönt das Signal: Generalmarsch! Und wie dieses Signal empfangen wird! Unter einem Hurrarufen stürzen die wackern Leute ins Haus, um Käppi und Gewehr zu holen und im Nu steht die ganze Mannschaft mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonnett zum Abmarsch bereit. Noch einmal mahnen die Offiziere, kaltes Blut zu behalten, nicht zu provozieren, Waffengebrauch wenn irgend möglich zu vermeiden, anderseits aber dessen eingedenk zu sein, daß man im Wehrkleid — im Ehrenkleid des Vaterlandes steht, das keine Verhöhung und Beschimpfung verträgt. Dann wird der Befehl ausgegeben: Bat. 67 marschiert ab zum Helvetiaplatz hinunter, Bat. 64 bleibt auf dem Platz und hat weitere Befehle abzuwarten. Da kommt der Arzt und sucht seine Kranken, denn auf den Generalmarsch hin hatte sich das Krankenzimmer geleert! Da hatte auf einmal jeder sein Gebrechen vergessen. Und wenn man in die markigen Gesichter der Bauern sah, so war einem nicht bange, daß solche Leute ihre Pflicht nicht tun würden. Welche Bemerkungen über die Anstifter vom Generalstreik fielen, will ich lieber nicht berichten. Und das waren nicht die Stimmen einzelner, es war die allgemeine

Stimmung. Und wer den Moment mit erlebt hat, wo die Bataillonsmusik bei einbrechender Dunkelheit „O mein Heimatland" intonierte und das ganze Bataillon mitsang, der wird ihn so leicht nicht vergessen!

Aus der „Neuen Zürcher Zeitung".

Anmerkung. Dieser Ausschnitt, der sich selbst kommentiert, soll eine Probe des Geistes geben, gegen den wir protestiert haben.

L. R.

---

## Wo ist die Wahrhaftigkeit? Ein Wort an die Freitagszeitung.

Nachdem ich in meinem Artikel über den Malerstreik die Ausschreitungen der Arbeiter voll und ganz zugegeben hatte, bringt es die „Zürcher Freitagszeitung" über sich zu behaupten, ich hätte bei den dem erlassenen Streikpostenverbot vorausgegangenen Streiks von musterhafter Disziplin geredet.

Das einfachste Mittel, um den Gegner zu schlagen, ist bekanntlich die Verdrehung und Entstellung seiner Ansicht.

Ich habe in meinem Artikel über den Generalstreik wörtlich gesagt: Ein Streickpostenverbot zu einer Zeit, wo die Arbeiter musterhafte Disziplin hielten, mußte von der Arbeiterschaft als eine Parteinahme zu gunsten der Unternehmer empfunden werden. In der Tat berichten bürgerliche Blätter, wie die „Zürcher Post", in jenen Wochen von dem provokatorischen Wesen und den Ausschreitungen der importierten Streikbrecher, nicht aber der Streikenden. Ein so bürgerliches Blatt wie das genannte schreibt unterm 11. Juli über das Streickpostenverbot: „Im Momente seiner Beschlußfassung hatte der Stadtrat nicht den Eindruck, daß notorisch festgestellte Geschehnisse speziell als Folgen des Streickpostenstehens zum Beschlusse nötigten."

Nachdem mir die Freitagszeitung meine Meinung, wie oben angegeben, verdreht hat, wirft sie mir dann vor, ich stelle die Tatsachen auf den Kopf.

E. Tischhauser, Pfarrer.

---

## Redaktionelle Bemerkungen.

Die vorliegende Nummer trägt in doppelter Hinsicht den Stempel der Einseitigkeit. Sie behandelt ausschließlich das soziale Problem nach verschiedenen Seiten hin: Religiöse Stellung zu solchen Entscheidungszeiten, Klassenkampf, Bauer und Arbeiter, Arbeiter und Religion, Generalstreik, Sozialdemokratie und Religion. Die Umstände bringen es mit sich, daß diesmal einer der Redaktoren besonders hervortritt. Er bedauert dies und hofft dafür, in den folgenden Nummern hinter Andere zurücktreten oder ganz schweigen zu dürfen. Es scheint uns angezeigt, durch den Aufsatz über den Klassenkampf einen wichtigen Ausschnitt von unserer Auffassung der sozialen (und religiösen) Krisis zu geben. Natürlich stellt er im Einzelnen bloß die Ansichten des Verfassers dar und kann also nur symptomatische, nicht programmatische Bedeutung haben; auch beansprucht er durchaus nicht, das Thema zu erschöpfen. Es wurden darin auch Dinge gesagt, die den meisten Lesern nicht neu sind — man beachte die Veranlassung des Vortrages! — aber wir meinten doch, daß in diesen Tagen solch eine zusammenhängende Darstellung von Wert sein könnte. Der Aufsatz soll nur der erste einer Reihe von Beiträgen sein, die aber aus verschiedenen Federn stammen werden.

Zu unserem größten Leidwesen mußten wieder eine Anzahl größerer und kleinerer Beiträge zurückgestellt werden. Sie sollen nun aber rasch an die Reihe kommen. Zur Diskussion über die „Bauernfrage" liegen uns noch zwei Aeußerungen vor, die wir im nächsten Heft bringen werden.

---

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Die Gerasener.*)

Matth. 8, 34. Und siehe, da ging die ganze Stadt heraus Jesu entgegen. Und da sie ihn sahen, baten sie ihn, daß er von ihrer Grenze weichen wollte.

Macht es nicht der große Haufe der Menschen mitten unter uns noch ebenso, wie der Haufe der hartherzigen und verstockten Bewohner jener Stadt? Das fühlen sie wohl, wenn Christus unter sie träte, um nach seiner Macht und Weise an ihnen zu handeln; wenn sie für die Schäden ihrer Seele, für das innere Elend ihres Lebens seine Hilfe annehmen sollten und, statt des kläglichen Zustandes, in dem ihnen doch mehr oder minder mit Betäubung wohl ist, sie sich einen Zustand nach seinen Gesetzen sollten gefallen lassen: daß es dann an Störungen des gewohnten Lebensganges, an Unbequemlichkeiten und Aufopferungen nicht fehlen würde, daß von Lüsternheit, Leichtsinn und Uebermut der eine würde ablassen müssen, in dem lange ungestörten Besitz seiner Vernünfteleien und vermeinten Einsichten der andere würde gestört werden, und, alles dergleichen schauend, erregt es ihnen nicht Furcht und Schrecken, wenn sie sehen, welch ungeheure Veränderung der Erlöser an einzelnen Seelen hervorbringt? und bitten sie nicht immer noch bald laut, bald in ungehörten und kaum sich selbst gestandenen Wünschen, daß er von ihren Grenzen weichen wolle?

Ist aber gar die Rede nicht allein von dem, was die gründliche Verbesserung und Heilung der einzelnen Gemüter betrifft, sondern von den gesamten geselligen Zustande; zeigt man, wie viel Verirrung und Wahnsinn auch darin ist, wie vielerlei des wahren Christentums unwürdige Unordnungen und Verkehrtheiten sich daraus entwickeln, hören sie davon, daß die bloß äußere Kraft eines veralteten toten Buchstabens vielleicht gewöhnlichen Zeiten genügt habe, daß aber andere Zeiten kämen und schon da wären, in welchen es kein Heil und keine

*) Siehe „Redaktionelle Bemerkungen". Das Stück stammt aus dem Jahre 1809.

Rettung gebe als nur in dem Aufgehen eines neuen Lebens, daß die Liebe, der Glaube, die Treue, welche vom Erlöser ausgehen, alles durchdringend und erfrischend eine neue Ordnung der Dinge gestalten müsse; und gemahnt es sie, diese Zeit wolle anbrechen: wie bangt da dem einen für ungerechtes Eigentum, dem andern für harte und gemißbrauchte Rechte, dem dritten für gewohnten zügellosen Frevel, dem vierten für feige Trägheit, in der er sonst verborgen durchschlüpfen konnte! Und verwahren sie sich nicht auf alle Weise, daß die Forderungen des Christentums wohl ihre Gültigkeit haben möchten für die innere Anordnung des Gemüts, für den engen Kreis des einzelnen Lebens, aber daß sie nichts ändern dürften an dem, was recht und hergebracht sei, daß sie keinen Anspruch hätten, auch die gemeinsamen Verhältnisse der Menschen umzugestalten? ja fordern sie nicht mit vereinter Stimme, und man darf sagen mehr drohend als bittend, von dem Erlöser, daß er die Grenzen dieses Gebietes ganz meiden möge?

Wohl, meine Freunde, laßt uns weiter sehen! Vierzig bis fünfzig Jahre nach jenen Tagen, wie sah es aus unter diesen Leuten, die den Erlöser so schnöde von sich gewiesen hatten? Wo war die Ruhe, in der sie sich nicht wollten stören lassen? Wie stand es um die Behaglichkeit des gewöhnlichen Lebens, aus der sie aufgeregt zu werden so sehr scheuten? Unter den Schrecknissen eines verwüstenden Krieges, unter den Greueln der Zwietracht, der Empörung, des Hasses und Mordes war alles, alles verloren. Das kam daher, weil Jesus von ihnen gehend den Staub geschüttelt hatte von seinen Füßen! Und dasselbe Gericht wird ergehen über alle, die für die innern Angelegenheiten ihres Herzens und für die großen gemeinsamen des menschlichen Lebens nicht des Erlösers Stimme hören und seine seligmachende Kraft nicht in ihre Mitte aufnehmen wollen.

D. Fr. Schleiermacher.

---

# Aus dem Leben eines Einsamen.

(Nachdruck verboten.)

Ich glaube, das stärkste Sehnen des Menschen geht nach Gemeinschaft. Was ist Freude, wenn man sie nicht mitteilen kann, was Leid, wenn man's nicht klagen kann! Der Gedanke, die Vernunft, die Erkenntnis, alles, alles wäre Qual, unendliche, ewige Qual, wenn sie sich nicht nach außen richten könnte. Der Mensch müßte mit Tier und Pflanze, ja selbst dem Steine Zwiesprach halten, nur um sich mitzuteilen, weil er nicht einsam bleiben kann. Wir sehnen uns alle insgeheim oder bewußt nach einem Wesen, in dem wir aufgehen können, das uns ganz versteht und unser Sein in sich aufnimmt, um es bestrahlt und erneuert wieder aus sich herauszusetzen und mit dem eigenen erweitert, ein ganz neues werden zu lassen, das nicht mehr

Qual, sondern eitel Erquickung ist. Das Wesen des Menschen ist sehnsüchtige Liebe, die nach Ergänzung hungert und darum zittern muß, bis sie gefunden. Alles auf diesem Stern läßt sich durch anderes gleichwertiges ersetzen, nur die Liebe nicht. Sie ist unersetzlich.

Aber ich war immer einsam. Lange Zeit wußte ich's gar nicht. Wir leben lange in dieser Welt ohne zu wissen, daß wir leben, und wir lieben lange, ohne zu wissen, daß wir lieben, ohne zu empfinden, daß unserem Sehnen die Befriedigung fehlt. Wir sind lange hier, ehe wir merken, daß wir hier sind. Das ist ein tiefes Geheimnis des Daseins.

Ich ahnte lange nicht, daß ich so einsam war. Meine Mutter gab sich rührende Mühe um mich. Sagte ich etwas, so sah ich, wie sie's wichtig nahm und sich in meine Seele hineinzutasten suchte mit der ganzen Zartheit eines Mutterherzens. Ihre Liebe erquickte mich und tröstete mich, aber je länger je mehr empfand und sah ich, daß sie alles anders dachte. Das eigentliche Aufgehen in meiner Seele war's nicht, und ihre Gedanken waren immer ein wenig kürzer, als ich's gewünscht hätte. Da lernte ich zuweilen schweigen, wo ich mich lieber mitgeteilt hätte.

Meine Geschwister waren allesamt jünger und Kinder und verstanden mich nicht. Unser Vater war sehr still und gut, aber sein Geschäft lag ihm schwer im Sinn. Sein Denken war auf seine Arbeit und sein Geschäft gerichtet. So hatte er nicht Zeit für mich.

Natürlich suchte ich Altersgenossen auf. Mein Herz ging auf und suchte in jedem einen Freund. Manche erwiesen sich auf den ersten Blick unbrauchbar, mit anderen ging's tiefer. Ich jubelte und jauchzte innerlich, wenn ich meinte, meine Seele in einer andern entlasten zu können. Aber dann kam ich immer an einen Punkt des Befremdens, und an dem kalten Mißverstehen zuckten die feinen Fühlfäden meiner Seele zurück und mußten in mir verschließen, was sie gern mitgeteilt hätten, um es vom andern her erst als neues, völliges, erquickendes Eigentum zu empfangen. Muß man sein Geld weggeben, um es mit Zinsen zurückzunehmen und im Wucher reich zu werden, wieviel mehr erst sein tiefes Sein und Wesen! Sonst lebt man vom Kapital und fühlt sich ärmer werden.

Ich habe viel Zweige zurückbiegen müssen, die sich ausbreiten wollten, und jedesmal war's eine herbe Enttäuschung. Ach, warum ist der Mensch dem Menschen eine Luftspiegelung und keine Erquickung! Warum finden wir keine Seele, in der wir ausruhen könnten!

Eines merkte ich schließlich. Meine Altersgenossen dachten anders, wollten anders, lebten anders. Und ich erschien ihnen als Sonderling, wo ich mir als der Allernatürlichste vorkam. Manche verlachten mich, alle aber zogen sich im Tiefsten von mir zurück, und ich sehnte mich und schmachtete nach einem jeden von ihnen.

Da dachte ich, es sei schon mein Schicksal, daß ich einsam sein müßte, aber jemand müsse mich doch verstehen. Wenn niemand an-

deres, müsse mich Gott verstehen. Also ging ich fleißig zur Kirche. Ich wurde dazu angehalten, aber es zog mich mehr noch aus innerem Trieb und geheimem Sehnen dahin. Ich tat noch mehr. Ich machte mich auch mit den Pfarrern bekannt. In der Oeffentlichkeit können sie vieles nicht so sagen über Gott, aber dem Einzelnen mußten an ihnen Offenbarungen werden. Ich wollte von Gott verstanden sein. Ich hungerte nach einem Geiste, der mich brauchen und in sich aufnehmen, in sich wieder erstehen lassen konnte. Gott mußte das sein, und seine Diener sollten mich geleiten in das Heiligtum.

Ich wurde nicht mit einem bekannt, sondern mit vielen, an alle, die mir vorkamen, drängte sich meine hungrige Seele. Ich redete mit ihnen und fragte sie über die Bibel, über die heilige Geschichte und ihre Männer, über den Vater, über alles, was mir auf der Seele brannte. Ich wußte gar nicht, was eigentlich so brannte, und was das ungeheure Sehnen sei, aber ich glaubte, das, was ich nicht verstand, das Rätsel meines Lebens, in ihnen müßte es gelöst werden. Die Erfahrung sollte das Rätsel aufklären, und darin sollte auch der Hunger gestillt werden.

Aber es war eigentümlich. Ich merkte bald, daß nicht alle Pfarrer wirkliche Offenbarungen Gottes vermitteln. Sie fanden meine Gespräche sehr interessant, meine Fragen manchmal nicht unbedenklich, sie freuten sich an meinem Eifer und lobten mich, sie ermahnten mich, nicht auf Abwege zu kommen, was so leicht sei, wenn ein Mensch denke. Aber von der Hauptsache wußten sie wenig oder nichts. Viele Worte verbargen ihr Nichtwissen oder Nichtverstehen.

Dann suchte ich weiter. Immer neue Geister fragte ich: aber in dem einzigen, was wirklich wertvoll war, versagten sie alle. Da wurde meine Einsamkeit noch größer. Das war zugleich die schwerste Enttäuschung in meinem entsagungsreichen Leben.

Ich war noch Knabe, als mir diese Erkenntnis wurde. Von da ab vereinsamte ich ganz. Ich erlernte ein Handwerk. Seine Ausübung führte mich mit vielen Menschen zusammen. Aber überall fühlte ich mich unverstanden. Meine Handwerksgenossen, die Kundschaft, die Menschen überhaupt, verstanden mich nicht.

Da dachte ich, ob es ihnen auch so geht? Bin ich der einzige oder gibt's viele so, stehen sich alle innerlich so fern? Ich beobachtete sie. Da sah ich überall viel Streit und Unbehagen zwischen ihnen, aber ich sah auch, daß viele gar nicht merkten, daß ihr Bestes nicht verstanden wurde. Viele wußten überhaupt nicht, wo ihr Gutes lag, ihre Gedanken waren angefüllt mit allerlei Aeußerlichem. Das zog sie ab von den tiefen Geheimnissen des Menschen. Sie hatten nicht das Verlangen nach Gemeinschaft und fanden sich so mit dem Leben ab.

Aber viele nahmen herzlich Anteil an mir, und ich freute mich ihrer, denn ich dürstete nach dem Menschen. Nur wußte ich, wenn wir uns näher kämen, würden sie mich nicht begreifen. Aber wenigstens lernte ich sie kennen und sah ihr Gutes und stärkte es und ihre

Grenzen, die sie nicht überschreiten konnten. Nur wurde ich an ihnen meiner Einsamkeit um so bewußter.

Manche wollten mich auch verheiraten. Es gibt Menschen, deren Hauptstreben ist, junge Leute zu verheiraten. Das sind Menschen, die es nicht gut meinen, gefährliche Leute, die sich wichtig machen wollen auf Kosten anderer, weil sie ihre eigene Armseligkeit dumpf empfinden.

Aber in der Tat, der Gedanke an ein Weib verdiente ernste Erwägung. Vielleicht versteht mich ein Weib, dachte ich. Das Weib vermag dem Manne innerlich ungleich näher zu treten als der Mann. Wie die Geschlechter so ergänzen sich die Geister, nur tiefer und inniger. Welche Wonne mußte es sein, eine Seele zu finden, in der man ausruhen kann! Ich war immer wie ein Müder, der nirgends sein Haupt hinlegen konnte, ein Wanderer, der nirgends daheim ist. Aber eine einzige Seele zu finden, die dein Heim, dein Leben, dein Alles ist, welche Freude und Wonne! Das ist Gnade, unbegrenztes Glück, selige Ewigkeit! O Gott, eine einzige Seele zum Ausruhen!

Aber es fand sich kein Weib für mich. Sie führten mich zu Mädchen, aber die meisten erregten mein Mitleid. Die einen waren Puppen, die keine Belastungsprobe ausgehalten hätten, die andern Gänschen, die gefüttert und gepflegt und gemästet werden wollten: es fand sich keine, die mich verstanden hätte. Sie waren scheu und ängstlich vor mir, und sie hatten Recht. Meine Liebe, meine unendliche, unermeßliche Liebe ist eine Last, die auch eines Weibes Seele nicht fassen und tragen kann. Ach Erde, einen Ort, wo ich ausruhen kann, hast du nicht! Warum hast du für mich keinen! —

Da hörte ich in der Not und Qual meiner Einsamkeit von einem Propheten. Der war kein Pfarrer, war selbst einsam in der Wüste, ohne Weib, ohne Besitz, ohne Menschen der Zugehörigkeit. Die Tiere der Wüste und die Einsamkeit der Steppe waren seine Genossen.

Höre, Prophet, hier hast du meine Seele, mein Weh, meine Not, meine Einsamkeit, laß mich ruhen, ein halbes Stündchen ruhen in deinem Sein, in deinem Gott. Du bist doch Prophet, du bist der Ort, an dem Gott redet, und ich sehne mich nach Gott, ich kann die Einsamkeit nicht länger tragen. Vielleicht sind alle Menschen einsam, aber sie empfinden es nicht, aber meine Seele schreit und hungert und dürstet. Ich kenne die Not und lechze nach Linderung für mich, für alle.

Aber der Prophet verstand mich auch nicht. Er sah mich lange verwundert an und schüttelte das Haupt, als fange er an, sich selbst zu verstehen. Dann sagte er: Du bist noch größer und noch viel einsamer als ich. Lieber laß mich bei dir ruhen. Laß mich zu dir kommen. Warum kommst du zu mir?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da wußte ich, daß ich einsam bleiben müßte. Meine Aufgabe war offenbar, die Einsamkeit in ihrer stärksten Form zu erleiden, um

die Welt, die Menschen davon heilen zu können. An meinem Sein sollte die Not offenbar werden, um zu verschwinden.

Von dem an suchte ich mir wieder Freunde, aber nicht um zu empfangen, sondern nur um ihnen zu geben. Ich empfand ihre Not tiefer als sie, aber ihre Not war größer als meine, und ich lernte sie lindern. Mir konnte niemand geben, niemand, aber ich konnte geben, weil ich tiefer litt. Wo ich war, war niemand mehr einsam, weil ich alle, die es bedurften und suchten, in mir aufnehmen konnte. In mir fand jeder die Ruhe seiner Seele, den Ort des innigsten Verstehens. Dieses Geben war meine Erquickung, meine einzige, eine Speise, davon niemand wußte. Es war noch seliger zu geben als zu nehmen.

Keiner der Freunde kam mir einigermaßen nahe. Sie waren gut zu mir, sie liebten mich, sie gehorchten mir und ließen sich leiten von mir. Sie empfingen Reichtümer von mir, und sie auszuteilen war meine Freude. Aber mir gab Keiner. Und sie waren, wie Menschen sind. Einer vergötterte mich, einer verriet mich, aber ich trug sie alle mit Verzeihung und Erbarmen.

Das Volk folgte mir nach, wo ich mich sehen ließ. Sie verstanden, daß ich über Schätze verfügte und nahmen, und ich gab und freute mich. An mir ward ihre Not erst richtig offenbar, aber in dem versank sie auch in Heilung. So wurde wenigstens ihre Einsamkeit gemildert, oft ganz weggenommen, aber die meine wuchs.

Da fingen die Führer des Volks heimlich an, mich zu hassen und suchten mich in allerlei Häßliches und Bemühendes zu verwickeln. Die Pfarrer erklärten mich für gottlos, ihre Priester für einen Lästerer und ihre Staatsmänner für eine Staatsgefahr. Ich litt Qualen unter ihrem Mißverstehen. Meine Einsamkeit wurde himmelschreiend. Ich fand keine Worte, sie aufzuklären, denn sie mißtrauten jedem Worte, das ich redete. Sie fragten mich allerlei und vermochten meinen Antworten nicht zu widerstehen. Aber um so größer wurde ihr Haß und — meine Einsamkeit.

Da bot ich ihnen mein ganzes Sein, mein Leben zum Vernichten und Verwüsten. Wenn sie's zum Leben nicht verwerten könnten, sollte es ganz ihrer Willkür und ihrem Hasse preisgegeben sein. Irgendwie sollten sie sich mit mir auseinandersetzen in Liebe oder Haß, nur nicht in Gleichgültigkeit. Mein Leben sollte ein Zeichen sein, es sollte darstellen das Menschenleben an sich, das Bedürfnis aller Menschen aber auch seine Befriedigung. So mußte es hineinwachsen in jedes Einzelleben, daß keines davon ausgeschlossen war, mochte es Liebe oder zunächst Haß erzeugen, jedes Leben mußte es zu heißem Glühen bringen. Um aller Not zu lindern, nahm ich aller Not auf mich. Da nahmen sie mich und töteten mich und endeten für mich meine Einsamkeit. Da lernte ich dich am tiefsten verstehen, mein Gott und Vater. Du bist doch der Allereinsamste. Du hast keine Seele, die dich versteht, kein Weib, keinen Freund, niemanden, in dem du ausruhen kannst. Du bist die ewige Einsamkeit.

Darum riefst du den Geistern aus Liebeshunger, dem Menschen aus Verlangen nach Zweisamkeit. Wenn alle Geister in dir ruhen, ruht dein Geist in ihnen allen. Nimm wenigstens heute meine Seele als kleines Ruhekissen. Den aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen. Laß mich wenigstens ruhen in dir. Du bist das Ende meiner Einsamkeit, und wenn sie dich alle gefunden, dann ruhest du und lebst du auch im ewigen Du. Unsere Seligkeit ist, daß du unserer bedarfst, wie wir deiner. Denn du bist die Liebe und die Heilung für den Mangel aller.

Heinrich Lhotzky.

---

# Proletariergedichte

von **Max Barthel.***)

## Gebet.

Rühr du an mir, du Faust des Unbekannten,
Pack mich und preß mein Herz und schüttle es,
Daß es erschreckt die warme Lebenswelle
Aus seiner tiefsten Tiefe holt
Und in die dürren Adern
Neue Gluten gießt!
— — Mein Herz ist leer.
Des Tages blanke Sense hat alle Aehren abgeerntet.
Herbst! singt das Blut.

Des Alltags grauem Stoppelacker
Gleicht jetzt mein Herz.
Wo ist noch Höhe und wo Tiefe,
Daß ich vermessen in mich selber steige
Und Leid und Lust
Mit vollen Zügen schlürfe?

Der du im Sturmwind bist, im Wolkendonner,
Pack einen Blitz mit erzner Faust
Und jag ihn mitten in mein Herz,
Daß es jählings zerspaltet und tief abgründig ist.
Und wenn die Alltagsschollen brechen,
Dann will ich Auferstehungslieder singen!

## Ins Auge . . .

Es surren die Sägen, es hämmert im Takt,
Schrill klirren die Eisen, es knattert und knackt.

*) Vgl. die Anmerkung am Schlusse.

Blink fressen die Messer im kreischenden Holz,
Es zuckt sich und zittert .... poll schreit es und grollt's.
Wirr sauset ein Splitter durch höhnendes Schrein
Und bohrt sich ins Auge, ins rechte, hinein!

Es knirschen die Räder, es wuchtet und spinnt ...
Aus flirrender Höhlung ein Lichtquell entrinnt!
Er sickert hernieder auf Eisen und Stahl —
Es geht ein Flüstern rings durch den Saal ...:
„Ihr setzt euer Bestes für kärgliches Brot,
Und eure Schönheit wird häßlicher Tod!

Ihr düngt mit Perlen von Blut und Schweiß
Den treibenden Boden — so schwer ... so heiß —
Euch ist nur das Leben ein freudloser Schein
Und sollte doch Schimmer der Göttlichkeit sein.
Ihr schaffet der Erde allgütige Pracht
Und darbet und fronet in dunkelnder Nacht!

Wohl birgt ja die Arbeit des Segens genug —
Jawohl: nur für Andre — euch bleibt der Fluch!"
So zischeln die Räder und Riemen im Raum. —
Ein flammendes Auge sah ich im Traum —
Wie brandloh es leuchtet! Tief brennt sich's mir ein:
„Die Blinden wird wecken der flackernde Schein!"

## Klingling.

Ich spiele den alten bekannten Ton —
Klingling.
Ich fiedle ihn allen Armen zum Hohn —
Klingling.
Ihr fleht um Erbarmen, ihr Müden und Armen?
Hei! Lustig — heiho!
Ich bin ja die Not — mein Bruder der Tod.
Klingling.
Hei! Lustig — heiho!

Ich präge Entsetzen auf fiebernder Stirn —
Klingling.
Ich wälze Verzweiflung in sehnendes Hirn —
Klingling.
Kommt alle, ihr Bleichen, zum lustigen Reigen!
Hei! Lustig — heiho!
Ich bin ja die Not, und nun kommt der Tod — —
— Kling — ling —
— Hei — lustig — hei — ho —

## Armut.

Sie hockt in kaltem Loch auf Stroh
Und fletscht die Raubtierzähne.
Ihr kaltes, grünes Auge blitzt,
Es flattert ihre Mähne.

Ihr kaltes, grünes Auge blitzt —
Schlangendurchwühlt die Mähne.
Aus jedem lebensfrohen Herz
Tropft eine Herzblutträne.

Das Untier auf dem feuchten Stroh
Wird diese Herzen fressen —
In meinem bangen Ohre klingt
Ein Lachen, so vermessen!

Ich hör' ein Lachen, grauenvoll,
Seh' Vampyraugen glühen —
Ich fühle einen Odem .... heiß ....
Und kann doch nicht entfliehen ....

## Hosianna!

Mitten im Elend,
Wunderbar schön,
Seh' ich die neue
Menschheit erstehn.

Mitten im Dunkel,
Goldlicht und rein,
Strahlt einer Sonne
Seligster Schein.

Aus finsterſten Banden,
Gott nackt und bloß,
Ringt sich der Adel
Des Aermsten los.

Es türmt sich ein Wollen
In heiliger Wucht,
In schimmernden Gärten
Reifet die Frucht ...

Anmerkung der Redaktion. Barthels Bekanntschaft verdanke ich Wenzel Holek. Holek machte Barthel auf die Neuen Wege und mich auf Barthel aufmerksam. Den Verfasser, der (zum Teil noch nicht veröffentlichten) Gedichte, die wir hier abdrucken, stelle ich

unsern Lesern am besten vor, indem ich das voranschicke, was er mir auf meine Aufforderung hin über sich selber schreibt.

„Ganz kurz, denn eigentlich ist es eine Narrheit, mit 19 Jahren eine Autobiographie zu schreiben, folgendes:

„Ich bin 1893 in Loschwitz bei Dresden geboren. Seit meinem vierten Jahr bin ich in Dresden. Meine Kindheit war eine bittere. Mit zehn Jahren verlor ich den Vater . . . Proletarierkrankheit. Acht Jahre habe ich eine Vorstadtschule (Volksschule) besucht. Der Schulunterricht war mir zuwider, und oft habe ich den ganzen Drill verwünscht. Ich war kein Musterschüler. Schon in der Schulzeit las ich Zola, Nietzsche, Jean Paul und andere. Bücher sind mir stets die besten Gefährten gewesen. Ich mußte schon als Kind fest zupacken, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Später hab' ich den Fluch der Armut mit doppelter Wucht gespürt. Im tollen Wirbel die Jahre bis jetzt als Laufbursche, Obstpflücker, Wäscher, Ziegelarbeiter, Fahrstuhlführer und Gelegenheitsarbeiter; in Meran als Anstreicher.

„Warum ich schreibe. Ich habe Denken und Verstehen gelernt. Und schließlich bin ich auch Phantast und Träumer genug, mir selbst eine Welt zusammenzubauen. Eine unbestimmte Sehnsucht nach Schönheit hat mich zwar einsam, doch glücklich gemacht, aus dem Alltagslärm bin ich gekommen und habe als kostbares Gut: Nie mit mir zufrieden zu sein, herübergerettet. Voriges Jahr drei Monate in Italien, eine Wunderfahrt.

„Im Oktober reise ich südwärts, Italien zu. Vor allem will ich jetzt tüchtig lernen. Ich will das Wesen des Sozialismus studieren, ich will gewappnet sein, um den brausenden Ereignissen verstehend entgegenzutreten." M.

---

# Prophetenbilder.

## IV. Amos.

Ungefähr ein Jahrhundert nach Elia lebte im Süden des Landes Juda ein Schafhirt, Amos von Thekoa. Sein Beruf führte ihn an den Markttagen in die großen Verkehrszentren des Landes; doch nicht die Berufsgeschäfte allein fesselten sein Interesse: er war ein scharfer Beobachter, und von seinen Bergweiden brachte er ein unverfälschtes Urteil mit, so daß ihn mancherlei, was den üppigen Städtern geläufig geworden war, mit Entsetzen erfüllte. Um dieser Eigenschaften willen mögen auch Manche mit ihren Anliegen zu ihm gekommen sein und ihn in persönlicher Bedrängnis um Rat gefragt haben. Sein inniges Mitgefühl war jedem Bedrückten sicher und leidenschaftlich bäumte sich sein feines Rechtsgefühl auf gegen so Manches, was in letzter Zeit aufgekommen war; das Recht fand an ihm stets einen furchtlosen Verfechter.

Bei seinen Besuchen auf den Märkten oder aus Gesprächen mit den Führern der vorüberziehenden Karawanen vernahm Amos die Kunde von allerlei weltbewegenden Ereignissen, von neuen Siegen der assyrischen Weltherrscher von Ninive über die Armenier im Norden und die Meder im Osten und von neuen Rüstungen zum Vorstoß wider die syrischen Lande. Was er selbst beobachtet oder von Andern vernommen hatte, beschäftigte ihn unausgesetzt, wenn er wieder seine Herde grasen ließ und auf seinen Hirtenstab gestützt über die Gefilde seiner Heimat hinschaute. Eine nagende Sorge um die Zukunft seines Volkes erfaßte ihn, da er es liebte von ganzem Herzen. Nur eins war noch stärker in ihm als die Leidenschaft für sein Volk: die Leidenschaft für seinen Gott. In seiner Umgebung unter jener Hirtenbevölkerung am Rande der Steppe dürfen wir ein besonders treues Festhalten am alten reinen Dienst Jahwes voraussetzen, von dem auch er mit erfaßt war. Amos wird in seiner Jugend in atemloser Spannung zugehört haben, wenn die alten Männer die Geschichten von Gottes wunderbaren Führungen mit Abraham und Isaak, mit Jakob und Joseph erzählen, die wir jetzt im ersten Buch Moses lesen, die aber wohl damals noch mündlich von Generation zu Generation fortgepflanzt wurden. Er wird auch die alten Heldenlieder mitgesungen haben vom Zug durchs rote Meer und durch die Wüste, von den wankenden Türmen Jerichos und von Deboras und Baraks Sieg über die Kanaaniter, da Jahwe vom Himmel her mitkämpfte, von David und seinen Recken. Und sein Herz war voll Begeisterung für den Gott, der seinem Volk solche Treue erwiesen und dessen Majestät er selbst empfunden hatte, wenn die Sterne am Himmel strahlten oder die Sonne über den Bergen Judas aufging.

Noch eine persönliche Eigenschaft des Amos muß hervorgehoben werden. Sein Leben war kein liebliches Schäferidyll, sondern gefahrvoll war sein Beruf. Das Gebrüll des Löwen war ihm wohl bekannt, hin und wieder mag sich ein Bär eines seiner Schafe geholt haben und die Mannschaft von Thekoa mußte auf die Jagd ausziehen wider diese gefährlichen Räuber aus der Wüste. So hatte er oft Gelegenheit seinen Mut zu bewähren; und er hat ihn auch den Menschen gegenüber bewährt; er hat den Mut etwas Eigenes zu sein, sein eigenes Urteil zu haben und seinem eigenen Gewissen zu folgen. Das war der Mann, den Gott brauchte, um seine Sache im Volke zu führen.

Es war gerade für das Volk eine glücklichere Zeit. Jerobeam II., der tüchtigste Herrscher aus der Dynastie Jehu, hatte die alten Grenzen gegen die Aramäer von Damaskus wieder hergestellt, der Assyrer Hände waren im Norden und Osten gebunden: Handel und Wohlstand blühte auf, allerlei fremde Kultur fand Eingang, das Volk lebte ruhig und sicher dahin, Jahwes Wohlgefallen schien auf ihm zu ruhen. Aber des Amos Herz war voll Sorge. Was er im Volk geschaut, konnte Gott nimmer gefallen. Und wenn sich die Andern auf die augenblicklich günstige politische Lage verließen, so sah er am fernen

Horizont schwere Gewitterwolken sich ballen; war die Gefahr schon einigemale gnädig vorübergegangen, bot denn das Gewähr, daß sie bleibend abgewendet war? Waren die letzten Ereignisse nicht eine Warnung gewesen, hätte man nicht daraus lernen sollen? Alle diese Fragen ließen Amos nicht los.

Da geschah es einst, daß furchtbare Visionen über ihn kamen. Er fand sich in den himmlischen Ratssaal versetzt und vernahm, wie Jahwe seine Werkzeuge aussandte, Israel zu verderben, zuerst einen gewaltigen Schwarm gefräßiger Heuschrecken und dann ein verzehrendes Feuer. Fürbittend fiel der Prophet vor dem göttlichen Thron nieder: „Ach, Herr Jahwe, vergieb doch. Wer vermag Israel wieder herzustellen? Es ist ja so gering!" Und der Herr ließ sich seinen Befehl gereuen und nahm ihn zurück. Doch nochmals sieht sich Amos entrückt und er schaut Jahwe, wie er das Bleilot an eine geborstene Mauer anlegt; und er vernimmt die Worte: „So lege ich das Bleilot an in meinem Volk Israel und will nicht länger verzeihen." Die Fundamente der Mauer haben sich gesenkt, der Sturz läßt sich nicht mehr aufhalten. Und nochmals folgt eine Vision: Jahwe zeigt ihm einen Korb mit reifen Früchten und spricht: „Die Obstlese ist gekommen über mein Volk Israel; ich will ihm nicht länger verzeihen." Amos weiß nun, der Untergang ist bei Jahwe beschlossene Sache. (7, 1—9; 8, 1—3.)

Noch furchtbarer ist eine andere Vision. Amos muß es einmal erlebt haben, wie in der Nähe seiner Heimat ein Löwe erschien und sein Gebrüll hören ließ. Kräftige Männer sah man erzittern und erbleichen, niemand konnte sich dem Schrecken entziehen, weil alle wußten: so brüllt der Löwe, ehe er auf Raub auszieht. Noch tönt es dem Amos in den Ohren, da plötzlich, in der Vision, vernimmt er es wieder; aber nicht ein Löwe ist es; Jahwe selber hat seine Stimme erhoben, um Unheil anzukündigen: er zieht herauf, Israel zu verderben:

„Jahwe brüllt vom Zion,
Erhebt die Stimme aus Jerusalem.
Da trauern die Anger der Hirten,
Verdorrt des Karmels Haupt." (1, 2.)

Noch lebt das Volk ahnungslos dahin, denn erst Amos hat das Brüllen vernommen. Aber da Gott ihm die Ohren dafür öffnete, hat er ihm auch den Auftrag gegeben, es anzukündigen. Er hat keinen andern Gedanken mehr, seine Herde ist ihm gleichgültig geworden, nur das Schicksal seines Volkes erfüllt ihn, und er kann nicht schweigen:

„Der Löwe brüllt,
Wer sollte sich da nicht fürchten!
Jahwe, der Herr, redet,
Wer sollte da nicht weissagen?" (3, 8.)

Mit elementarer Gewalt ist der prophetische Zwang über ihn gekommen; Gottes Hand selbst hat ihn gepackt, hinter der Herde weggerissen und zu seinem Volk gesandt; da gibt es so wenig ein Widerstehen, als man der Furcht widerstehen kann, wenn der Löwe im nahen Walde brüllt.

Im königlichen Heiligtum von Nordisrael, da wo einst Jakob im Traume die Himmelsleiter geschaut und den heiligen Stein aufgerichtet haben sollte, wo nach dem Volksglauben wirklich eine unsichtbare Treppe Himmel und Erde verband, so daß man da Gott besonders nahe war, in Bethel, da hatte am Herbstfest eine große Menge in tiefster Andacht zugesehen, wie der Oberpriester Amazia im schönsten Ornat das Festopfer vollzog und des Volkes Wünsche fürbittend vor Gott brachte, unterstützt von den feierlichen Klängen der Tempelmusik. Jedermann lebte der Zuversicht, daß Jahwe, nachdem er wieder so glänzend geehrt sei, dem Volk aufs Neue seine Huld erstrahlen lasse. In frohester Stimmung lagern sich die Festgäste gruppenweise im Vorhof, bei Wein und Gesang den Rest der geopferten Tiere zu verzehren, und so „fröhlich zu sein vor Jahwe". Plötzlich erscheint ein Mann im Hirtengewand auf den Stufen vor dem Altar, ein Lied anzustimmen; doch es ist kein froher Festgesang, wie er oft bei solcher Gelegenheit ertönte, sondern der schauerliche Rhythmus der Totenklage:

„Gefallen ist, um nicht mehr aufzustehn,
Die Jungfrau Israel;
Liegt hingestreckt auf ihrer Flur,
Und keiner hebt sie auf." (5, 2.)

Wir können uns den Eindruck, den dieses Lied machen mußte, ungefähr vorstellen, wenn wir denken, es würde uns, während wir im Kreise der Unsern den Geburtstag feiern, plötzlich jemand ein schwarzumrändertes Papier überreichen und wir würden unsere eigene Todesanzeige darin lesen. Entsetzen muß Alle gepackt haben, als diese Klagetöne des Amos in das frohe Fest hineinklangen.

In immer neuen Wendungen und Bildern schildert Amos das Unheil. Die Sammlung seiner Worte enthält nur ausnahmsweise eine Angabe der Gelegenheit, bei der sie gesprochen wurden. Vielleicht dürfen wir an das Fest von Bethel auch das große Orakel über die Völker verlegen, das die beiden ersten Kapitel des Buches Amos umfaßt:

„Ob dreier Frevel von Damaskus
Und ob vierer nehm' ich's nicht zurück.
Weil sie Gilead draschen
Mit eisenbezackten Schlitten,
Sende ich Feuer wider Hasaels Haus,
Zu fressen Benhadads Paläste,
Zerbreche den Riegel von Damaskus,
Tilg Bikath-Avens Bürger,
Beth-Edens Szepterträger,
Nach Kir soll Arams Volk fort,
Spricht Jahwe." *)

*) Hasael und Benhadad sind Damaszener Königsnamen, Bikath-Aven und Beth-Eden Städte im aramäischen Reich, Kir die Landschaft in Mesopotamien, aus der nach der Ueberlieferung die Aramäer in Syrien eingewandert sind.

Entsprechende Drohungen werden gegen die andern Nachbarvölker geschleudert: Philister, Phönizier, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, und es kann niemand als der Assyrer sein, der dieses Strafgericht vollzieht. Frühere Drohungen gegen diese Völker, die den Zuhörern des Amos bekannt gewesen sein müssen, aber noch nicht in Erfüllung gegangen waren, kann Jahwe nicht zurücknehmen, da sie nur neue Frevel dem Maß ihrer Schuld zugefügt haben. Die lauschende Menge erwartete jedenfalls, daß nun Amos im scharfen Kontrast zum Verderben dieser Völker Israels Rettung besinge. Aber zu ihrer entsetzlichen Ueberraschung fährt er fort:

„Ob dreier Frevel von Israel
Und ob vierer nehm' ich's nicht zurück,
Weil sie den Gerechten um Geld verkaufen,
Den Armen um ein Paar Schuhe,
Zermalmen das Haupt der Niedern,
Der Elenden Recht vergewalt'gen."

Nachdem nun dem Volk sein ganzes Sündenregister vorgehalten worden ist, schließt das Lied mit der Drohung:

„Sieh, ich lass' es unter euch schwanken
Gleich dem Schwanken des Erntewagens,
Der vollgeladen mit Garben.
Da schwindet die Zuflucht dem Schnellen,
Dem Starken entsinkt seine Kraft.
Nicht rettet der Krieger sein Leben,
Nicht hält der Bogenschütz Stand,
Noch entrinnt wer schnellen Fußes,
Noch entkommt der Reiter zu Roß.
Der Mutigste unter den Helden,
Nackt flüchtet er jenes Tages.
Spricht Jahwe."

Unerhört klangen dem Volk diese Worte, und Amos mußte erfahren, daß es dafür noch nicht reif war. Der Priester Amazia konnte sie nicht dulden: „Seher, geh fliehe ins Land Juda, dort iß dein Brot und weissage! Aber in Bethel darfst du nicht mehr weissagen, denn das ist ein königliches Heiligtum und Staatsbesitz." Nur mit königlicher Erlaubnis darf man hier weissagend auftreten. Es kennzeichnet die ganze Ahnungslosigkeit des Amazia, daß er die Kompetenzfrage aufwirft und sich auf die Paragraphen der Kirchenordnung beruft. Was kümmern den Amos solche juristische Spitzfindigkeiten, wo ihm doch Gott zu reden befohlen hat! Amazia hat ihn für einen von der Prophetengilde gehalten, von jenen Ekstatikern, die uns schon bei Elia begegneten, die um Geld wahrsagten, dem Gebefreudigen Glück und dem Kargen Unglück verkündigten. Doch Amos will nichts mit diesen Leuten gemein haben, sein Weissagen ist nicht sein bürgerlicher Beruf, sondern ein göttlicher Ruf: „Kein Prophet bin ich und kein Prophetenschüler, sondern ein Hirt und züchte Maulbeerfeigen. Aber Jahwe nahm mich hinter der Herde weg und sprach zu mir: Geh, weissage meinem Volk Israel!" Als Frevel erscheint es dem

Amos, daß ihn Amazia hindern will, Jahwes Auftrag auszurichten. Der Gegner des Propheten ist ihm auch ein Feind Jahwes, und zur Strafe verheißt er ganz persönlich ihm und seinem Hause ein grausiges Schicksal.

Wir können uns nach dem Gesagten nicht wundern, daß dem Amazia das ganze Auftreten des Amos revolutionär erscheinen mußte. „Amos macht eine Verschwörung wider dich im Hause Israel; das Land kann seine Worte nicht ertragen," meldet er seinem König. In der Tat, revolutionär dem ganzen herkömmlichen Religionswesen gegenüber waren des Amos Worte.

Schon der Gedanke scheint des Volkes Horizont überstiegen zu haben, daß sich Jahwes Macht auch auf die übrigen Völker ausdehne. Völlig neu war er nicht, schon bei Elia haben wir Anfänge davon gefunden. Es ist auch noch keine Rede von einem monotheistischen Dogma, und wenn man Amos gefragt hätte, ob die andern Götter auch existierten, so hätte er mit einem runden Ja nicht gezaudert. Aber unwillkürlich, unreflektiert leitet er die großen Weltereignisse, welche Völker erheben und stürzen, auf den Ratschluß Jahwes zurück. Die religiöse Deutung der Ereignisse, die für ihn die Weltgeschichte bedeuten, hebt von selbst Jahwe vom Niveau des Volksgottes auf dasjenige des Weltgottes empor.

Weil des Amos Gott größer ist als des Volkes und seiner Priester Gott, vermag er auch den Gedanken zu fassen, ja mit einer gewissen Begeisterung zu verkünden, daß Jahwe sein eigenes Volk der Vernichtung preisgebe. Nach der Meinung des Volkes hätte Gott ja sein Herrschaftsgebiet verloren, wenn sein Volk nicht mehr existiert, das ihn verehrt und für das er sorgt. Ohne das Volk würde er nur die klägliche Rolle eines abgesetzten Königs spielen. So ist Jahwe auf Israel angewiesen; er wird es wohl etwa für seine Frevel strafen, aber im Stiche lassen wird er es nicht; in der größten Gefahr wird er es doch retten. Jawohl, sagt Amos mit furchtbarer Ironie, er wird es retten:

„Wie der Hirt aus dem Löwenrachen rettet
Zwei Beine oder ein Läppchen vom Ohr,
So werden die Kinder Israels gerettet." (3, 12.)

Das Volk erwartet einen großen Tag Jahwes, da er in der größten Not durch eine gewaltige Tat der Hilfe seine Herrlichkeit offenbart, sein Licht aufstrahlen läßt und allem Elend ein Ende macht. Mit dieser Hoffnung, die wahrscheinlich in einem alten Mythus ihren Grund hat, tröstete sich das Volk über die Unbill der Gegenwart. Wieder stimmt Amos der Erwartung eines solchen Tages Jahwes zu, doch:

„Weh' denen, die Jahwes Tag herwünschen!
Was soll er euch denn?
Denn Jahwes Tag ist Finsternis,
Aber nicht Licht.

Da ist's, wie wenn man dem Löwen entflieht
Und begegnet dem Bären,
Kommt schließlich heim und lehnt an die Wand,
Da sticht einen die Schlange.
Ist nicht Finsternis Jahwes Tag statt Licht
Düster und ohne Helle?" (5, 18—20).

Nicht zum Heil, sondern zum Verderben wird Gott sich dem Volk offenbaren; nicht bloß seine Macht, auch seine Heiligkeit wird er zeigen.

Ist so dem Amos Gott vom Bestand des Volkes, von seinem Glück oder Unglück unabhängig, so konnte auf dem Boden dieses Glaubens auch eine höhere Auffassung vom Verhältnis des Volkes zu Gott erwachsen. Dem Volk ist es etwas Selbstverständliches, Naturhaftes; dem Amos beruht es auf einer sittlichen Grundlage. Nach der volkstümlichen Meinung hat das Volk Gott zu dienen und dieser dafür dem Volk zu helfen; es ist ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit, beide sind auf einander angewiesen. Amos aber ruft ihnen in seines Gottes Namen zu:

„Euch allein hab' ich erwählt
Aus allen Geschlechtern der Erde.
Drum suche ich an euch heim
All eure Missetat." (3, 1.)

Wer viel empfangen hat, von dem wird viel gefordert. Gott ist nicht um des Volkes willen da, sondern das Volk um seinetwillen, um seinen Plänen zu dienen. Und seine Pläne greifen weiter als bloß auf das Wohlbefinden Israels, er hat sittliche Ziele, die Gerechtigkeit soll siegen, und das Volk soll ihm dabei als Werkzeug dienen. Wenn es sich untauglich erweist, kann er es verwerfen wie ein ausgedientes Gerät. An sich besitzt es keine Vorzüge vor andern Völkern.

„Seid ihr mir nicht wie der Neger Volk,
Ihr Kinder Israels?
Führte ich nicht Israel aus Aegypten
Wie die Philister aus Kaphtor,
Die Aramäer aus Kir?" (9, 7.)

Es war Gottes freie Tat, wenn er Israel erwählte, durch seine Gnade ist es was es ist, und wenn es sich derselben nicht würdig erweist, sich nicht vor andern Völkern durch Heiligkeit und Gerechtigkeit auszeichnet, so hat es jeden Anspruch auf Jahwes besondern Schutz, ja jedes Existenzrecht eingebüßt.

Und das ist tatsächlich der Fall. Durch seine Wohltaten hat Jahwe das Volk zu dankbarem Dienst und Gehorsam, durch seine Gerichte zur Buße leiten wollen. Aber beides ist an der Unempfänglichkeit des Volkes abgeprallt.

„Doch hatt' ich vor euch vertrieben
Die Amoriter, hoch wie Cedern
Und stark wie mächtige Eichen,
Zerstörte die Frucht ihrer Krone,
Und ihre Wurzeln im Boden.

Ich erweckte aus euern Söhnen Propheten,
Aus euern Jünglingen Geweihte.*)
Ist dem nicht also, Kinder Israels?
Doch ihr gabt Wein den Geweihten
Und wehrtet das Wort den Propheten." (2, 9—12.)

Ein Strafgericht nach dem andern sollte sie warnen, doch umsonst. Jetzt ist Jahwes Geduld erschöpft und er wird auf andern Wegen seine Pläne verwirklichen (4, 6—13).

Mit dieser Entdeckung Jahwes als der souveränen Macht des sittlich Guten ist prinzipiell jede nationale Schranke gesprengt, wenn auch Amos selbst noch nicht die volle Konsequenz erkannt hat. Und darein eingeschlossen ist der Gedanke von einem großen Weltplan Gottes. Noch nach manchen Seiten erwies sich die Erkenntnis des Amos als revolutionär.

Nicht allein Amazia, sondern das ganze Volk wird Amos geantwortet haben: Womit haben wir denn das Strafgericht verdient? Bringen wir ihm nicht eifrige Verehrung dar? Sühnen wir unsere Sünden nicht durch reichliche Opfer? Lassen wir's uns nicht viel kosten, ihm würdige Feste zu feiern? Sind wir nicht weite Wege gekommen, vor seinem Angesichte zu erscheinen? Doch Amos schleudert ihnen die Antwort entgegen:

„Ich hasse, ich verachte eure Feste,
Und mag nicht riechen eure Feiern,
Eure Speisopfer lieb' ich nicht,
Eure Kalbopfer blick ich nicht an;
Schaffe hinweg das Geplärr deiner Lieder,
Dein Saitenspiel mag ich nicht hören.
Es sprudle wie Wasser das Recht,
Gerechtigkeit wie ew'ge Quellen.
Habt ihr mir denn Opfergaben gebracht
In der Wüste, Haus Israel?" (5, 21—25.)

Ja, in der Vision hat Amos Jahwe selbst gesehen, wie er im Tempel stand und sprach:.

„Schlag den Knauf der Säule,
Daß die Schwellen beben!
Aller Haupt will ich zerschmettern,
Den Rest mit dem Schwert erwürgen;
Nicht einer von ihnen entrinne,
Kein einziger soll sich retten!"

Nicht nur von der Gleichgültigkeit oder Wertlosigkeit des Kultus spricht Amos; derselbe ist ihm Frevel, verkehrte Religion.

So ruft er mit grimmiger Ironie:

„Zieht nur nach Bethel und — frevelt,
Nach Gilgal, die Sünde zu häufen.

*) Die Geweihten (Nasiräer) setzen im Kulturland die beduinische Lebensweise fort, zu der auch die Enthaltung vom Wein, der Gabe Baals, gehört. Vgl. Heft 7, S. 271.

Bringt schon frühmorgens Opfer,
Zahlt alle drei Tage Zehnten,
Dankopfer gesäuerter Brote,
Und prahlt noch mit Extragaben!
So habt ihr's besonders gerne,
Kinder Israel, spricht Jahwe." (4, 4. 5.)

Je mehr sie laufen, um so mehr häufen sie doch bloß ihre Schuld. Wir finden bei Amos nur ganz selten den Vorwurf heidnischen Götzendienstes; die Stelle 5, 26: „Da tragt ihr den Sakkut herum, euren König, und Kewan, den Stern eures Gottes" ist in ihrer Echtheit bestritten und in der Deutung unsicher. Amos hat eben diese Polemik gegen heidnischen Kult nicht noch nötig, da ihm schon der legitime Jahwe-Kult als Heidentum erscheint.

Der Gegensatz zwischen sittlicher und kultischer oder, wie wir auch sagen können, prophetischer und priesterlicher Religion tritt hier zwar nicht unvorbereitet, aber für unser Wissen zum erstenmal in voller Schärfe in die Erscheinung. Wir werden ja heute den Leuten von Bethel etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden ihren guten Willen anerkennen und dem Kultus nicht allen Wert abstreiten, weil wir eben Historiker und Psychologen, keine Propheten sind. Diese haben aber immer absolut geredet, haben überall Gegensätze gesehen, wo andere nur Uebergänge fanden. Es war des Amos weltgeschichtliche Aufgabe, die rein sittliche Religion in radikaler Konsequenz zu vertreten. Die folgende Entwicklung sorgt dann schon für Vermittlungen.

Amos Feindschaft gegen den Kultus hängt mit seiner neuen Auffassung Gottes zusammen. Dem Volk erscheint Jahwe wie ein irdischer Herrscher, der eifersüchtig über seine Macht und Ehre wacht und darum durch Zeichen der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht, also durch Kultus, geehrt zu werden wünscht. Weil aber des Amos Gott höherer, sittlicher Qualität ist und will, daß das Gute geschehe und sich durchsetze, so ehrt man ihn nur, wenn man seinem Ziele dienstbar wird. Wer ihn durch Kultus ehren will, hält ihn für niedriger als er ist, hat noch nicht erfaßt, daß sein Wesen sittlicher Art ist, und statt seine Ehre zu erhöhen, setzt er sie herunter.

Amos empfindet den Kultus als eine Ablenkung von der Hauptsache, als ein nichtiges Surrogat wirklichen Gottesdienstes, als ein Spielen mit der Gottheit, und darum ergißt sich sein Zorn über Opfer und Feste. Sie wollen sich um den Ernst der göttlichen Forderung drücken und sich billig davon loskaufen. Sie wollen mit dem heiligen Gott im Frieden leben und doch dieselben unheiligen Menschen bleiben. Sie machen die Religion zu einem Mittel, um Gott auszuweichen. Sie verkennen, daß für den Menschen der Weg zu Gott nur durch Kampf und Bruch, durch ein Stirb und Werde hindurchführt.

Die Forderung des Amos tritt mehr in negativer Form, als Droh- und Bußrede, auf. Die positive Verkündigung des Gotteswillens hält sich mehr allgemein, nicht in konkreten Geboten:

„Suchet das Gute, nicht das Böse,
So werdet ihr leben,
Und Jahwe wird mit euch sein,
Wie ihr's behauptet.
Haßt das Böse und liebet das Gute,
Stellt im Tore das Recht her!
Vielleicht schenkt noch seine Gnade
Der Herr Jahwe dem Reste Josephs." (5, 14. 15.)

Negativ äußert sich die sittliche Forderung des Amos als Feindschaft gegen den Luxus. Mit Ingrimm hat der Hirte vom Gebirge Juda in Jerusalem und Samaria die vornehmen Paläste aus massiven Quadern gesehen, mit Entsetzen den Lärm von ihren Gelagen gehört. Kühe von Basan, wo das schönste Vieh gedeiht, nennt er die üppigen Weiber, die er durch die Straßen Samarias stolzieren sieht, die ihren Männern zurufen: „Schaff heran, daß wir trinken!" Wie mögen sie nur so sich gütlich tun, da das Unheil so nahe ist!

Wehe den Sorglosen in Zion,
Den Sichern auf dem Berge Samariens.
Versammle dich, Erstling der Völker,
Und komm' Haus Israel!
Geht hinüber nach Kalne und seht,
Zieht weiter nach Groß-Hamath
Und hinunter nach Gath im Philisterland:
Sind ihre Reiche größer als eures
Und ihre Gebiete weiter?
Sie wähnen ferne den Unglückstag,
Und beschleunigen nur den Ruin.
Sie liegen auf Elfenbeinbetten,
Gestreckt auf ihren Diwan,
Verzehren die Lämmer der Herde,
Mastkälber aus ihren Ställen.
Sie klimpern auf ihren Harfen,
Erfinden Musikinstrumente,
Sie trinken den Wein aus Krügen,
Versalben die feinsten Oele —
Und fragen nicht nach dem Schaden Josephs. (6, 1—6.)

Sie gebärden sich, als ob sie das vornehmste der Völker wären. Es ist der Hochmut dieses üppigen Treibens, was Amos so aufbringt. Nun, er wird auch gebüßt werden: beim Zug ins Exil werden sie an der Spitze marschieren müssen.

Aber nicht nur Entsetzen über sträfliche Schlemmerei spricht aus den Worten des Propheten; es ist auch ein Stück der Kulturfeindschaft, die der Jahwe-Religion von Anfang an eingeboren war. Und darin tritt eine gewisse Spannung aller echten Religion gegen die Kultur hervor. Die Kultur hat immer die Tendenz, sich zum Zweck zu machen, die Religion aber läßt die Kultur bloß als Mittel gelten. Die Kultur möchte sich als selbständige Größe aufspielen und den Menschen beherrschen, die Religion aber will, daß der Mensch über sie Herrscher bleibe. Die Kultur bindet den Menschen an materielle Werte und macht sein Auge blind für unsichtbare, sittliche Werte.

Kulturseligkeit ist mit ausgemachter Selbstsucht untrennbar verbunden. Daher der instinktive Gegensatz der Propheten gegen die überhandnehmende Kulturfreude.

Steigende Kultur, das ist die notwendige Folge, trennt die Menschen und verschärft die Gegensätze, denn sie fällt zuerst einer Elite zu. Sie bedeutet aber auch Macht, sie befriedigt nicht nur die Selbstsucht, sondern liefert ihr auch neue Waffen zur Befriedigung. So hebt sie die einen zu Herren empor und erniedrigt die andern zu Sklaven. Da geht es nach der Regel: wer da hat, dem wird gegeben, und die Kontraste werden immer lebhafter empfunden.

So ist es auch damals in Israel gegangen. Die Gerichtsbarkeit sollte freilich eine dem entgegenwirkende Macht sein; sie sollte gegen Willkür und rücksichtslose Ausnutzung der Macht die sittlichen Maßstäbe des Rechtes, der Wahrheit, der Menschlichkei zur Geltung bringen, sollte über die Geltung der heiligen sittlichen Normen wachen. Aber vor dieser Aufgabe versagt sie, auch sie ist unter die Herrschaft des Besitzes geraten, Richter und Zeugen sind bestechlich, und so werden die Zustände immer schlimmer, eine schamlose Realpolitik triumphiert und das Gewissen ist erstickt, die sittlichen Ideale in den Staub gezogen:

„Sie wandeln in Wermuth das Recht,
Treten die Gerechtigkeit zu Boden.
Hassen den, der Wahrheit ans Licht bringt,
Verabscheuen den Aufrichtigen.
Drum weil ihr bedrückt den Geringen,
Und Korn als Geschenk nehmt,
Sollt ihr Häuser aus Quadern bauen,
Doch nicht darin wohnen;
Wohl köstliche Weinberge pflanzen,
Doch ihren Wein nicht trinken.
Denn ich kenne die Zahl eurer Sünden,
Das Gewicht eurer Frevel,
Ihr bestochnen Bedränger der Gerechten,
Die den Armen zu Boden treten.“ (5, 7—13.)

Nicht nur, daß solche Dinge vorkommen, sondern daß man sich ihrer nicht schämt, daß man diesem Treiben noch einen Freibrief ausstellt, das ist das Empörende. Amos sieht ganz wohl die Kehrseite dieser glänzenden Kultur: die Ausbeutung; der Geringe muß sie mit seinem Schweiße und seinen Thränen bezahlen.

Schändliche Spekulationen können ungestraft sich breit machen; Amos schildert sie:

„Die sprechen: wann ist der Neumond
Vorbei, mit Getreide zu handeln,
Der Sabbat, um aufzumachen
Und Kornabfall zu verkaufen,
Maß klein, Preis groß zu machen,
Betrügend die Wage zu fälschen,
Um Geld die Geringen zu kaufen,
Den Armen um ein Paar Schuhe?“ (8, 5. 6.)

Das Allerschlimmste aber ist, daß sie für die Unvereinbarkeit dieses Treibens mit dem Dienste Jahwes allen Sinn verloren haben:

„Geh'n, Sohn und Vater, zur Dirne,
Entweih'n meinen heiligen Namen,
Sie legen sich neben den Altar
Hin auf gepfändeten Kleidern;
Sie trinken den Wein der Gebüßten
Im Heiligtum ihres Gottes." (2, 7. 8.)

So treten sie schamlos direkt mit dem Gewinn wucherischer Ausbeutung vor Gott. Daß hier Amos auf die Sitte der kultischen Prostitution anspielt und sie als Greuel beurteilt, sei noch hervorgehoben.

Amos hat mit dem Bewußtsein der Herrschaft Gottes, seiner unbedingten Souveränität so ernst gemacht, daß ihm alle menschlichen Privilegien unerträglich geworden sind und sein Zorn überall losbricht, wo einer den andern zum bloßen Mittel erniedrigt. Israel ist ein Reich der Mächtigen geworden statt ein Reich Gottes.

Uebrigens sieht Amos Gottes Zorn nicht bloß über Israel entbrannt. In den Völkerorakeln kündigt er auch den Nachbarvölkern das Strafgericht an wegen ihrer Freveltaten, insbesondere wegen ihrer grausamen Kriegführung, daß sie an hilflosen Frauen ihre rohe Wut auslassen und die Toten schänden — für antike Empfindung ein besonders schrecklicher Frevel. Es giebt nur eine Sittlichkeit; deshalb mußte die Erkenntnis des sittlichen Charakters Jahwes mit innerer Konsequenz dazu führen, ihn über alle nationalen Schranken herauszuheben und ihn zum einzig wirklichen Gott zu machen.

Kluge Psychologen werden sagen, Amos habe sein eigenes sittliches Empfinden in die Gottheit projiziert. Religiöse Deutung wird umgekehrt gerade diese Wucht seines sittlichen Urteils, seiner Empörung über das rücksichtslose Herrenmenschentum als ein Durchbrechen des Göttlichen, als eine Kraft von oben beurteilen. Was er verkünden mußte, war ihm selbst furchtbar, und jeder Verdacht ist ausgeschlossen, daß der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sei. Es ist über ihn gekommen mit unentrinnbarer Gewißheit, auch ihm selbst noch neu und unerhört. Aber seines Gottes Zorn hat auch ihn erfaßt, und die Stimme des Mitleids ist fast verstummt; nur selten erklingt sie als leiser Unterton, wie in seiner Fürbitte vor Jahwe oder in jenem „Vielleicht": „vielleicht wird dann Jahwe mit euch sein." Aber der Gedanke, daß Gottes heiliger Wille zu Recht bestehen bleibe und seine unverbrüchliche Geltung erweise, daß er triumphiere und seinen Plan verwirkliche, erweckt seinem Herzen ein solches Hochgefühl, daß er selbst seine schrecklichsten Drohungen mit einem begeisterten Pathos hervorstößt.

Der Schluß des Buches ist eine Verheißung:

„An jenem Tage will ich aufrichten
Die zerfallene Hütte Davids,
Will ihre Risse vermauern,
Ihre Ruinen wieder herstellen

Sie bauen wie in Tagen der Urzeit,
Damit sie erben den Rest Edoms
Und alle Völker, über die mein Name genannt war,
Spricht Jahwe, der solches tut." (9, 11. 12.)

Es folgt eine Schilderung der Wiederherstellung, eine wunderbare Fruchtbarkeit läßt die Bewohner mit ihrer Arbeit kaum nachkommen und sie werden nicht mehr aus ihrem Lande vertrieben. Es war lange Zeit ein kritisches Dogma, daß diese Worte nicht von Amos stammen, sondern von spätern Lesern angefügt seien, welche die furchtbaren Drohungen abschwächen wollten. Es ist auch bemerkt worden, daß man im Zukunftsbild des Amos die Schilderung eines sittlichen Ideals und nicht diejenige fruchtbarer Weinberge erwarte. Neuerdings haben sich auch kritische Forscher wieder für die Echtheit ausgesprochen. Eine sichere Entscheidung läßt sich nicht treffen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Amos nach dem furchtbaren Gericht über das gegenwärtige Geschlecht eine Wiederherstellung des Volkes erwartet haben kann. Diese Hoffnung ist aber jedenfalls mehr Glaubenspostulat und persönlicher Trost. Aber Inhalt seiner Verkündigung an das Volk ist das Gericht.

Das persönliche Schicksal des Amos liegt im Dunkeln. Er spricht nur ausnahmsweise von sich selbst, wo er von seinen Visionen erzählt und von seinem Konflikt mit Amazia. Denn seine Person gilt ihm nichts, sein Gott aber Alles. Deshalb hat er sich auch mit gewaltigem Mute seiner Aufgabe unterzogen. Er lief dabei Gefahr, von der Menge zerrissen zu werden. Aber er fürchtete sich nicht. Und es scheint, daß er heil davon kam. Das Auftreten in Bethel war offenbar der Anfang seiner Wirksamkeit, die Sammlung seiner Worte aber macht eine Dauer derselben wahrscheinlich. Doch wie ihm selbst, so soll auch uns nicht sein persönliches Schicksal, sondern sein Werk die Hauptsache sein. Daß es Eindruck machte, das bezeugt wieder die Sammlung seiner Worte. Wenn auch seine Gedanken vom sittlichen Charakter Jahwes nicht so völlig neu waren, wie manchmal behauptet worden ist, so hat er sie doch mit einer Klarheit und Schärfe und vor allem mit einer so unvergleichlichen persönlichen Kraft und Wucht zum Durchbruch gebracht, daß er den mächtigsten Anstoß gegeben hat zu einer Entwicklung, von der wir heute noch religiös leben und die auch heute der religiösen Erneuerung dienen kann. R. Liechtenhan.

---

# Nochmals die Bedeutung des heimischen Bauernstandes.

Die Ausführungen Hämmerlis über die wachsende Bedeutung des Bauernstandes habe ich mit großem Interesse gelesen. Ich bin ihm besonders auch sehr dankbar dafür, daß er mich auf Hildebrands Buch „Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des

Industriesozialismus" aufmerksam gemacht hat. Das Studium dieses Buches hat mich von allerlei Unklarheiten in Bezug auf die Verwirklichung des sozialistischen Ideals befreit. Hildebrand weist darauf hin, daß die Länder Westeuropas überindustrialisiert sind und infolge dessen, was ihre Versorgung mit Lebensmitteln anbelangt, in wachsende Abhängigkeit von fremden Bauernländern geraten. Da nun aber die Industrie kein Privilegium der Westeuropäer bleibe, sondern mehr und mehr auch in den Ländern aufkomme und sich entfalte, die uns bisher mit Nahrung und Kleidungsrohstoffen versorgten, so werde in absehbarer Zeit eine wachsende Knappheit besonders an Brot und Baumwolle eintreten. Diese Krise werde verschärft durch den Eintritt Chinas in den Weltverkehr. Zunächst werden die 400 Millionen Chinesen mit ihren erwachenden Bedürfnissen anregend und befruchtend auf die Industrie Europas einwirken und deren Wachstum noch mehr beschleunigen. Allein mit Riesenschritten mache Ostasien sich industriell ebenfalls selbständig, ja von einem gewissen Zeitpunkte an, ungefähr 1925, werde dieses Reich besonders mit seinen Metallprodukten den Weltmarkt zu überschwemmen imstande sein. Dann breche die westeuropäische Eisenindustrie zusammen und eine unerhörte Katastrophe sei unvermeidlich. Ungeheure Kapitalien gehen verloren, Hunderttausende von Arbeitern werden brotlos, unermeßliche Not ziehe in die Länder Europas ein. Ich wage nicht über diese pessimistischen Prophezeiungen ein Urteil zu fällen; vielleicht ist ein Fachmann so freundlich und setzt uns auseinander, was davon zu halten ist. Wenn aber Hildebrand recht bekommen sollte, müßte man jedes Kind bedauern, das noch geboren wird. Unberechtigt ist auf jeden Fall die Warnung vor allzuweit gehender Industrialisierung Europas nicht. Nicht nur werden wir in Bezug auf unsere Nahrungsmittel mehr und mehr von fremden Ländern abhängig, sondern werden durch die schädlichen Nebeneinflüsse des sich entwickelnden Industrialismus direkt in der Volkskraft geschädigt. Hat Hildebrand denn so sehr Unrecht, wenn er behauptet, die Industrie entnerve die Menschen und führe zum Niedergang der Rasse? Auf jeden Fall gilt das vom heutigen Industriebetrieb mit der langen Arbeitszeit, den ungenügenden Löhnen und andern schlimmen Auswüchsen mehr. Gewiß ist die Industrie einer Henne gleich, die goldene Eier legt; allein es sind nur wenige, denen die goldenen Eier in den Schoß fallen, und was etwa davon an die Massen abfällt, müssen diese mit ihrer Gesundheit zu teuer bezahlen. Recht hat Hildebrand ohne Zweifel auch da, wo er vor einer einfachen Uebertragung sozialistischer Grundsätze auf landwirtschaftliche Verhältnisse warnt. Nur soweit der Sozialismus sich mit dem Genossenschaftswesen deckt, kann und wird er beim Bauern Eingang finden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Arbeiter und Kleinbauern sich schließlich doch noch vereinigen, aber zur Stunde sind alle diesbezüglichen Anstrengungen von Seiten der Sozialdemokratie fast aussichtslos und tut sie besser, wenn sie vor allem die zu gewinnen sucht, die „von

rechtswegen" zu ihr gehören, die Industriearbeiter selber. Weniger einverstanden bin ich mit den Folgerungen, die Hämmerli aus Hildebrands Buche zieht. Gestützt auf die dort niedergelegten, z. T. gewiß sehr wenig sichern Ausführungen betreffend die Zukunft Europas, prophezeit Hämmerli unserm Bauernstand eine glänzende Zukunft. Diese glänzende Zukunft möchten wir alle unseren Bauern gar wohl gönnen, denn wir sind auch mit Hämmerli der Meinung, daß die Wohlfahrt eines Volkes auf der Kraft seines Bauernstammes beruht. Aber wir können an diesen Aufstieg des Bauerntums nicht glauben. Nehmen wir zunächst an, Hildebrand bekomme recht, und es breche noch vor Abschluß dieses ersten Jahrhundertsdrittels jene unerhörte Katastrophe über Westeuropa und z. T. auch Nordamerika herein, von der Hildebrand redet. Da ist nun nicht einzusehen, welchen Vorteil die Landwirtschaft aus diesem Zusammenbruch unserer Industrie ziehen könnte. Es liegt doch vielmehr auf der Hand, daß die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte sofort stocken und eine ungeheure Entwertung auch des bäuerlichen Grund und Bodens eintreten müßte. Eine Katastrophe in der Industrie würde unfehlbar auch den Ruin unzähliger Bauernexistenzen nach sich ziehen. Wenn daher, wie Hämmerli richtig beobachtet hat, die Bauern der heutigen Lage nicht recht trauen, sich auf schwankendem Boden fühlen und für früher oder später einen Rückschlag erwarten, so halte ich dieses Mißtrauen für berechtigter als Hämmerlis Optimismus.

Allein, es ist ja nicht gewiß, daß diese Katastrophe über Westeuropa hereinbricht. Hildebrand selbst rechnet mit der Möglichkeit eines allmählichen Ausgleichs zwischen den Industrie- und Bauernländern in dem Sinn, daß ein Rückgang unserer Industrie auf ein gesundes Maß sich nur nach und nach vollzieht. Schließlich vertritt er die Ansicht, daß ein Zusammenschluß der westeuropäischen Völker zu einem Staatenbund imstande wäre, selbst die chinesische Gefahr zu überwinden. Vorausgesetzt ist aber auch hier, daß die westeuropäischen Länder zu ihrer Bauerngrundlage nicht nur Sorge tragen, sondern sie, und wäre es selbst mit Schutzzoll, zu stärken und zu befestigen suchen. Allein wenn auch, wie wir alle hoffen, der Zusammenbruch der Industrie vermieden wird, so scheint mir das Mißtrauen, mit dem unsere Bauern der ganzen heutigen Preissteigerung gegenüberstehen, immer noch nicht völlig unbegründet. Hildebrand, besonders aber auch Hämmerli, bringen das eine große bäuerliche Krebsübel viel zu wenig in Rechnung: die Schuldknechtschaft, die mit den wachsenden Lebensmittelpreisen unweigerlich Schritt hält. Davon ist an dieser Stelle schon soviel geschrieben worden, daß ich nicht ausführlicher zu sein brauche. Diese zunehmende Verschuldung vieler Bauern einerseits und die Verteuerung des ländlichen Haushalts andererseits sind denn doch wenig geeignet das Vertrauen auf eine glänzende Zukunft des Bauernstandes zu rechfertigen. Ja, gewiß, die Bedeutung des Bauernstandes für die Zukunft unseres Volkes ist

ungeheuer groß, aber ob der Bauernstand wirklich auf dem Wege ist, bedeutend, groß und stark zu werden, ist mir fraglich. Neben dieser Schuldknechtschaft, die möglicherweise doch noch einmal Bauern und Arbeiter gegen den gemeinsamen Feind, das ausbeutende Kapital, zusammenführt, ist es der Rückgang der bäuerlichen Gesundheit und Kraft, der am meisten zu befürchten ist. Die Industrialisierung des bäuerlichen Gewerbes zeitigt eine ganze Reihe schlimmer Nebenerscheinungen, die auf die Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts schädigend einwirken. Obenan steht die Unterernährung. „Es ist doch gar nicht fraglich", schrieb mir letzthin ein Kollege aus einem Bauerndorf, „daß die Unterernährung bei den Bauern mancherorts größer ist als in Arbeiterkreisen." Ein Arzt aus dem Emmental veröffentlichte kürzlich im „Fr. Schw. Arbeiter" ein ergreifendes Bild kleinbäuerlicher Nahrungsnot, indem er sicher mit Recht beifügte, das sei nur ein Beispiel von vielen. „Aber ihr löst jetzt mehr aus der Milch und könnet euch besser kehren," sagte ich letzthin zu einer Bauernfrau, die sich beklagte, wie sie mit dem Manne immer „chären" müsse, bis er ihr genügend Milch in die Küche gebe. „Ach," meinte sie „er hat eben jetzt eine Kuh mehr angestellt, und da muß er machen, daß er sie zahlen kann." Unser Bauernvolk nährt sich nach meinen Beobachtungen sehr ungleich; in einzelnen Gegenden scheint man im ganzen besser zu essen, ich meine nahrhafter, als in andern. Allein die Gefahr ist doch überall groß, daß die wachsenden Milch-, Fleisch- und Obstpreise viele Bauern verführen, diese nahrhaften Produkte zu verkaufen und dafür minderwertige Surrogate auf den Tisch zu stellen. Aus diesem Grunde und von dieser Seite her betrachtet sind die jetzt an allen Orten auftauchenden Mostereien für unser Landvolk durchaus kein Segen. Bis jetzt blieb doch noch das geringere Obst im bäuerlichen Keller, allein da nun auch hiefür schöne Preise erzielt werden, wandert selbst diese Frucht davon. Unsere Schuldenbauern vermögen es dann nicht mehr, ihren Keller mit Aepfeln zu füllen, wenn das Obst „föpli tüür" ist. So liegen die Dinge oder so wenigstens schaue ich sie an: auf der einen Seite wachsende Produktenpreise, auf der andern zunehmende Verteuerung von Grund und Boden, Verschuldung vieler Bauern, wachsende Auslagen für Betrieb und Unterhalt, Verkauf der nahrhaftesten Lebensmittel und infolge dessen Unterernährung mit all' ihren verderblichen Wirkungen für die kommenden Geschlechter. Ich behaupte nicht, daß das für alle Bauern gelte; es gibt Bauernfamilien, die jetzt vorwärts kommen. Aber dem Bauernstande als solchen drohen Gefahren, die durch Schutzzoll und Subventionen nicht beseitigt werden, sondern die ganz andere, weit radikalere Abwehrmittel verlangen.

A. Aeschlimann.

# Die Milchverteuerung.

In unsrer Zeit wird die Milch rasch teurer. Vor dem Jahre 1906 bezahlte man in den Städten 20 Cts. für den Liter; dann stieg der Preis im Mai 1906 auf 22, 1909 war er 24 Cts., 1910 25 und im Herbst 1911 stieg er auf 27 Cts. Ein so starker Aufschlag innerhalb weniger Jahre ist etwas Unerhörtes, und es ist nicht zu verwundern, wenn die große Masse des Volkes erstaunt frägt, woher das kommt. Die Ursachen sind verschiedene. In der Schweiz werden eine Reihe von landwirtschaftlichen Produkten durch einen hohen Zoll geschützt; wenn der Landwirt den Preis erhöht, muß er nicht befürchten, daß ihm das Ausland Konkurrenz macht. Wir bekommen das hauptsächlich beim Fleisch- und Käsepreis zu fühlen. Ferner sind die Produktionskosten für die Milchproduktion gewachsen. Die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiter sind gestiegen. Die Folge davon ist, daß der Landwirt für sein Produkt mehr verlangen muß. Ferner ist die Milchproduktion durch die unsinnige Rassenviehzucht in der Schweiz gedrückt. Unsere Kühe werden nur in Bezug auf Form und Farbe prämiert, dagegen wird bei der Prämierung auf ihre Milchleistung keine Rücksicht genommen. Die Folge davon ist, daß man in der Schweiz auf eine Kuh nur sieben bis acht Liter Milchleistung rechnet, während sie in Deutschland acht bis zehn und in Dänemark sogar zwölf beträgt. Statt nun nach einer höhern Milchleistung zu trachten, statt sich anzustrengen die Produktion zu erhöhen, diktiert man einen höhern Milchpreis und bestraft den Konsumenten für die zurückgebliebene Leistung des Produzenten.

Die Hauptursache der Milchverteuerung ist jedoch der 1905 gegründete Nordostschweizerische Milchproduzentenverband, der, wie ein Mitglied des Großen Stadtrates in Winterthur dem Verbandspräsidenten erklärte, seine Taktik vom amerikanischen Stahltrust oder Petroleumring scheine gelernt zu haben. Er ist allerdings nicht der einzige Milchverband der Schweiz. Es gibt ihrer etwa elf, die unter einer zentralen Leitung stehen. Aber er hat am erfolgreichsten gearbeitet. Bei Gründung des Verbandes setzte Dr. Laur Zweck und anzuwendende Mittel auseinander. Es gelte nicht nur die Marktverhältnisse auszunützen, sondern auch die Konsumenten und Händler in den Städten vom Verband abhängig zu machen und durch Errichtung von Käsereien sich gegen die etwaigen Schädigungen eines Boykotts zu schützen. Zunächst trieb man die Milchproduzenten zum Anschluß an den Verband. Durch Drohungen: Wenn ihr euch nicht anschließt, werden wir sorgen, daß ihr eure Milch nicht mehr verkaufen könnt; durch Versprechungen: Wer sich anschließt, wird einen höhern Preis erzielen. Man genierte sich nicht, Gewalt anzuwenden. An Orten, an denen die Milchproduzenten sich nicht anschließen wollten, verkaufte der Verband die Milch unter dem Preis, um die Produ-

zenten mürbe zu machen. Sodann wurden die Milchhändler losgelöst von den einzelnen Milchproduzenten, indem man Sammelstellen für die Milch einrichtete und der Händler einfach seinen Bedarf vom Verband zugewiesen erhielt, einerlei von wem. Dadurch wurden die Milchabnehmer abhängig vom Verband. Den Käufern in Stadt und Land wird ferner verboten, sich gegenseitig auszuhelfen. Nur demjenigen Milchhändler, der eine Ausweiskarte des Verbandes hat, daß er seine Milch ausschließlich vom Verband bezieht, darf von einem andern Milchhändler ausgeholfen werden, ansonst läuft er Gefahr, daß ihm die Milchlieferung vom Verband abgeschnitten wird. Ferner wurden die Termine der Milchkaufabschlüsse verschoben. Früher war der 1. Mai der Termin. Dieser wird nur für die Käser festgehalten; denn im Frühling beginnt für den Käser die große Produktion, da muß man ihn fassen, weil er geneigt ist, große Preise zu zahlen. Für die Konsummilchabschlüsse wird dagegen der 1. November gewählt, weil da bei der Trockenfütterung die milchknappe Zeit beginnt und Händler und Konsumenten froh sein müssen, überhaupt Milch auftreiben zu können, also gezwungen sind, dem Verband zu bezahlen, was er fordert. Durch alle diese Mittel ist der Verband schließlich in der Lage, ein Monopol zu besitzen, um den Milchpreis einfach diktieren zu können. Er braucht weder mit den Händlern noch mit den Konsumenten zu unterhandeln. Er erklärt einfach, es ist ein Aufschlag von 2 Cts. beschlossen. Er diktiert sogar den Detailpreis, den die Händler fordern müssen. Er verbietet den Konsumgenossenschaften auf Milch eine Rückvergütung an ihre Milchkunden zu bezahlen; ja er verlangt sogar Einsicht in die Rechnungsführung der Konsumgenossenschaften, um zu kontrollieren, daß seiner Forderung nachgelebt wird.

Beachtenswert ist auch, daß nicht die Bauern, die Großzahl der Milchproduzenten die Milchpreise des Verbandes diktieren; es sind einige Herren des Komitees, vielleicht ein Kopf, der das macht. Es kam vor, daß Bauern erklärten: Die Verhältnisse rechtfertigen einen Milchaufschlag nicht. Der gegenwärtige Milchpreis genügt uns. Das Komitee beschließt einen Aufschlag über ihre Köpfe weg. Gewiß wird niemand den Bauern ihren Verdienst mißgönnen. Sie haben ein Recht, ihre Interessen zu wahren. Aber der Verband tut mehr als das. Er will herrschen. Es mag schwer sein, die Produktionskosten der Milch zu berechnen. Für 1905 wurden per Liter 12,5—13,8 Cts., von Dr. Laur 15 Cts. berechnet. Heute rechnen manche schon 19—22 Cts. Aber es ist leicht möglich, daß bei dieser Berechnung der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Im allgemeinen sind es jedenfalls nicht die Bauern, welche die Milchpreissteigerung herbeigeführt haben, sondern die geschickten Leiter des Verbandes.*)

Welches sind nun die Folgen der Milchverteuerung? Für die

*) Eine Anzahl obiger Angaben sind einem Vortrag von Konsumverwalter Flach in Winterthur entnommen, den er im Dezember 1911 in Schaffhausen hielt.

Wohlhabenden ist sie ohne Bedeutung. Für die ärmern Volksklassen dagegen, die von der Hand in den Mund leben müssen, und das ist die Mehrzahl des Volkes, sind die Folgen geradezu bedenklich. Es sind hauptsächlich die Kinder, die darunter zu leiden haben. Armenpfleger und Pfarrer können davon erzählen, in wie mancher Haushaltung infolge der Milchverteuerung der Milchkonsum eingeschränkt wurde. In einer Familie, die ich kenne, trinken die Kinder schwarzen Kaffee. Frägt man die Mutter, warum, so lautet die Antwort: Wir vermögen nicht genug Milch aufzubringen für die vielen Kinder. Ein Tröpflein in jede Tasse muß genügen. In einer andern Familie sagt die Mutter mit wehmütigem Blick: Ich bin froh, daß ich meinem halbjährigen Kind noch selbst kann zu trinken geben; denn genug Kuhmilch vermögen wir nicht mehr zu erschwingen. In einer andern Familie sagte am 1. November 1911 der Ehemann zu seiner Frau: Von jetzt ab können wir nur noch $1^1/_2$ Liter Milch nehmen, statt 2, für unsere sechsköpfige Familie. Für die ärmere Bevölkerung bedeutet der Milchaufschlag nichts anderes als eine Beraubung an Kraft und Gesundheit, besonders der armen Kinder. Er bedeutet einen Schritt abwärts in der Ernährung der armen Volksschichten.

Der kürzlich erschienene Jahresbericht des Konsumvereins Erstfeld sagt: „Die herrschende Teuerung bedingt eine Verschlechterung der Lebensweise weiter Volkskreise. Namentlich offenkundig tritt diese Tatsache bei allen Milchprodukten zu Tage. Manches Mitglied, das bei den frühern niedern Preisen sich hin und wieder ein Stück Fettkäse einkaufte, begnügt sich heute mit Halb- oder Magerkäse. In vielen Fällen wird auf den Genuß von Käse ganz verzichtet. Hausfrauen, die früher ausschließlich mit reiner Butter kochten, bedienen sich heute mehr und mehr des Tier- oder Kokosfettes. Noch vor zwei bis drei Jahren waren in unserm Laden ausschließlich nur die besten Qualitätswaren begehrt; heute sind wir genötigt, um den Wünschen unserer Mitglieder gerecht werden zu können, auch billigere Qualitäten zu führen."

In einer Untersuchung über 17 Arbeiterfamilien meiner Gemeinde habe ich gefunden, daß sechs davon seit dem Milchaufschlag im November 1911 ihren Milchkonsum eingeschränkt haben um $^1/_2$ oder 1 Liter; fünf haben angefangen als Ersatz für Milch Suppe zu kochen. Dabei ist zu bemerken, daß der Milchkonsum bei manchen ein bedenklich niedriger ist. Auf den Kopf kommt im Durchschnitt bei den 17 Haushaltungen 0,48 Liter Milch per Tag. Das Maximum erreicht eine Familie mit 0,78 Liter auf den Kopf; das Minimum zwei andere mit 0,16 und 0,2 Liter. Man denke sich Kinder, die nicht mehr Milch per Tag bekommen als $^1/_5$ Liter! Wie ist es möglich, daß sie gesund sind? Muß nicht die Volksgesundheit unter solchen Umständen den größten Schaden leiden! Kann man nicht mit Recht sagen, der König Herodes, der die Kinder zu Bethlehem ermorden ließ, sei ein unschuldiger Knabe gewesen, gegenüber dem, was die modernen Milchverteuerer unter der Kinderwelt anrichten?

Was soll nun geschehen? Die Antwort auf diese Frage ist schwer. Der Verband ist allmächtig. Die Konsumenten sind nicht organisiert. Der Verband hat nicht einmal nötig mit ihnen zu verhandeln. Er dekretiert einfach. Vielleicht werden sich die Konsumenten, durch die Not gezwungen, zusammentun; so daß man mit ihnen rechnen muß. Ein Boykott ist fast untunlich, weil dabei Tausende von Kindern zu leiden hätten, und viele Eltern wollen sich lieber in vielem andern einschränken, als daß sie ihren Kleinen die Milch vorenthalten. Vielleicht werden die Stadtverwaltungen sich aufraffen und sich ins Mittel legen. Die Milchversorgung ist wie die Wasserversorgung eine Sache, die die Allgemeinheit angeht. Die Städte können die Konsumenten organisieren. Die Frage der Volksernährung, besonders der Kinderernährung darf ihnen nicht gleichgültig sein. Es steht zu viel auf dem Spiel für unser Volk.

Vor allem ist der Verband nachdrücklich an seine Verantwortung zu erinnern. Er wahrt die Interessen der Milchproduzenten, und dazu hat er das Recht. Aber er soll nicht vergessen, daß über den Interessen eines Volksteils, den wir schätzen und ehren, die Interessen des gesamten Volkes stehen. Wir verlangen von ihm Mitleid mit den Kindern der Armen. Wir legen ihm die Frage aufs Gewissen, ob es geraten sei, an der Verschlechterung der Volksernährung einen so aktiven Anteil zu nehmen. Brot und Milch sind die wichtigsten Nahrungsmittel. Sie sollten zu einem Preis zu haben sein, den auch der Unbemittelte noch aufbringen kann.

Wir mahnen die Milchproduzenten, den Bogen nicht zu straff anzuspannen. Es dürfte nun der Milchverteuerung für einige Jahre genug sein. Unsere Verfassung gibt dem Bundesrat das Recht, bei einer Teuerung die Zölle herunterzusetzen. Es mag sein, daß der gegenwärtige Bundesrat nicht geneigt ist, die Zölle auf Milchprodukte herunterzusetzen. Aber der Unwille eines großen Volksteils wächst. Es ist nicht zu verwundern, wenn aus den Kreisen der Konsumenten die Forderung sich erhebt, die Ausfuhr von Milchprodukten müsse verboten werden, oder aber die Zölle auf einer Reihe von Nahrungsmitteln müßten reduziert werden. Die Stimmung in weiten Kreisen ist entschieden dafür, in dieser Hinsicht einen Vorstoß zu machen. Das Volk, auch das industriell arbeitende Volk will sich und seine Kinder genügend ernähren können. Es ist ein Naturtrieb, der sich hier geltend macht. Solchen elementaren Trieben muß man Rechnung tragen. Beides, Klugheit und Wohlmeinen sprechen dafür. E. Stuckert.

# Gal. 1, 6—9
oder
# der Kampf zwischen Altem und Neuem.

In der Mitte Kleinasiens dehnt sich eine ziemlich gebirgige Landschaft aus, die zur Zeit Jesu den Namen Galatien führte und reich an gutem Ackerland und ausgedehntem Steppenboden war. Die Bewohner, die in verschiedenen kleineren Städten und Dörfern bei einander wohnten, unterschieden sich äußerlich und innerlich ganz wesentlich von ihren Nachbarn in dem tiefer gelegenen Bithynien, Paphlagonien, Pontus, Kappadokien, Lykaonien und Phrygien. Obschon sie die Sprache Kleinasiens redeten, wußten sie aus der mündlichen Ueberlieferung, daß die Wiege ihrer Vorfahren jenseits der Dardanellen gestanden und die Historiker wiesen ihnen nach, daß sie keltischen Ursprungs seien und erst nach langer, ereignisreicher Wanderung ihren jetzigen Wohnsitz okkupiert und ihm den Namen Galatien oder Keltenland gegeben haben.

In diese Gegend kam ungefähr im Jahre 53 nach Christi Geburt ein eher kleiner, wenig ansehnlicher Mann mit einigen Begleitern. Die Ausrüstung und die Eile, mit der sie vorwärts zu kommen trachteten, ließen deutlich erkennen, daß nicht Galatien, sondern irgend eine größere Stadt gegen Norden oder Westen hin ihr Reiseziel sei. Da aber geschah etwas Unerwartetes. Der Führer der kleinen Reisegesellschaft wurde von einer heftigen Krankheit befallen, die ein Weiterreisen unmöglich machte. Mit echt ländlicher Gastfreundlichkeit nahmen die galatischen Bauern sich des Fremdlings an und pflegten ihn bis er hergestellt war und den Wanderstab wieder in die Hand nehmen konnte. Er aber hatte gar nicht im Sinn, nun gleich weg zu gehen, sondern besuchte seine Wohltäter ringum im Lande und erzählte ihnen von dem neuen Gott, an den die Nachbarn im Süden, die Lykaonier, bereits glaubten. Und als er sah, wie die Herzen der Galater ihm voller Empfänglichkeit entgegenschlugen, wuchs seine Begeisterung und mit hinreißender Kraft malte er den Leuten ihr sittliches und religiöses Elend vor die Augen, zeigte ihnen, wie sie durch den in Jerusalem gekreuzigten Gottessohn können selig werden und in dem Gott, der ihnen seit jeher Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, ihren Frieden finden.

Als der Apostel von dannen zog, beseelte das frohe Gefühl seine Brust, daß er Jesus Christus in dem galatischen Bergland viele Seelen gewonnen, und daß die ausgestreute Saat fröhlich keimen und reichlich Frucht bringen werde. Nach drei Jahren machte er den Leuten wieder einen Besuch und sein Herz schlug vor Freude, als er sah, daß die heidnischen Altäre verschwunden waren, daß keine Spur von dem in den Großstädten Philippi, Athen, Korinth um sich greifenden Weltschmerz bei den Galatern zu finden war und man allgemein im

Namen Jesu Gott diente und mit froher Zuversicht den Tag der Parusie erwartete.

Wie aber wandelten sich die Dinge, als Paulus an der Küste des ägäischen Meeres, in der Weltstadt Ephesus, sich niederließ, um daselbst dem weitverbreiteten Kult der griechischen Göttin Artemis den Krieg zu erklären! Eines Tages erschienen bei ihm Männer aus Galatien, mit denen er in seinem Zimmer eine lange, sehr erregte Unterredung hatte. Die Saat, die er ausgestreut habe — so berichteten sie — sei zum größten Teil zerstampft, der galatische Acker sei verwüstet, an Stelle der früheren Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit sei drückende Ungewißheit und Heilsunsicherheit getreten. Und Paulus schrieb nach Galatien folgende Worte: „Ich wundere mich, daß Ihr so schnell von dem Gott, der Euch in Gnaden berufen hat, abfallt zu einem andern Evangelium, welches doch kein anderes sein kann, nur daß gewisse Leute da sind, die Euch verwirren und das Evangelium Christi verkehren möchten. Aber selbst wenn ich oder ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium Euch verkündigte, als ich Euch verkündigt habe — Fluch über ihn! Wie ich es Euren Boten gesagt, so wiederhole ich es Euch jetzt: wenn jemand Euch anderes Evangelium verkündigt, als Ihr empfanget habt — Fluch über ihn!" *)

In drastischer Weise kommt in diesen Worten die Stimmung zum Ausdruck, die entsteht, wenn Altes und Neues zusammenplatzen und sich kämpfend begegnen. Paulus hatte Neues gebracht: das Evangelium von Christus, ein Evangelium der Freiheit, das sich an nichts gebunden fühlte als an den Glauben an den Gekreuzigten und an die Forderungen des christlichen Gewissens. Die Evangelisten, die während seines Aufenthalts in Ephesus nach Galatien gekommen, hoben das alte Gesetz Moses auf den Schild und predigten mit zäher Logik und einleuchtenden Beweisen, daß nur derjenige auserwählt sei und Anspruch auf Rettung am Tage des Gerichts habe, der die jüdischen Satzungen halte. Auf der einen Seite ein Christentum, das die Vergangenheit völlig desavouierte, auf der andern eines, das auf die Tradition aufgebaut, von jüdischem Geist durchtränkt war und von Jesus wenig mehr als den Namen hatte.

Wie die Geschichte der christlichen Religion lehrt, dürfen sich beide Parteien den Sieg zuschreiben; denn in den weiten Hallen unserer Kirche beteten seit jeher solche, die dem Herrn Dill und Kümmel verzehnteten und ihm genau beweisen konnten, daß sie sein Gesetz in allen Teilen halten; und neben ihnen waren stetsfort solche zu finden, die das Gesetz haßten und Gott im Geiste dienen wollten. Man kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß es ein gesetzesfreies und ein gesetzlich gebundenes Christentum geben müsse und daß dieses wie jenes in der menschlichen Natur seine Berechtigung habe. In einem Punkte

*) Nach der Uebersetzung von W. Bousset „die Schriften des Neuen Testaments", erste Auflage, zweiter Band, pag. 29.

aber kann weder Paulus noch den Judaisten recht gegeben werden, nämlich in der Art und Weise, wie sie miteinander den Kampf geführt. War es nicht höchst verletzend, daß diese jenem vorwarfen, daß er seine Botschaft nur von Menschen habe, daß er ein unvollständiges, mit eigenem Beiwerk ausgeschmücktes Evangelium predige, daß er den Leuten nach dem Mund rede und sie durch raffinierte Ueberredungskünste zu gewinnen wisse? Und müssen wir nicht auch Paulus, den radikalen Neuerer, verurteilen, wenn er den Fluch Gottes auf alle diejenigen herabwünscht, die anders predigen und lehren als er und in seiner Leidenschaft die berühmte Formel geprägt hat, deren die katholische Kirche sich bedient, um allem Neuen, Liberalen den Garaus zu machen?

Dieser Streit zwischen Altem und Neuem im apostolischen Zeitalter besitzt typischen Charakter. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Neue nimmermüde die Herrschaft zu erlangen sucht und das Alte nur unter wirkungsvollstem Widerstand das Feld räumt. Dieses Spiel erleben wir heute auf pädagogischem, sozialem und kirchlichem Gebiet. Der Kulturwert der deutschen Schule wird angezweifelt und einer Reform, die stark über Pestalozzi hinausgeht, das Wort geredet. Der Klassenkampf spitzt sich zu und führt zu scharfen praktischen und theoretischen Auseinandersetzungen, wie der jüngst in Zürich stattgefundene Generalstreik beweist. Die kirchliche Organisation wird heftig angegriffen, ihr Leben und Gegenwartsbedeutung abgesprochen; Worte von völligem Fiasko, von sittlichem und religiösem Bankerott werden ihr gelegentlich entgegengeschleudert.

Muß dieser Streit sein? W. Bousset sagt zur Auseinandersetzung des Heidenapostels und seiner in der jüdischen Vergangenheit nahezu völlig aufgehenden Gegner, es habe sich darum gehandelt, ob der junge christliche Glaube an die alten Formen einer absterbenden, im Aeußerlichen erstickenden Religion gebunden bleiben, oder ob er von den Schwingen des eigenen Geistes getragen, den kühnen Adlerflug über die Welt fortsetzen sollte. Paulus habe zitternd und bebend vor innerer Erregung sein Schreiben nach Galatien verfaßt und damit die gewaltigste Tat seines Lebens vollbracht.*) Von diesem Urteil läßt sich nicht vieles abmarkten, aber wer möchte es nicht wünschen, daß „der zweite Gründer des Christentums", seine Widersacher ohne die anathematische Formel zur Ruhe gewiesen hätte? Wenn Kampf sein muß, warum nicht kaltblütige Auseinandersetzung, wobei die Kraft der guten Gründe und die siegende Macht der Wahrheit den Ausschlag geben soll? Es darf nie vom Alten, historisch Gewordenen und betreffe es pädagogische, soziale oder kirchliche Einrichtungen, mit Geringschätzung geredet werden. Nie darf es als etwas Verfluchtes, Verabscheuungswürdiges hingestellt werden. Ich meine in der Baukunst bahne sich eine richtige Würdigung des Alten an, indem man daselbst mit Liebe

*) Am angef. Ort, pag. 27.

in die alten Bauformen sich versenkt und sie in einer den modernen Bedürfnissen fein angepaßten Weise neu aufleben läßt. Warum sollte das nicht auch auf anderen Gebieten und namentlich auf den oberwähnten möglich sein? Wo der Respekt vor dem Gewordenen fehlt, da geht es schwer, Begeisterung für das Werdende zu pflanzen. Es ist zweifellos, daß ein erfreuliches Entstehen des Neuen auf dem stillen und sicheren Wege der Evolution und nicht unter den schmerzlichen Kämpfen der Revolution zu erwarten ist. E. Camenisch.

---

# Rundschau.

**Der Fall Traub.** Politische und kirchliche Presse beschäftigen sich eifrig mit dem Fall Traub. Es geschieht dies manchmal mit einer so fröhlichen Ignoranz über deutsche kirchliche Verhältnisse, daß es nicht überflüssig erscheint, zunächst einmal festzustellen, um was es sich handelt.

Lic. Gottfried Traub, ein geborener Württemberger, Pfarrer in der großen westfälischen Industriestadt Dortmund, ist einer der hervorragendsten Führer des kirchlichen Liberalismus, ein Freund und Gesinnungsgenosse Naumanns, eines der tätigsten Mitglieder des evangelisch-sozialen Kongresses, auf dem er den linken Flügel vertritt. Er ist begabt mit einer ganz erstaunlichen Arbeitskraft und einer glänzenden Beredsamkeit. Er bringt es neben seinem großstädtischen Pfarramt fertig, ein kirchliches Wochenblatt, die „Christl. Freiheit" zu redigieren, jede Woche eine religiöse oder ethische Betrachtung für Naumanns „Hilfe" zu schreiben, zahlreiche Vorträge zu halten und auch sonst schriftstellerisch tätig zu sein. Er hat ein größeres Werk: „Ethik und Kapitalismus", sowie kleinere Schriften: „Der Pfarrer und die soziale Frage", „Die Wunder im Neuen Testament" veröffentlicht. Eine Sammlung von Predigten „Gott und wir" und eine Sammlung seiner Betrachtungen in der „Hilfe": „Ich suchte dich, Gott" sind kürzlich bei Diederichs in Jena erschienen.

Wer Traubs Blatt, die „Christl. Freiheit" las, konnte beobachten, wie seit Jahren sein kirchenpolitischer Kampf sich verschärfte und immer mehr in den Vordergrund seiner Interessen trat. Und vollends seit der Fall Jatho spielte, nahm er die äußerste Schärfe an. Heftig wurde sowohl das Bestehen des Spruchgerichts überhaupt, als das Verfahren gegen Jatho im Einzelnen angegriffen. Traub hatte ja seinem Freunde Jatho als Verteidiger zur Seite gestanden. Schon früher war er auch durch seine Weigerung, seine Konfirmanden auf das apostolische Glaubenskenntnis zu verpflichten, mit seinem Konsistorium in Konflikt geraten. Längst erwartete man, er werde das nächste Opfer des Spruchgerichtes sein. Da geschah das Unerwartete: nicht

wegen Irrlehre wurde Traub vor das Spruchgericht geladen, sondern wegen seiner publizistischen Tätigkeit, durch die er die Landeskirche, ihre Einrichtungen und ihre Behörden herabgewürdigt und beleidigt habe, wurde das Verfahren wegen Disziplinarvergehen gegen ihn eingeleitet. Da seine direkt vorgesetzte Behörde, das westfälische Konsistorium, dabei selbst Partei war, wurde die Angelegenheit dem unbeteiligten schlesischen Konsistorium zur Entscheidung übergeben. Bei der Verhandlung wurden alle Lehrfragen sorgfältig bei Seite gelassen; einzig Traubs kirchenpolitische Agitation bildete ihren Gegenstand. Der offizielle Vertreter der Anklage beantragte einen Verweis, das Urteil erkannte auf Versetzung. Traub habe kirchliche Behörden beleidigt, kirchliche Einrichtungen verächtlich gemacht; das sei als Dienstvergehen zu würdigen. Immerhin sei er dabei nicht von unedlen Motiven geleitet gewesen, es sei ihm um die Sache, um die Herbeiführung besserer Zustände in der Landeskirche zu tun gewesen; deshalb werde von den schärfsten Disziplinarstrafen, Amtsenthebung und Dienstentlassung, Umgang genommen. Gegen dieses Urteil appellierte Traub an die oberste preußische Kirchenbehörde, den Oberkirchenrat. Dieser aber verneinte auch die vom schlesischen Konsistorium zugebilligten „nicht unedlen Motive" und erkannte auf die schwerste Strafe, Dienstentlassung unter Verlust von Besoldung, Pensionsberechtigung, Titel und Rechten des geistlichen Standes und unter Tragung der Kosten, weil sich Traub der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, welche sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt habe. Damit ist seine weitere Wirksamkeit innerhalb der preußischen Landeskirche ausgeschlossen. Ob der preußische Ministerpräsident, an den sich Traubs Gemeinde mit einer Beschwerde gegen den Oberkirchenrat gewendet hat, daran noch viel ändern kann und will, ist zweifelhaft.

Wofür kämpft denn Traub? Dafür gibt am besten die nach dem Jatho-Prozeß erschienene Broschüre „Staatschristentum oder Volkskirche" (Jena, Diederichs) Auskunft. Zunächst kämpft er für etwas, das wir glücklicherweise als Ertrag der kirchlichen Kämpfe vor einem Menschenalter längst besitzen: die kirchliche Freiheit, die kirchliche Gleichberechtigung freierer religiöser Anschauungen, die sich in die Vorstellungen und Formeln früherer Zeiten nicht mehr kleiden lassen, die Aufhebung der offiziell immer noch bestehenden Bindung an die Bekenntnisse der Reformationszeit. Es steht ihm dabei etwas Großes auf dem Spiele: die Wahrhaftigkeit der religiösen Wirksamkeit, das Vertrauen, ohne das sie unfruchtbar bleibt, der Zusammenhang der Religion mit dem übrigen geistigen Leben. Das Christentum soll die Erkenntnisse der Wissenschaft, soll die Errungenschaften des deutschen Geisteslebens seit der Zeit des deutschen Idealismus in sich aufnehmen, sonst bleibt es eine abgesonderte Provinz in der Gesamtkultur, statt eine dieselbe durchdringende Kraft zu sein. Die kirchliche Freiheit fordert er insbesondere als größere Freiheit der Einzelgemeinde gegenüber dem Gesamtverband der Landeskirche

und der Bevormundung ihrer Behörden, und als größere Unabhängigkeit des kirchlichen Lebens von der Staatsgewalt. Es ist selbstverständlich, daß dem Vorkämpfer dieser Bestrebungen die Absetzung Jathos ein gewaltiges Aergernis war. Unerträglich erschien es ihm, daß Menschen wie andere, wenn sie auch Professoren, wirkliche und nicht wirkliche, geheime und nicht geheime, Ober- und Unter-Konsistorialräte sind, sollen entscheiden können, was christlich sei und was nicht.

Wir brauchen nicht zu versichern, daß wir bei diesen Bestrebungen auf Traubs Seite stehen. Wir können aber auch nicht verhehlen, daß wir Fehler auf seiner Seite nicht leugnen können. Es fällt uns natürlich nicht ein, theologische Ansichten, mit denen wir nicht übereinstimmen, als Fehler zu registrieren. Aber bedauerlich ist es, zu beobachten, wie sich Traub durch den Kampf zu einem Chargieren seiner Negationen treiben läßt, durch die er sich selbst Unrecht tut. Im ersten Teil von „Staatschristentum oder Volkskirche" gibt er sich Rechenschaft davon, was er von den herkömmlichen religiösen Anschauungen nicht annehmen könne. Eine rücksichtslose intellektuelle Redlichkeit, die höchste Achtung verdient, steigert sich zu einer eigentlich skrupulösen Angst, einen Ausdruck zu brauchen, den seine kirchlichen Gegner anders verstehen als er. Natürlich begegnen wir, wie es bei Traub nicht anders sein kann, unter diesen Erörterungen auch vielen feinen Gedanken. Aber wie viel wohltätiger wäre es gewesen, wenn er ohne Schielen nach links und rechts seine Ueberzeugungen positiv dargelegt hätte! Er hätte so seine Position ohne jede Unehrlichkeit gewaltig gestärkt.

Es fehlt ihm aber auch an Verständnis für seine Gegner. Daß einem eine von der geschichtlichen Erscheinung des Christentums so stark losgelöste Verkündigung wie die Jathos innerhalb einer christlichen Kirche ein Aergernis sein kann, daß man gegen eine schrankenlose Lehrfreiheit Bedenken hegen kann, ohne ein engherziger Pfaffe oder ein protestantisches Päpstlein zu sein, das anerkennt er viel zu wenig. Er ist bei seinem Kampf mehrmals von dem Boden der Sachlichkeit zu persönlichen Angriffen, zu einem jede Schwäche des Gegners ausnutzenden Kleinkrieg übergegangen; er hat der Versuchung nicht widerstanden, von der Schlechtigkeit der Gegner zu leben.

Aber dies Alles zugegeben, stehe ich doch nicht an, das Urteil tief zu bedauern; ich weiß nicht, ist das Unglück oder das Unrecht größer. Wenn man die Begründung des Urteils liest — eine höchst mühsame und unerquickliche Lektüre — so steht man unter dem peinlichen Eindruck, man habe es mehr mit dem Plaidoyer des Klägers als mit einem Urteil zu tun. Der Richter ist Partei und hat sich nicht gescheut, Punkte, welche die Vorinstanz bei Seite gelegt hatte, in das Sündenregister aufzunehmen, ohne daß der Angeklagte zur Verteidigung Gelegenheit erhalten hätte. Kleine Verstöße und Unrichtigkeiten werden zu böswilligen Entstellungen aufgebauscht. Es spricht aus dem Urteil eine philisterhafte Unfähigkeit, es zu verstehen, wenn einem Menschen

das Temperament durchgeht. Der einzig ehrliche Weg wäre gewesen, Traub bei dem ordentlichen Gericht zu verklagen; hätte dieses auf böswillige Entstellungen und Beleidigungen erkannt, so wäre zur Disziplinarstrafe immer noch Zeit gewesen. Glaubten die Behörden ihre Ehre geschädigt, so hätte sie nur auf diesem Wege, durch eine unparteiische Instanz, wiederhergestellt werden können, aber nicht durch ein solches Urteil in eigener Sache. Aber in einem Falle ist sogar eine Sache, in der Traub vom ordentlichen Gericht freigesprochen worden war, nachträglich zum Gegenstand der Disziplinarklage gemacht worden.

Doch halten wir uns nicht bei diesen Zufälligkeiten auf. Noch fataler ist, daß hier ein geistiger Kampf mit äußern Machtmitteln ausgefochten wird, daß einige Verstöße und Entgleisungen zum gefundenen Fressen werden, durch das man den Gegner unschädlich zu machen sucht. Man kann sich auch des Eindrucks nicht erwehren, man habe den willkommenen Anlaß benutzt, Traub auf die Seite zu schaffen, ohne das mit einem Odium behaftete Ketzergericht in Bewegung zu setzen. War Traubs Kritik unzutreffend, so hätte man ihr einfach die Tatsachen entgegenstellen müssen, und sie wäre an denselben wirkungslos abgeprallt. Hat er Mißtrauen gegen die Landeskirche und ihre Einrichtungen gesät, so hätte man doch die dasselbe erweckenden Umstände abgestellt und sich gesagt, daß man Vertrauen nur verdienen und niemals befehlen kann! Es verrät wenig ethische Einsicht, jemandem Mißtrauen gegen irgendwen oder irgendwas als sittlichen Defekt anzurechnen und ihm besonders noch zu verübeln, wenn er diesem Mißtrauen Ausdruck gibt. War Traub des Vertrauens und der Achtung unwürdig geworden, so hätte man ihn doch dem Gericht seiner eigenen Unwürdigkeit überlassen. So aber erklären ihn die Herren Oberkirchenräte kraft ihrer Amtsbefugnis für unwürdig, und ignorieren die von Tausenden unterstützten Vertrauenskundgebungen aus seiner Gemeinde. So verzichtet man in diesem Kampf auf den Sieg durch das sachliche Recht und verschafft sich die Oberhand durch die persönliche Macht. Das ist das Empörende an diesem Verfahren.

Das Schlimmste scheint mir die Beamtenhaftigkeit der ganzen Auffassung. Der Pfarrer erscheint als Diener der Landeskirche, statt als Diener Gottes und seiner Gemeinde. Wohl wird wiederholt erklärt, dem Pfarrer solle das Recht der Kritik, auch einer scharfen Kritik an der Kirche und ihren Einrichtungen nicht „verschränkt" werden. Bei Traub sei das zulässige Maß aber überschritten. Man will theoretisch das Recht der Kritik zugestehen, behält sich aber vor, das Maß des erlaubten Radikalismus bei dieser Kritik festzusetzen und macht damit das eingeräumte Recht illusorisch. Wenn sich z. B. Traub auf die scharfe Kritik Jesu an den kirchlichen Einrichtungen und Gewohnheiten seiner Zeit beruft, so begnügt sich der Oberkirchenrat damit, diese Analogie mit entrüsteter

Gebärde von sich zu weisen. Es wird völlig verkannt, daß religiöse Kritik keine andere Instanz kennt, als den Willen Gottes und die Wahrheit, die sich dem eigenen Gewissen bezeugen. Hier kann überhaupt nicht der Eine des Andern Richter sein, auch wenn der Eine eine kirchliche Behörde und der Andere ein ihrer Disziplinargewalt unterstellter Pfarrer ist. Die Behörde, die das Recht der Kritik, sobald dieselbe aus dem Zustand der Harmlosigkeit in den der Ungemütlichkeit übergeht, abschneidet, untergräbt das Vertrauen in die Kirche und ihr Amt tausendmal bedenklicher als die heftigste Kritik es vermag. Nichts Schlimmeres kann dem Pfarrer passieren, als wenn er für einen gehorsamen Beamten der Kirche angesehen wird, der einfach die Entscheidungen einer höhern Autorität weiterzugeben und sich vor seinen Behörden zu ducken hat, auch wenn es gegen seine Ueberzeugung geht. Daß es sich für Traub um eine Gewissenssache handelte, dafür hatte die untere Instanz bei der Zubilligung nicht unedler Motive noch Verständnis gezeigt; bei den Oberkirchenräten ist der Sinn dafür abhanden gekommen. Sie sind zu sehr von Beamtenbegriffen beherrscht, und der katholische Sauerteig hat sie angesteckt.

Der Oberkirchenrat wirft Traub vor, daß er eine Reihe von unrichtigen Behauptungen und Entstellungen der Tatsachen verbreitet habe; daraus wird ihm der Strick gedreht: er habe sich des schwer wiegenden sittlichen Defektes der Unwahrhaftigkeit schuldig gemacht. Seither hat Professor Baumgarten, der neben Traub Verteidiger Jathos war, seinerseits eine Reihe von Behauptungen des Oberkirchenrats öffentlich als unwahr bezeichnet. Doch lassen wir das bei Seite und nehmen wir einmal an, Traubs Behauptungen seien unrichtig. Ja, wem wären nicht schon in einer Polemik, ganz in guten Treuen, Unrichtigkeiten entschlüpft! Zum Teil handelt es sich um Beurteilung von Menschen und Dingen, und nehmen wir wieder an Traubs Urteil sei falsch. Ist es nicht eine unglaubliche Verwirrung der Begriffe, falsches Urteilen Unwahrhaftigkeit zu nennen? Ich kenne noch eine schlimmere Unwahrhaftigkeit, deren man sich schuldig machen kann, ohne ein einziges unwahres Wort zu reden. Man kann nämlich von einem Menschen ein langes Sündenregister aufzählen — wer hätte das nicht aufzuweisen! — aber all sein Gutes verschweigen und ihn auf diese Weise in ein ganz falsches Licht stellen. Das haben die Herren Oberkirchenräte gemacht — sie haben kein Recht, Traub der Unwahrhaftigkeit zu beschuldigen. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

Man sitzt nicht ungestraft in einer solchen Behörde; ihre Mitglieder haben den gesunden Maßstab der sittlichen Wertung verloren. Sie erklären einen Traub unwürdig des Vertrauens, das sein Amt erfordert. Wer ist dieses Vertrauens würdig? Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn! Traub hat Fehler begangen, aber er hat etwas getan. Er hat gearbeitet und dabei etwa fehlgegriffen. Es gibt aber noch eine größere Sünde als Fehler zu machen, nämlich nichts

zu machen. Der Oberkirchenrat hat viele faule Schafe in seinem Stall, welche durch ihre Faulheit das Ansehen der Kirche schädigen. Es gibt unter den Pfarrern Schlemmer und Säufer — ich hörte neulich haarsträubende Beispiele — es gibt Protzen, die das gemeine Volk en canaille behandeln, aber sie werden dem Kirchenrat nicht unbequem, und darum läßt er sie ungeschoren. Sie sind nicht unwürdig. Und die Heißsporne von rechts dürfen sich in der Bekämpfung ihrer liberalen Kollegen die ärgsten Entgleisungen leisten — man muß es schließlich begreifen, daß es Traub nicht immer fertig gebracht hat, solche Angriffe dem verdienten Totschweigen anheimzugeben — sie dürfen sogar den Oberkirchenrat recht unsanft anrühren, aber sie sind nicht unwürdig. Das ist das bedenklich Unwahre, das spezifisch Pfäffische an diesem Urteil.

Wir wollen nicht prophezeien. Aber die Frage nach den mutmaßlichen Folgen können wir nicht unterdrücken. Daß das Ansehen der Landeskirche und, was schlimmer ist, des Christentums schwer erschüttert wird, wurde schon berührt. Da jedermann annimmt, daß neben den dogmatischen auch die sozialen Ketzereien, obschon beide sorgsam ausgeschieden wurden, Traub den Hals gebrochen haben, wird die Meinung, das Christentum sei eine antisoziale Macht, eine Stütze des Bestehenden, gewaltig bestärkt. Denen, die als aufrechte Männer, einzig Gott und ihrer Gemeinde verantwortlich, an ihrem Posten stehen, wird das Vertrauen, das sie genießen, untergraben, und unter der Jugend werden die, welche keine Beamtenseelen sind, vom Eintritt in diesen Dienst abgeschreckt. Schlimmer als der Oberkirchenrat konnte kein Traub die Kirche herabwürdigen und Mißtrauen gegen sie ausstreuen.

Traub wird nicht mundtot gemacht werden. Er hat im Sinn, in freier Stellung in Dortmund zu bleiben, und sein Wort wird viel weiter gehört werden. Zunächst wird der Fall Traub eine große Stärkung der äußern Macht des kirchlichen Liberalismus herbeiführen. Es ist auch wahrscheinlich, daß es diesem gelingen wird, einige weitere kirchliche Freiheiten zu erobern. Darüber können wir uns nur freuen. Aber ob der Fall zur innern Stärkung und Vertiefung des kirchlichen Liberalismus beitragen wird, ist mir sehr zweifelhaft. Es ist kein Gewinn, wenn das Interesse zu sehr auf diese kirchenpolitischen Fragen abgelenkt wird. Wohlverstanden, dieselben müssen behandelt und entschieden werden, aber es ist die Gefahr, daß sich das Interesse in ihnen erschöpfe. Sobald die Massen, ohne viel religiöses Verständnis und religiöse Leidenschaft zu besitzen, zum Kampf gegen Muckertum und Reaktion mobil gemacht werden, so rücken diese bloß negativen Ideale in den Mittelpunkt des Bewußtseins. Das ist die Gefahr alles religiösen Liberalismus. Und wir fürchten sehr, daß der Sinn für den sozialen Beruf des Evangeliums in unserer Zeit unter dieser kirchenpolitischen Orientierung leiden werde. Wir fürchten, man könne auf freiheitlich gerichteter Seite der Versuchung erliegen, den geistigen

Kampf nun auch wieder durch äußere Macht zu entscheiden. Möge es nicht an Männern und Frauen fehlen, welche wissen, daß wirkliche Siege für das Reich Gottes nur durch Aufbietung stärkerer religiöser Kraft erfochten werden! Möge vor Allem Traub selbst der Versuchung widerstehen, nun zum Agitator zu werden, sondern seinen Einfluß, den ihm Begabung und Schicksal dem kirchlichen Liberalismus gegenüber verliehen haben, zu seiner innern Festigung und Vertiefung verwerten!

R. Liechtenhan.

Im Kanton Zürich hat in diesen Tagen die **Abstimmung über die Erhöhung der Pfarrbesoldungen** viel zu reden und hoffentlich auch zu denken gegeben. Zunächst das Resultat:

| | für das Gesetz | gegen das Gesetz |
|---|---|---|
| Die zwei Stadtbezirke . . . . . | 28,479 | 11,604 |
| Die neun Landbezirke . . . . . | 15,775 | 15,223 |

Von den Landgemeinden haben besonders die mit starker Industriebevölkerung durchsetzten angenommen.

Das Resultat ist Vielen überraschend gewesen, denen das Land bisher als Hort kirchlichen Sinnes gegolten hat. Nicht die Sozialdemokraten sind die Gegner einer Verbesserung der Lebenslage der Pfarrer, sondern ihre zahlreichsten Gegner sind im Landvolk. Woher das kommt? Daß Ragaz für den Generalstreik eingetreten ist, soll für Viele ein Vorwand gewesen sein, Nein zu sagen — wir hoffen aber, das sei eine Verleumdung; denn es müßte auf die betroffenen Pfarrer geradezu niederschmetternd wirken. Welch häßlicher kleinlicher Rachegeist wäre da in ihren Gemeinden, und wie gering würde ihre Arbeit von dem Großteil der Bevölkerung eingeschätzt, wenn das wahr wäre! „Weil der Theologieprofessor in Zürich sich auf die Seite der Sozialdemokraten gestellt hat, soll unser Pfarrer büßen!" —

Die Abstimmung ist für uns ein Grund zu großer Freude. Nicht in erster Linie wegen der bescheidenen und notwendigen Aufbesserung, sondern weil diesmal in der Sozialdemokratie der Gerechtigkeitssinn über die Parteiparole gesiegt hat. Die sozialdemokratische Partei, die für Trennung der Kirche vom Staat ist, die offiziell die Religion als Privatsache proklamiert, hat nicht gegen die Gehaltsaufbesserung für die Pfarrer entschieden, auch nicht — was doch von ihrem Standpunkt aus „konsequent" gewesen wäre — Stimmenthaltung proklamiert, sondern ist mit ihren Stimmen kräftig für die Pfarrer eingetreten. Die Freunde der Arbeiterschaft in unsern Reihen dürfen sich über dieses Zutrauensvotum und den Dienst, den sie ihren Kollegen erwiesen haben, freuen. Unter solchen Auspizien dürfen wir auch ruhig an die Trennung von Staat und Kirche herantreten.

Daß die Arbeiterschaft geschlossen für eine Besserstellung der Pfarrer und Lehrer eingetreten ist, verpflichtet diese, sich aufs neue mit der Arbeiterfrage ernstlich zu beschäftigen und ihre Ansichten, wo sie ungerecht sind, zu revidieren. Es ist doch etwas sittlich Großes, daß die Arbeiterschaft, die von keiner Volksabstimmung in ihrem Kampf um höhern Lohn unterstützt wird, kräftig und selbstlos anderen zu einer Verbesserung ihrer Lebenslage hilft — und unter ihnen vielen ihre Feinde und Gegner. Uns sind mit Hilfe der Sozialdemokratie in friedlicher Abstimmung von heute auf morgen einige hundert Franken Besoldungserhöhung zugesprochen worden und die Arbeiter bringen mit der Forderung einer bescheidenen Verbesserung ihrer Lohnverhältnisse eine halbe Welt gegen sich auf und müssen fast jeden derartigen Fortschritt für ihre Lebenslage mit bittern Kämpfen und schweren Opfern erkaufen. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit der abhängigen Lohnarbeiterschaft gegenüber, daß wir aufs neue uns bemühen, sie besser verstehen zu lernen. Diejenigen, die es noch nicht besitzen, mögen aus der zuerkannten „Lohnerhöhung" sich Dr. Herkners, des ehemaligen Zürcher Professors klassisches Buch „Die Arbeiterfrage" kaufen und es studieren. Es werden ihnen dann die Augen aufgehen, wie veraltet, undemokratisch und ungerecht das liberale Lohnsystem ist, in dem der Lohn tatsächlich nur von einer Seite diktiert wird und sie werden die Arbeiterbewegung, Streik und Generalstreik recht verstehen und würdigen lernen.

Aber damit ist es nicht genug. Ragaz hat in seinem Generalstreikartikel gesagt, daß in den Tagen des Generalstreiks unsere offizielle Religiosität völlig versagt habe. Ich möchte das für heute dahin präzisieren, daß die maßlose, von gewissenlosen Redaktoren geschürte Erbitterung der Bauern gegen die organisierte Arbeiterschaft weniger stark, die Gefahr schwerster Konflikte weniger groß wäre, wenn die Pfarrer auf dem Land alle sozialpolitisch tüchtig geschult wären und offen ihre bessere Einsicht aussprächen, für eine bessere Würdigung der Nöte und Schwierigkeiten der abhängigen Lohnarbeiter einträten. Hierin liegt tatsächlich eine schwere Verschuldung vieler Landpfarrer: „Wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde." Mag sein, daß man sich da und dort „unpopulär" macht. Aber die Leisetreter und steten Kopfnicker unter den Pfarrern machen sich, da unser Volk im Ganzen noch gesund denkt und fein empfindet, noch unpopulärer — das mögen da und dort die Zahlen der Abstimmung zeigen. Und dann ist Unpopularität um der Gerechtigkeit willen bekanntlich ein Ehrenzeichen für einen Verkündiger und Jünger Jesu Christi. Und das wollen wir doch sein? Fr. Sutermeister.

---

## Redaktionelle Bemerkungen.

Wir dürfen diesmal einen Mitarbeiter von besonders hohem Range in unserer Zeitschrift begrüßen. Heinrich Lhotzky hat seine Zeitschrift „Leben" eingehen lassen, zum großen Kummer der Leser. Er hat es getan, weil er kein Bedürfnis mehr fühlte, durch das Mittel einer Zeitschrift zu reden und damit ein Beispiel gegeben, das wir alle, die wir mit dem Herstellen von Zeitschriften zu tun haben, nicht vergessen wollen. Die Neuen Wege verdanken es diesem Umstande, daß sie Lhotzky in dieser Nummer das Wort geben dürfen. Möge es zu „Einsamen" gelangen, die es verstehen! —

Wir machen auf das Inserat aufmerksam, das Lhotzkys neuestes Werk: „Immanuel Müller" ankündigt. Bei der Besprechung dieses Buches hoffen wir ausführlich von Lhotzky reden zu können (soweit dies wünschenswert ist) und begnügen uns heute damit, auf seine beiden Hauptwerke: „Der Weg zum Vater" und „Religion und Reich Gottes" hinzuweisen. Sie gehören für den, der den Schlüssel zu ihrem Verständnis gefunden hat, zum Besten, was ein Gottsucher neben der Bibel lesen kann. —

Das Stück aus Schleiermacher hat unser Mitarbeiter F. S. gerade zur rechten Zeit entdeckt. Es enthebt uns auch der Aufgabe, nochmals auf die Generalstreikdiskussion einzugehen. Die Aeußerung unseres Freundes Camenisch hätten wir gern schon das letzte Mal gebracht. Soweit wir dazu etwas zu bemerken hätten, ist es durch unsere Erklärung in der letzten Nummer geschehen.

Einige Selbstüberwindung kostet es uns, nicht wenigstens das Verhalten gewisser Theologen (es sind positive, freisinnige und „moderne" darunter!) ins Licht zu setzen, die es für unbedingt nötig hielten, auch noch Holz zu unserem Scheiterhaufen herbeizutragen, aber auch nicht ein Wort des Tadels für all die Gemeinheit, die wir erfahren haben, auftreiben konnten. Sie haben sich dabei zum Teil auf ein sehr hohes Roß gesetzt, aber in früheren Zeiten hätte man ein solches Verhalten nicht großartig gefunden. Die Tugend der Ritterlichkeit scheint außer Kurs gesetzt zu sein — neben andern Tugenden! Wir legen auch diese Erfahrung zu allen andern, die wir in diesen letzten Monaten gemacht haben. —

Einen Aufsatz über Booth, wie einen über Strindberg gedenken wir sobald als möglich zu bringen. Sie werden nicht post festum kommen.

---

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Das Licht scheint in die Finsternis.

Können wir uns, wenn die Adventszeit naht, fröhlich und aufrichtig der Adventsstimmung hingeben? Ist diese Stimmung nicht etwas, das einmal da gewesen ist und nie wieder zurückkehren kann? Ist es nicht unecht, unnatürlich, wenn wir nach bald zwei Jahrtausenden die Stimmung der Welt wieder zu erleben suchen, als sie voller Sehnsucht und Hoffnung der Offenbarung Gottes harrte? Finster war es in der Welt, und die, die in der Finsternis lebten, sehnten sich nach Licht. Das Licht schien; strahlend leuchtete es in die Finsternis, bis in ihre verborgensten Tiefen und letzten Schlupfwinkel. Aber nun haben wir das Licht, oder wenn wir es nicht haben, ist es unsere Schuld. Ob sich aber die Welt am göttlichen Licht freut und sonnt, oder ob sie durch eigene Schuld in der Finsternis verweilt, die Adventsstimmung muß nun — so scheint es — unserer Welt fremd werden.

Ist es wirklich so? Nicht selten sind wohl diejenigen, die so fühlen oder so fühlen würden, wenn sie sich über ihr religiöses Empfinden und ihre Stellung zur heutigen Welt klar Rechenschaft ablegen wollten. Aber wie verkehrt ist das! Wie sehr wird dabei dem großen, reinen Wesen des Christentums Gewalt angetan. Inmitten unserer Wirren, Kämpfe, Nöte haben wir gerade in der Adventszeit und ihrer erhabenen Symbolik das ergreifendste Sinnbild des Christentums, wie es uns nottut, und wie Gott es uns schenkt.

Was ist Advent? Die Welt sehnt sich. Ein großer Geist des Hoffens, des Sehnens hat sie erfaßt. Sie spürt, sie ahnt: Gott wird eingreifen, Gott wird den Kampf mit dem Bösen mit unerhörter Gewalt aufnehmen. Gott wird den Bann der dämonischen Mächte brechen, die uns gefangen halten, Gott wird uns frei machen. Er wird der irrenden, seufzenden, nach Größe dürstenden Menschheit ein hohes Ziel, eine große Bestimmung geben, und sie diese Bestimmung erreichen lassen. Und dann Gottes Antwort. Eine Antwort, welche beglückt und demütigt. Ein Eingriff, der so viel größer ist als alles, was man im kühnsten Gedankenflug zu ersehnen wagte. Eine Liebe, welche das Herz beschämt, weil es so zaghaft im Hoffen und Wünschen

war und so wenig wußte, was es brauchte. Das ist Advent und Gottes Antwort auf die Adventshoffnung.

Aber hat denn Gott diese Antwort nur einmal gegeben? Hat Gott einmal geredet und seit dem ersten Advent geschwiegen? Und hat etwa die Welt Gottes Botschaft so freudig, so ohne Widerstand aufgenommen, daß es der Eingriffe Gottes nicht wieder bedarf? Hat er nichts mehr in der Welt zu tun, und die Welt nichts mehr von ihm zu erhoffen? Die Frage kommt fast lächerlich vor. Schrecken wir nicht vor dieser Lächerlichkeit zurück, sie zeigt uns, in welchem Sinne wir Advent zu feiern haben.

Das Licht schien; aber die Menschen haben es immer wieder getrübt. Gott sprach, und die Menschen dämpften seine Stimme und schwächten sie ab. Darum gibt es so große Gebiete, die in der Finsternis liegen, und darum gibt es so viele Menschen, die Gottes Stimme nicht mehr vernehmen können. Darum tut uns Advent not. Ein Advent mit einer lebendigen, überwältigenden Sehnsucht, von neuem Gottes Stimme zu hören, von neuem sein Licht zu sehen und sich an diesem Licht, nicht an unseren schwachen, flackernden Lichtquellen, zu orientieren. Advent tut uns not, Adventsstimmung, Sehnsucht nach Befreiung von all den Formen, starren Gesetzen, rohen oder leblosen Mächten, die uns knechten und unser Leben ersticken, Sehnsucht vor allem nach Erlösung von dem, was wir heute Christentum nennen. Unserm Christentum tut ein neuer Advent not, so bitter not, wie der früheren Welt ihr Advent, der erste Advent; ja noch mehr.

Hoffnung — Sehnsucht. Haben wir damit die ganze Adventsstimmung erschöpft? Advent heißt auch Erlösung, Befreiung von der Plage einer aufreibenden Sehnsucht, der keine Erfüllung beschieden sein kann. Advent heißt: die Nähe der großen göttlichen Realität spüren, sich von ihr tragen, hinreißen lassen.

Gibt uns unsere Zeit Anlaß zu solch freudiger Zuversicht? Mir scheint ja. Je tiefer wir die ganze Not der Zeit erfassen, je kühner wir uns in ihre schärfsten Kämpfe begeben, desto mehr empfinden wir diese sieghafte Gewißheit.

Wie groß sind, sagt man uns, die dunkeln Gebiete, in die das göttliche Licht nicht eindringt. Wie finster sieht es bei den breiten Massen unseres Volkes aus, wie wenig Sinn für Gottes Gedanken, wie verschließt sich das Auge dem göttlichen Licht. Düster ist das Bild, das man uns malt, auch von denen, die den großen Befreiungskrieg gegen Not und Ausbeutung in erster Reihe führen. Da schleicht sich Pessimismus in unsere Herzen ein und macht uns klein und zaghaft. Hat man das ganze Bild gesehen? Hat man das seltsame Helldunkel der Zeit in seiner ganzen Eigenart erfaßt? Mich dünkt, wir sehen ein anderes Bild.

Inmitten der Not, inmitten der Roheit und des Schmutzes der modernen Kultur ersteht ein großes, schroffes Christentum. Es wagt es, sich am unmittelbaren Christentum des ersten Adventes zu orien-

tieren. Es behauptet sich gegen Feinde und Gegner, es behauptet sich gegen die Schwachheit und Unzulänglichkeit der eigenen Bekenner. Gott nimmt den Kampf mit der Welt wieder auf, und zwingt unser schwaches, zaghaftes Wesen in seinen Dienst. Und wo das Christentum im Kampf mit der Welt, im Kampf mit seinen eigenen Bekennern, denen es zu groß, zu herrisch, zu anspruchsvoll ist, auf die Art Advent feiert, wie es sein Herrenrecht ist, da wo es so groß und schroff auftritt, wie es seinem Wesen entspricht, da sehen wir in unserer Welt eine ganz seltsame Bewegung und ein eigenartiges Gären. Da gibt es im sogenannten Reich der Finsternis ein Horchen und Aufmerken, ein Hinblicken nach dem Ort, wo das Christentum sich wieder zur Haltung und zur Kampfesstellung aufrafft, die seinem wahren Wesen entspricht. Wo die Vertreter des Christentums heute ohne Angst, ohne Bedenken, ohne sich aus Not und Anfeindung etwas zu machen im Namen des großen, radikalen, wahren Christentums den Kampf mit der heuchlerischen, rohen, flachen Welt, die wir die moderne Welt nennen, aufnehmen, da leuchtet inmitten der düstersten Finsternis ein Lichtstrahl. Man wende den Blick ab von den deprimierenden Nebenerscheinungen und richte ihn auf die Hauptsache! Inmitten der großen Bewegung, der man so gern finstern Atheismus und bornierten Materialismus vorwirft, gibt es ein ganz seltsames Gären. Eine Wertschätzung der Seele macht sich hier geltend, die uns oft beschämen könnte. Es wird laut verkündet, daß der Sozialismus „Seelenpflege zu treiben habe". Und in dem Maße als ein heroisches Christentum mitten in unserer Kultur ersteht und immer neue Kräfte in seinen Dienst zwingt, auch wenn dieser Dienst Opfer und Entbehrungen mit sich bringt, in dem Maße schwinden Mißtrauen und Gegnerschaft. Man redet — das Wort stammt von einem bedeutenden und entschlossenen Arbeiterführer — von einer Welle von Religion, die nun in der Arbeiterbewegung braust. Von den verschiedensten Seiten wird aus der Mitte von Arbeiterunionen der Wunsch laut, etwas von der vorwärts treibenden Kraft, dem großen, heiligen Ernst und dem trotzigen Kampfesmut des Christentums zu vernehmen. Wie weit hinter uns — zum Teil trotz der kurzen Frist, fast wie eine verklungene Sage — liegt die Zeit, da man in der Religion nur Opium zur Betäubung der Sehnsucht und des Kampfesmutes sah!

Unsere Zeit feiert Advent auf ihre Weise, sie feiert ihn anders als das offizielle Christentum. Unser Advent ist weniger formell, korrekt, er mag aber lebendiger, lebenswahrer sein.

So gibt uns dieser Advent zuletzt, was der Adventsstimmung nicht fehlen darf, die große, feste, unentwegte Orientierung. Advent feiern heißt: die eigene schwache, vielleicht deprimierte Stimmung von der großen werdenden Realität ganz verdrängen lassen. Und es wird nun etwas Neues und Großes in unserer Zeit. Gott redet, und die Welt, auch die, die sich früher von ihm abwandte, horcht auf. Das gebe uns die Richtung an. Sehnen wir uns, hoffen wir und lernen

wir wieder, sofern wir es vergessen haben, das große, fest und kühn orientierte Wollen, das Wollen, dem Gottes Eingreifen in die Welt und sein lebendiges Walten die Richtung gibt. J. Matthieu.

---

# Was hat mich über die alte Reformrichtung hinausgeführt?*)

Wir sollen miteinander diskutieren über das Thema: „Die verschiedenen Strömungen innerhalb des freien Christentums", und ich bin beauftragt worden, als Anhänger der, kurz gesagt, „sozialen Strömung" ein Votum abzugeben. Es sind mir 15, höchstens 20 Minuten Redezeit eingeräumt worden. Sie begreifen, daß ich mich kurz fassen und auf ein paar Hauptpunkte beschränken muß. Es ließe sich natürlich über dieses Thema so vieles sagen, daß ich den Herrn Präsidenten um eine bestimmtere Themastellung ersuchte, und er schrieb mir dann, ich solle darüber reden, was mich über die alte Reformrichtung hinausgeführt habe. Daraus ersehen Sie, daß mein Votum eine stark persönliche Färbung bekommt, daß es mehr ein persönliches Bekenntnis wird und als ein solches möchte ich es auch aufgefaßt wissen. Was ich von mir sage, gilt nicht ohne weiteres von jedem anderen Religiös-Sozialen, wie Sie ja auch wissen, daß diese soziale Strömung sich nicht bloß innerhalb des freien Christentums geltend macht, sondern ebensosehr auch bei den rechtsstehenden Theologen und religiös interessierten Laien. „Was hat mich über die alte Reformrichtung hinausgeführt?" — an dieses Wort will ich anknüpfen. Es ist mißverständlich. Es ist mir nicht so ergangen, daß die Kraft, die in den alten Reformern wirkte und die Reform groß gemacht hat, mich auf dem gleichen Weg noch weiter geführt hätte, etwa wie die dunkelgrüne Tanne im Frühjahr auf dem Gipfel eine neue hellgrüne Kerze aufsteckt, in derselben Richtung weiter wächst, daß ich also in theologischen Fragen noch radikaler und noch kritischer

*) Anmerkung der Redaktion. Diese Rede ist an der Tagung des Vereins für freies Christentum in St. Gallen (22. und 23. September dieses Jahres) als erstes Votum zu einer Diskussion über die „verschiedenen Strömungen innerhalb des freien Christentums" gehalten worden. Trotzdem sie schon im „Religiösen Volksblatt" und im „Schweiz. Protestantenblatt" erschienen ist, haben wir den Verfasser doch um die Erlaubnis gebeten, sie auch in den Neuen Wegen veröffentlichen zu dürfen. Sie bildet so einen wertvollen Beitrag zu der Auseinandersetzung mit der Reformpartei, die wir in den Neuen Wegen von Zeit zu Zeit vorgenommen haben, besonders zu den Erörterungen der letzten Juninummer. Nicht wenige von unseren Gesinnungsgenossen sind einen ähnlichen Weg gegangen, wie Herr Pfarrer Arbenz. Auf der von ihm geschilderten Grundlage könnten wir uns mit der Reformrichtung leicht verständigen; jedenfalls trennt uns von dieser Art von Reformern nichts Wesentliches mehr.

geworden wäre. Nein, es ist vielmehr so gegangen, daß aus dem — ich hätte fast gesagt Wurzelboden Isais — ein neues Reis, ein neuer Baum entsproßte, der den andern ein wenig in den Hintergrund treten ließ. Oder ich möchte lieber beim Bilde der Strömung bleiben; mein ganzes religiöses Fühlen und Denken hat eine andere Richtung genommen. Zu einer Zeit, die ich jetzt nicht mehr methodistisch genau angeben kann, hat eine andere Strömung mich erfaßt, bin ich unbewußt in eine andere Strömung hineingeraten, zum Teil aber auch bewußt in sie hineingetreten. Die alten Reformerfreunde riefen hinüber: „Halt, wohin treibst du, gehst du nicht mehr mit uns?“ Jetzt schaute ich diejenigen etwas näher an, die mit mir fuhren, die nun in meine Nähe kamen, zum Teil fremde Gesichter, von verschiedenen theologischen Lagern herkommend, aber was uns einigte, ward stärker als das, was uns trennte. Was uns einigt, ist, kurz gesagt: unsere Stellung gegenüber der sozialen Frage, der großen Frage unserer Zeit. Wie war denn das früher? Ich war jahrelang Aktuar des liberal-theologischen Vereins des Kantons Zürich. Wenn die Frage auftauchte, sollen wir diesen oder jenen jungen Pfarrer zu unseren Versammlungen einladen, dann hieß es etwa: Nein, nein, der gehört nicht zu uns. Ueber den Tod Jesu, über die Auferstehung Jesu denkt er ganz anders als wir. Einmal hörte ich ihn in einer Predigt sogar den Ausdruck „Gottheit Christi“ brauchen. Nein, der gehört nicht zu uns. Durch ein unsichtbares Etwas fühlte man sich von diesem Menschen getrennt. Was trennte? Eine bestimmte Vorstellung, eine bestimmte Auffassung dogmatischer Fragen. Und jetzt? Ich gestehe offen, daß dieses Einteilungsprinzip für mich ganz unbrauchbar geworden ist. Es ist mir viel gleichgültiger geworden, wie einer über diese Dinge denkt. Aber das ist mir nicht gleichgültig, wenn ich ihn als meinen Gesinnungsgenossen betrachten muß, wie er sich zur sozialen Frage stellt, wenn er mit mir der Arbeiterbewegung große Sympathien entgegenbringt, wenn er aus denselben auch auf der Kanzel kein Hehl macht und es die Gemeinde fühlen läßt, auf welcher Seite er steht mit seinem Herzen; wenn er all das Unangenehme und Schwere auf sich nimmt, was aus dieser Stellungnahme folgt, wenn die Kirchenleute ihm ihr Vertrauen versagen und er sich einsam fühlt, dann weiß ich mich mit ihm verwandt, dann werde ich an seine Seite gedrängt, mag er dogmatisch anders denken als ich. Dinge, die uns bis anhin außerordentlich wichtig erschienen, sind — für den Moment wenigstens — in den Hintergrund gedrängt worden, und andere wurden in den Mittelpunkt unseres Interesses gerückt, von denen wir früher glaubten, daß sie nur sehr lose, nur an der Peripherie, mit unserem Christentum zusammenhingen.

Diese Stellungnahme bringt es nun aber mit sich, daß eine Reihe anderer Fragen, welche wir für gelöst hielten, auf einmal wieder in Fluß geraten und uns hart bedrängen. Ich gestehe, daß Weltanschauungsfragen mich nicht mehr in gleichem Maße beschäftigen wie früher.

Warum? Weil das Leben, das warme, pulsierende Leben mit seinen Ungerechtigkeiten und Härten uns ganz in Beschlag nimmt. Wir sehen so viele unserer Volksgenossen eingeklemmt in Verhältnisse, in denen sie einfach die Gaben nicht entfalten können, die der Schöpfer in sie hineingelegt hat, in denen sie Schaden nehmen müssen an Leib und Seele.

Die Frage nach Gott ist aufs neue wieder in uns lebendig geworden. Gott war für mich selbst in früheren Jahren zu sehr nur eine Idee, eine denknotwendige Vorstellung, die wir brauchen, um unseren verwickelten Gedankengängen einen Anfang oder einen befriedigenden Abschluß zu geben; eine schöne Wolke, zu der wir aufschauen im Frührot und im Abendschein, um im Aufblick zu ihr Beruhigung und Frieden zu finden. Dieser Gott hat uns zu wenig Temperament und Leben. Darum kommen so viele auf den Gedanken, daß sie es ohne ihn machen könnten. Aber nun hat er uns gerade durch die Not der Gegenwart gezwungen, uns aufs neue mit ihm auseinanderzusetzen. Gerade in der Unruhe und dem Gären unserer Zeit klopft er an unsere Türe. Alle unschönen Begleiterscheinungen des sozialen Kampfes hindern uns nicht, daran zu glauben, daß er auf der Seite derer steht, die um eine Verbesserung ihres Erdenloses kämpfen, auch wenn sie diesen Kampf nicht in seinem Namen führen. Nicht durch Meditation und Gedankenarbeit kommen wir ihm näher, werden wir seiner gewiß, sondern dadurch, daß wir ohne „wenn" und „aber" uns ihm zur Verfügung stellen, unbedingt für ihn sein wollen in dieser Welt.

Anders ist unsere Stellung gegenüber der Kirche; ich kann ja das alles nur ganz kurz andeuten und muß eine eingehende Darlegung mir versagen. Die Kirche ist viel zu weltförmig geworden; sie paktiert viel zu viel mit den Mächten der Welt und damit hat sie ihre Bewegungsfreiheit, ihren absoluten Standpunkt verloren. Hätte die Kirche sich von Anfang an ohne charakterloses Hinken auf beiden Seiten fest und entschlossen auf die Seite der Armen und Ausgebeuteten gestellt, sie hätte nie in diesem Maße, wie es jetzt geschehen ist, das Vertrauen ganzer Volksklassen verloren. Die Kirche hat zum großen Teil aufgehört, ein Salz der Erde zu sein; es ist alles zu Formen und Formeln erstarrt, zu viel Goldschnitt und Bäffchen und zu wenig ursprüngliches, sprudelndes Leben. Gerade der soziale Gedanke ist in der Kirche ausgeschaltet; keine Idee davon, daß diejenigen, die in der Kirche zusammenkommen, nun das Gefühl hätten, sie seien für einander verantwortlich, in Freud und Leid einander ergeben. Eines habe des andern Last zu tragen, um so das Gesetz Christi zu erfüllen. Man geht in die Kirche, wie man in eine Gemäldegalerie geht, an einem Ort läßt man sich anregen und erbauen durch das, was man sieht, und an einem andern Orte durch das, was man hört; aber gegen die Menschen ist man kalt und fremd, die neben einem sitzen oder stehen. Ich habe die Ueberzeugung, daß die Kirche, so wie sie jetzt ist, neben allem Guten und ehrlichen Gottsuchen, das sich in ihr findet, doch nicht nur keine

Wegbahnerin, sondern geradezu ein Hindernis ist für das Kommen des Gottesreiches.

Und anders ist unsere Stellung gegenüber der Wohltätigkeit, gegenüber dem ungeheuren Wohltätigkeitsapparat, den die Kirche in Bewegung setzt, um wenigstens die allerschlimmsten Wunden zu verbinden, welche das Leben geschlagen hat. Nicht, daß wir davon gering dächten. Das muß sein, und Ehre den Männern, die da vorangehen. Von all den alten Reformern, die ich kannte, ist mir der selige Pfarrer Walter Bion weitaus der liebste. Aber alle Hochachtung vor seinem Lebenswerk hindert mich nicht, zu sagen: alle diese Wohltätigkeitsbestrebungen sind nur Palliativmittelchen, die das Uebel nicht an der Wurzel zu fassen vermögen. Auch das, was man jetzt soziale Fürsorge nennt, wandelt auf den Bahnen der alten Wohltätigkeit; sie tritt erst in Tätigkeit, wenn das Kind verwahrlost, blutarm, unterernährt oder mit allerlei ethischen Defekten am Wege liegt. Aber die gesellschaftliche Ordnung, unsere Arbeits- und Verdienstverhältnisse, daß wir dem Geld, dem toten Besitz, dem Kapital einen viel größeren Schutz angedeihen lassen als dem Menschenleben — diese Ordnung läßt man ungeschoren und für mich ist sie wert, daß sie zugrunde gehe. Sie ist verbesserungsbedürftig nicht bloß an der Peripherie, sondern im Zentrum. Wir brauchen eine ganz andere Organisation der Arbeitskräfte, ein ganz anderes Verhältnis zur Arbeit, wir brauchen einen neuen Geist.

Wer unter Ihnen der Pfarrer ist, kann mit ganz gutem Gewissen predigen über das Wort: Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden? Oder über das andere Wort: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, welche die Motten und der Rost fressen? Oder auch über das vornehmste Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, d. h. doch, du sollst ihm alles das gönnen, was du selber als zum Leben unentbehrlich und notwendig betrachtest, du sollst es ihm nicht bloß gönnen, sondern auch zu verschaffen suchen? Aber können wir denn das, tun wir das? Zwingt nicht die gegenwärtige Ordnung der Dinge einen jeden, daß er an sich selber denke, daß er sich selber behaupte, sich selber wolle, sich selber durchsetze? Wo käme der Kaufmann hin, der mit den Gedanken der Bergpredigt Ernst machen wollte? Und so haben wir denn die Ueberzeugung, daß das, was den Kräften des Gottesreiches entgegensteht und entgegenarbeitet, nicht bloß die Herzenshärte, die Verstocktheit, die Gleichgültigkeit, der Egoismus des einzelnen ist, sondern es sind ebensosehr Zustände, Verhältnisse, Ordnungen, die der einzelne nicht verschuldet hat. Aber diese Ueberzeugung haben wir nun freilich, daß die soziale Bewegung, deren prägnanteste Ausprägung doch die Arbeiterbewegung ist, aus dieser Misère uns herausführen will, daß sie aus dem Evangelium herausgeboren ist, daß Gott hinter ihr steht, daß er in der Verwirklichung seiner Herrschaft einen mächtigen Schritt vorwärts machen will. Die

Strömung, von der ich rede, ist sozial, weil sie religiös ist, und religiös, weil sie sozial ist. „Zu uns komme dein Reich!“, lehrte Jesus seine Jünger beten. Zu uns komme es! auf dieser Erde muß das verwirklicht werden, was Jesus anstrebte.

Und da meine ich, läge nun auch eine große, gewaltige Aufgabe für die Reform bereit, die doch eine vorwärtsstrebende Macht sein will. Was die Religiös-Sozialen wollen, greift noch viel weiter und tiefer als das, was die politische Bewegung anstrebt. Eine durchgreifende Erneuerung des Christentums tut uns not, ein neues Verständnis seiner alten Wahrheiten, ein gründliches Umdenken und Umfühlen. Einstmals hatte die Reform ein Banner, ein Ziel, und so lange hatte sie auch werbende Kraft: freie Bahn zu schaffen dem freien Gedanken auch innerhalb der Kirche. Nicht ohne schwere Kämpfe, nicht ohne Opfer und Leiden ist diese Freiheit errungen worden, das dürfen wir Jungen nie vergessen. Wir stehen durchaus auf den Schultern derer, die uns vorangegangen sind. Ohne ihre Arbeit könnten wir uns jetzt nicht solcher Freiheit erfreuen. Ein Gefühl dankbarer Pietät verbindet mich mit den ersten Reformern; ich empfinde ihnen gegenüber etwas, was ich meinem Vater gegenüber empfunden habe, auch wenn nun der Sohn wieder andere Wege gehen muß.

Aber nun haben wir gottlob die Freiheit, welche unsere Brüder jenseits des Rheins so schmerzlich vermissen, um die sie erst noch kämpfen müssen. In der Beziehung werden unsere Kirchenregimenter von einem guten Geist beraten; nie bin ich von der Seite her irgendwie beschränkt oder gehemmt worden, und ich gebärde mich doch ziemlich freiheitlich. Nun haben wir doch unsere Arme und unsere Gedanken frei, um freie Bahn zu schaffen auch den religiösen und sittlichen Kräften, die im Gottesreich entbunden worden sind, die aber nach meiner Ueberzeugung in unseren von Machtinstinkt und Selbstsucht geschaffenen Ordnungen sich gar nicht voll auswirken können. Vieles von dem, was wir zu sagen hätten, können wir mit gutem Gewissen gar nicht sagen, weil Unzählige heutzutage einfach nicht imstande sind, danach zu leben. Und unterdessen schauen so viele kampfesfreudig, das geschliffene Schwert an der Seite, aus nach dem Feind, der ihnen ihre Gedanken- und Glaubensfreiheit wieder rauben möchte. Aber er will nicht kommen; wenn man immer scharf ausschaut nach einem Feind, der sich nicht mehr zeigt, dann wird man schließlich schläfrig und nickt ein. Und unterdessen freut sich der Gott Mammon, der sich immer frecher und zuversichtlicher gebärdet in unserer Zeit, daß wir nach der falschen Seite hin schauen, daß wir unsere Front falsch gestellt haben; denn um so ungestörter kann er nun seine Altäre errichten und die Menschen auf ihre Knice niederzwingen. Aber gesetzt auch, das, was uns die alte Reform erstritten hat, würde wieder von irgendeiner Seite ernstlich bedroht, nun denn, dann wollen wir uns immerhin gerüstet halten und nicht allzu vertrauensselig sein, im übrigen aber unsere Hauptkraft und -arbeit der sozialen Not zu-

wenden, die gehoben werden muß, wenn die Bedrängten und Geknechteten alle wieder sollen glauben können an einen Gott, der die Liebe ist; sonst nützt alles Predigen, Unterrichten und Kinderlehrehalten nichts; es ist ein Säen in den Sumpf.

Das Bekenntnis der Religiös-Sozialen stellt, kurz gesagt, eine Verbindung von Religion und Sozialismus dar, Religion mehr die göttliche und Sozialismus mehr die menschliche Seite einer und derselben Sache. Entsprechend dem vornehmsten und wichtigsten Gebot: du sollst Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. Wenn wir nun aber eine Strömung wirklich kennen lernen wollen, dann müssen wir in sie hineinstehen, sonst bekommen wir ihre wahre Kraft nicht zu spüren. Da kommen wir mit der bloß kritischen Betrachtung nicht mehr aus; wenn wir nur ein paar Tropfen vom Strome auffangen, um sie so mißtrauisch-prüfend durch unsere Hand gleiten zu lassen, bekommen wir keinen Begriff von der Gewalt dieser Strömung. Haben wir wirklich den Glauben, trotz all dem Unrat und Geschiebe, das diese Strömung mit sich führt: „Hier ruft Gott!", dann können wir nicht anders als mitmachen. Wie das geschieht, das hängt wohl vom Temperament des einzelnen ab, das muß er mit sich selber ausmachen. Jedenfalls aber muß ich als das mindeste verlangen, und wenn ich überhaupt Gesinnungsgenossen habe in diesem Kreise, dann muß ich es auch für sie fordern: daß wir gerade an den Reformversammlungen, an den Tagungen des freien Christentums, wie es sich so stolz und groß nennt, wirklich auch einen freien, weitherzigen, verständnisvollen Geist finden unseren Bestrebungen gegenüber; einen verständnisvollen Geist, der nicht bloß die Mängel der Bewegung sieht und immer wieder hervorzerrt, sondern auch das Unchristliche an derselben; daß wir nicht hier immer wieder geringschätzigen Urteilen über eine Sache begegnen, die uns heilig ist; sonst allerdings müßte sich bei uns die Ueberzeugung festsetzen, daß wir hier nichts mehr zu suchen und nichts mehr zu finden haben.

Wir müssen einen Ausweg finden aus der mannigfachen Not der Gegenwart; auch die Reform muß mithelfen, sie darf nicht nur so kritisch prüfend auf der Seite stehen. Eine Bahnbrecherin ist sie gewesen und eine Bahnbrecherin muß sie bleiben, denn eine Bewegung erhält sich durch die Kraft, welche sie ins Leben gerufen hat. Freie Bahn müssen wir schaffen dem Brudergedanken des Evangeliums noch viel energischer, als es bis jetzt geschehen ist und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen und noch weniger vor der Macht des Geldes. Die soziale Frage muß gelöst werden, aber das darf nicht ohne uns oder gegen uns geschehen, sie muß *mit* uns und *durch* uns gelöst werden.

E. Arbenz, Zürich.

# William Booth.

Der Heilsarmee-General ist gestorben. Die bürgerlichen Zeitungen haben längere Artikel gebracht und ihn gefeiert als eine große, außergewöhnliche Persönlichkeit. Einmütig und freudig sind seine Verdienste anerkannt worden. Sein soziales Werk erregte durch seine riesige Ausdehnung und Vielseitigkeit Bewunderung; aber auch für seine religiöse Tätigkeit hatte man manch wohlwollendes Wort. Wäre William Booth 20, 30 Jahre früher gestorben, die Nekrologe wären durchwegs anders ausgefallen. Als die Generalin vor zirka 30 Jahren zum ersten Mal bei uns auftrat, wurde sie verhaftet und eingesteckt. Hunderte von Offizieren sind in England und andern Ländern im Gefängnis gesessen. Vor allem den frommen Kreisen war diese aufdringliche, lärmende Straßenmission ein Greuel, und was ist nicht gegen die neue Verirrung gepredigt und geschrieben worden! Auch die sozialen Absichten von Booth wurden lange nicht verstanden, so daß er einmal schrieb: „Die Zeit ist vorbei, wo der Priester und Levit sich damit begnügen, an den Verwundeten vorbeizugehen. Sie können heutzutage nicht anders als stille stehen, umkehren und jeden guten Samariter, der es wagt zu Hilfe zu kommen, noch durchprügeln." Das einzige Buch, das vor 10, 15 Jahren über die Bewegung, die Booth ins Leben rief, Aufschluß gab, stammte von Kolde, einem deutschen Professor. Unter dem Titel prangte als Motto das Shakespeare'sche Wort: „Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode." Günstige Stimmen über die Heilsarmee waren in den Achtziger- nnd Neunziger-Jahren eine Seltenheit. Bundesrat Ruchonnet war einer der Ersten, die Verständnis zeigten für das, was Booth wollte. Auch Hilty nahm Booth und seine Sache früh schon in Schutz. Da und dort begegnet man in seinen Büchern höchst anerkennenden Urteilen. Ja, er selber hat eine kleine lesenswerte Broschüre im Verlag der Heilsarmee erscheinen lassen unter dem Titel: „Der beste Weg." Die öffentliche Meinung urteilte damals allerdings noch anders. Verschiedene Kantone, vor allem Bern und Zürich, haben den Salutisten ihre propagandistische Tätigkeit untersagt. Erst das Bundesgericht hob anno 1886 diese Verfügungen wieder auf. In Biel wurde gegen das öffentliche Auftreten der Heilsarmee und die daran sich schließenden Störungen verstärkte Polizeimannschaft aufgerufen und zwei Infanterie-Kompagnien auf Pikett gestellt. Und nun diese Leitartikel und Nekrologe der letzten Wochen! Ist Booth und seine Armee so sehr anders geworden? Er hat es in einem Maße, wie nur ganz wenige Menschen erleben dürfen, wie man für die gleiche Sache in der Welt verlacht, verfolgt und bewundert und gefeiert werden kann. Es braucht nur Zeit und Ausdauer, und Beides hatte er. So war er denn ein großer Mann lange, bevor die Welt ihn als solchen gelten ließ, lange, bevor er die „Blut und Feuer"-Fahne in 50 Ländern aufpflanzte und seine Soldaten in 38

verschiedenen Sprachen das Evangelium verkündeten; er war es, bevor er Ehrendoktor von Oxford wurde und Ehrenbürger von London, bevor Könige und Staatsmänner ihn empfingen und beschenkten.

Die Lebensgeschichte von Booth, sein Uebertritt von der Staatskirche zu den Methodisten mit 13 Jahren, seine Bekehrung mit 15 Jahren, sein öffentliches Predigen mit 17 Jahren, seine Konflikte mit der vorgesetzten Kirchenbehörde und seine erste selbständige Evangelisationsarbeit im neuen Stil in einer Jahrmarktsbude im Osten von London, die allmähliche Sammlung der Truppen, die Umwandlung der „Christlichen Mission" in eine „Heils-Armee" mit General, Offizieren, Soldaten, mit Fahnen und Uniformen, das alles ist durch die Berichte der Zeitungen bekannt. Diese Lebensgeschichte ist voll Spannung und Ueberraschung, voll großen, ungewöhnlichen Zügen und ein Beweis für die kraftvolle und rastlose Kampfnatur von Booth.

Ein Gedanke nur hat ihn erfüllt: retten und helfen. Dieses Ziel trieb ihn vom Kaufmannspult weg auf die Laufbahn eines Predigers. Der Gedanke zu retten und zwar die unterste Schicht der Menschen, die nie in eine Kirche kommen, um die auch nie eine Kirche sich kümmert, zog ihn von der Kanzel und aus der Kapelle weg auf die Straße, führte ihn zu einer neuen Evangelisationsmethode, führte ihn, den persönlich Unmusikalischen zur Bildung von Musikkorps und Sängertruppen, zu Unternehmungen aller Art, eben zu all dem Absonderlichen und Neuartigen, das unter der Firma „Heils-Armee" die Welt eroberte und an das wir uns nun schon so gut gewöhnt haben. Booth war der geborne Führer eines solchen Kreuzzuges. Er war eine Herrschernatur, war ein General, als er noch keine Armee hinter sich hatte. Kein Wunder, wenn er seiner Bewegung von Anfang an militärisches Gepräge gab. Die militärische Form aber war nicht nur seinem Wesen am adäquatesten, sie war für seinen Zweck auch am wirksamsten. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Man muß die „Regeln und Verordnungen" des Generals für seine Soldaten und noch mehr diejenigen für seine Offiziere lesen, um von der Straffheit der innern Organisation den rechten Begriff zu bekommen. Nicht das Neue in seiner Verkündigung hat die Menschen gewonnen. Er predigte eigentlich nur, was auf allen Kanzeln, besonders methodistischer Gemeinschaften landauf, landab gepredigt wurde, vielleicht in einer noch einfachern und massivern Form. Aber neu war der Geist, der alle seine Gottesdienste belebte, dieser Geist der Agressive einem versinkenden, verlornen Geschlecht gegenüber. Alle Kirchen und Gemeinschaften hielten sich eigentlich stets in der Defensive vor der bösen Welt und hüteten sich wohl mit den hoffnungslosesten Zuständen in Berührung zu kommen. Booth nahm den Kampf auf, einen regelrechten Kampf mit dieser Welt und ihren Nöten. Und ein Blick in jede beliebige Nummer des „Kriegsruf", in jede Heilsarmeeversammlung, einerlei ob in London oder Zürich oder Adliswil zeigt uns diesen kriegerischen Geist, der die Bewegung

beherrscht. „Kameraden, ihr seid in diese Welt des Todes nicht hineingestellt worden zu eurem Vergnügen, sondern um Tote aufzuerwecken," ruft der General seinen Soldaten zu. Und er schickt seine weiblichen Offiziere hinein in die verrufensten Gäßlein und Winkel der Großstadt, um Menschenseelen zu suchen und zu retten. Sie tragen eine weiße Schürze und darauf leuchtet mit rot gestickten Buchstaben das Wort „Hoffnung" und so wie dort diese Frauen verkünden alle seine Leute, auf welchem Posten immer sie stehen, einer Not gegenüber: Hoffnung, es ist Hoffnung auch für dich. Es ist die große evangelische Tat von Booth, daß er allen Entgleisten und irgendwie Zusammengebrochenen, allen Schwachen und Verzweifelten, allen denen, die das offizielle Christentum längst aufgegeben hat und die sich selber aufgegeben haben, Mut macht und den Glauben weckt an einen Ausweg, an die Möglichkeit einer Befreiung aus ihrer trostlosen Lage. Und so wie die soziale Bewegung den Arbeitermassen Selbstbewußtsein und Persönlichkeitswert gegeben hat und damit einen Glauben, der sie hebt und trägt, so ist es Booth gelungen, nicht Massen als solche, aber viele viele Einzelne, herauszureißen aus einem grenzenlos düstern, armseligen Dasein und ihnen zu einem Leben zu verhelfen mit einem Ziel, mit Inhalt, mit ewigen Werten. Agressives Christentum hat Booth gebracht. Auf der Straße stehen einem seine Leute in den Weg mit dem „Kriegsruf" oder mit Predigten und „Zeugnissen", in der Wirtschaft stören sie die Gäste mit ihren Liedern, sie schicken dir alle paar Monate einen Bettelbrief ins Haus, ja sie kommen auch selber her, um des Erfolgs sicher zu sein, und möchtest du dir die Sache einmal näher ansehen und sitzest in eine ihrer Hallen hinein, dann wundre dich nicht, wenn so gegen Ende ein Heils-Soldat mit unheimlicher Vertraulichkeit dir den Arm um den Hals legt und dich Dinge fragt, die dich noch nie ein Pfarrer oder ein Freund zu fragen gewagt hat. Agressiv ist alles auch in dem Sinn, daß Booth in all seinen Plänen und Methoden sich nicht kümmert um bestehende Sitten und Bräuche, um Tradition und Gewohnheit. Die Leute sollen sich gewöhnen an Uniformen, auch an häßliche Uniformen, sich gewöhnen an ihre Prozessionen, an das Knieen und Beten im Freien, an die leichten, lustigen Weisen mit frommem Text, an das öffentliche Auftreten der Frauen, an Blechmusik und Tamburin, an Amen- und Hallelujarufe, an weiße Trauerkleider, an den ganzen absonderlichen Betrieb dieser Leute. Diese Unabhängigkeit von Menschen, ihren Urteilen und Vorurteilen, hat etwas Erquickendes und ist sicher ein Beweis für die Größe dessen, der als Führer diesen Kampf aufgenommen und ein Menschenleben lang durchgeführt hat. „Heldenmut," schreibt Booth, „ist im Allgemeinen aus der Mode in dieser Welt. Die Leute fühlen sich tatsächlich nicht dazu berufen. Der Milch- und Wassertypus, der weder Begeisterung noch Widerspruch erregt, der steht bei unserer modernen Religion an der Spitze. Nichts darf getan werden, was dem Geschmack oder der Liebhaberei von irgend jemand anders

zuwider ist. Die einzige angenehme und erlaubte Art und Weise, das Christentum auszubreiten, ist die, welche allen um uns herum, sowohl den Heiligen als auch den Sündern, das Leben bequem macht."

Eines dürfen wir nicht vergessen. In der schwersten und entscheidungsvollsten Zeit stand neben ihm eine Frau mit ungewöhnlichen Gaben des Geistes und Herzens, eine Gefährtin, die ihren Gatten in all seinem Wirken und Kämpfen nicht nur unterstützte, sondern zu allerlei Plänen und Unternehmungen inspirierte. Auf der schlichten Steintafel, die im Norden von London auf dem Grabe der feinen, frommen Frau liegt, stehen die Worte: „Katharina Booth, die Mutter der Heilsarmee." Sie war es. Der letzte Gruß, den die Sterbende vor 22 Jahren an ihre Soldaten richtete, zeugt von diesem kampffrohen Geiste, der auch sie beseelte: „Meine lieben Kinder und Freunde! Ich habe euch innig lieb gehabt und mit Gottes Kraft euch ein wenig geholfen. Jetzt, auf seinen Ruf scheide ich von euch. Der Krieg muß vorwärts gehen und Selbstverleugnung muß eure Liebe zu Christus beweisen. Jeder muß etwas tun. Ich sende euch meinen Segen. Kämpft weiter und Gott wird mit euch sein. Zuletzt kommt der Sieg. Ich will euch im Himmel begegnen. Katharina Booth."

Hört man davon, wie der alte Mann um den 80. Geburtstag herum nach Dänemark, Schweden, Norwegen reist, nach Japan, nach Amerika fährt, überall Vorträge hält vor Tausenden und nicht lang nach seiner Rückkehr nach England wieder sich einschifft für Südafrika und dort unten vor 7000 Zulu spricht, so wird man erinnert an Paulus, der auch die ganze damalige Welt in den paar Jahrzehnten seines Lebens für Christus erobern wollte. Und Booth gleicht dem großen Apostel auch darin, daß er alle seine kühnen, weltumspannenden Pläne entwirft und durchführt mit einer schwächlichen Konstitution. Als er, 17jährig, Prediger werden wollte, war der Arzt dagegen. Er würde als Prediger einer Methodistengemeinde ein Jahr nicht überleben. Seinen Willen durchsetzen, hieße Selbstmord begehen. Es ist köstlich, wenn der Mann mit den silbernen Haaren das erzählt, er, der mit noch mehr Recht als sein geistlicher Vater, John Wesley, sagen konnte: „Die Welt ist meine Pfarrei."

Eine ungeheure Willenskraft steckte in dieser langen, hagern Gestalt. Kein Wunder, wenn er von seinen Truppen so große Opfer verlangt. Er hat sie als wackerer Offizier zuerst gebracht. Von seiner nächsten Umgebung hören wir, daß er sehr einfach lebte, wenig aß, nicht rauchte und keine geistigen Getränke genoß.

Ein glänzender Prediger war Booth nicht. Dazu fehlte ihm schon die Stimme. Aber doch ein eindrucksvoller und gewandter, immer praktisch und anschaulich, immer kurzweilig und originell. Eingeweihte behaupten, er habe sich auf jede Ansprache gewissenhaft vorbereitet. Jedenfalls traf er stets den rechten, wirksamen Ton, ob er

in einem Riesenzelt irgend einer Großstadt um Seelen warb, oder ob er in der Guildhall vor den höchsten Londoner Herrschaften seine Pläne dartat, oder ob er im „Kriegsrat" vor seinen Offizieren stand und stundenlang seine Anweisungen gab für die Arbeit in den verschiedenen Zweigen des Werkes. Auf textgemäße Exegese legte er wenig Wert. Booth war keine kritische Natur. Er empfiehlt seinen Soldaten die Bibel so zu lesen, wie man Fische ißt, d. h. die Gräte auf die Seite zu legen und sich nicht weiter darum zu kümmern. Daß er von aller theologischen Spekulation gering dachte und sie für eine völlig unfruchtbare Sache hielt, wird man diesem praktischen Theologen nicht verargen. Im Evangelium sah er einfach das Ultimatum Gottes an eine verlorene Menschheit. Darüber noch hin und her zu disputieren schien ihm eine Sünde.

Auch als Schriftsteller übte Booth einen großen Einfluß aus. Das „dunkelste England und der Weg heraus" hat seinerzeit bei seinen Landsleuten Aufsehen erregt. Die meisten seiner Bücher sind allerdings nur für die Armee geschrieben und enthalten Instruktionen für Soldaten und Offiziere. Jeder Soldat hat eine kurze, verständliche Dogmatik und Ethik in seiner Hand, vom General verfaßt. Darin ist die Rede von den Pflichten gegen die Armee, vom Gebet, von der Höflichkeit, von der Lektüre, wie und was man lesen soll, von der Ernährung, von Reinlichkeit, vom Rauchen, vom Alkohol, vom Lieben und Heiraten, von Kindererziehung, von Politik, vom Reichtum, vom Schuldenmachen und Prozessieren. Es bilden diese „Regeln und Verordnungen" ein interessantes Dokument, in manchen Punkten vergleichbar den Exercitia spiritualia des Ignatius von Loyola, nur daß daraus nicht nur der tapfere praktische Geist des Heilsarmeegenerals spricht, sondern auch der Geist des Generals, dessen Soldat William Booth sein wollte.

Ein Prophet war er nicht; aber ein Praktiker. Er hat Franziskus von Assisi, den er verehrte, einmal den Vorwurf gemacht, daß er in seiner Liebe zu den Armen und in seinem Drange, den Schwachen und Elenden als Bruder zu helfen, zu wenig praktisch vorgegangen sei. Das war allerdings die starke Seite dieses modernen Franziskus. Mit einem wunderbaren Organisationstalent ausgestattet, richtete er Dämme auf gegen das Elend, wo er konnte, baute Häuser und Baracken, um die am Wege aufgelesenen Opfer unterzubringen, schaffte sich ein williges, opferfreudiges Hilfskorps, macht aus Geretteten sofort wieder Retter, verstand die Fernerstehenden zu interessieren, zu betteln und immer neue Hilfsquellen zu schaffen und wußte die Methoden, die die Welt braucht für ihre Interessen, auszunutzen auch für sein Geschäft. Englische Zeitungen haben mit Recht geschrieben, Booth wäre in jedem Falle ein bedeutender Mann geworden, als Soldat, als Politiker, als Finanzmann, als Kaufmann. Und daß dieser genial-praktische Kopf gerade nicht für sich und seine persönlichen Interessen,

sondern für die größte Sache der Welt, für Gottes Reich dachte und wirkte, das war ein Glück, für das ihm Tausende danken.

Alle sozialen Unternehmungen waren, zumal am Anfang, nur Hilfsmittel, um die religiöse Einwirkung zu ermöglichen. Booth war Evangelist, Missionar und wollte Seelen retten. Bei dieser Arbeit merkte er aber, daß es nicht leicht ist, die Seele eines Menschen zu retten, wenn er kalte Füße hat. Und so ist Hand in Hand mit der Predigt auf der Straße das soziale Werk entstanden mit all den Häusern, wo Frierende sich wärmen, Hungernde sich satt essen, Obdachlose unterkommen konnten. Es ist nicht nötig all die verschiedenen Zweige der weitverzweigten Samariterarbeit aufzuzählen, die Booths Initiative ins Leben gerufen hat. Die Salutisten sorgen mit ihrer Reklame reichlich dafür, daß die Zahl der alljährlich von ihnen Gespeisten, Beherbergten, Versorgten und Geretteten, der vom Selbstmord Bewahrten und ausfindiggemachten Verschollenen bekannt wird. Es sei statt dessen erlaubt, mit ein paar Zeilen noch auf das Unternehmen zu kommen, das William Booth eigentlich zuerst seine Berühmheit eintrug, das ihm aber bis an sein Ende am meisten Kopfzerbrechen machte.

1890, wenige Wochen nach dem Tode der Generalin, wenige Wochen nach dem „Im dunkelsten Afrika" von Stanley, ließ Booth sein Buch erscheinen: „Im dunkelsten England und der Weg heraus."*) Der kühne soziale Plan mit dem feurigen Appell an die Freigebigkeit seiner Landsleute hat Aufsehen erregt. Auch bei Fachleuten. In wenigen Monaten waren durch freiwillige Kollekte $2^1/_2$ Mill. Franken beisammen, die ihn in Stand setzten mit der Ausführung seines Planes zu beginnen. Der Grundgedanke war der: Um die unbeschäftigte, brachliegende Arbeitskraft der Großstadt fruchtbar zu machen, sind dreierlei Kolonien nötig: die Stadtkolonie, die Landkolonie und die Ueberseekolonie. In den Nachtasylen und Arbeitsvermittlungsbureaux der Großstadt sollen die Arbeitslosen empfangen und an die Farmkolonie auf dem Lande weiter gewiesen werden. Hier hatten sie, wenn sie wollten, Gelegenheit ihr Brot zu verdienen, zugleich Gelegenheit, die Landwirtschaft zu erlernen und damit ausgerüstet zu werden für die Ueberseekolonie, wo ihnen dann Land zur Bebauung und Eigenwirtschaft angeboten werden sollte. Booth erwartete von dieser Erziehung zur Arbeit und der Transportation aus der Großstadt in ein neues Milieu mit Arbeitsmöglichkeit und Aussichten auf Vorwärtskommen nicht nur volkswirtschaftlich einen Gewinn, sondern vor allem einen günstigen Einfluß auf Charakter und Lebensführung des Einzelnen. „Gebt ihm ein Stücklein Land, wo er in freier Luft arbeiten kann und wo sein eigenes Brot wächst, was will er noch mehr?" Die Verwirklichung dieses Entwurfs war mit vielen Schwierigkeiten ver-

*) An dem auch der mit der „Titanic" untergegangene Stead mitgearbeitet hatte.

bunden, und die Erfahrung mußte teilweise sehr teuer erkauft werden. Am leichtesten und schnellsten vollzog sich der Ausbau der Stadtkolonie, das Netz von Nachtasylen, Heimen, Werkstätten ꝛc.; am schwierigsten die Verpflegung und Ansiedelung in fremde Länder. Immerhin sind bis dahin doch etwa 30,000 Menschen auf diesem Wege über See geschafft worden. Das Auswanderungsbureau der Heilsarmee ist als Teil des internationalen Hauptquartiers in London für sich allein schon ein riesiger Geschäftsorganismus, wo täglich zirka 300 Briefe aus aller Welt einlaufen.

Ein riesiges Stück Samariterarbeit ist von William Booth schon angeregt und getan worden. Sein Werk muß jedem, der es kennt, Achtung abnötigen. Wer durch die Nachtasyle und Rettungshäuser sich führen läßt, wer einen Einblick gewinnt in das Werk der „Schlammposten", wer irgendwo die Salutisten an der Arbeit sieht, der freut sich daran, daß der Gedanke der rettenden Liebe hier Wirklichkeit geworden ist und er segnet den Mann, der in so viele einzelne gebrochene Menschenleben hinein Licht und Wärme gebracht hat, gerade dort, wo sonst so wenig Sonne hinkam.

Die Achtung vor dem Mann darf uns aber nun, da er sein Kommando niederlegte, nicht abhalten, die Frage nach dem bleibenden Wert seines Werkes zu stellen. Man ist in weiten Kreisen in Gefahr, unter dem Eindruck des Großen und Vielen, das die Heilsarmee tut, und wofür sie mit dem ihr eigenen Geschick Reklame macht, den Wert dieser sozialen Arbeit zu überschätzen, vor allem eben dort, wo man die private Wohltätigkeit für das vollkommen genügende Heilmittel für die herrschenden Mißstände hält. Wer aber einsieht, daß energische soziale Politik unendlich umfassender und gründlicher hilft, als alles noch so gut organisierte Wohltun, weil jene das Uebel an der Wurzel packt, während dieses nur mit den steten Folgen sich abmüht, der anerkennt gewiß die vorläufig noch dringende Notwendigkeit dem nun einmal ausgeglittenen Droschkengaul auf die Beine zu helfen — um mit einem Bilde des „dunkelsten England" zu reden — sieht aber die höhere Aufgabe darin, für ein Straßenpflaster zu sorgen, auf dem das Stürzen des Gaules weniger leicht möglich ist. Gewiß sind die Verfasser der abschätzigen Artikel über General Booth in den sozialdemokratischen Tageszeitungen den ideal-religiösen Motiven des Mannes und der ganzen Bewegung nicht gerecht geworden. Wenn man aber weiß, wie ablehnend Booth sich gegen die soziale Politik verhielt, wie wenig er das Evangelische solcher Bestrebungen einsah, wie gering er und damit seine ganze Armee all das unbedingt Große und Wertvolle einschätzte, was doch durch den Staat schon ist getan worden an Armenfürsorge, Arbeiterschutz, überhaupt an humaner Kulturarbeit, an all dem, was eine moderne Gesetzgebung gegenüber Schwachen jeder Art als Selbstverständliches fortwährend leistet, der begreift, wenn gerade Sozialpolitiker für das Werk von Booth wenig Anerkennung übrig haben. Es werden von Zeit zu Zeit in England

Klagen laut über die Ausbeutung, die in den von der Heilsarmee geleiteten Anstalten, Werkplätzen und Kolonien den Arbeitskräften gegenüber vorkommen sollen. Englische Gewerkschaften haben sich auf ihren Kongressen schon damit beschäftigt. Der geschäftlich gesunde Grundsatz: jeder Betrieb muß sich selber erhalten, ja möglichst noch an die Zentralkasse abgeben, hat eben häufig genug bedenklich kleine Löhne zur Folge. Und wenn man hört, wie die Londoner Bauschreiner seit Jahren zu kämpfen haben gegen das in den Holzfabriken der Heilsarmee herrschende Schwitzsystem, das diese natürlich in Stand setzt, alle Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, wenn man bedenkt, wie diese zahllosen Unternehmungen der Heilsarmee nur deshalb eigentlich gedeihen, weil sie zum größten Teil auf unbezahlter oder schlechtbezahlter Arbeit der Allerärmsten beruht, so wird man zwar daraus dem Mann, der diesen immerhin großartigen Versuch, Mißstände zu sanieren, unternahm, nicht einen sittlichen Vorwurf machen dürfen, aber doch eben konstatieren müssen, daß dieser Versuch die richtige Lösung des Problems nicht sein kann. Die Beurteilung, ob General Booth wirklich erreichte, was er wollte, ist nicht leicht. Indessen arbeitete er seit 20 Jahren mit riesigen Geldmitteln (die Selbstverleugnungswoche in England allein wirft jedes Jahr ca. 1½ Millionen Franken ab), mit aller wünschbaren Sympathie und Unterstützung der Oeffentlichkeit, der Privaten und Behörden. Er wünschte im „dunkelsten England" zehntausend Offiziere, um seinen Plan der Entsumpfung der Großstädte durchführen zu können. Es sind heute wohl zweimal so viele in seinen Dienst. Aber die unheimlich große Armee der Verarmten und Verelendeten ist nach dem Urteil kompetenter Leute nicht kleiner geworden; im Gegenteil, sie wächst sogar ständig mit der Zunahme der Bevölkerung. Das alles ist nur ein Beweis, daß Booths Versuch diesen sozialen Notständen gegenüber unzulänglich ist. Ein Vorwurf, den der General unablässig zu hören bekam, war der Mangel einer klaren Rechnungsstellung über die Verwendung der von der Oeffentlichkeit erhaltenen Gelder. Es hängt zusammen mit seinem autokratischen Wesen, daß er sich lange nicht, und bis jetzt noch nicht mit der wünschbaren Offenheit, dazu hat verstehen können. Ueberhaupt hat dieses ganze militärisch-despotische System bei all seinen Vorzügen auch seine bedenkliche Kehrseite und schafft oft genug zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ein Verhältnis, das weit entfernt ist, ein evangelisch-brüderliches zu sein. Und wer Gelegenheit hat, da und dort hinter die Kulissen zu sehen, der muß mit Bedauern beobachten, wie gerade bei der religiösen Gemeinschaft, die ja nach außen sozial bahnbrechend war und ist, innert ihren eigenen Reihen einen widerlich unsozialen Zug hat. Jeder Salutist unterschreibt bei seiner Einreihung u. a. den Kriegsartikel: „Ich erkläre hiemit, daß ich alle Zeit, Kraft, Geld und Einfluß, über welche ich ehrlich verfügen kann, auf die Förderung dieses Krieges verwenden will und daß ich alle meine Freunde und Nachbarn, auf

welche ich Einfluß habe, beeinflussen will, daß sie das Gleiche tun." Leute, die das unterzeichnen, nehmen willig viel Selbstverleugnung und Opfer auf sich. Darauf beruht ja die Stärke der Bewegung. Aber diese Zumutungen fortwährender Opfer, die systematisch von oben nach unten drücken, sind oft schwer zu unterscheiden von Chikanen und Ausbeutung, vor allem dann, wenn die Kommandierenden selber ein ziemlich behagliches und gemütliches Leben führen, wovon allerlei zu erzählen wäre. Der Satz, der in den „Verordnungen" steht: „du mußt willig sein zu leiden," hat ja sein Recht und seine Bedeutung. Er kann aber leicht, oft ohne Absicht, eben durch das System, zu Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten führen, die der guten Sache schlecht anstehen. Nur dies despotisch-selbstherrliche Regiment des Generals, das die ganze Organisation durchdringt, hat immer wieder alle Kritik und alle Klagen, die je innerhalb der Armee laut werden wollten, ersticken und erdrücken können. Der berühmte Prediger am City Temple in London, Rev. R. J. Campbell, der in der soeben erschienenen Biographie*) des Generals eine sehr anerkennende Würdigung schrieb, meint, die schwächste Seite des Werkes von W. Booth sei gewesen: die praktische Vernachlässigung irgend welcher Arbeit in der Richtung der intellektuellen Erziehung und Bildung für seine Glieder. Jedenfalls wäre eine so autokratische Leitung und Organisation der Armee mit all ihren Auswüchsen viel schwieriger gewesen, wenn die Armee aus mehr selbständigen, geistig reiferen Menschen bestehen würde.

Heute, wo die öffentliche Meinung so rückhaltlos die Verdienste der Heilsarmee anerkennt, ja, wo von gewissen Kreisen diese fast als das christliche Ideal hingestellt wird, darf man doch wohl auch einmal auf diese wunden Punkte den Finger legen.

Von der eigentlichen Evangelisationsarbeit der Salutisten war hier bis jetzt noch kaum die Rede. Davon nur soviel. Nicht daraus kann man dieser englisch-methodistischen Gemeinschaft einen Vorwurf machen, daß sie mit Pauken und Blechmusik, mit Guitarre und Tambourin evangelisiert und auf diese laute aufdringliche Art einzuwirken sucht auf die sittlich und religiös Verwahrlosten der Großstadt. Aber daß sie diese doch massive und plumpe Methode für alle Menschen der Welt für die richtige hält, bei uns in der schweizerischen Kleinstadt oder gar auf dem stillen Dorf, wo religiös und sozial ganz andere Verhältnisse sich finden, das bleibt ein Hinausgehen über die Schranken ihres Typus und damit ein Holzweg.

Es bleibt reichlich genug übrig von Booth's Werk, das ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte sichert. Er selber steht, wenn nicht punkto Demut, so doch in Bezug auf Selbstlosigkeit und Liebe zum Schwachen und Armen neben einem Franziskus von Assisi. Bezeichnend ist sein Bekenntnis: „Ich wollte wohl auf der Kuppel der Paulskirche auf

*) The lif of General Booth; 7 d. T. Nelson and Sons, London (von 8 verschiedenen Verfassern).

meinen Kopf stehen, wenn ich dächte, ich könnte dadurch irgend jemand helfen." Booth nahm die Not ernst, die er bekämpfte, was man nicht von aller Wohltätigkeit sagen kann. Er persönlich mutete auch niemandem Opfer zu, die er selber nicht zuerst gebracht hätte. Booth war ein Bahnbrecher für die Frauenbewegung. In seiner Armee wurde von Anfang an die Frau dem Manne rechtlich gleichgestellt. Er war ein mächtiger Förderer des Abstinenzgedankens in der Welt. Seine Armee war wohl das größte Heer im Kampfe gegen den Alkohol. Booth hat durch sein praktisches Christentum an den christlichen Kirchen und Gemeinschaften eine Mission erfüllt, die allein schon wert ist, daß sein Name mit dankbarem Respekt genannt wird. Er hat durch sein Werk das soziale Gewissen der christlichen Kreise geweckt wie vielleicht in unserer Zeit kein anderer. Was er aber einzig hat sein wollen, ein Helfer und Retter, das ist er Unzähligen weit in der Welt herum geworden. Das schönste Zeugnis hat er sich selber einmal gegeben, als er vor riesiger Zuhörerschaft erzählte von einer Vision, die ihm eben komme: Er sah sich im Himmel als einen in der blutgewaschenen Menge vor dem ewigen Throne. Es war der konventionelle Himmel, von dem die Christen reden und singen. Dort standen weitbeschwingte Engel, Kronen und Harfen und all der selige Hausrat, wie die kindliche, fromme Sprache ihn schildert. Doch schien eines zu fehlen. Auf jedem Gesicht lag eine gewisse Traurigkeit, ein Mangel an Befriedigung. Zuletzt wurde das Geheimnis aufgeklärt. Christus stand vorn vor der anbetenden Menge und sagte ihnen, die Sache, um deretwillen er als Kaufpreis sein Leben gelassen hatte, sei noch nicht gewonnen. Menschen schmachten noch auf Erden in den Fesseln der Unwissenheit, des Lasters und der Not. „Wer will auf den Himmel verzichten und in die Welt zurückkehren und den Kampf wieder aufnehmen mit den Gewalten der Hölle?" Ohne einen Augenblick zu zögern, erhob sich die ganze selige Schar wie ein strahlendes Wesen, warfen Krone und Kleider auf die Seite und stellten sich mit freudigem Eifer in diesen ernsten, schweren Dienst.

So konnte nur William Booth träumen, der Gründer und erste General der Heilsarmee.

A. Maurer.

---

# Renaissance und Reformation in neuer Beleuchtung.*)

Nicht allen Lesern der Neuen Wege ist vielleicht das neueste Buch von Professor Wernle in die Hände gekommen. Es enthält sechs Vorträge, die der Verfasser im vergangenen Herbst in Zürich vor Lehrern der schweizerischen Mittelschulen gehalten hat. Auf 170

*) Wernle, Renaissance und Reformation. Sechs Vorträge. Tübingen, Mohr.

Seiten kommen diese beiden geschichtlichen Umwälzungen, die traditionell als der Anfang der neuesten Geschichte gelten, zur Darstellung. Das darf natürlich niemand wagen, der nicht seit Jahren mit diesen Gebieten vertraut ist, sonst würde er uns zufällige Kleinigkeiten bieten. Wernle führt uns mit erstaunlicher Konzentration und Sicherheit direkt ins Zentrum all der Probleme, die mit den beiden großen Namen gegeben sind. Wer bisher Renaissance und Reformation entweder ohne rechte innere Verbindungslinien oder aber nur in einem nebelhaften Zusammenhang gesehen hat, dem wird hier das Charakteristische und Besondere, aber auch das Gemeinsame auf beiden Seiten hell entgegenleuchten. Aber auch mit der Vergangenheit, dem Mittelalter und der folgenden Zeit der protestantischen Orthodoxie sind die beiden Erscheinungen vorwärts und rückwärts in Verbindung gesetzt. Das zeigen am einfachsten die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: 1. Die Renaissance, was sie uns Neues gebracht hat. 2. Von den Schranken der Renaissancekultur. 3. Die Reformation, der Zusammenhang mit dem Alten. 4. Das Neue der Reformation. 5. Die neue protestantische Kultur. — Professor Wernle ist den Lesern der Neuen Wege kein Unbekannter. Sie werden sich darum ohne weiteres vorstellen können, daß hinter diesen Namen sich eine Fülle von Stoff in anregender oft frappierender Gestaltung findet. Ihnen braucht man darum das Büchlein nicht im einzelnen darzustellen und zu rühmen. Wer überhaupt für das Werden in der Zeit, nicht nur für das Gewordene Interesse hat, wird mit reichstem Gewinn die Vorträge lesen.

Ich möchte daher nur noch nach einer bestimmten Seite etwas ausgreifen, um allfällige Hindernisse des Verständnisses und Genusses aus dem Wege zu räumen. Schon auf dem Zürcher Ferienkurs konnte man Stimmen hören, daß doch bei dieser Darstellung die Reformatoren und die Reformation zu kurz kämen, daß das ideale Bild, das Schule und kirchlicher Unterricht von ihnen hinterlassen habe, dadurch ganz empfindlich gestört werde. Und daraus zogen manche den Schluß, daß die Darstellung Wernles wohl eine verkehrte sei.

Da treffen nun allerdings zwei Arten, die Vergangenheit zu betrachten, aufeinander, die keinen Kompromiß ertragen können. Man darf vielleicht sagen: eine ältere und eine jüngere. Die eine Auffassung sucht — ob sie's nun zugibt oder nicht — in der Vergangenheit ausschließlich die uns lieb und wert gewordenen Anschauungen, die wir in einer kirchlichen oder politischen Partei oder in einer nationalen Geschichtdarstellung von Kindsbeinen an in uns aufgesogen haben. Klassisch tritt diese Betrachtungsweise bei den Theologen hervor, die die Schriften des Alten und Neuen Testamentes lediglich unter dem Gesichtswinkel lesen, ob und wie sie die ihnen von ihren Vätern her überlieferte Dogmatik bestätigen. Und sie werden zweifellos alles finden, was sie suchen. Nicht minder klassische Beispiele hiefür sind die Patrioten resp. Parteigenossen einer kirchlichen oder politischen Partei, für die Zwingli nun einmal um jeden Preis der erste liberale Pfarrer gewesen sein

muß oder für die jeder Schatten auf einer vorwärts schreitenden, als fortschrittlich markierten Zeitperiode, eine Unmöglichkeit bedeutet; wer aber den Schatten entdeckt hat, der gilt als ein grober Verleumder. Also in unsern Verhältnissen: Die Reformationszeit, gewisse Glanzpunkte der Schweizergeschichte, sowie je nach der politischen Richtung gewisse Männer in hoher Stellung müssen einfach zu den Blümlein „Rühr mich nicht an“ gerechnet werden. Es gab vor nicht allzu langer Zeit große Kreise, die so Tell und Winkelried schützen zu müssen glaubten. Heute sind es mehr Größen aus späterer Zeit, denen von irgend einer Seite der Heiligenschein der Unantastbarkeit umgelegt wird. Theoretisch will das natürlich niemand tun. Praktisch aber stößt man alle Augenblicke auf derartige Heiligsprechungen. Diese Annahme von Schonbezirken in der Geschichte findet ihren konsequentesten Ausdruck in der katholischen Geschichtsschreibung. Dort kann jeder die Grenzpfähle klar erkennen, innerhalb deren man mit den päpstlichen Wildhütern in Konflikt gerät. Aber ähnliches findet sich auch auf protestantischer, liberaler, ja neuerdings auf sozialistischer Seite wieder. Die Geschichte soll eben Dienerin sein, soll sich den traditionellen Auffassungen und praktischen Bedürfnissen irgend einer Interessengruppe unterordnen, oder sie verfällt dem Anathema (Bannfluch).

Wer so etwas von der Geschichte fordert, kommt bei Wernle nicht auf seine Rechnung. Sei es nun der Renaissancebegeisterte oder der mehr oder weniger orthodox oder liberal gefärbte Verehrer der Reformation, sei es der Katholik: jeder wird, wenn er meint, daß diese Vorträge nun gerade seiner Parteiauffassung dienen, zwar manches finden, was ihm paßt, aber an noch viel mehr Stellen enttäuscht werden: „ich habe geglaubt, das sei unser Mann, nun redet er plötzlich so liebenswürdig von Katholiken oder Sektierern, und läßt die Reformatoren nicht mehr gelten.“ Viele werden einer Weitherzigkeit, einem liebevollen Verständnis so verschiedenartiger Erscheinungen wie Renaissance und Reformation fast ratlos gegenüber stehen. Man sollte doch der einen einen schwarzen, der andern einen weißen Zettel umhängen, damit jeder auf hundert Schritt Entfernung über „gut“ und „bös“ orientiert wird. Aber, wie gesagt, das gibt's in dem Büchlein einfach nicht.

Gerade da liegt m. E. der höchste Wert dieser Darstellung der Renaissance und Reformationszeit: Vor allem eigenen Urteil, vor allem ängstlichen Fragen, ob's auch stimmen wird, liegt der Respekt vor der Geschichte, d. h. der Respekt vor der einfachen Tatsache. Die Geschichte ist hier niemandes Dienerin, sondern die ihren eigenen Gesetzen frei gehorchende Herrin. Zuerst soll sie durch den Mund ihrer Quellen selber reden: tief, eindrucksvoll, unverwischt, erstaunlich, widerspruchsvoll, oder wie sie nun reden will. Der sie aber aufzeichnet, muß zunächst nichts als hören und sein vorlautes Wort zurückhalten können. Erst in zweiter Linie redet er. Diese

Reihenfolge ist in dem Buche streng beobachtet. Vor diesem Zuhörenkönnen, wo die Tatsachen sprechen, zerschmelzen nicht nur alle Schlagworte, wie „das finstere Mittelalter“ oder „die Freiheit des Christenmenschen“, in ihrer herkömmlichen Bedeutung wie Schnee in der Sonne, sondern auch mancher andere legitim gebrauchte Ausdruck wie z. B. „Reformation“, wird anders d. h. unbedenklich mit voller Gleichberechtigung auf Katholiken, Socinianer und Täufer angewandt. So kommt man über die Worte hinaus, man sieht Dinge, die man bisher nicht gesehen hat, man begreift Zusammenhänge, die zu erkennen zwei verschiedenartige Bezeichnungen verhindert hatten.

Es ist genau so, wie wenn zwei Leute dasselbe Buch lesen. Nehmen wir an, es sei Rousseaus „Emil“. Der eine erkennt auf Schritt und Tritt nur den Vorläufer seiner eigenen Gedanken, etwa der Gedanken, die heute als „Schulreform“ bezeichnet werden. Er mag manches erkennen, aber Rousseau lernt er nicht kennen, Rousseau als Kind gerade seiner Zeit und seiner Verhältnisse und Erlebnisse. Der andere läßt in erster Linie das Auffallende, Fremdartige, Widerspruchsvolle, vielleicht Unverständliche auf sich wirken und kommt so allmählich dazu, daß er es mit einem ganz eigentümlich widerspruchsvollen aber doch wertvollen Menschen zu tun hat. Er ahnt etwas, was Rousseau wirklich bedeutet hat. Auch er wird erkennen, inwiefern Rousseau noch heute lebt und wirksam ist, freilich mit manchen Umbildungen. Er wird aber nicht so leicht dazu kommen, nun Rousseau als den unbedingten Heiligen aller Schulreformer zu verehren und wird darum auch Veränderungen in seinem Bilde ruhig ertragen können.

Diese beiden Ausgangspunkte geschichtlicher Erkenntnis und Darstellung sind unvereinbar. Wer von einem selbstgemachten Idealbild ausgeht, von dem er Angriffe abwehren will, wird den Tatsachen nie gerecht werden können. Wer grundsätzlich von den Tatsachen ausgeht, unbekümmert, ob ein Heiliger entlarvt werde, ein Starker schwache Stunden zeige oder eine Heldenperiode kleinmenschliche Züge aufweise, der wird manche sogenannte Idealbilder zerstören müssen. Den wirklich Großen unter den Menschen und den wirklich weltbewegenden Zeitepochen wird solche Wahrheit, und sollte sie lauter Schatten bedeuten, nichts schaden. „Viel Licht, viel Schatten“, wird das einzige Ergebnis sein. Wo aber Götzenbilder von Menschenhänden künstlich errichtet durch Tatsachen zerschlagen werden, da darf man nur dankbar sein. Von unwahren Idealen der Vergangenheit zu leben ist immer eine gefährliche Sache. Wernles Vorträge sind ganz getragen von diesem furchtlosen Wahrheitsmut, der allein auf allen Punkten die Wissenschaft gefördert und die Menschen vorwärts gebracht hat. Darum sind sie manchem als Zerstörung liebgewordener Vorstellungen erschienen, darum bedeuten sie aber auch eine wirkliche Förderung der Wahrheitserkenntnis für viele. A. Barth.

# Zum Problem der Kirche.

Nicht eine systematische Abhandlung ist im Folgenden beabsichtigt; ich möchte bloß einige Gedanken zu der in unseren Spalten begonnenen Diskussion beisteuern.

Von grundlegender Wichtigkeit ist, wie Herr Schindler (s. Nr. 5) uns ans Herz legt, die Wahl des Gesichtspunktes, von dem aus wir das ganze Problem behandeln sollen. Also nicht von irgend einem kulturellen, sozialen, ästhetischen oder wissenschaftlichen Standpunkt aus sollen wir über den Wert der Kirche, ihre Reformbedürftigkeit und -Fähigkeit oder Hoffnungslosigkeit urteilen. Es gibt nur einen zulässigen Maßstab: ist sie ein brauchbares Gefäß für das, was Gott der Menschheit anvertraut hat und ein taugliches Werkzeug für das, was er von ihr fordert?

Pauli in seinem Buch: „Im Kampf mit dem Amt" und Hitz in seiner Besprechung desselben (Neue Wege, 1911, Nr. 12) üben eine rein religiöse Kritik. Aber sie gehen wesentlich aus von der Pfarrerfrage. Welche Schwierigkeiten, resp. Unmöglichkeiten ergeben sich dem Pfarrer aus dem kirchlichen Dienst? Das ist das Problem, das sie in den Vordergrund stellen, weil sie es unmittelbar in ihrer Person durchlebt und durchgekämpft haben.

Die Konflikte, in welche das kirchliche Amt seinen Träger versetzt, gehen in der Hauptsache auf drei große Gegensätze zurück.

Zuerst auf denjenigen zwischen dem Ideal der Unmittelbarkeit und der reglementierten Berufspflicht. Wenn irgend ein Lebensgebiet, so ist das religiöse Sache der innersten Empfindung und alle Aeußerung in ihrer Echtheit und Kraft davon abhängig, daß sie möglichst spontan hervorbricht. Wir spüren immer wieder, daß unsere Rede am meisten Kraft hätte, wenn wir stets unter dem dominierenden Eindruck der Situation, aus unbeabsichtigter Ergriffenheit heraus reden und unser Bestes und Innerstes geben könnten, nicht so häufig Produkte der Studierstube vortragen müßten. Und doch läßt es sich aus durchsichtigen Gründen nicht vermeiden, daß wir unsere Tätigkeit nach der Uhr und dem Kalender richten, zu vorher festgelegter Zeit religiös reden und, was noch schwerer ist, beten müssen. Ueber jede Funktion sollte man die Ueberschrift setzen können: „Ich glaube, darum rede ich." Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit.

Man kann freilich einwenden, daß auch die künstlerische Tätigkeit unter demselben Fluch leidet. Auch sie ist ja ein Aeußern und Darstellen innerster Empfindung; aber auch der Künstler kann sich nicht darauf beschränken, bloß zu produzieren, wenn ihn der künstlerische Enthusiasmus anpackt; auch er muß etwa arbeiten auf Kommando und Bestellung; wenn dieser harte Zwang nicht gewesen wäre, so wäre vielleicht die Menschheit um manches herrliche Kunstwerk ärmer

geblieben; auch in diesem Zwang liegt ein sittliches Moment. Dasselbe läßt sich von der religiösen Tätigkeit sagen. Aber das hindert nicht, daß der geschilderte Zwiespalt recht peinlich, ja tragisch werden kann.

Der zweite Gegensatz ist derjenige zwischen Amtlichkeit und Menschlichkeit. Der Pfarrer möchte einfach als Mensch zu Menschen reden; aber er spürt, wie sich das Amt zwischen ihn und die, zu denen er redet, einschiebt. Er fragt sich: würde ich das auch sagen, wenn es nicht meines Amtes wäre? Es gibt ja noch Leute, die „an den Pfarrer glauben", denen etwas mehr Eindruck macht, wenn es der Pfarrer sagt. Aber möchten wir nicht auch hier lieber das Vertrauen ganz persönlich genießen, statt bloß um des Amtes willen? Und auf der andern Seite wächst täglich die Zahl derer, die allem, was wir sagen und tun, nur schon deshalb Mißtrauen entgegenbringen, weil sie denken: das tut der Pfarrer nur, weil er dazu angestellt ist. So erscheint das Amt oft als Hindernis der Wirksamkeit.

Dazu kommt der dritte Konflikt, den uns namentlich Pauli mit großer Anschaulichkeit vorführt und der auch Hitz vor Allem beschäftigt; wir können ihn den Konflikt zwischen Wahrhaftigkeit und Liebe nennen. Der Pfarrer möchte mit seinem religiösen Leben der Gemeinde dienen und spürt, daß Gegensätze nicht nur des geistigen Lebens, sondern auch des religiösen Niveaus bestehen, die eine Verständigung und einen innern Kontakt erschweren. Dem Studenten erscheint meist der Gegensatz zwischen seinen historisch-kritischen Erkenntnissen und der traditionellen Gläubigkeit der Gemeinde am schwersten. Derselbe kann auch gelegentlich dem Gewissen recht zu schaffen machen. Aber viel tiefer geht eine Disharmonie der Religiösität. Man stößt auf ein im Grunde katholisches Wesen, dem die Religion als die abgegrenzte heilige Sphäre und der Pfarrer als Verwalter des Schlüssels dazu erscheint, oder als eine Reihe von Leistungen an Gott, über die der Pfarrer als Kontrolleur gesetzt ist. Er will das gar nicht sein, was die Leute von ihm erwarten, und sie begehren das nicht, was er ihnen als Bestes bringen möchte; sie hätten viel lieber einige Surrogate. Er kann aber diesen Gegensatz nicht sofort offen und ehrlich enthüllen, sonst ist alle innere Verbindung abgeschnitten; er muß anknüpfen und irgendwie auf ihr Niveau heruntersteigen, sonst wäre er einfach unbarmherzig. Die Distanz ist ja lange nicht immer so groß wie zwischen dem modernen Subjektivisten Pauli und seinem kulturell ziemlich abgeschnittenen bayrischen Bauerndörfchen. Irgendwie besteht aber dieser Konflikt überall.

Das sind die Schwierigkeiten des Pfarrers. Sie sind nicht überall gleich groß. Schon die äußere Lage ist verschieden. Noch mehr spricht die Gemütsart des Pfarrers mit. Es gibt solche, die all das kaum empfinden, und das ist gefährlich. Es gibt andere, bei denen es als heilsame Unruhe wirkt. Und endlich solche, denen es unerträglich wird. Sie empfinden die Schwierigkeiten viel lebhafter

als die Lichtseiten. Es gibt hier keine allgemeine prinzipielle Entscheidung, keine festen Maßstäbe und bindenden Regeln. Wie jeder damit fertig wird, ist Sache persönlichster Stimmung und Empfindung, eine reine Gewissensfrage, in der keiner den andern richten soll. Aber eben deswegen ist die Pfarrerfrage nicht der geeignete Ausgangspunkt für die Beurteilung des Kirchenproblems. Nicht unsere Schwierigkeiten sind die Hauptsache. Die Kirche ist nicht um des Pfarrers willen da. Betrachten wir die ganze Frage vom Standpunkt der Gemeinde.

* * *

Unsere Zeit wird sich das Recht der geistigen Selbständigkeit nicht mehr rauben lassen, auf dem religiösen Gebiet so wenig wie auf irgend einem andern. Und ich möchte keinen Augenblick daran rütteln, daß diese Selbständigkeit ein hohes Gut und eine heilige Aufgabe ist. Aber wir geben uns meist gewaltigen Illusionen über ihren Umfang hin.

Aus der großen Ueberzahl derer, die einfach das Ueberkommene festhalten und stehen lassen, bis sie durch besondere Erlebnisse zu einer Revision ihrer Anschauungen von außen her veranlaßt werden, heben sich die paar Subjektivisten hervor, welche das Bedürfnis haben und es sich zur Ehre anrechnen, alles und jedes in Frage zu stellen, und gar nichts gelten zu lassen, was sie nicht am eigenen Leibe erfahren und erprobt haben. Aber auch bei ihnen fragt es sich, ob sie das, was sie als selbsterworbenen geistigen Besitz beanspruchen, wirklich aus sich selbst herausgesponnen oder nicht vielmehr von denen übernommen haben, die vor ihnen dagewesen sind. Wenn wir das, was uns als Wahrheit angeboten wird, prüfen und uns dabei vielleicht auf unser sehr kritisches Urteil viel zu Gute tun, so tun wir es eben doch mit Voraussetzungen, Methoden, Stimmungen, Wertmaßstäben, die wir von unseren Vorfahren empfangen haben. Es ist einfach die Frage, ob unsere Gedankenwelt und Gesinnung zu vier Fünfteln oder neun Zehnteln oder noch mehr Erbteil der Gemeinschaft ist, in der wir aufgewachsen sind. Auf dem Boden, auf den uns die Gemeinschaft gestellt hat, haben wir einen gewissen, aber sehr beschränkten Spielraum; doch zum größten Teil leben wir geistig von der Gemeinschaft.

Das gilt auch für das religiöse Leben. Auch heute noch spukt der rationalistische Irrtum, als ob wir uns unsere Religion von Grund aus neu konstruieren müßten. Es ist Mode geworden, den Historizismus schlecht zu machen und als überwundene geistige Verfassung zu betrachten. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß wir noch nicht genug davon gelernt haben, daß wir immer wieder vergessen, wie wir auf den Fundamenten weiter bauen, welche die Menschen vor uns gelegt haben, daß wir von ihren Erfahrungen, ihren Bemühungen und Opfern leben. Man kann nicht nachdrücklich genug der Meinung widersprechen, daß die Geschichte ein unablässiger Wechsel, ein bloßes Auftauchen und Untersinken sei. Sie ist ein Bau, die Sammlung

eines geistigen Kapitals. Es wird etwas in der Geschichte, wenn anders sie überhaupt einen Sinn hat. Das bedeutet keine Sklaverei des historisch Gewordenen; manches, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht, und manches gilt es erst aus dem Reich des Möglichen und Wünschbaren in das des Wirklichen überzuführen. Aber was hat all dies heiße Bemühen denn für einen Sinn, wenn die nach uns kommen gar nicht gefördert werden, sondern von vorn anfangen sollen?

Wenn in der Natur neues Leben entstehen soll, so bedarf es nicht bloß des Samens, der den Lebenskeim in sich birgt, sondern auch des Bodens, aus dem er Saft zieht, des schützenden Mutterschoßes für die erste zarteste Entwicklung. Nicht anders ist es mit dem geistigen und religiösen Leben. Es bedarf eines Nährbodens.

Die heutige Menschheit lebt religiös von den Gütern und Kräften, die in der Vergangenheit aufgeschlossen worden, aber eben selbst nicht vergangen sind, sondern bleiben und fortwirken. Wir leben von einem religiösen Erbe, das noch lange nicht ausgeschöpft ist. Und die religiöse Gemeinde (ich brauche nicht das vieldeutige Wort Kirche) ist die Organisation, die es von Generation zu Generation weiter leitet. Man kann die Pflege dieses Erbes nicht den Subjektivisten überlassen. Es ist gut, daß eine solche Institution da ist, welche die einzelnen Menschen überdauert, welche nicht bloß von ihnen getragen wird, sondern sie selbst trägt und das Erbe über Zeiten, wo es weniger geschätzt wird, hinüber rettet. Sie bietet dem Einzelnen eine Gemeinschaft, an die er sich anlehnen kann, aus der er Kraft zieht. Sie bietet ihm einen Kultus, in welchem sie sich ihres Erbes stets neu bewußt wird und es den Gemütern einprägt, und eine Erziehung, durch die er in ihren besten Besitz hineinwächst. Verdanken die Menschen diesem Erbe nicht meist viel mehr als sie zugeben? Leben sie nicht immer noch davon, wenn sie es auch längst über Bord geworfen zu haben glauben? Wenn sie in die Krisis hineingeführt werden, wo sie das Ererbte mit neuen Erlebnissen, mit neuen Schöpfungen unserer Kultur auseinandersetzen müssen, so kommt ihnen das am lebendigsten zum Bewußtsein, was sie neu hinzugewonnen haben und jetzt anders sehen. Sie fühlen den Gegensatz stärker als er in Wirklichkeit ist. Sie halten sich für Schöpfer und sind doch Geschöpfe. Wenn sie das nicht hätten, was sie der Gemeinschaft verdanken, so wären sie auch nicht fähig gewesen, das Neue hinzu zu gewinnen.

Wir sind überzeugt, daß von Jesus und seinem Evangelium der Menschheit das Heil komme, daß sie hier die Güter und Kräfte finde, von denen sie leben und ihrer Bestimmung entgegenreifen soll. Dann brauchen wir aber auch die Gemeinde, die dieses kostbarste Erbe pflegt. Wohl muß der Einzelne immer wieder vor Jesus selbst hingestellt werden und sich mit ihm auseinandersetzen. Aber die Ehrfurcht, die ganze Geistesverfassung, die für Jesus erst empfänglich macht, die seine Größe zu empfinden vermag und seinem Wort ein Echo entgegenbringt, fließt uns wieder aus der Gemeinschaft zu, aus deren Sinnesart wir

geistig herausgewachsen sind, d. h. aus der von Jesu Einfluß gesättigten Gemeinde. Diese ist unentbehrlich, ein religiöses Gut, trotz ihrer Knechtsgestalt, ihren Klippen, Versuchungen und Unvollkommenheiten.

* * *

Doch nun erhebt sich eine neue Frage. Sollte sich dieses Leben nicht wie alles Leben von selbst fortpflanzen von Person zu Person? Ist es nicht ein Armutszeugnis, daß man es extra züchten muß und hiezu eine eigene Organisation, ein Amt nicht entbehren kann? Sollte nicht jeder persönliche Verkehr, die Erziehung in Schule und Haus, Freundschaft, Geselligkeit, Arbeitsgemeinschaft auch der religiösen Kraftübertragung, der Weiterleitung religiösen Einflusses dienen? Ist nicht das der Jammer, daß die Religion zum besonderen „Fach", nicht nur in der Schule, sondern auch im Leben geworden ist, daß sie den Zusammenhang mit dem übrigen Kulturleben verliert, statt es zu durchdringen mit froher Selbstverständlichkeit? Sollte es nicht so sein, daß die Religion die Menschen schützt und pflegt und stärkt, statt daß sie erst von den Menschen geschützt und gestärkt werden muß?

Gewiß, Geist und Leben ist das Eine, was not tut. Geist statt Amt, Geist statt Form, Geist statt Organisation, diese Losung hat ja schon oft als Motiv der Kirchenkritik gewirkt. Auch Herrn Schindler's Gedanken scheinen mir darauf hinauszulaufen. Ohne Geist und Leben ist die Kirche eine tote Schale, auf die irgendwelche Mühe zu verwenden und zu verschwenden Torheit wäre; wo aber Geist und Leben walten, da ist die äußere Organisation überflüssig, ja so oft schon ein Hindernis gewesen mit ihren äußern Formen, Gesetzen, Routine, Erstarrung und Unfehlbarkeitsdünkel!

Diese Gedankengänge haben etwas ungemein Bestechendes. Sie enthalten eine rein religiöse Kritik der Kirche. Und doch, auf die Gefahr hin, oberflächlich zu erscheinen, kann ich sie nicht für das letzte Wort halten, kann ich dieses „Alles oder nichts" mir nicht aneignen. Was hier gefordert wird, ist ein höchstes Ziel, kein nächster Schritt, ist ein Ideal der Zukunft und keine Forderung der Gegenwart. Die Christenheit hat von Anfang an gewußt, daß wir uns den Geist nicht selbst geben können, sondern daß er eine Gnadengabe ist; bis wir in seinen Vollbesitz gelangen, dürfen wir aber die Hände nicht in den Schoß legen, sondern sollen treu haushalten mit dem Maß des Geistes, das wir empfangen haben. Wir sind werdende Menschen und leben in einer werdenden Welt. Vollendetes religiöses Leben bedürfte keiner Organisation; aber wir haben eben erst beginnendes religiöses Leben. Wir kommen täglich mit dem Nichtseinsollenden in Berührung und müssen mit der Welt, wie sie tatsächlich ist, rechnen. Wenn wir auf sie wirken wollen, müssen wir eben vom Boden des Gegebenen ausgehen. Wir kommen ohne Kompromisse nicht aus. Das ist das Leiden derer, die vom Ideal erfüllt sind, daß sie das noch gar nicht sein können, was sie sein sollten. Wir dürfen nie bei den Kompromissen

stehen bleiben. Wir müssen darunter leiden, müssen sie als etwas behandeln, das wieder verschwinden soll. Und ein solcher unumgänglicher Kompromiß ist die Kirche, das kirchliche Amt. Wir müssen der religiösen Gemeinde einen sichtbaren Leib schaffen. Wir müssen dafür sorgen, daß Menschen da sind, die das religiöse Erbe verwalten, und die Gelegenheiten und Einrichtungen schaffen, durch die es den Menschen nahe gebracht wird. Weil sich das religiöse Leben des Einzelnen oft gegen den Widerstand eines ihm feindlichen oder doch indifferenten Milieus behaupten muß, müssen wir ihm eine religiöse Gemeinschaft schaffen, die ihm einen Rückhalt bieten kann; und wir dürfen nicht abwarten bis das Bedürfnis der Einzelnen die Gemeinschaft erst bildet, sondern müssen sorgen, daß sie schon da ist, wenn das Bedürfnis erwacht und sie sucht, daß die Gemeinschaft den Einzelnen trägt. Was so wach erhalten wird, das ist wohl noch nicht ideales religiöses Leben; aber es ist doch besser als Stumpfsinn und Bestialität, es ist doch eine hebende Macht, und es ist eben der geistige Nährboden, aus dem einmal unvermutet schöpferische religiöse Kräfte aufbrechen können.

Man kann endlich darauf hinweisen, daß dem Amt doch nicht bloß solche Aufgaben obliegen, die jeder ohne Weiteres erfüllen könnte. Es handelt sich in der Religion ja immer auch um Erkenntnisse, die der Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Zeit bedürfen. Wir brauchen Theologen, welche diese Aufgabe stellvertretend übernehmen; dieser Dienst wird oft auf ein stellvertretendes Leiden herauskommen. Nicht daß sie stellvertretend Religion haben sollten; das ist ein weitverbreitetes, verhängnisvolles Mißverständnis. Aber die Theologen müssen die Probleme durchleben, welche die gegenwärtige Erkenntnis und Kultur dem Christentum stellt, damit sie später Führerdienste leisten können. Die großen Bahnbrecher, das sind freilich die Propheten, die direkt von Gott Berufenen, die von neuen Erkenntnissen ergriffen worden sind und sie nicht erst gesucht haben. Aber neben den Generalen muß es auch Offiziere, hinter den Pfadfindern auch Führer geben. Kurz, da wir nicht so reich sind an mitreißenden Geistträgern, bedürfen wir der bescheidenen Amtsträger, die dann auch für die notwendigen Dienste jederzeit zur Verfügung stehen als Beauftragte, als Repräsentanten der Gemeinde. Wir sind es den Vielen schuldig, deren religiöses Leben in der Isolierung nicht gedeihen kann. Man mag das menschliches Machen, einen Mangel an Vertrauen in die Macht des Geistes schelten — mir erscheint es einfach als Pflicht des Gehorsams, statt darüber zu lamentieren, daß wir die höchste Kraft nicht haben, mit der uns gegebenen Kraft wenigstens treu zu haushalten.

* * *

Doch damit sind die Anklagen gegen die Kirche, und gerade diejenigen aus religiösen Motiven, noch nicht verstummt. Ja, heißt es, wenn sie wirklich religiöses Leben, und wäre es noch so bescheiden,

wecken könnte, wir würden kein Wort gegen sie verlieren; aber statt das zu tun, gefährdet und verderbt sie gerade das Leben, das noch vorhanden ist.

Dadurch, daß sich die Kirche als Verwalterin des Heils, als Mittlerin zwischen Gott und Menschen aufspielt, verfällt sie einer unheilvollen Exklusivität, so lautet die Anklage genauer. Und diese Exklusivität äußert sich nach zwei Seiten: als Selbstgerechtigkeit, indem sie Alles gutheißt, was sie selbst tut und als Engherzigkeit, indem sie Alles, was außerhalb ihrer Mauern liegt, verdammt.

Die Selbstgerechtigkeit: die Kirche sucht, gerade um ihre Wirkung zu verstärken, um das religiöse Erbe den Menschen nahe zu bringen, Autorität zu gewinnen und umgibt sich mit dem Nimbus der Heiligkeit. Sie fördert so die Unwahrhaftigkeit, indem sie die Menschen veranlaßt, nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern auf äußere Autorität hin ihre Lehren anzunehmen. Ein prinzipieller Unterschied besteht da nicht zwischen dem Papst, der ex cathedra seine unfehlbaren Lehrentscheide gibt, und dem Pfarrer, der den Leuten sagt, was sie glauben sollen. Die Kirche fördert die Aeußerlichkeit; sie begnügt sich beim äußern Mitmachen und fragt nicht, ob auch das Herz dabei ist, ob das Leben mit der zur Schau getragenen, im Kultus dargestellten Frömmigkeit stimmt; sie schafft falsche Beruhigung, indem sie ihre Glieder um der äußern Zugehörigkeit, um äußerlicher Kennzeichen willen als Christen stempelt; dabei aber können diese Kennzeichen immer nur ein Minimum von christlichem Charakter bedeuten, und deshalb führt die Kirche zur Verwässerung, zur Herabminderung des Ideals.

Dieser Selbstgerechtigkeit, dieser Ueberschätzung alles dessen, was im eigenen Lager geschieht, entspricht die Engherzigkeit, die Unterschätzung des Guten, das nicht mit der kirchlichen Marke abgestempelt ist. Was nicht von der Kirche ausgegangen ist, was nicht ihren Segen hat, das anerkennt sie nicht, daran hat sie alles Mögliche auszusetzen, dahinter sucht sie niedrige Motive. Sie wird blind für alles, was an Erbauung, Erhebung, an religiöser Kraft ohne ihr Zutun sich irgendwo regt. Sie fragt, wo Herr! Herr! gesagt und nicht, wo wirklich Gottes Wille getan wird, wo man sich auf Jesu Namen beruft, und nicht wo man aus seinem Geiste handelt. So verachtet, verurteilt, bekämpft sie das Edle und Hohe, das sich außerhalb ihrer Mauern findet und dem Reich Gottes mehr dient, als all ihre Andacht und ihr frommes Gerede. Und durch alle diese Verirrungen hat die Kirche viel mehr Schaden als Segen gewirkt.

Auf diese schwere Anklage kann ich nur antworten: abusus non tollit usum. Der Mißbrauch schließt den Gebrauch nicht aus. Was hier aufgezählt wird, sind schwere Schäden, die wohl eine große Gefahr, aber keine Notwendigkeit sind. Und je mehr wir uns davon Rechenschaft geben, daß die Kirche ein Notbehelf und eine sehr unvollkommene Einrichtung ist, umso wirksamer beugen wir diesem

Mißbrauch vor. Soeben fällt mir eine Notiz in die Hände, wonach im Verbandsblatt der deutschen evangelischen Pfarrvereine eine Diskussion über Recht und Unrecht der Titel „Hochehrwürden" und „Hochwürden" geführt worden ist und dabei ein Einsender sich geäußert hat: „Die Glorie (δόξα) und Herrlichkeit des von Christus in die Welt eingeführten Versöhnungsamtes, das den Menschenherzen den Frieden bringt, ist eine so unvergleichlich große, daß das Wort „Hochehrwürden" oder „Hochwürden" als Ehrentitel für dieses Amt nicht ausreicht und sich zu der Glorie dieses Amtes etwa wie das Mondlicht zum Sonnenlicht verhält." Wo solche Auffassung blüht, werden wir freilich ohne weiteres urteilen, daß der Schaden den Segen stark überwiegt. Aber nochmals: es muß nicht so sein. Wie jede Einrichtung und Tätigkeit haben eben auch Kirche und kirchliches Amt ihre besonderen Gefahren und Versuchungen; es gilt darum, beständig das Gewissen dagegen wach zu halten und im Kampfe gegen diese Gefahren zu stehen, und das wird nicht bloß eine Zersplitterung und Vergeudung, sondern auch eine Uebung und Stärkung der Kraft bedeuten. Freilich ist das weder eine prinzipielle noch eine tiefsinnige Lösung der Schwierigkeit; aber eine andere weiß ich nicht zu finden. In der Kirche bleiben und dabei im Kampfe stehen gegen alle bloße Kirchlichkeit, gegen jede Abgrenzung der heiligen Provinz des Religiösen vom übrigen Leben, auf seinem Posten arbeiten innerhalb der Kirche und dabei die Augen offen halten für jede Regung des Göttlichen außerhalb ihrer Grenzen, beständig darauf dringen, daß die „Geistlichen" nicht das Monopol der religiösen Arbeit an sich reißen und die Laien es nicht auf sie abladen, das scheint mir der einzige Ausweg.

Man wird einwenden, daß diese Auffassung bei niemand, weder bei Pfarrern noch bei Laien, eine rechte Freude an der Kirche aufkommen lasse und damit auch keinen rechten Segen von der Kirche. Entweder müsse man eine ungebrochene Stellung zur Kirche einnehmen, mit allen Fasern an ihr hangen und mit aller Kraft in ihr arbeiten, oder wer das nicht könne, schreite dann besser gleich zum Bruch. Was dazwischen liege, sei Halbheit und darum Schwäche. Darauf ist zu antworten, daß was wir brauchen, eben nicht in erster Linie Freude an der Kirche, sondern Freude an Gott und den Menschen ist; ob man an der Kirche Freude hat, ist eine Frage zweiter Ordnung und nicht ausschlaggebend. Weiter aber fragt es sich, ob nicht ein gutes Stück der tatsächlich vorhandenen Kirchenverdrossenheit auf getäuschten Illusionen beruht. Bei den einen ist es ein mehr instinktives Gefühl, bei andern klares Bewußtsein, daß eben die Kirche die Heiligkeit doch nicht besitze, die sie beansprucht und die man in ihr gesucht hat. Ist aber die Illusion zerstört, so vermag man vom Boden der Wirklichkeit aus über das, was zu leisten möglich und nötig ist, trotzdem es nicht das Vollkommene, sondern ein schwacher Anfang ist, sich wieder viel ungetrübter zu freuen und viel freudiger daran zu arbeiten. Im übrigen ist es nun einmal Menschenlos, daß wir bei allem Streben

und Schaffen zwischen Begeisterung und Mutlosigkeit hin und her pendeln. Die Ganzen, seien sie nun gegenüber der Kirche konservativ oder radikal, mögen von ihrem Standpunkt auf diese „unklare Vermittlung" mitleidig herunterblicken; ihre Stellung ist selbstverständlich leichter, wie alle glatten Lösungen: ob er deshalb richtiger ist und mehr vorwärts bringt, ist damit noch nicht gesagt. Jedenfalls nicht für alle. Aber wenn diese radikalen Kirchengegner aus Religion uns auch nicht zur Gefolgschaft überreden können, so glauben wir doch, daß auch sie eine unentbehrliche Aufgabe haben. Sie haben als heilsame Unruhe zu dienen, um die Kirche vor blinder Sicherheit zu bewahren.*)

* * *

Eine weitere Schwierigkeit läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Sie ist uns schon Anfangs als Pfarrerproblem begegnet. Als solches nimmt sie oft eine besonders akute Form an. Aber jede religiöse Gemeinschaft hat damit zu schaffen, daß sie keine völlige Einheit ist. Es kann nicht ausbleiben, daß die Notwendigkeit, das religiöse Erbe mit Erkenntnissen und Gewohnheiten der modernen Kultur auseinanderzusetzen, verschiedene Anschauungen, Urteile, Stimmungen und Forderungen hervorruft. Es ist immer so gewesen und wird immer so bleiben, daß die Einen aus Angst, etwas von dem kostbaren religiösen Erbe zu verlieren, sich gegen alle modernen Einflüsse zugeknöpft verhalten, während die Andern dem jeweiligen Zeit- und Modegeist allzu weitgehende Konzessionen machen. Und aus dem Zusammensein innerhalb derselben Organisation entstehen allerlei Reibereien, die das Gemeinschaftsgefühl stören oder ganz aufheben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Menschen, die in ihren Ueberzeugungen fundamental entgegengesetzt stehen, sich eher vertragen können als solche, die auf demselben Boden bloß partielle Gegensätze repräsentieren; hier steigern sich die Differenzen zur größten Leidenschaftlichkeit. Darunter haben die Kirchen stets besonders gelitten, unter dem Konflikt zwischen dem Interesse der Einheit und dem der Freiheit.

Nun möchte ich aber daran erinnern, daß es eine Zeit gab, wo man es als unerträglich empfand, wenn innerhalb desselben Staatswesens verschiedene Konfessionen oder gar Religionen ihr Daseinsrecht beanspruchten. Ohne dieses Vorurteil, daß staatliche ohne religiöse Einheitlichkeit ein Unding sei, wäre der furchtbare 30jährige Krieg nicht ausgebrochen. Heute aber begreift man diesen alten Standpunkt gar nicht mehr. Sollte sich nicht innerhalb der Kirche dieselbe Entwicklung vollziehen, so daß verschiedene Formen und Stufen der Religiösität in ihr Heimatrecht und Pflege genießen?

*) Diese Gedanken von der Kirche als Kompromiß mit der unidealen Wirklichkeit und ihren besondern Versuchungen habe ich eingehender dargestellt und begründet in meinem Beitrag zu den Vorträgen „Unsere Kirche, worauf sie ruht und was sie soll", herausgegeben von den Freunden der Neuen Wege. Basel, Helbing & Lichtenhahn.

Die Auffassung der Kirche als einer göttlichen Anstalt, die den Menschen die fertige Wahrheit und das Heil vermittelt, muß diesen Gedanken von sich weisen. Deshalb kann die römische Kirche den Modernismus unmöglich ertragen, sie müßte denn ihr Fundament preisgeben. Wenn man aber die Kirche als Produkt der Not auffaßt, von unfertigen Menschen in einer unidealen Welt des Suchens und des Irrtums geschaffen, dann braucht man sich vor der Freiheit nicht mehr zu fürchten. Zur Entscheidung über Recht und Unrecht der verschiedenen Anschauungen, der verschiedenen religiösen Nüancen und Formen gibt es ja eben keinen menschlichen Gerichtshof, weder in Rom noch in Berlin, sondern nur das Gericht der Geschichte, und vor diesem entscheidet allein der Beweis des Geistes und der Kraft. Und wo diese Kämpfe wirklich als geistige Kämpfe geführt werden, wo es dabei nicht um Macht, Herrschaft und juristisches Recht in der Kirche, sondern um das innere moralische Recht geht, da werden sie ein gutes Stück ihrer Gehässigkeit verlieren, da wird über dem Bewußtsein der Gegnerschaft nicht mehr so alles Gefühl des Gemeinsamen verloren gehen.

Den Mut zu dieser Lösung gibt einzig das Vertrauen in die Macht der Wahrheit, des Gesunden, Starken, Reinen, kurz der Glaube an Macht und Sieg Gottes. Und dazu muß die Bescheidenheit kommen, die da einsieht, daß die Kirche nur eins der Werkzeuge ist, mit denen Gott sein Reich baut. Alles Rufen nach äußern Garantien und rechtlichen Bindungen ist schließlich ein Mangel an Glauben, wo der Mensch sich einbildet, er müsse Gott zu Hilfe kommen. Meint wirklich jemand im Ernst, die wirkliche Kraft des religiösen Lebens durch solche Bindungen garantieren zu können? Wer das versucht, wird für die Korrektheit die Kraft einbüßen. Man jammere doch nicht über die Zerrissenheit der evangelischen Kirche. Gott weiß, warum er uns durch solche Krisen hindurchführt, und was daraus entstehen soll. Die Einheit wollen wir gern der katholischen Kirche überlassen; sie ist ihr Vorzug und ihre Schwäche. Wir aber wollen die Freiheit als unsere Gabe und Aufgabe betrachten und auf ihrem Grunde das Maß der Kraft entfalten, das Gott uns schenken will.

R. Liechtenhan.

---

# Gebet streikender Arbeiterinnen.*)

O Gott, unser gütiger Vater! Der du zu uns sagst: „Bittet, so wird euch gegeben!“ Wir, deine Kinder, flehen zu dir: Mache doch, daß wir genug Lohn bekommen, um unsern Leib zu nähren und zu kleiden, und gib uns wenigstens so viel Freiheit, daß auch

*) Dieses Gebet, das wir der August-Nummer des „Christianisme social“ entnehmen, wurde von amerikanischen Arbeiterinnen während eines Streiks dreimal im Tag aufgesagt.

unsere Seelen nicht verkümmern. Unser Arbeitgeber, ein reicher Mann, hat nicht auf unsere Bitten hören wollen. Das Gesetz hat er mißbraucht und uns in seinem Namen unterdrückt. Aber wir appellieren an dich, unsern Gott und Vater! Auf deine Gesetze berufen wir uns, sie sind mächtiger als die Satzungen der Menschen.

O Christus, der du im Garten Gethsemane eine ganze Nacht auf den Jünger gewartet hast, der dein Verräter war! Du hast Todesangst für uns ausgestanden und zu deinen Jüngern gesagt: „Könnet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Gib uns Kraft, wenn wir getreulich auf dem Weg der Pflicht geblieben sind. Sonst werden wir zu sehr verbittert. Denn die uns versprochen hatten, im Kampf auf unserer Seite zu sein, sie verraten uns!

O Gott, wir bitten dich: Gieb, daß unsere Väter und Mütter ihre armen, hilflosen Kleinen versorgen können.

Der du Lot und die Seinen aus der bösen Stadt Sodom hast entkommen lassen: Willst du denn jetzt nicht die streikenden Mädchen erretten? Verhilf uns zu einem Lohn, aus dem wir leben können!

O Herr, du weißt es, wenn ein Sperling zur Erde fällt! Willst du uns nicht gegen den Dämon helfen, der jetzt regiert. Er sollte uns Arbeit verschaffen, aber er mißbraucht unsere Arbeit und bringt uns vom rechten Wege ab.

Wie hart ist es doch, o Herr! Hunger und Kälte sind so schrecklich und machen so schwach. Wir wollen das Rechte tun. Hilf uns stark sein.

O Gott, wir haben an die Regierung appelliert. Wir haben an die Oeffentlichkeit appelliert. Wir haben an die Presse appelliert. Aber wenn alle diese Mächte uns in unserm Unglück im Stich lassen, so wissen wir doch: dein Wille verläßt uns nicht. Mache doch, daß wir in diesem Streike Sieger bleiben. Laß' uns fest zusammenstehen. Dann müssen wir nicht so oft rufen: Herr, errette uns aus der Versuchung!

Wir bitten dich, Herr, für die verlassenen und leidenden Kindlein; für die Jungfrauen, die vielleicht später Mütter werden, und besonders für diejenigen, die die Sünde hassen, aber eben durch ihr Elend zur Sünde gezwungen sind. O Christus, der du am Kreuze starbst, so schwer es uns fällt, wir bitten dich, vergib denen, die uns unterdrücken, sie wissen vielleicht nicht, was sie tun.

Erhöre uns, o Gott, im Namen des armen Zimmermannsohns!

Amen. —

# Ein Buch vom Himmelreich.*)

Was soll man Leuten in die Hand geben, die mit Kirche, Dogma, Religion, Christentum fertig sind und doch nach Gott verlangen und sein Reich suchen? Wir haben heute dafür dieses und jenes, z. B. die Schriften von Lhotzky und Johannes Müller, aber zu diesen findet nicht jeder den Schlüssel. Auch beantworten sie manche Fragen nicht, die solche Sucher zunächst auf dem Herzen haben; sie sind mehr für schon Vorgeschrittene, mit den Problemen Vertraute. Nun haben wir aber ein Buch, das wir jeden geben können, der denken gelernt hat. Das Buch des Petersburger Pfarrers faßt die Gedanken vom Reiche Gottes, die heute viele verbinden, in einem Reichtum und einer Schlichtheit zusammen, die jede für sich und vollends in ihrer Verbindung ganz erstaunlich wirken. Erstaunlich ist überhaupt Einiges an dem Buche, z. B., daß es von einem Pfarrer und in Petersburg geschrieben werden konnte. Denn es ist ein sehr revolutionäres Buch — freilich nur der Sache, nicht der Form nach; ist es doch von ruhiger Heiterkeit erfüllt. Auch soll das „revolutionär" nicht bedeuten, daß seine Stärke im Zerstören bestehe, es ist im Gegenteil voll aufbauender Gedanken und positiv im besten Sinne. Das Zerstören wird nur, so weit nötig, nebenbei besorgt und zwar im Sinne der Losung: „Erfüllen, nicht Auflösen" oder „Auflösen durch Erfüllen." Dabei ist der Verfasser in historischen und theologischen Dingen sehr wohl orientiert und in Kontakt mit der Bewegung der Zeit auf allen Gebieten, auch auf dem sozialen. Daß ein Strom von Sonnenschein, Siegerglauben und Zukunftshoffnung das Ganze durchflutet, wird es auch zu einem lieben Tröster machen. Auch dafür ist der frohe Titel bezeichnend.

Dieses Buch dürfen wir also nach meiner Ansicht solchen geben, die nach einer völlig neuen Orientierung begehren. Es wird auch nicht Allen dienen, aber Vielen. Das wird schon dadurch bewiesen, daß es binnen Kurzem eine zweite Auflage erlebt hat. Es wird aber noch mehr leisten als nur eine neue Orientierung des Denkens: wie es ein sehr erfreuliches Zeichen des Neuen ist, das unaufhaltsam kommt (mögen auch Viele blind dafür sein), so wird es sein Kommen fördern helfen.

L. R.

---

*) Dr. Ernst Gelderblom: Vom Himmelreich. Gedanken für Suchende über Religion, Christentum, Frömmigkeit. 2. Aufl. Riga u. Leipzig bei Zank & Poliewsky. 1911.

# Rundschau.

**Kirchliche Bestrebungen in Amerika.***) Der Geist der neuen Zeit hat uns Nord-Amerikaner zu lebendiger Tätigkeit fortgerissen und besonders auch die Kirche zum Eifer in der inneren Mission angespornt. Unsere kirchlichen Denominationen sammeln Mitglieder in Gemeinden und diese erbauen sich ihre Kirchen. Kaum raucht in einer neuen Stadtanlage ein neuer Fabrikschlot, so hält auch schon ein flaumbärtiger Methodisten- oder Presbyterianer-Geistlicher Missionsgottesdienst, besucht und gewinnt die sich ansammelnden Gesinnungsgenossen und hat im Laufe der Jahre eine große Gemeinde seiner Denomination beieinander. Desgleichen senden die übrigen Denominationen ihre Werber dahin, welche ihnen dann Gemeinden sammeln und Kirchen bauen. Auch in den alten Städtchen und Metropolen entstehen fortwährend neue Gemeinden und werden von denselben Kirchen errichtet. Das Menschenmaterial dazu stellt meistens der fortwährende Zuzug der Landbevölkerung nach der Stadt. Auch entstehen immerfort neue Denominationen und erstarken alte. Unsere jüngsten Gemeinschaften-Schößlinge sind die Spiritualisten und „Christian Science"-Leute oder Glaubensheiler und die Russeliten, welches Anhänger eines hiesigen Predigers Russel sind, welcher lehrt, daß das Reich Gottes 1914 kommt und alle Russeliten in das Himmelreich erhöht und die übrigen Menschen in die warme Versenkung schüttet. Alle drei gewinnen ihre Schäflein aus den Schafställen aller übrigen Denominationen. Desgleichen die Adventisten, welche zwar schon älteren Datums, vergleichsweise gesagt, alte Jungfern sind. Nun ist in ihren alten Tagen noch das Minnen über sie gekommen und sie werben fleißig und erzielen große Erfolge. Bald werden sie eine tonangebende Denomination sein. Auch die Katholiken erstarken sehr durch Bekehrungen und Uebertritte von Protestanten und durch die große, fast ausschließlich katholische Einwanderung. Ihre Gemeinden haben überall die größten und protzigsten Kirchen. Nur die deutsche evangelische Kirche wächst nicht, sondern nimmt ab, weil ihr Nachwuchs zu englischen Kirchen übertritt und keine oder wenig Protestanten mehr einwandern. Wir sprechen hierüber vielleicht in einem besonderen Aufsatze später.

Die Denominationen missionieren aber nicht bloß, sondern bauen sich ihrem Geiste entsprechend innerlich immer mehr aus. Sie lockern oder festigen je nach ihren religiösen Standpunkten die Bekenntnisschriften und die Orthodoxen wägen daran die denominationelle Treue ihrer Gläubigen. Wehe einem Schafe, wenn es nicht mit Haut und Wolle darauf schwört; denn es wird ausgespieen aus den Reihen der Heiligen, wie anno dazumal Jonas aus dem Bauche des Wallfisches. Die Freisinnigen sind nicht so streng, im Gegenteil, recht weitherzig.

*) Vergl. dazu die „Redaktionellen Bemerkungen".

Sie lassen die Altgläubigen unter sich ungeschoren mitlaufen. Ueber einzelne Gemeinschaften kam ein evangelischer, nämlicher unierender Geist; sie wollen ihre Glaubensfähnlein zusammenstecken. In den Geschäftszentren werden die vorhandenen Kirchen zu Hindernissen des Verkehrs und Handels und müssen weichen, wobei die Gebäude niedergerissen und die Baustellen um Unsummen verkauft werden. So ein Verkauf ist für die betreffende Kirchgemeinde ein großes Glück. Er wirft ihr einen Haufen Geld in den Beutel, womit sie in einem Wohndistrikte einen Dom errichten und nebstdem noch einen Speisungsfonds anlegen kann.

Somit findet sich lebendiges kirchliches Streben überall. Aber auch dessen alt böser Feind, das Welttum, ist begreiflicherweise in Aktion und beliebter als die Kirche, weil Bringer alles Neuen. Es verflicht die Großzahl unserer Leute in den Fäden des bloß kulturellen Fortschrittes, fesselt sie mit den Stricken des Genusses und zieht auch die kirchlich gesinnte Jugend aller Denominationen immer mehr zu sich hinüber, besonders die Jünglinge. Dieselben sind, wie die Männer, in der Kirche ein so rarer Artikel geworden, daß man sie darin fast mit der Laterne suchen muß. Woher das kommt, ahnen wir, wie jedermann, und werden später, bei den Einzelheiten dieses Ergusses, ein paar Worte darüber verlieren.

Man baut bei uns jetzt prachtvolle Gotteshäuser und zwar wohl deshalb, weil man nun auch schöne Geschäfts- und Verwaltungspaläste errichtet. Die Verbesserung ist riesig und herzerfreuend und wurde dadurch erzielt, daß man den langbenützten Fabrikstil durch den klassischen ersetzte. Von diesem Aufschwung geben wir hier in der Beschreibung zweier Wolkenkratzer von vier- und sechsundzwanzig Stockwerken einen kleinen Beweis. Beide stehen einander gegenüber, indem sie nur durch die Breite der zwischen ihnen liegenden Straße getrennt sind. Der kleinere Goliath ist der ältere, aber doch noch erst ein Jüngling, weil erst etwa sechzehn Jahre alt! Sein Riesenleib weist noch die öden Linien des Fabrikstiles auf; nur Bogen über den Fenstern des 21. Stockwerkes, sowie Gesimse und einige Ornamente wie Gipslatten, Muscheln, Statuen ꝛc. an den Fenstern und Türen der untersten und obersten Stockwerke verleihen ihm etwas architektonischen Anwurf. Aber sie sind nicht imstande, die Wirkung des Gebäudes zu verbessern. Dasselbe macht den Eindruck eines ungeheuren Kastens mit vielen Löchern. Neben ihm hebt sich sein Nebenbuhler auf der andern Seite der Straße vorteilhaft ab. Der Riesenleib desselben ist erst diesen Winter erstellt worden und wuchs aus den Händen der Bauleute in der edlen Renaissance hervor. Starke und schwache Cornicen gliedern den Aufbau in Unter-, Mittel- und Oberbau. An diesem gewahren wir zwischen den senkrechten Fensterreihen schöne Säulen und Bogen, alles in edlen Linien errichtet. Wenn sie vom Blick des kunstsinnigen Beschauers erfaßt werden, so halten sie ihn durch ihre Schönheit fest und erfreuen ihn. Der Riesenbau ist trotz seiner Höhe

ein Kunstwerk und eine Zierde unserer Stadt. Das ist neues und altes Bauen, Kakaphonie und Symphonie in Linien statt in Tönen.

Entsprechende Verbesserungen gewahren wir an den neuen Kirchen gegenüber den alten. Diese können sich mit jenen nicht von ferne messen. In der Mitte einer etwa vor zwanzig Jahren errichteten Kirche steht ein übergroßer Steinbau in Quadratform, ragt über seine Anbauten zu hoch hinaus um Schiff, und doch nicht hoch genug, um Turm zu sein. In unverhältnismäßiger Höhe schlüpft er unter sein Zipfelmützendach. Auch die Anbauten sind zu niedrig und die Dächer darauf zu flach, um Eindruck zu machen. Solche Gebäude muß man immer erst lange betrachten, soll man sie nicht für prunkvolle Scheunen, sondern für Kirchen halten. Bei Neubauten in unserer Zeit vermied man die Fortsetzung solcher Monstrositäten und setzte wieder alle Teile an ihren gewohnten Platz und legte in Alles meistens gothischen Stil. Die neuen Kirchen haben Lang- und Querschiffe, pfeilergestützte Wände und Spitzbogenfenster darinnen. An ihren Seiten stehen Türme, teils unausgebaut, d. h. nur mit ihrem viereckigen, bis zum Dach des Schiffes oder zur halben Höhe desselben reichenden Unterbau, oder ausgebaut, also auch mit dem hoch über das Dach hinausragenden kegelförmigen oder pyramidenförmigen, spitz zulaufenden Teile, wie üblich. Sie leiten den Blick zum Himmel empor und wenn sie von der auf- oder niedergehenden Sonne vergoldet sind oder wenn Stürme sie umtoben oder Schneeflocken umtanzen, so stehen sie in ihrer Unbeweglichkeit als Symbole des Widerstandes da oder erinnern in ihrem Goldglanze an die Schönheit, welche ächtes Christentum dem Menschenleben verleiht. Wie das Aeußere einer neuen Kirche ist auch das Innere stilvoll ausgebaut und erhebt es die Besucher, und der Prediger hat es leichter, seine Zuhörer zu erbauen.

Aber solche schöne Kirchen kosten einen Haufen Geld, das natürlich die Gemeindemitglieder zusammenlegen müssen. Auch müssen sie bevölkert werden und deshalb sind Mitglieder und zwar viele Mitglieder nötig. Um sie zu bekommen, muß man sie unter der Bevölkerung zusammensuchen. Diese Suche wird zu einer eigentlichen Jagd, bei welcher nicht Wiese und Wald, sondern alle Häuser, ja sogar die Ställe (nach den Knechten) abgesucht werden. Die Knechte und Mägde, Köchinnen und Zofen müssen sich der Kirche, zu welcher ihre Herrschaft gehört, anschließen und bis zwölf Dollars jährlichen Beitrag bezahlen. Freilich verdienen sie jährlich auch von zweihundertfünfzig Dollars an bis zum Doppelten davon Lohn. Auch auf unangeschlossene Herrschaften werden die werbenden Prediger und Vorstände losgelassen. Schon die Kindlein in der Wiege werden in die Listen der Sonntagsschulen eingetragen. Die Knaben und Mädchen der Sonntagsschule werben und sind glücklich, wenn sie ein Nachbarkind der Sonntagsschule ihrer Kirche zuführen können. Jedes Kirchenmitglied ist ein Werber. Somit ist die Jagd nach Mitgliedern groß. Sie gehört ebensogut zur kirchlichen Tätigkeit, als das Einkaufen zum Haushalten.

Da die Mitglieder jeder Kirche auch in ihren zahlreichen Vereinen eingereiht sind und darin mitmachen, so ist das Leben in einer hiesigen Kirchgemeinde ein sehr reges. Die Seele desselben ist zumeist der Prediger und er muß nach vielen Seiten hin tüchtig und unermüdlich sein, um allen Anforderungen zu genügen.

Trotz allem Eifer erlahmt dennoch das kirchliche Leben dann und wann. Aber die pfiffigen Yankees wissen sich auch in solchen Verhältnissen zu helfen. Alsdann veranstalten die Gemeinden einer Denomination oder alle protestantischen Denominationen zusammen Erweckungsversammlungen oder sogenannte Revivals und zwar zu jeder Jahreszeit. Im Sommer hält man sie in Zelten, ja auf Schiffen, im Winter in Baracken, die man schnell erbaut, seltener in Kirchen, weil sie nicht groß genug sind, manchmal in großen Hallen, wo solche vorhanden sind. Als Prediger treten nicht die Ortsgeistlichen, sondern landesberühmte Erweckungsprediger auf. Wir haben eine große Anzahl derselben und da jeder ein Original ist, so sind in ihnen die zahlreichen Genres der Bußprediger vertreten. Wir haben einen Donnerer, wie weiland Elias war. Das ist der Billy Sunday, ein ehemaliger Ballspieler. Der ist von fabelhafter Beredsamkeit, und da er kein Blatt vor den Mund nimmt, so ist er den Ahab- und Isebelnaturen ein Aergernis und Schrecken. Er läßt sich aber gut bezahlen. Neulich heimste er in Wheeling (W. Va.), für eine zweiwöchentliche Kampagne siebzehntausend Dollars ein. Ein Jesaias ist Gipsy Smith unter uns, ein wirklicher Erwecker. Wie Johannes der Täufer sucht Wilbur Chapmann zu wirken. Aber trotzdem er in der Herde der Revivalisten ein altes Pferd ist, kam das Reich Gottes doch noch nicht. Kleinere Propheten sind S. Roberts, der im Januar und Februar in unserer Stadt ein Jungmänner-Revival leitete und W. S. Olivier, welcher im benachbarten Butler (Pa.) fünf Wochen lang die Bevölkerung in Atem und auf den Füßen hielt. Wenn es nun in einer Stadt revivalistisch losgehen soll, so verschreibt man sich einen dieser Evangelisten. Man ist glücklich, wenn der Gewünschte entspricht. Denn sie sind beschäftigte Leute und haben oft Schonzeit, weil es sehr anstrengt, wochenlang täglich zwei- und mehrmal stundenlang zu predigen. Wenn nun ein Revivalist den Kreuzzug gegen die Sünde eröffnet, so strömt ihm alles Volk zu. Auch die Behörden müssen erscheinen. Olivier hat den Major der Butleriten durch eine pfiffige Bemerkung wie am Ohrläppchen herbeigezogen. Tausende von Zuhörern versammeln sich so auf einmal. Und sie werden reichlich belehrt, ja erschüttert; denn der Revivalist hält ihnen alle Sünden vor, aber nicht alle auf einmal, sondern eine nach der andern, bis das Register abgehaspelt ist und Männer und Frauen ihr Teil abbekommen haben. Und die Hörer gehen in sich und tun Buße und bekehren sich. Bekehrte sind solche, welche mündlich und schriftlich geloben, dem Teufel und allen seinen Werken abzusagen. Der Erfolg des Revivals wird nach der Zahl der Bekehrten berechnet. Die Zahlen werden Abend für Abend publiziert und in den Zeitungen

veröffentlicht. Die Wogen des Bußgeistes schlagen bis in die Stadt hinein. Fuselliebende Straßenkehrer, Feuerwehrleute und Polizeier werden entlassen. Die Theater und Wandelbilderbuden sind leer. Die Wirtschaften müssen ihre Türen schließen, wandernde Zigeuner an den Stadtgrenzen umkehren, Zirkusse kommen schon von selber nicht. Auf die „Foreigners“ als die ausländisch Geboreuer wird geschimpft; man bezeichnet sie als Gesindel und Zerstörer guter Sitten und höherer Kultur. Auch in den Häusern wird man bußfertig, liest die Bibel fleißig, betet im Kämmerlein, steht vom Rauchen und Kauen, nur nicht vom Schnupfen ab, geht in keine Theater mehr, verabscheut das hier sehr beliebte Kartenspiel. So geht das Bußetun in allen Beziehungen etwa vier Wochen lang vor sich. Unterdessen ermüdet man, der Bußgeist erlahmt und nach sechs Wochen ist der Bußrummel alle. Das Revival hatte ein Strohfeuer entfacht, das bald verglimmt war.

Aber wie könnte darin etwas Dauerndes und Praktisches erreicht werden, so daß das ganze Volk gesegnet und deshalb interessiert würde und sich der Kirche dienend unterstellte, so daß sie Einfluß gewänne und die Welt unterwürfe, statt sich stets von ihr unterwerfen zu lassen? Wenn nicht nur versucht würde, der Kirche einige tausend tugendhafte Mitglieder zuzuführen, sondern dem christlichen Staate vorgearbeitet würde, daß sich die Männer und Jünglinge ermannten, den Staatshaushalt im Sinne des Evangeliums umzugestalten und eine zweite Auflage der Pfingstgemeinde zu Jerusalem zu veranstalten oder doch wenigstens sich vornähmen, die Feinde des Christentums, die Profitpolitiker, Monopolisten und Wucherer kalt zu stellen! Aber davon weht kein Hauch, weil das weder den Revivalisten noch den Pfarrern im Sinne liegt und deshalb auch nicht aus dem Munde hervorgeht. Wes Geistes Kind diese sind, gab sich in einem Pastoralmeeting unter dem obgenannten Roberts kund. Sassen da an einem Januartage etwa vierhundert Pittsburger Geistliche zu Füßen Roberts und lauschten auf seine Erweckungsansprache. Am Schlusse der Versammlung stand der Pastor Wm. Prosser, der ein Sozialist ist und hier eine große Gemeinde bedient und ohne Mühe zum Sozialismus bekehrt, auf und klagte ihn an, er habe die sozialistischen Ideen falsch dargestellt. Roberts antwortete hitzig. Es entspann sich ein Rededuell in welchem Prosser als Sieger dastand. Trotzdem verhielt sich die Geistlichenherde gegen ihn eisig kühl, aber Roberts überschüttete sie mit Salven von Applaus. Das war deutlich gesprochen.

Prosser steht hier jetzt im Kampfe allein da. Sein Kampfgenosse hat unsere Stadt verlassen. Es war Rev. A. W. Arundel, seit 1890 Pastor der reichsten und angesehendsten protestantischen Kirchgemeinde der Stadt. Er predigte stets den Ausgleich von Reichtum und Armut, einen milden aber entschiedenen Sozialismus. Doch stieß er auf Widerstand. Die Millionäre und übrigen Reichen in der Gemeinde protestierten gegen solche Tendenzen und forderten Abstellung und Verkündung des rechten Glaubens. Darauf hat Arundel auf Neujahr 1912

seine Stelle niedergelegt, zog nach dem Westen und bedient dort nun eine kleine Gemeinde von Ansiedlern.

Somit hat in dieser Gemeinde die Welt und ihre Interessen die reine Predigt erwürgt und gesiegt und die Kirche vergewaltigt. Da es fast überall so geht, so ist die Kirche fast ohne Einfluß und da sich keine Kämpfer finden, die ihr Achtung verschaffen, so wendet sich das Volk, die Männer und Jünglinge voran, von ihr und überläßt sie gedankenlos und kalt ihrem Schicksal und geht seine Wege, vornehmlich dahin, wo gehandelt und gekämpft wird, wo man vorwärts strebt. Die Geistlichen sehen erstaunt, aber verständnislos zu, reden bloß, aber kämpfen nicht. Es fehlt ihnen der Zwingli-, und der Luther-, der Reformationsgeist, der da spricht: bis hierher und nicht weiter.

Zwar predigen alle das Evangelium von den zwei Röcken und von der Nächstenliebe und zwar fein, schön, ach, so schön! Sie vertreten aber im Privatleben diese Predigt nicht, sondern richten sich nach dem ökonomischen Prinzipe: was ich erwerbe, ist mein und ich behalte es auch, nicht bloß die Röcke, sondern auch das Geld. Nach diesem Prinzipe handeln wohl nicht bloß wir Pfarrer der Eisenstadt, sondern wahrscheinlich auch die Prediger an allen andern Orten und zwar wohl deshalb, weil es die tonangebenden Laien, die Spitzen der Gesellschaft und die Ehrenfesten tun, wenigstens in Amerika, allen voran unsere übergroßen, großen und kleinen Millionäre. Sie sind die verehrten Vertreter des Mammonismus. Das hindert sie aber nicht, am Sonntag Heilige zu sein. Außer Carnegie, der keiner Kirche angehört, sind alle unsere Milliardäre und Millionäre große Kirchenlichter, die in keinem Gottesdienste fehlen und den Sabbath, wie der Sonntag hier genannt wird, streng heiligen, die Kirchen, denen sie zugehören, fast allein unterhalten und auch in Werken der Barmherzigkeit glänzen. Ist aber der Sabbath vorüber, und der Montag gekommen, so legen sie den Mantel der Heiligkeit wieder ab, stürzen sich ins Geschäft und wie! Sie spekulieren, monopolisieren, trustifizieren und vervollständigen die Mühlen des Mammonismus bis ins Virtuose, und lassen sich aus ihnen ungeheure Profite aus den Taschen des Volkes in die ihrigen hinüberklappern, so daß diese zum Platzen voll und jene wie Hemden am Waschseil werden. Alle übrigen Gerechten machen im Verhältnisse wacker mit. Kaum ein Gerechter unter uns handelt am Werktag so, daß man an seinem Geschäfte merkte, daß alle Menschen seine Brüder seien. Da ist im Gegenteil jeder sich selbst der Nächste. Wir hier über dem großen Bache sind also mit zwei Seelen begabt, einer Mammonsseele und einer Christenseele, sind Sonntagschristen und Werktagsmenschen. Da aber niemand zweien Herren dienen kann, so verstoßen wir gegen das Evangelium, sind samt und sonders große Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. Wir sollten uns also bessern und auch im Werktagsleben christlich handeln, nämlich erwerben, aber den Mammon in den Gotteskasten legen, worin dann ein ungeheurer Schatz ent-

stände, aus dem man die Alten, die Kranken und Verlassenen unterstützen und immer noch Unsummen für Bildung und edle Erbauung übrig hätte. Oder aber, wenn wir das nicht wollen, weil wir kraft unseres Wesens es nicht können, so sollten wir, um nicht unwahr, sondern aufrichtig und konsequent zu sein, das Geschäft als unser Lebensevangelium erklären und die Religionsübung an den Nagel hängen und deshalb die Kirchen schließen. Das hätte wenigstens das Gute, daß niemand mehr gegen die Kirchenchristen den gerechten Vorwurf, sie hielten selber nicht, was sie lehrten, erheben könnte und ferner, daß die Kirche wegen Teilnahmslosigkeit noch von selber aussterbe. Einen andern Ausweg gibt es wohl kaum, wenigstens den nicht, daß man die Mammonsdiener aus der Kirche hinausschmeißt, aus dem einfachen Grunde, weil dann fast niemand mehr zurückbliebe. Die Kirche reinigen geht also nicht an, sie schließen noch weniger und überhaupt nicht, weil die Predigt und das Gebet der Kirche für die Fortexistenz und Entwicklung der Kultur ebenso nötig sind, als der Sauerteig zum Backen. Und somit muß man die Kirchen offen halten, glauben und den Mut und die Ausdauer nicht verlieren und alles Uebrige dem Herrgott im Himmel und seinem Regimente überlassen, auf daß er selber die Evangelisation weiter leite, über Kirche und Welt Klarheit bringe und die kleinen und großen Sünder strafe und ihrer Sünde den Boden entziehe. Er wird alles wohl machen. Wie es scheint, hat das Hausreinigen schon begonnen; denn es geht den großen Unterdrückern an den Kragen.

Denn es ist in unserm Lande der Kampf wider die Ueberreichen und ihre Methoden, sowie gegen ihre Helfershelfer und Mitschuldigen entbrannt. Er wird auf dem politischen Felde gekämpft und wohl auch ausgefochten. Er besteht darin, daß das Volk fast einmütig die Gesetzgeber, welche die Aussauger beschützen, beseitigt und Vertreter der Interessen des Volkes nach Washington sendet. Es sieht ein, daß neue Gesetzgeber nötig sind, um alle alten und neuen Vorrechte zu beseitigen und bessere Gesetze zu erhalten. Denn von der Gesetzgebung muß die Reinigung ausgehen und nicht etwa von einer Revolution, von der man hier schon, wenn auch nur im Geheimen, spricht. Die Lage ist also ernst und die Lösung können nur die guten Gesetzgeber bringen. Wer wählt nun diese? Nicht die Reichen; denn sie stimmen für die Protektionisten, für Taft-Kandidaten. Sondern die Arbeiter, die Unabhängigen und die Sozialisten. Diese drei Wählerklassen sind die Kämpfer und Retter in der Union und ihre Anhänger sind zahlreich; das allgemeine, unentschiedene Volk steht insgeheim auf ihrer Seite. Viele Anhänger sind Kirchenleute; aber die Mehrzahl derselben sind antikirchlich. So sieht man, woher der gute Geist kommt und woher er nicht kommt. Daß nicht die ganze Kirche wie ein Mann für Gleichheit, Freiheit und Gemeinschaftlichkeit einsteht, tut einem wehe.

Während es nun auf politischem Felde heiß hergeht, bleibt es

auch in den kirchlichen Denominationen lebendig und rauschen daselbst die Flügelschläge der neuen Zeit. Am meisten in der reformierten Kirche, einem starken hiesigen Stamme aus den Wurzeln der schweizerischen, zwinglischen Kirche. Sie hat aber nicht, wie die schweizerische Kirche heute, Glaubensfreiheit für die Bekenner erklärt, sondern sie steht noch mit beiden Füßen auf dem Heidelberger Katechismus und wer dagegen aufmuckst oder nicht nach dessen Buchstaben predigt, der kommt an die frische Luft. Meistens nehmen aber die Abtrünnigen von selber Reißaus, ehe der Hausknecht die Hemdsärmel aufstülpt. Im letzten Jahre sind ihre hervorragendsten hiesigen Geistlichen, die Pastoren Dieffenbach und Dietrich, ausgetreten. Beide waren hervorragend in ihrer Kirche. Aber sie waren als Ketzer angesehen, weil sie auf den Ergebnissen der modernen Bibelforschung standen. Sie waren Unitarier, welche den hiesigen Orthodoxen ein Greuel sind. Die Synode klagte sie an. Statt aber zum Verhör zu erscheinen und sich herumzerren zu lassen, traten sie aus und erhielten sofort große unitarische Gemeinden, Dieffenbach bei Boston, Dietrich in Seattle (sprich: Si-eddle), Washington.

Daß aber die orthodoxen Bäume auch bei den hiesigen Reformierten nicht bis in den Himmel wachsen, zeigte sich letztes Jahr bei einem Ketzerprozeß gegen einen Pfarrer aus der Schweiz, der zu dieser Synode gehört und eine an den westlichen Abhängen des Felsengebirges gelegene Gemeinde bedient. Wann er aus der Schweiz einwanderte, ist mir entfallen. Er hat aber draußen studiert und ist überzeugungstreu. Er predigte seiner Gemeinde die geistige statt die leibliche Auferstehung. Von seinen Mitgliedern, welche eingewanderte Schweizer sind, nahm keines daran Anstoß, dagegen ein Kollege, der seine theologische Ausbildung in einem Missionshause erhalten hatte. Der verklagte ihn bei der Distriktssynode; sie erkannte den Angeklagten als schuldig. Dieser appellierte an die Kreissynode, jedoch vergeblich. Das Urteil der untern Instanz wurde aufrechterhalten. Nun Appell an die Landessynode. Jetzt war die Sache ernst, weil diese Instanz endgültig war. Verlor er, so verlor er seine Stelle und auch die Mitgliedschaft in der Synode, oder er mußte widerrufen. Aber er gewann. Die Landessynode sprach ihn mit 76 gegen 46 Stimmen frei. Nun hat der gute Landsmann nach dreijährigem Kampfe wieder Frieden. Die Abstimmung zeigt, daß die Mehrzahl der reformierten Geistlichen liberalen Ansichten huldigt.

Drei amerikanische Denominationen, die freien Methodisten, Presbyterianer und Kongregationalisten, deren Bekenntnisschriften fast auf denselben Ton und Inhalt gestimmt sind, unterhandeln schon seit Jahren zwecks Unierung aller drei Gemeinschaften in eine. Man kann im Interesse der Kirche nur wünschen, daß ihre Bestrebungen von Erfolg gekrönt sind.

Die Episkopalen wechseln allmählich ihre Gebräuche. Aber nicht in liberalem, protestantischem, sondern in orthodox-katholischem Geiste.

Sie stehen jetzt schon in Lehre und Kultus den Katholiken näher als den Protestanten und katholisieren immer mehr. Sie singen in den kultischen Gottesdiensten Litaneien; die Gehilfen und Geistlichen tragen darin Gewänder, die Pfarrer kleiden sich im gewönlichen Leben wie die Priester und nur wenige derselben heiraten mehr, sondern die meisten bleiben ledig. Man hört dann und wann von Pfarrer- und Laienübertritten zur katholischen Kirche. Daß aber die Denomination als Ganzes jetzt Uebertrittsgedanken hegt, ist nicht wahrscheinlich. Das dürfte vielleicht noch kommen.

Die Katholiken sind hier in allen äußerlichen Dingen obenauf und voran. Sie sind die stärkste Denomination, haben die größten Kirchen, auch ihre eigenen Schulhäuser, da sie ihre Kinder in eigenen Schulen bilden, wofür die Eltern Schulgeld bezahlen müssen, nebstdem, daß die Stadt ihnen auch Schulsteuern auferlegt; sie besitzen großartige Hospitäler, Klöster, Erziehungsanstalten und in Washington (D. C.) eine hochangesehene Universität. In jener Stadt residiert der päpstliche Gesandte. Auch haben sie jetzt drei Kardinäle und ihre Agenten minieren in allen staatlichen Departementen. Katholische Krankenschwestern betteln bei Katholiken und Protestanten und katholische Jungfrauen und Jünglinge minnen mit Protestantinnen und Protestanten und bekehren sie fein zum alleinseligmachenden Glauben. Die Uebertritte sind so zahlreich, daß man von einer eigentlichen Hin-zu-Rom-Bewegung sprechen kann. Dem katholischen Gebahren sieht unser Volk gleichmütig zu. Es ist mit der Ausräucherung des Kongresses jetzt zu sehr beschäftigt, um sein Augenmerk auch noch den Römlingen zuzuwenden. Sobald aber ein wenig Luft geschaffen ist und die Katholiken Gelegenheit zum Einschreiten bieten, wird auch gegen sie vorgegangen und ihnen auf die Finger geklopft. Der langmütige Onkel Sam läßt, wie die Sklavenbarone seinerzeit erfuhren, nicht immer mit sich spaßen. U. Haengaertner, Pittsburg.

**Kurs für Kinderfürsorge in Zürich.** Unter der Aufsicht des Erziehungsrates findet in Zürich von Januar bis Juli 1913 der fünfte Kurs in Kinderfürsorge statt. Er bezweckt die Ausbildung besoldeter und unbesoldeter Hilfskräfte für Aemter, Vereine und Anstalten der Kinderfürsorge, eventuell auch Einführung in andere Gebiete der Fürsorge. Die praktische Tätigkeit umfaßt Kinderpflege und -Erziehung und soziale Hilfsarbeit, der theoretische Unterricht: 1. Vorträge über die körperliche und seelische Entwicklung des Kindes, Kinderpflege und -Ernährung, Kinderkrankheiten, Tuberkulose, Erziehungsfragen der Gegenwart, sowie Einführung in volkswirtschaftliche Fragen und soziale Frauentätigkeit, Jugendfürsorgebestrebungen, Wohnungshygiene und Rechtsschutz. 2. Referate der Kursteilnehmerinnen, Diskussionen, Lektüre und Anstaltsbesichtigungen. 3. Anleitung zur Zubereitung der Säuglingsnahrung, zur Führung einer rationellen Arbeiterküche und zur Beschäftigung von Kindern (Handfertigkeitsunterricht). Alter der Kursteilnehmerinnen: zirka 20 bis 30 Jahre, Kursgeld Fr. 100.— ohne Kost und Logis. Prospekte durch die Kursleitung: Frl. Fierz, Schanzengasse 22, Zürich I, und Frl. v. Meyenburg, Schipf, Herrliberg."

# Büchertisch.

**Siegeskraft.** Religiöse Reden (Neue Folge) von Philipps Brooks. Autorisierte Uebersetzung von Katharina Deggeler, mit einem Vorwort von Karl Stockmeyer, Pfarrer. Basel. Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt. 1911.

Wenn man nach Nordamerika kommt, ist man überrascht, jeden Augenblick dem Einfluß eines Mannes zu begegnen, von dem man bei uns erst seit kurzem etwas weiß; nämlich des Philipps Brooks, des großen Predigers von Boston. Ein Zitat aus seinen Predigten gilt als besonders wirksames Argument; nur mit tiefster Ehrfurcht wird von seiner Persönlichkeit gesprochen; seine Predigtsammlungen erleben zahllose Auflagen. Wer ist Philipps Brooks? Er war Pfarrer der bischöflichen Kirche (einer Analogie der englischen Hochkirche) in Philadelphia und Boston und zuletzt Bischof dieser Kirche in Massachusets, der gefeiertste Prediger der geistigen Hauptstadt von Amerika, in all seinen Stellungen von unendlicher Liebe und Verehrung umgeben.

Dieser Prediger ist nun durch treffliche Uebersetzungen auch dem nicht englisch lesenden Publikum zugänglich geworden. Der von Herrn Pfarrer Bolt in Lugano herausgegebenen (mit einer trefflichen Einleitung von Peabody versehenen) Sammlung „Ein Ruf zur Höhe" ist binnen wenigen Jahren ein zweiter Band gefolgt. Beide zählen meines Erachtens zum Besten, was wir an Predigtliteratur besitzen. Brooks ist eine große Seele. Er lebt in einer tiefen und unmittelbaren Gemeinschaft mit dem Ewigen und kann aus dem Eigenen schöpfen. In den Ueberzeugungen des positiven Christentums wurzelnd, ist er doch frei und weit und ragt über alle Parteiunterschiede hinaus. Der Form nach ist seine Rede zwar oft kunstvoll, aber niemals rhetorisch oder sensationell, sondern der natürliche Ausdruck einer schwungvollen Seele. Sie hat etwas von der Größe an sich, die uns an der amerikanischen Landschaft überwältigt. Die Geheimnisse der Menschenseele versteht er wie wenige und dann und wann erschließt er Blicke in die Tiefen des göttlichen Waltens, wie sie nur religiöser Genialität geschenkt werden. Bedeutend ist er immer. Wer nach lebendigen Zeugen der Wahrheit Gottes verlangt, wird von Philipps Brooks schwerlich enttäuscht werden. Er ist eine große und ergreifende Gestalt, eine edle Verkörperung des bei uns so viel verkannten amerikanischen Wesens. L. R.

---

## Redaktionelle Bemerkungen.

Die Raumnot, an der wir unaufhörlich leiden, hat uns auch diesmal gezwungen, Einiges zurückzustellen, was schon lange wartet und dies trotzdem wir wieder einen Viertelbogen zugesetzt haben. Wir bitten, Mitarbeiter, die warten müssen, um Geduld. Die Reihenfolge des Erscheinens bedeutet jeweilen kein Urteil über den Wert der verschiedenen Beiträge, sondern entspringt technischen und taktischen Erwägungen.

Mit der heutigen Nummer eröffnen wir eine neue, ständige Rubrik, die Berichte über den Stand der religiösen, kirchlichen, besonders der religiös-sozialen Bewegung im Ausland enthalten soll. Sie werden eingeleitet von unserm Landsmann, Herrn Pfarrer Hängärtner in Pittsburg in Nordamerika.

Der Aufsatz von Liechtenhan ist ein Beitrag zur Diskussion des Kirchenproblems. Andere, auf einen radikaleren Ton gestimmte, sind uns in Aussicht gestellt, ebenso solche über die Bauernfrage.

Der Roman von Lhotzky: „Immanuel Müller" ist inzwischen erschienen. Wir werden ihn sobald als möglich ausführlich besprechen und möchten heute nur dies erklären: es ist nach unserer Ansicht ein sehr bedeutendes Buch, dem man eine starke Wirkung wünschen muß. Wenn man es versteht, wird es aufregend wirken und ist doch ein stilles und sonniges Buch.

---

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Oerlikon-Schwamendingen. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

# Stärke uns den Glauben!*)

Text: Lukas 17, 5: Und die Apostel sprachen zu dem Herrn: Stärke uns den Glauben!

Liebe Zuhörer!

Es drängt mich, mit einem persönlichen Bekenntnis meine Predigt einzuleiten. Es fällt mir nicht leicht, in dieser Stunde zu reden. Als Unfertiger stehe ich vor Unfertigen, als Suchender vor Suchenden. Und wenn ich jetzt — so wie es mir gegeben ist und wie ichs erfahren habe — einige Lichter werfe auf den Weg, der zum Finden, zum Besitz eines höhern Lebens führt, so möchte ich damit nicht euren Fuß auf diesen Weg zwingen. Wohl aber darf ich hoffen und wünschen, daß ihr aus diesem Gottesdienste heimgehen werdet mit der Sehnsucht im Herzen, weiter zu suchen und zu ringen nach der Lösung der tiefsten Fragen, die uns bewegen. Eine Sehnsucht aber soll das sein, nicht schwankend und tastend, sondern in sich tragend die Verheißung der Erfüllung und des Findens.

* * *

Wonach streben wir denn? Was suchen wir? Wir alle streben nach Höhe, wir alle suchen ein Ziel, das über uns liegt und das zugleich als verlangendes Heimweh in uns schlummert. Wenn wir nicht platte Genußmenschen, blasierte Philister sind, schauen wir empor aus den Niederungen, aus dem Gewöhnlichen und Gemeinen, aus dem, was wir sind, zu dem, was wir sein sollen. Dieser Zug aus der Wirklichkeit zum Ideal beseelt jeden geistig gesunden Menschen, dessen Bestes noch nicht verdorben ist.

Wills Gott, sind wir sehnsüchtig Steigende nach einer freien Höhe, nach einem starken Glück. Jenem Jüngling in Nietzsches Zarathustra gleich, der hoch über Erdentiefen emporklimmt, dessen „Seele nach den Sternen dürstet".

---

*) Es folgt hier eine akademische Predigt, die im letzten Sommer in Bern gehalten worden ist. Der Tatsache, daß diese Predigt an Studenten gerichtet war, möge der Leser Rechnung tragen.

Auf die verschiedenste Weise kann dieser Drang aufwärts, diese Begeisterungsfähigkeit und Sehnsuchtskraft bei den einzelnen sich äußern. Der eine schwärmt in unklarem Idealismus für den Uebermenschen. Ein anderer glaubt in modernen Schlagwörtern und Gedankenfündlein sein geheimes Sehnen stillen zu können. Ein dritter schafft seinem Verlangen nach Höhe einen positiven Inhalt in der Hingabe an eine ideale Sache, seis wissenschaftliche Arbeit oder soziales Wirken, seis die Devise einer Studentenverbindung oder der Kampf gegen den Alkoholismus. Nur das Unreine und Gemeine, nur die Niederungen und Plattheiten werden von dieser Sehnsucht instinktiv abgestoßen.

Schon diesen Idealismus, der in jedem unverdorbenen Menschen rege ist, nenne ich Glauben. Der Glaube ists, den man von uns allen soll verlangen können. Glaube als innere Empfänglichkeit für alles Wahre, Schöne, Gute. Glaube als Fähigkeit, vom wahrhaft Großen und Erhabenen bezwungen zu werden. Glaube als Verlangen nach Höhe, als Heimweh vom Seienden zum Seinsollenden. Glaube als ein Dürsten der Seele nach den Sternen. Glaube als Gegensatz zur achselzuckenden Blasiertheit, als Gegensatz zum plumpen, selbstbewußten Fertigsein, als Gegensatz zur Philistergemütlichkeit, zum Wohlbehagen der Vielen.

Dieser heilige Glaube des sehnenden, suchenden Menschen ist allerdings etwas Unklares. Ihm fehlen die gereinigten Begriffe. Das Widerspruchvollste kann diesen Glauben auflodern machen. Aber eben dies ist seine Größe, daß er noch nicht vom Intellektualismus verdorben ist, daß fertige Theorie, zergliedernde Kritik ihn noch nicht gelähmt haben. Dieser ursprüngliche Drang der Menschenseele gleicht dem stürzenden, tosenden Bergbach und nicht der künstlichen Wasserleitung. Aus verborgenen Tiefen steigt er auf, der Quelle gleich. Ein Kind ist er, das mit hellen, verlangenden Augen in die Welt schaut.

Meine Freunde! Bewahren wir uns diese Art zu glauben. Und wenn einer unter uns an dem Glauben der christlichen Religion irre geworden ist, er ist trotzdem nicht ferne vom Reiche Gottes, wenn die Sehnsucht nach Höhe noch in ihm lebt. Und sollte gar das Gemeine in unserem Leben eine Macht geworden sein und unser Bestes verschüttet haben, wie Steintrümmer eine Quelle verschütten können, verzweifeln wir nicht. Solange wir die Quelle noch rauschen hören, solange Sehnsucht und Heimweh noch in uns sind, ist auch Glaube noch in uns. Hüten wir uns nur vor einem, vor dem völligen Ersterben dieser elementaren Aufwärtsbewegung. Steht diese still, dann tritt der Tod ein, der Tod der Seele. Aus solchem Tode kann kein Leben erstehen. Geht dieses ursprüngliche Sehnen nach Höhe verloren, dann ist auch das erfolgreichste Leben durchweht vom Hauche des Todes.

Bis jetzt habe ich den Glauben beschrieben als persönliche Gesamtstimmung — wenn ichs so nennen darf. Diese erste Stufe des Glaubens, das unbestimmte Verlangen nach Höhe, vermag jedoch nicht auf die Länge uns zu befriedigen. Ja, es drängt

förmlich darnach, aus einer bloßen Stimmung zu einer festen Ueberzeugung zu werden, es will, es muß irgendwie und irgendwo sich verankern. Eine unklare Begeisterung für alles Wahre, Schöne, Gute hält nicht allzulange Stand. In den Stürmen und Kämpfen des Lebens zerflattert sie. Sie ist wohl der erste Schritt, dem aber der zweite folgen muß.

Die allgemeine Religiösität muß zur sichern religiösen Erfahrung werden, die einen Grund und ein scharfumrissenes Ziel hat. Die vage, zur Höhe strebende Lebensstimmung muß zur unerschütterlichen Lebenskraft sich emporgestalten. Das unsichere Zugeständnis: „ich habe Glauben" muß ausreifen zum jubelnden Bekenntnis: „ich habe einen bestimmten Glauben; er gleicht dem Strom, der aus einer Quelle fließt und dem Meere zuströmt." Das ideale Ahnen, Suchen und Begeistertsein sollte schließlich sich zusammenfassen lassen in dem sieghaften Ruf: „ich weiß, an wen ich glaube."

Fürchtet nicht, meine Freunde, daß ich jetzt in abstrakt-theologisches Reden hineingerate. Ich möchte nicht vom rauschenden Leben in trockene Lehre euch hineinführen. Es ist doch sicherlich ganz aus der harten Praxis herausgesprochen, wenn ich an uns alle die Frage richte: Steigt nicht immer wieder aus allem Suchen und Sehnen, mitten aus der Tagesarbeit ein Problem vor uns auf, das uns keine Ruhe läßt, das zu lösen wir uns gezwungen fühlen, das Problem unseres eigenen ich. Und im Kampf um dieses Problem muß uns der Glaube aus einer persönlichen Gesamtstimmung zu einer festgegründeten Ueberzeugung werden. Der jugendliche Idealismus muß sowohl religiös als ethisch sich vertiefen. Diese Vorgänge möchte ich euch zeigen.

Wenn wir vom Lärm, von den Strömungen und Schlagwörtern der uns umgebenden Welt unser Auge einwärts richten in unser Selbst, so gewahren und erleben wir schmerzlich einen tiefen Mangel. Wir fühlen mit unheimlicher Wucht die Unsicherheit unserer geistigen und leiblichen Persönlichkeit den oft so vernunftwidrig scheinenden Tatsachen der Welt gegenüber. Wir sehnen uns nach einem Geborgensein, nach dem Erlebnis einer Liebe, die uns trägt, die unser geistiges Sein hindurchrettet durch alle Widerstände und Gefahren. Wir möchten unser besseres Selbst verankert wissen in einem „höheren Selbst", das wir Gott nennen. Wir möchten unser Sehnen nach Höhe verstanden wissen als das Wirken eines allumfassenden Geisteslebens, das der ganzen Weltwirklichkeit Sinn, Grund und Ziel ist. Nur so hätten wir die Gewähr, daß unser Ringen um die höchsten Güter nicht Täuschung, Illusion, sondern der eigentliche Zweck unseres Daseins ist.

Wir müssen also aus der Erschütterung über die Hilflosigkeit unseres eigenen ich zur Gewißheit uns emporkämpfen, daß unser Leben von einem Alleben umschlossen ist, daß unser Verlangen nach Höhe geweckt und zum Siege geführt wird von ihm, der uns fühlbar

nahe ist, von Gott. Nur durch diese Ueberzeugung bekommt die Aufwärtsbewegung unserer Seele eine Quelle, aus der sie fließt und ein Meer, dem sie zuströmt. Quelle und Meer ist der lebendige Gott. Erst dann können wir ruhig werden, mit sicherer Kraft und festem Schritt unsere Straße aufwärts gehen, wenn wir wissen: wir sind Geführte, die tragende Kraft der Welt und unseres eigenen armen Lebens ist Liebe.

Meine Zuhörer! So vertieft sich der unklare Idealismus religiös zum Gottvertrauen, das unserem Streben und Sehnen Grund und Ziel setzt, Sinn und Bedeutung gibt.

Aber auch ethisch ebenfalls aus dem Problem unseres ich heraus, soll unser Verlangen nach Höhe sich vertiefen und klären. Denn im Blick auf uns und unser Leben muß — neben der Erfahrung der Unsicherheit — eine weitere Tatsache zentnerschwer uns auf die Seele drücken: Die Tatsache unserer sittlichen Ohnmacht. Wir mögen zwar unser Streben in Gott verankern und in unserm Kämpfen von den guten Geistern Gottes uns umgeben wissen. Die große Frage aber heißt: Werden wir das Ziel erreichen? Werden wir nicht bald flügellahm werden und wieder zurücksinken ins Niedere und Gemeine?

Ich sage das eine Wort: Sünde. Ein Wort, das unmodern klingt, das uns aber doch vor Scham erröten macht, wenn wir des eigenen Fehlens und Fallens gedenken. — Ich sage: Verachten sollten wir uns. Das ist wieder unmodern in einer Zeit, da die Losung heißt: Bleibe dir selber treu! Freunde, um seinem höhern Selbst treu zu bleiben, muß man sein niederes Selbst verachten können.

Wie heißt es doch in Nietzsches Zarathustra? „Was ist das Größte, das ihr erleben könnt? Das ist die Stunde der großen Verachtung. Die Stunde, in der euch auch euer Glück zum Ekel wird, und ebenso eure Vernunft und eure Tugend. Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meinem Glücke! Es ist Armut und Schmutz und erbärmliches Behagen.“ Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meiner Vernunft! Sie ist Armut und Schmutz und erbärmliches Behagen.“ Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meiner Tugend! Wie müde bin ich meines Guten und meines Bösen! Alles das ist Armut und Schmutz und erbärmliches Behagen.“

Ich meine, das ist für uns junge Männer die notwendigste Entwicklung unseres Glaubens, daß er aus einer bloßen Stimmung und Begeisterung für alles Hohe und Edle ein Kampf werde gegen uns selber, ein Kampf gegen alle niederziehenden Mächte in uns, ein Krieg des „Helden in unserer Brust“ gegen die trüben Gewalten, die auch in uns sind. Zu diesem Kampfe sind wir aber erst dann fähig, wenn wir die „Stunde der großen Verachtung“ erlebt haben und täglich von Neuem diese Verachtung durchkosten. Ein Kampf wird das sein, nicht aus eigener Kraft geführt, sondern gekämpft und geleitet von dem sieghaften Ver-

trauen: Ich bin ein Geführter. In Gott verankert, gegen die Welt in uns und um uns — und so für Gottes Reich — streiten, das ist Glaube.

So gestaltet die tiefe Erkenntnis unseres ich mit seiner Hilflosigkeit einerseits, mit seinen Niederlagen anderseits den Glauben um. Er wird aus einem unsichern Sehnen nach Höhe zu einem festen, sichern Ringen nach höchstem Ziele. Ein Ringen, das im Vertrauen auf Gott den Sieg schon in sich trägt. Ein Ziel, das immer wieder in unserer Seele aufleuchtet.

Ein Ziel aber auch, das wir nicht bloß in der eigenen Brust tragen, sondern das klar umrissen und in unnachahmlichem Lichte in dem Manne uns entgegentritt, der uns zuruft: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Darf ich aus persönlicher Erfahrung etwas sagen? In all' meinen Irrwegen und Zweifeln habe ich doch nie das fast instinktive Gefühl verloren, daß in Jesus das Vollkommene erschienen ist. Werde ich irre an bisher geltenden Wahrheiten, dann ruft in mir eine Stimme: Er ist die Wahrheit! Habe ich den rechten Weg verloren, dann weiß ich es: Er ist der Weg! Und so oft ich schmerzlich empfand, daß mein Leben einem trüben Gelebtwerden glich, erfaßte mich auch das Heimweh nach ihm, der das Leben ist.

Seht, alles, was wir bis jetzt gesagt haben über das Werden und Wachsen des Glaubens, es entbehrt der herrlichen Krönung und Vollendung, wenn es nicht mit der Person Jesu zusammengeschlossen wird. Sein Schauen und Steigen nach Höhe gibt uns erst die volle Gewähr, daß unser Schauen und Steigen nach Höhe Verheißung hat. Sein Sichgeborgenwissen in des Vaters Hand verbürgt es uns, daß unsere Erfahrung, Geführte zu sein, nicht eitel Wahn ist. Sein Kampf gegen die finsteren Mächte von unten offenbart es uns, welches unsere größten Feinde sind, und gibt uns zugleich die Gewißheit, daß wir über sie siegen werden. Alles was wir ohne ihn an Glauben und sittlicher Leistung zustande bringen, wir tragen es zu ihm mit der Bitte: „Herr, stärke uns den Glauben! Kläre ihn, vollende ihn, vertiefe ihn; mach' unser Suchen zum Finden, unser Streben zum seligen Besitz, unser Ahnen zur Gewißheit!“

Unser Glaube, meine Zuhörer, braucht kein kirchlich korrekter, kein begrifflich gereinigter Theologenglaube zu sein. Er ist am größten und siegreichsten, wenn er zur starken, treuen Nachfolge in Jesu Spur geworden ist.

* * *

Darf ich noch einmal mit Zarathustra kommen? Dieser Prophet des Uebermenschen sagt zu seinen Jüngern: „Ihr seid meine Gläubigen? Aber was liegt an allen Gläubigen?! Ihr hattet euch noch nicht gesucht, da fandet ihr mich. So tun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben“

Meine Freunde! Auf Jesus und seine Nachfolger angewendet, ist diese Anschauung grundfalsch. Wir suchen Jesum, weil wir uns selber finden möchten. Finden wir ihn, dann finden wir uns. In der Gemeinschaft mit ihm stoßen wir auf die Quellen unseres Lebens. Amen! — *H. Hüster.*

---

# Friede auf Erden.

## Eindrücke vom Friedenskongress der Internationale in Basel.

I.

Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Es war am Abend nach der Schlacht bei Valmy (20. September 1792) im Feldzug der verbündeten Monarchen gegen das junge republikanische Frankreich, als Goethe im Kreise der Kameraden dies vielwiederholte weissagende Wort sprach. Was war geschehen? Nichts Besonderes, nichts Großes, Entscheidendes: eine fruchtlose Kanonade, ein Mißerfolg des Heeres, das der Herzog von Braunschweig nach dem königsmörderischen Paris führen wollte — aber in diesem äußerlich nicht so wichtigen Ereignis schaute ein Seherauge eine Wendung der Weltgeschichte.

Leichter war es letzten Sonntag (24. November) in Basel, auf solche Gedanken zu kommen; sie drängten sich sogar völlig auf, nicht nur wegen der sich schon äußerlich darstellenden Größe des Ereignisses, sondern vor allem wegen seiner Seltsamkeit, seiner Paradoxie. Da eilen bange und zornig ob aufsteigendem furchtbaren Unheil für die Welt von allen Enden Europas her Männer und Frauen zusammen, nicht nur um den Frieden zu *verkündigen*, sondern um den Frieden zu *fordern*, Frieden zu *schaffen*; es sind nicht einzelne idealistische Vorkämpfer der Friedenssache, sondern die Vertreter der aufsteigenden Volksschichten der abendländischen Welt, also Menschen, hinter denen *Macht* steht, wachsende Macht, es sind nicht christliche Priester und Prediger, deren Beruf es ist (oder doch sein sollte!) den Frieden zu verkündigen, sondern Weltleute, „Ungläubige", Politiker und Arbeiter aus der Werkstätte — sie kommen den Frieden zu schaffen, den weder Kirche noch Parlament, weder Papst noch Kaiser schaffen kann oder will; inmitten einer Welt, die bereit ist, sich in Nationalhaß zu zerfleischen, sind sie ein Reich von solchen, die sich als eine brüderliche Gemeinschaft wissen, ein *neues* Reich. Wo ist solches in der Geschichte schon dagewesen? Das ist wirklich etwas „Neues unter der Sonne". Aber Wunderbareres noch war zu sehen: unmittelbar unter der Münsterkanzel saßen, des kommenden Zuges harrend, Bebel, Adler, Jaurès, Hervé — der Sozialist, der Israelite, der „Atheist", der Anarchist. Am Eingang des wundervollen gotischen

Chors hing die rote Fahne der Internationale hernieder über den Regierungsrat und den letzten Antistes und jetzigen Kirchenratspräsidenten von Basel! Und als dann die Glocken zu läuten begannen und die herrliche Orgel, von Meisterhand gespielt, ertönte, und sie nun einzogen in das uralte Gotteshaus, die roten Banner, eins nach dem andern, und sich hinten um die Mutterfahne gruppierten, als sie kamen, ein unabsehbarer Zug, die Proletarier, die „Gottlosen", und einzogen in die Kirche, diese wunderbare Kirche Christi, sie füllend bis auf den letzten Winkel und doch lange nicht von ihr gefaßt, einziehend in ihr Heimathaus, sie, die lang Vermißten, die lang Verstoßenen, in das Heimathaus, das zu klein geworden — da ist mancher von denen, die das sahen, erschüttert worden bis ins Innerste, da ist manches Auge feucht geworden, da sind wir Alle still geworden vor einem gewaltigen Erlebnis. Denn was wir da sahen, war mehr, viel mehr als sich äußerlich darstellte; da mußte das geistige Auge viel mehr Arbeit tun, als das körperliche. Das äußere Geschehen verwandelte sich in ein Gleichnis: Vergangenheit und Zukunft flossen darin zusammen, die Wirklichkeit wurde zum Sinnbild. Konnte es sein — dies alte steinerne Gotteshaus, welches so sehr erfüllt ist vom Hauch der Vergangenheit, daß die Gegenwart und die Gegenwartspredigt darin nur schwer aufkommen kann, auf einmal so jung geworden! Was soll das alles bedeuten? Soll es bedeuten, daß so der Sozialismus einziehen wird in die Kirche, sie erfüllend, überflutend, vielleicht verdrängend? Soll es umgekehrt bedeuten, daß die Kirche den Sozialismus für sich gewinnen wird? Nein, es kann weder das Eine noch das Andere allein sein, es wird beides bedeuten: daß eine Zeit kommt — und schon da ist — wo wir uns finden, wieder finden werden, alle die jetzt Getrennten, Feindlichen, in einer neuen Kirche, in dem neuen größeren Haus des Vaters, auf das wir hoffen. Dort werden auch seine entfremdeten Kinder wieder mit Freuden sein Antlitz grüßen, dort auch die im Kampf gegen das Bestehende unstet und heimatlos Gewordenen, die ob ihren neuen Idealen Gehetzten und Geächteten, Heimatfrieden finden in dem Reiche, das in der Wirklichkeit des Göttlichen alles Menschliche zu seinem Recht kommen läßt und in der Erfüllung des besten menschlichen Wollens die Wirklichkeit des Göttlichen kund tut. Als eine wunderbare Verheißung ist es über uns hingezogen, zu groß, zu selig um lange festgehalten zu werden und doch die Seele mit höchstem Glück erfüllend, und doch ein Erlebnis voll Gnade und Wahrheit, ein Erlebnis für Alle, ob es bewußt geworden sei oder durch unbewußte Berührung nur noch tiefer gewirkt habe.

## II.

Basel hat durch dieses Ereignis ganz unerwarteter Weise und zum Teil fast gegen seinen Willen hohe Ehre gewonnen. Daß der in seiner Mehrheit bürgerliche Regierungsrat den Kongreß durch ein Schreiben begrüßte, worin er den auf den Frieden gerichteten Bestre-

bungen des organisierten Proletariats seine herzliche Anerkennung aussprach, war auch etwas Neues, war eine sittliche Tat und eine Aeußerung von Regierungsweisheit, wie sie leider selten genug vorkommt. Der Kongreß war davon freudig überrascht und der Eindruck dieser Tatsache wird groß sein. Viel selbstverständlicher war für uns, daß der Kirchenvorstand der Gemeinde das Münster bewilligt hat; Nichtbewilligung wäre etwas ganz Schlimmes gewesen. Schön aber ist, daß es einstimmig geschah und am schönsten, daß man sich entschloß, den Kongreß auch durch Glockengeläute und Orgelspiel begrüßen zu lassen. Die Bewilligung des Münsters war eine einfache Notwendigkeit, das Andere war eine Zugabe der Freundlichkeit und Hochherzigkeit. Der Eindruck dieses kirchlichen Entgegenkommens auf die fremden Gäste war denn auch noch größer, als der des regierungsrätlichen Schreibens. Man spürte deutlich das Staunen und die Rührung, daß man in einer Kirche — und in einer solchen Kirche! — tagen durfte. Sie klangen aus vielen Reden und sonstigen Aeußerungen heraus. Wir Andern aber sagten uns wieder einmal: wie wenig Verständnis und Liebe wäre nötig gewesen, wären noch jetzt nötig, um die sogenannte Christentumsfeindschaft, ja sogar die Kirchenfeindschaft der Sozialdemokratie zu brechen! Sie ist unsere Schuld, zehnmal unsere Schuld! — Seltsam und ergreifend war es auch, wie in den meisten Reden der religiöse Ton angeschlagen wurde. Der baslerische Regierungspräsident Blocher erinnerte in seiner Eröffnungsrede an den Zusammenhang der Arbeit des Kongresses mit dem Christentum; Jaurés erklärte, die Tatsache, daß sie in diesem Münster tagen dürften, sei ihnen eine Bürgschaft dafür, daß die Sozialdemokratie nicht allein für den Frieden stehe, sondern alle echten Jünger Jesu zu Bundesgenossen habe; Adler, der Israelit, knüpfte an das „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen“ an; Greulich hob den christlichen Gedanken hervor, daß der Leib des Menschen, den der Krieg so brutal zerstöre, eine Schöpfung Gottes sei und streifte, wohl ohne Absicht, das Prophetenwort von den Schwertern, die Karste und den Spießen, die Winzermesser werden sollen; Bebel gestand, wenn Jesus heute wieder käme, würde er in den Reihen des Proletariats stehen und Greulich wieder schloß den Kongreß mit den Worten des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an eine Auferstehung der Toten und ein ewiges Leben“ — sie freilich ins Soziale und Diesseitige umdeutend, wie sich übrigens in diesem Zusammenhang von selbst verstand.

So stand dieses große Ereignis gleichsam im Zeichen Jesu. Er stand unsichtbar über den Verhandlungen, auch denen in der Burgvogtei. Es ging ein Lichtglanz von ihm aus und gab ihr eine besondere Verklärung; man durfte sich ihm freudig nahe fühlen, seinen wachsenden Sieg über die Welt ahnen. So ist es denn für den Schreiber dieses Berichtes ergreifend und von großer sinnbildlicher Bedeutung gewesen, daß er während der Feier im Münster beständig

das große Glasgemälde vor Augen hatte, auf dem Jesus segnend seine Hände ausbreitet. Er hat sie an diesem Tage segnend ausgebreitet über das Proletariat der ganzen Welt, das in seinen Vertretern versammelt war. Es hat sich wie eine Annäherung vollzogen zwischen den beiden Evangelien, dem Evangelium des Sozialismus und dem Evangelium Jesu. In der Burgvogtei aber fügte es sich, daß ich mir gegenüber die Bilder der drei Führer und Propheten des modernen Sozialismus hatte: Marx, Engels, Lasalle. Sie sind alle drei von Abkunft Söhne Israels! Das ist bedeutsamer, als die meisten wußten. Im modernen Sozialismus lebt die Hoffnung Israels wieder auf und gerade auch die Voraussagung der Propheten von dem Friedensreich auf Erden. Es besteht hier ein unmittelbarer Zusammenhang. Der moderne Sozialismus ist Messianismus, d. h. Erwartung eines Reiches der Gerechtigkeit und Freiheit für die Geringen und Entrechteten. Nun ist das ganze Rätsel des Verhältnisses von Sozialdemokratie und Christentum darin enthalten, daß der Sozialismus sich begeistert zu Marx, Engels und in dem, worauf es hier ankommt, auch zu Lasalle bekennt, aber dem Christentum bis heute vorwiegend feindlich oder doch entfremdet gegenübersteht. Warum ist das gekommen? Wann kann das anders werden? Ich werfe die Frage bloß auf, ohne sie für diesmal zu beantworten.

So spannen sich für mich zwischen der Burgvogtei, wo die politischen Verhandlungen und dem Münster, wo die „gottesdienstliche" Feier stattfand, wieder heimliche Fäden; es war wieder viel sinnbildliche Bedeutsamkeit dabei.

## III.

Der Kongreß von Basel war aber nicht nur die mächtige und sinnvolle Darstellung einer großen Idee, sondern zugleich das Offenbarwerden einer sehr lebendigen Wirklichkeit und praktischen Macht, und nur auf dem Untergrund dieser kräftigen Realität gewann die Idee der Versammlung eine solche Gewalt und Tiefe. Beides hängt aufs engste zusammen.

Wenn ich nun versuchen will, die praktische Bedeutung des Kongresses darzustellen, so möchte ich an die Auffassung anknüpfen, die auf dem Kongreß selbst immer wieder zum Ausdruck gebracht wurde und zwar besonders durch die alten Führer und Vorkämpfer des Proletariats. Sie erblickten die Bedeutung des Tages darin, daß damit das international organisierte Proletariat zum ersten Mal auf den Schauplatz der äußeren Politik der Völker trete und zwar mit einem bestimmten, klaren Willen und Programm. Der Basler Kongreß bezeichne den Schritt von der Idee zur Aktion. Also nicht davon hange seine Bedeutung ab, ob es ihm gelinge, den gegenwärtig drohenden Weltkrieg zu verhindern; man war sich völlig darüber klar und sprach es auch aus, daß dazu die Macht der Internationale jetzt noch nicht ausreiche und daß die Regierungen

in ihrem, nach den neuesten Erlebnissen der Diplomatie freilich weniger als je berechtigten, Dünkel nicht auf sie achten würden. Aber die neue Großmacht, die alle andern besiegen werde, sei auf den Plan getreten, habe ihre Fahne entfaltet und sie werde wachsen, werde wachsen gerade auch dann, wenn die andern sich im Weltkrieg zerfleischten.

Damit dürfte wenigstens die Richtung angegeben sein, in der die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses gesucht werden muß. Es hat sich eine neue Weltmacht herausgebildet, die Internationale, d. h. die weltumfassende Organisation des Sozialismus. Es ist eine unaufhaltsame, gewaltig anschwellende Macht; davon mußte in Basel auch der stärkste Zweifler einen unwiderstehlichen Eindruck empfangen. Schon jetzt stehen nach Keir Hardies Meinung 45 Millionen Arbeiter hinter ihr; abgesehen von ihren Verbündeten. Diese Macht ist trotz aller Gegensätze im Einzelnen im großen und ganzen einig. Und diese Macht will den Frieden, will ihn unbedingt. Das ist neu, das ist noch nie dagewesen! Denn das alte Christentum, das allein für eine Vergleichung in Betracht kommt, war weltlich und politisch betrachtet keine Macht. Daß diese neue Macht so unbedingt den Frieden wolle, war aber bisher nicht ganz sicher. Man mußte damit rechnen, daß die Gefühle und Triebe, aus denen der Krieg entsteht, daß der Nationalismus und die kriegerischen Ideale auch in der sozialistischen Arbeiterschaft noch vorhanden seien und im Kriegsfall hervorbrechen würden, oder daß sie doch wiederkehren würden, wenn einmal infolge großer sozialer Reformen der Gegensatz der Sozialdemokratie zur vorhandenen Ordnung der Dinge abgenommen habe. Man konnte für diese Annahme auf die Haltung des italienischen Proletariats gegenüber dem Tripoliskrieg und des englischen gegenüber dem Burenkrieg hinweisen. Nach dem Basler Kongreß ist dieses Mißtrauen nicht mehr berechtigt. Im Herzen der sozialistischen Arbeiterschaft ist das kriegerische Ideal (wenn auch nicht der kriegerische Instinkt) erblaßt, ja gestorben. Das gilt sicherlich nicht von Allen, aber es gilt von der Masse. So haben wir hier eine Weltmacht vor uns, die nicht nur keinen ungerechten, unnötigen Krieg mehr will, sondern keinen Krieg überhaupt! Vor dieser Macht und ihrem leidenschaftlichen Willen wird die bisherige Friedensbewegung ganz klein. So rückt die uralte Hoffnung der Völker, die von allen Klugen und Weisen, selbstverständlich auch von den „Frommen", verspottete, auf einmal in den Bereich der Verwirklichung, ein Traum wird Wahrheit. Das zu erfahren, gleichsam mit Augen zu sehen, ist ein großes Erlebnis, ein Erlebnis, für das hoher, freudiger Dank das Herz bewegt.

Aber diese Macht will nicht nur den Frieden, sie will auch alles andere, was zum Frieden gehört. Sie will eine neue Politik, oder auch, wenn man den Ausdruck vorzieht, die Aufhebung dessen, was man bisher Politik genannt hat, die Beseitigung des Reiches der Gewalt. Sie will ein Zusammenleben der Völker, das in allen Dingen vom Geist der Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und

Freiheit geleitet ist. Damit will sie völlig ernst machen. Ein Grundton des Kongresses war: „Die bisherige Politik ist ausgelebt. Sie hat Bankrott gemacht. Aufhören muß ein Zustand, der einer Handvoll Diplomaten, die das wahre Wohl und Wehe der Völker nicht kennen, deren Schicksal in die Hand gibt." Es wurde die Schuld an dem Verbrechen eines Weltkrieges den Leitern der heutigen Politik ins Gewissen geschoben: „Versucht es und ihr werdet daran zu Fall kommen; denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Es wurde den kleinen Völkern frohe Kunde gebracht. Die kleinen Völker können so wichtig sein, wie die großen. Sie sollen so stolz und so sicher sein dürfen wie jene. Töricht freilich ist es von ihnen, wenn sie meinen, durch Mitrennen am militaristischen Weltlauf sich retten zu können; ihre Rettung vor der Ueberschwemmung des Imperialismus ist allein der neue Geist und die neue Macht des Sozialismus. Sie dürfen in Zukunft sagen: „Wir haben die stärkste Großmacht zum Freunde, das internationale Proletariat; das ist unser Schutz." Diese Gedanken (die auch wir schon oft vertreten haben) wurden kraftvoll und unter großem Beifall des Kongresses von dem Holländer Troelstra ausgesprochen. Eine prächtige Erläuterung und Bestätigung dazu war, daß die italienischen und schweizerischen Delegierten sich zusammenfanden, um gegen das Treiben der Irredenta, das Italien und die Schweiz gegen einander hetzen will, wirksame Maßregeln zu ergreifen.

Diese praktische Bedeutung des Kongresses: das Eingreifen einer neuen Macht in die äußere Politik der Völker, einer Macht, die den sittlichen Gedanken vertritt, wird auch durch das von ihm angenommene Manifest ausgedrückt. Dies ist's, was dieses wirklich zu einer weltgeschichtlichen Urkunde machen kann; ähnlich wie das kommunistische Manifest, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß es diesem an schöpferischer Originalität gleichkomme. Es mag auch im Einzelnen anfechtbar sein, aber es ist hochbedeutsam als Urkunde eines neuen Willens, hinter dem eine neue Macht steht. Es war ein feierlicher Augenblick, als die Abstimmung begann und die Delegierten wie ein Mann sich dafür erhoben und von selbst in den Gesang der „Internationale" einstimmten. Gewaltig war der Enthusiasmus, es war ein Höhepunkt, es war ein Anklang an Pfingsten.

Das alles ist bedeutsam genug. Daß man an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt stehe, war das allgemeine Gefühl, auch der Nüchternen. Der Kongreß führt diesen Wendepunkt natürlich nicht herbei, aber er markiert ihn. Der Vergleich mit dem Konzil zu Basel*), der sich von selbst aufdrängte, ist noch fruchtbarer als die Meisten denken mochten. Damals scheiterte der Versuch, dem Abendland mit der Einheit der Kirche überhaupt die Einheit der christlichen Kultur zu erhalten. Seit der endgültigen Spaltung der Christenheit in der Reformation steht keine einheitliche Idee mehr über der

*) 1431—1448.

Völkerpolitik; sie wird vorwiegend von Machtgier und Egoismus beherrscht. In der neueren Zeit werden diese Tendenzen als Realpolitik offen anerkannt, ja verherrlicht, auch von der Mehrheit der Christen und Theologen. Jetzt tritt eine neue Macht der Einheit auf und die Einheit, die sie schafft, ist die der sittlichen Idee. Der Sozialismus nimmt das Werk auf, das die Kirche aufgeben mußte.

Ein Neues ist damit deutlich zur Erscheinung gekommen; ein Altes vergangen. Daß wir am Ende einer Epoche stehen, war das allgemeine Gefühl. Wir haben es für unsere Person längst geglaubt, nun gelangen wir allmählich vom Glauben zum Schauen.

Aber das Wertvollste war, daß in Basel noch Größeres erschien, als Politik sein kann, auch wenn man diese im edelsten Sinne faßt: nämlich die Zuversicht auf eine Besiegung aller Not und eine Verwirklichung aller Hoffnung der Menschheit. Das war der Unterton aller Verhandlungen, der Hintergrund der politischen Hoffnung. Es war, als ob mit dem Kampf gegen den Krieg der gegen alle andern Dämonen an Kraft und Entschlossenheit gewönne, als ob mit der Aussicht auf eine Verwirklichung der Friedenshoffnung alle andere Hoffnung aufblühe; es war, als ob die Tiefen der Seelen sich auftun und alle göttlichen Kräfte ans Licht empordrängen wollten. Diesem Letzten, Tiefsten, hat der ehrwürdige Keir Hardie Ausdruck gegeben, als er seine Münsterrede mit den Worten schloß: „Wir glauben, daß alle Finsternis und alle Erniedrigung, die auf den Völkern lasten, weggefegt werden können und zwar zu unseren Lebzeiten.“ Auch hier spielte das Sinnbildliche merkwürdig herein. Während wir im Münster den Rednern zuhörten, ertönten von dem Münsterplatz her, wo Tausende sich um andere Sprecher sammelten, Jubelrufe und Trompetensignale, oft gerade bei den eindrucksvollsten Stellen: es war wie ein Echo von dem zahllosen Volke her, das in allen Landen der Erlösung harrt.

## IV.

Das alles mußte in uns den Glauben an alle Verheißung mächtig stärken. Uns ist ob alledem Christus groß geworden, wenn möglich größer als je. Aber freilich die Christen kleiner als je. Der Kongreß war ein Gericht über unser Christentum. Auch das haben viele gefühlt, Sozialisten und Christen. Die Sozialisten haben getan, was die Christen hätten tun sollen. Diese Wahrheit drängte sich auf. Warum haben die Christen es nicht getan? Weil es ihnen an Glauben und Liebe fehlt, weil sie äußerlich und innerlich zu stark an das Bestehende gebunden sind, weil sie zu klein, zu feige, zu weltförmig sind. Man mußte Bebel ehrlicherweise recht geben, wenn er in seiner Schlußrede in der Burgvogtei bemerkte, nun werde bald auf allen Kanzeln der Christenheit wieder das „Friede auf Erden“ erschallen, aber da die meisten dieser Prediger doch den Krieg gelten ließen, ja verherrlichten, so sei das reine Heuchelei.

Das ist stark gesagt, aber nicht falsch. Der Gegensatz mußte von denen unter uns besonders stark empfunden werden, die in den letzten Jahrzehnten die christlichen und theologischen Verhandlungen über Christentum und Krieg mitgemacht haben Da redet man von den „Wirklichkeiten", die man nicht beseitigen könne, man findet Ruhe in der Theorie, daß man die politischen und sozialen Dinge sich nach ihrem natürlichen Gesetz müsse ausleben lassen und anderes mehr — und siehe, da kommen die „Ungläubigen" und glauben an eine andere Wirklichkeit und erklären: „Wir wollen an Stelle der Wirklichkeit der Natur mit ihrer Brutalität die Wirklichkeit des Menschentums setzen." Damit haben sie die „Wirklichkeit" schon ein Stück weit verändert. Angesichts solchen Anschauungsunterrichts wird man immer gewisser, daß Gott immer mehr die „Gottlosen" benützen wird, um sein Reich aufzurichten, weil die zuerst Gerufenen nicht zu haben sind. „Wahrlich ich sage euch: solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden," hat Jesus ob einer solchen Erfahrung gesagt (Ev. Matth. 8, 10). Und er hat vorausgesagt, daß „viele kommen würden vom Aufgang und vom Untergang", während die „Söhne des Reiches" sich selbst ausschlössen.

Wenn das Christentum beschämt wurde, so zeigte sich die Sozialdemokratie von ihrer besten Seite. Es war, als ob der Kampf für ein hohes Ideal alle idealen Kräfte, die in der Bewegung schlummern, aber oft vom Staub des Kampfes und vom Allzumenschlichen, dazu von ungenügenden Theorien, zugedeckt wurden, aus der Tiefe emporquellen lasse. Es wurde gar nicht viel vom Klassenkampf geredet und wenn es geschah, dann im großen und wahren Sinne des Wortes; auch gar nicht so einseitig wie man erwarten sollte vom Kapitalismus; vielmehr traten die positiven sittlichen Ideale in den Vordergrund. Man sprach es aus, daß das Proletariat der Träger aller menschlichen Kultur und aller Geistigkeit sein wolle und solle, daß es die von den herrschenden Klassen fallen gelassenen Ideale aufnehmen müsse und wolle. So war auch der ganze Ton der Verhandlungen durchaus edel. Ich wenigstens habe kein unschönes Wort gehört. Bemerkenswert war auch die Einheit des Geistes, die das Ganze trug. Auch wenn sie zum Teil das Werk kluger Vermittlung gewesen sein sollte, so bedarf es, wenn diese gelingen soll, doch des Willens zur Einheit.

Und das ist nun diese Sozialdemokratie, über deren Schrecklichkeit in unseren weltlichen und noch mehr in den frommen Kreisen so viel gejammert wird, das die „dämonischen Mächte", die auch nach der Meinung einiger ihrer Freunde das Weilen in ihrer Nähe so bedenklich machen! Gewiß zeigt sich bei einem solchen Anlaß auch die Sozialdemokratie im Sonntagskleid, gewiß gibt es in ihrer Mitte auch böse Mächte — aber sind diese anderwärts nicht auch da? Wo aber ist anderwärts diese Begeisterung, diese Entschlossenheit, diese Jugendfrische des Wollens? Nein, meine lieben Christen, da laßt ruhig das Richten sein, es sei denn als Selbstgericht gemeint. Diese Menschen, die sich verzehren im heißen Kampf um eine neue Welt, die sind unsere Richter!

Wie dann steht es mit uns, mit dem Christentum? Soll dies einfach durch den Sozialismus ersetzt werden?

Darauf möchte ich antworten: Jesus und das Gottesreich, das mit ihm erschienen ist, bleiben die Wahrheit, ob auch das Christentum gerichtet wird, ja sie bleiben es erst recht; denn im Grunde ist Er es, der richtet. Auch glaube ich, daß diese Wahrheit zwar den ganzen Sozialismus einschließt, aber noch weit über ihn hinausreicht. Ich glaube auch nicht, daß die Begründung der Friedenshoffnung, wie sie in Basel gegeben wurde, völlig zureiche. Nicht nur wurden die politischen Ursachen des Krieges überhaupt und im Besondern der heutigen Kriegsgefahr zu wenig gewürdigt, sondern es wurden auch die tiefsten seelischen Mächte, die den Krieg erzeugen: Machtdrang, Rachetrieb, nationalistische Befangenheit nicht genügend berücksichtigt. Der Krieg hat seine Wurzeln tief im Menschenwesen und wahrer Friede kann nur werden durch eine Wiedergeburt der Welt aus Gottes Geist und Leben. Diese letzte, höchste Wahrheit zu vertreten bleibt auch die höchste Aufgabe. Wenn die Jünger Jesu sie wirklich erfüllen, dann haben sie immer noch das Größte zu tun. Dann aber müssen wir ein anderes Geschlecht von Christen bekommen, als wir jetzt haben. Inzwischen richtet uns Gott durch die „Gottlosen", inzwischen gibt er ihnen Kraft und Leben, und Er ist es auch, der alle, die guten Willens sind, weiter führen wird, zur Höhe und zur Tiefe, und der sein Reich bauen wird, mit den „Christen" oder ohne sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das sind einige der Gedanken, die mir dieses Ereignis aufgedrängt hat. Ich gebe sie als das, was sie sind: als individuelle Eindrücke und nicht als objektive Sätze. Sie machen auch nicht den Anspruch, den Reichtum und die Tiefe dieses Geschehnisses erschöpfen zu wollen; aber ich wünschte, daß sie sie wenigstens ahnen ließen. Ich bin dankbar, daß es mir gegeben wurde, dieses Ereignis mitzuerleben, das an innerer Bedeutung wohl das größte war, was ich in Bezug auf öffentliche Dinge überhaupt erleben durfte. Ich glaube, daß von ihm eine große Wirkung ausgehen wird, auch wenn der unmittelbare Erfolg nur klein sein sollte. Es ist ein Zeichen, auf das viele schauen werden, das vielen zum Aergernis, vielen zum Umdenken dienen wird. Es ist groß nicht durch die Reden, die gehalten, die Beschlüsse, die gefaßt wurden, die Menschen, die handelten, sondern durch das Große, das dahinter steht.

L. Ragaz.

# Gericht und Verheissung.

Es sind nicht äußere Gründe, die mich veranlassen, den Ausführungen Professor Ragaz' noch einige persönliche Eindrücke beizufügen. Ein solch äußerer Grund wäre höchstens, daß ich der Eröffnungssitzung beiwohnte, die schon einen sehr ernsten und ergreifenden Charakter hatte, während Ragaz die späteren Verhandlungen (am Montag) verfolgen konnte, was mir nicht möglich war.

Ganz andere, innere Gründe veranlassen mich, einige Worte über den Kongreß zu schreiben: das Gefühl, daß es nicht überflüssig ist, wenn unsern Lesern von zwei Seiten etwas über die Bedeutung dieses Tages mitgeteilt wird, wenn von zwei Seiten durch ein unmittelbares, persönliches Zeugnis gesagt wird, was dieser Tag gewesen ist. Vielleicht werden unsere zwei Berichte so, wie sie sind, ganz unabhängig von einander entstanden, unsere Leser etwas von der Bedeutung dieser Stunde erleben lassen, auch — oder gerade — wenn sie ähnliche Eindrücke wiedergeben sollten. In welch bescheidenem Maß sie dies nur vermögen, empfindet man am peinlichsten, wenn man sich bemüht, das, was seit jener großen Stunde in der Seele nachzittert, aufs Papier zu bringen.

Es war eine große, ergreifende Stunde; einzigartig ist ihre Bedeutung in der Geschichte. Ich will hier nicht zu sagen versuchen, was sie im einzelnen zu bedeuten hat, und was sie praktisch geleistet hat. Warum ich sie für groß halte, zeige ich am besten, indem ich so einfach als möglich sage, wie mir ihre Größe aufging.

Wir wissen, daß die großen Stunden der Geschichte eine ganz eigentümliche Legitimation haben. Sie müssen zugleich ein Gericht und eine Verheißung sein. Keine dieser Stunden, die nicht in irgend einer Weise Bankrotterklärung einer Welt, Anfang einer neuen Welt wäre. Wir wissen es. Wir wissen auch, daß unsere ganze Zeit diesen Charakter an sich trägt, daß sie entwertet und neu schafft. Aber das Wissen muß zum Erlebnis werden, wenn der Mensch mit ganzer Seele seine Kraft in den Dienst einer ringenden Zeit stellen soll.

Ein solches Erlebnis ist der Kongreß vielen gewesen. Vielen ein Bruch mit dem bisherigen und damit der Beginn einer neuen, weiteren Orientierung*).

Das Gericht blieb einem nicht erspart. „Stirb und werde," heißt es an den großen Wendepunkten der Geschichte. Schmerzlich, vielleicht so deutlich wie noch nie haben andere und ich es empfunden, wie wir — wir Christen vor allen — mit einer ganzen Zeit sterben müssen, um zu werden. Und zwar, daß wir es um so mehr müssen, je höher unser Ziel ist. Auch, ja gerade, wenn dieses Ziel nicht mit äußeren, politischen und sozialen Formen zusammenfällt, sondern mächtig

*) Ein Pfarrer schreibt mir, es sei für ihn eine Offenbarung gewesen. Ein Freund sagte mir, es sei das Größte, was er erlebt.

über alles bestehende, werdende, noch zu verwirklichende hinausragt. Mit einer ganzen Welt müssen wir sterben, damit das ganz Große, das wir in der Seele tragen, nicht schmählich von einer ganzen Welt zertreten und verhöhnt werde.

Ich muß hier jedem Mißverständnis vorbeugen. Es waren nicht äußere Momente — etwa heftige Angriffe der Redner auf unsere Kultur, welche dieses Gefühl hervorriefen. Es entsprang einer ganz andern, einer innern Notwendigkeit. Ich habe sozialistische und anarchistische Brandreden gegen Kirche, christliche Kultur und Christentum gehört, die mich völlig kalt ließen. Und in Basel herrschte ein würdiger, vornehmer Ton. Kein Gefühl der Spannung. Vermeiden alles dessen, was, ohne der Aufrichtigkeit zu dienen, nur verletzt. Ein einzigartiges Entgegenkommen von seiten der Behörden, auch der kirchlichen, und ein freudiges, dankbares Anerkennen dieses Entgegenkommens. Aeußerlich also keine Spannung, im Gegenteil, das Gefühl, daß das, was hier erstrebt und angebahnt wird, auf weite Sympathien zu rechnen hat. Anderswoher kam die Ueberzeugung, daß solche Stunden eine Art Gericht sind. Feurig, aber ernst, würdig hat an diesem Kongreß die Arbeiterbewegung ihre Sache vertreten. Ich sage: die Arbeiterbewegung. Denn sie stand an diesem Tag hinter ihren Rednern, und ihre Vertreter konnten nur darum so ergreifend wirken, weil in ihnen die Kraft, die große revolutionäre Seele der ganzen Bewegung lebte. So trat an diesem Tag fest, geschlossen, inmitten unserer Welt die neue Welt auf, die sich im Gegensatz zu ihr gebildet hat, und ihr Auftreten war ein Gericht. Darum haben es auch die Vertreter der Arbeiterbewegung vermocht, dem Jahrhundert den Spiegel vorzuhalten, wie wir es nicht mehr gewöhnt sind. Meistens wiesen sie schlicht, ohne Phrase, auf die Tatsachen hin. Je schlichter und einfacher sie sprachen, desto mehr wirkten sie.*) Sie wiesen auf die Tatsachen hin. Die Tatsachen, das waren unsere heutige Kultur und ihre Not, ihre Unfähigkeit, sich groß zu orientieren und hohe Ziele mit vereinten Kräften zu erreichen. Und dann wiesen sie auf das hin, was sie vertraten. Sie standen da als Verkörperung der organisierten Massen, die nun etwas anderes wollen und entschlossen sind, es zu erreichen. Sie traten auf als Menschen, die keine besondern Prädikate beanspruchen. Aber gerade darum trat, was ihnen die Wucht einer großen Tatsache verleiht, so stark hervor. Die schlichte menschliche Hülle ist — das spürt man hier — nur die Form eines gewaltigen Gedankens. Der Mensch ist hier Träger einer starken, im wahren und besten Sinn revolutionären Energie, die ihn ganz und gar ergreift und hinreißt, über das kleinlich Menschliche, über Hindernisse, über Niederlagen hinweg. Es war, wie wenn einem ein neuer Sinn für Größe aufginge, als Gestalten wie Bebel, Anseele, Greulich, Keir Hardie

*) Wie viel ergreifender waren zum Beispiel die einfachen Worte Greulichs und Keir Hardies als der akademische Revolutionarismus Jaurès'.

Rednerbühne und Kanzel bestiegen und hier, zitternd vor der Größe dessen, was aus ihnen sprach, und vor dem Gefühl der Verantwortung, die sie in dieser Stunde trugen, den Willen des Proletariats kundgaben, eine Stellung einzunehmen, die der Tragik der Zeit entspricht.

Gericht und Verheißung. Erschütternd war das Gericht. Aber je radikaler es vollzogen, und je tiefer es als Notwendigkeit empfunden wurde, um so mehr wurde es zur Verheißung, zur tragischen Läuterung und Erhebung. Es führte zur lebendigen Ueberzeugung, daß inmitten der ganzen modernen Not, inmitten der Schmach der modernen Welt etwas Neues, Großes heranwächst, etwas, dem die Zukunft gehört — trotz allem. Manchem ist während dieser Tage viel gestorben und viel geschwunden. Viel naiver Optimismus, viel gemütliche, behagliche Weltbetrachtung, viel Glaube an bestehende Mächte und Ordnungen und an die Möglichkeit, die modernen Konflikte ohne Bruch und Krise, ohne das Aufbieten aller Kräfte zu lösen. Vielen starb der Glaube an eine ganze Weltordnung. Aber vielen ward dafür etwas, das sie reichlich entschädigte. Ja, ob nicht denen, die das meiste verloren, auch am reichlichsten entgolten wurde?

Wir leben in einer Zeit, die völlig desorientiert ist, unfähig, sich hohe Ziele zu stecken und mit allen Kräften danach zu streben. Man möchte sich fragen, ob es je eine Zeit gegeben hat, die mit solch roher Gewalt falsche Ziele verfolgt hat. Die moderne Kultur, dieses Gemisch von Unfähigkeit und Brutalität, verfügt über starke Machtmittel. Es scheint, als wolle sie auch in der Zukunft die Menschheit zwingen, ihren falschen Idealen zu dienen.

Aber in ihrer Mitte erhebt sich — nicht ein schwächlicher rhetorischer Protest, sondern ein mächtiger revolutionärer Wille, wie ihn die Geschichte in dieser Art noch nie gesehen hat. Dieser Wille verlangt Herrenrechte in der modernen Kultur. Er will, daß es anders werde und traut sich die Kraft zu, sich durchzusetzen. Jetzt vielleicht noch nicht. Später um so sicherer. Es ist lächerlich, im Basler Protest nur eine rhetorische Kundgebung sehen zu wollen gegen etwas, das man nicht hindern kann. Er ist mehr als Protest; er ist der Beginn einer ganz großen Aktion; er ist Programm, aber Programm einer Bewegung, die ihr Programm einmal mit der Tat legitimieren kann. Hier heißt es nicht: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken," sondern: „Im Anfang war die Tat." Noch nie vielleicht ist es so wahr gewesen, daß sich das Proletariat als die Macht erfaßt, welche an die große Wiederaufnahme und Neugestaltung der Kulturprobleme, nach der die ganze moderne Welt dürstet, treten soll. So bricht es ein — im Zeichen des Friedens — in unsere christliche Kultur, in die Kultur, die die Forderungen des Christentums zu Boden tritt und es fertig gebracht hat, die Gebote der Bergpredigt mit Maschinengewehren und Kruppgeschützen in Einklang zu bringen. Es bricht ein und will sie sprengen, um ein Ideal zu verwirklichen, das — solche Zeiten lenken den Blick auf die Hauptsache und wischen Detailfragen weg,

wie der Sturm die kleinen Wolken — Forderungen verwirklichen will, welche die christliche Kultur nicht aus dem Reich der Idee herauszuheben vermochte. Friede nicht als Ideal, sondern als Wirklichkeit. Richtige Ziele statt falschen Idealen. Ein klarer, großer Wille, bewußtes Handeln nach großen Gesichtspunkten statt Massensuggestion und Verblendung. Und alles nicht Traum und Utopie, sondern auf die größte reale Macht gestützt, die die Welt heute besitzt, auf die junge, revolutionäre Kraft des Proletariats.

So fehlte neben dem Gericht die Verheißung nicht. Eine Verheißung, die uns über die jetzige Krise, ja, über das völlige Scheitern der jetzigen Bestrebungen hinwegtragen kann. Einem so starken Enthusiasmus für Wahrheit und Recht, dem so starken Willen, einmal gegen die ganze machtvolle Welt der organisierten Roheit und Gewalt in die Schranken zu treten, ist zu trauen. Mißtrauen und Pessimismus sind hier nicht am Platze. Was wird aus der heutigen Krise hervorgehen? Wie wird sie gelöst werden? Werden wir den Weltbrand haben oder wird sich die heutige europäische Politik, dieses Gemisch von Unfähigkeit und Roheit, von Kompromissen und heftigem Dreinfahren als unfähig erweisen, die Krise radikal zu lösen — wer weiß es? Wie lange werden wir noch, auch wenn die jetzige Krise friedlich gelöst werden sollte, unter der furchtbaren Spannung zu leiden haben, die davon kommt, daß die moderne Menschheit im Bann von falschen, zum Teil dämonischen Mächten steht? Eins wissen wir, es gibt eine Macht, die rasch anwächst, und, was noch viel mehr heißen will, nicht nur zum Bewußtsein ihrer Kraft, sondern immer mehr zum Gefühl ihrer Verantwortung erwacht. Wenn die Lage so gespannt und ernst ist, wie heute, dann, gerade dann, hat man mit diesem Verantwortungsgefühl zu rechnen; dann wird es ein welthistorischer Faktor. Es ist möglich, daß diesmal das Eingreifen der Arbeiterbewegung überflüssig wird, es mag hundertmal wahr sein, daß die Sozialdemokratie jetzt nicht imstande wäre, einen Völkerkrieg zu verhüten. Wie viel größer und bedeutender ist aber, was diesen Tagen ihr besonderes Gepräge verleiht. Es handelt sich um so viel mehr als Balkankrise und Verhütung eines Weltkrieges bei Anlaß der Balkankrise. Es handelt sich darum, daß die Arbeiterbewegung vollständig entschlossen ist, mit vereinten Kräften, und mit Aufbietung aller Mittel Zustände unmöglich zu machen, wie sie nun herrschen, und wie sie jeden, der unsere jämmerliche Weltpolitik von einem höheren Standpunkte betrachtet, für unerträglich halten muß. Der Basler Kongreß ist im Grund die Uebernahme einer ungeheuren welthistorischen Verantwortung durch die Arbeiterbewegung. Der Geist, der sie dabei beseelte, die Macht, die man hier spürte, sind die besten Zeugen, daß es sich nicht um Worte, sondern um eine Tat handelt.

So lautet für viele die Verheißung: Wir können an die Möglichkeit glauben, daß diese Kultur der falschen Ziele, der Hast, des Fiebers, der Unsicherheit und der Not, einmal überwunden werde.

Es ist möglich, daß an Stelle einer Stimmung, die jeden Augenblick zum Weltkrieg mit all seinen Greueln führen kann, einmal ein großer, energischer Gesamtwille die Seele der Menschheit werde. Ich habe seit dem Kongreß manchen gesehen, der sonst skeptisch, mißtrauisch gesinnt ist, dem aber das machtvolle Auftreten der Sozialdemokratie an diesem Tage an die Möglichkeit, eine ganz andere Welt zu sehen, glauben ließ.

Das war es, was so viele erschütterte und erhob. Dieses energische Auftreten räumte mit manchem auf; aber es weckte wieder Kräfte, deren sich manche nicht bewußt waren. Es war ein so feuriger Appell an alles, was aus unserer Welt sich nach etwas Höherem sehnt, daß es für manchen — ich kann hier viele Zeugnisse anführen — einen Wendepunkt bedeutete. Aus der völligen Verschiebung der Ansichten, der Auffassungsart, die mancher an diesem Tag erlebte, ergab sich die Möglichkeit einer ganz neuen Orientierung. Die Geschichte hat in diesen Tagen eine größere Umwertung vollzogen, als sie es oft in ganzen Perioden tut. Rasch eilte sie über Dogmen, Ansichten, Bekenntnisse hinweg und eröffnete einen weiten Horizont. Ueber Ansichten und Vorurteile hinweg, die im täglichen Leben unüberwindliche Hemmnisse bilden, wurde man auf ein großes, neues Gebiet getragen, auf dem die lebendigen Kräfte der Zeit sich ungestört einander nähern und mit einander arbeiten können. Wohl nur wenige der Anwesenden dachten während der Verhandlungen an das, was sie in Glauben und Ansichten von der Sozialdemokratie trennt. Der große Zug trug sie darüber hinweg. Noch jetzt wäre es kleinlich davon zu reden. Viel zahlreicher waren auf alle Fälle die Christen, die in dem ernsten Geist dieser Tage, in dem feurigen Protest gegen brutale Gewalt, in dem Willen, den Kampf gegen das Böse aufzunehmen, etwas erkannten, das auch die Seele ihres Lebens ist oder sein sollte.

Zart und würdig wurde von der Sozialdemokratie einem Christentum tiefe Ehrfurcht bezeugt, welches zur Welt und ihrer Not die Stellung einnimmt, die dem echten Geist seines Schöpfers entspricht.

So wurde schließlich die Verheißung zu einer Art Vision. Zur Vision einer Christenheit die neu erwacht und im großen Stil den Kampf mit allen widergöttlichen Mächten aufnimmt, deren Bann so schwer auf dem heutigen Geschlecht lastet. Einer Christenheit, die, gerade weil sie sich an der höchsten überirdischen Realität ihre Kraft holt, nicht mehr an der Peripherie, sondern im Zentrum der irdischen Kämpfe steht. Die, weil Gott ihre Seele ist, die Welt zurückerobert. Ihr gegenüber die machtvolle soziale Bewegung unserer Tage, der ein hohes, großes Christentum durch seine ganze Haltung wieder Achtung vor der größten revolutionären Realität einflößt, die die Welt je gesehen hat und je sehen wird. Ein Sozialismus, den das Leben und die Haltung der Bekenner der Religion vor die Frage stellt, ob nicht aus der Religion die stärksten Impulse und die reinsten Motive hervorgehen. Eine Kultur, in der das Christentum unterdrückt, gelähmt,

nur ein schwaches Ferment ist, ist heute in der Zersetzung und Auflösung begriffen. Wie die neue Welt entsteht, dürfen wir hoffen, daß das Christentum in seiner erhabenen Größe ganz anders als bisher die Seele dieser Welt werden kann. Besonders wenn es jetzt erwacht. Vision, Traum wird man sagen. Der Basler Kongreß ist ein Beweis dafür, daß es einen Tag geben könnte, da dieser Traum einmal realer würde als die traurige Welt, welche unsere Realpolitiker für die einzige und einzig mögliche halten. J. Matthieu.

---

# Glaube und Leben.

Man begegnet häufig der Meinung, der Glaube könne vor dem Forum der Vernunft nicht mehr bestehen. Ich habe diese Frage an anderer Stelle schon ziemlich eingehend besprochen und den Nachweis zu erbringen versucht, daß der Glaube nicht selten auf eben so sicherer Basis ruhe wie das Wissen, zu dem er, irrtümlicherweise und mangels Kenntnis der Zusammenhänge, in Gegensatz gestellt wird.

Einige Knoten aus diesem Gedankenknäuel möchte ich aber hier zu lösen versuchen.

Doch vor allem geben wir uns eine primäre Definition von Glaube und Wissen; denn jede mißverstandene Terminologie gibt neuen Irrtümern Raum. Das Wissen stellen wir uns vor als ein Feststehendes, in scharfen Konturen gehaltenes; der Glaube aber ist uns ein unklares Nebelgebilde. Verstand und Gefühl stehen einander als Rivalen gegenüber. Was wäre aber dem Menschen alles Wissen nütze ohne die Gefühle der Freundschaft, des Vertrauens, der Solidarität! Wie inhaltsleer wäre sein Leben! Nicht kalten Verstand allein braucht der Mensch, er muß Ideale haben, an die er glauben kann. Meinst du nun, der Glaube habe nicht auch seine Ursachen und Gründe? Alles was ist, hat seine Ursachen. Der Glaube sowohl wie das Wissen, beide haben ihre Unterlagen. Die größte Sicherheit des Wissens ist vielfach nur subjektiv. Der Gläubige kann seines Glaubens ebenso sicher sein wie der Wissende seines Wissens, was nicht hindert, daß beide im Irrtum sein können, daß ihr Wissen und Glauben von besserer Erkenntnis korrigiert werden. Alt gewordene Wissensdogmen werden verdrängt durch neue, dem Wissensstande besser entsprechende. Nichts ist beständig als der Wechsel. Für die Wissenschaft liegt also kein berechtigter Grund vor, über den Glauben vornehm die Nase zu rümpfen. Haben wir aber einen Prüfstein, eine These auf ihre Richtigkeit zu prüfen? Ich meine, wenn wir auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultat gelangen, so wird das der bestmögliche Beweis für die Richtigkeit der These sein. Wo der Glaube und das Wissen Differenzen auf-

weisen, da ist etwas nicht in Ordnung, da muß irgendwo eine Lücke sein oder es wurde ein Rechnungsfehler gemacht.

Aber ist denn die Glaubensfrage überhaupt wichtig?

Wichtig ist sie schon darum, weil sie von der materialistischen Wissenschaft wichtig genommen wird. Wichtig ist sie, weil es nicht gleichgültig ist, ob ein Großteil der Menschheit einer Illusion nachjage, wichtig ist sie um der Wahrheit willen.

Wo wir von Glauben reden, denken wir immer zuerst an den Glauben auf religiösem Gebiete und auf diesem Gebiete wieder an das allgemeinste Glaubensdogma: die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Die sekundären und zahlreichen Glaubensdogmen der diversen Richtungen kümmern uns hier nicht. Man spricht von „Gläubigen" und „Ungläubigen". Dem Strenggläubigen ist schon jeder Andersgläubige ein Ungläubiger. Sind wirklich alle, die nicht an einen persönlichen Lenker der Geschicke zu glauben vermögen, Ungläubige? Wer an den Sieg des Guten glaubt und kämpft gegen das Unrecht, für die Wahrheit eintritt, selbst wenn er darob Schaden nimmt, ist der ungläubig? An das Gute glauben heißt an Gott glauben. Würde er aber nicht glauben an den Sieg des Höhern über das Niedere, an die Ueberwindung allen Unrechts, dann wäre es ein Unsinn, zu kämpfen und Behaglichkeit, Stellung, selbst das Leben zu wagen. Wir sehen also zwei Hauptglaubensrichtungen vor uns; nun gilt es festzustellen, was diese tun und wie sie ihre Aufgabe auffassen.

Die gottesgläubigen Menschen im allgemeinen beten und vertrauen im Uebrigen alles Gott an.

Anders die „ungläubigen Gläubigen". Sie wirken für gute Gesetze, sie klären auf, so gut sie's verstehen, sie hoffen auf Erfolg ihrer Werbetätigkeit, sie glauben, daß der Menschheit frohere Zeiten anbrechen, sie arbeiten an der Realisierung ihrer Ideale, wissend zwar, daß sie selber die Ernte nicht mehr erleben.

Kann da berechtigterweise noch von Unglauben die Rede sein? — Was ist der Glaube ohne die Tat?

Selbst den Segen der Sonntagsruhe danken wir den Ungläubigen.

Wer sähe nicht wie das Volk ringt, aus Wirrnissen, Krieg, Krankheit, Not und Unrecht herauszukommen? Wie das Volk dem Drucke der Verhältnisse zu entrinnen sucht, wie alles, arm und reich, nach Notausgängen sucht? Nicht alles Volk aber kennt den Weg, der zu einem glücklicheren Zusammensein führt und nicht alles Volk arbeitet deshalb gemeinsam am Zustandekommen eines frohen Daseinszustandes. Was ist wohl, was die vielen Menschen noch hindert, sich in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und so für sich und alle Glück zu wirken? Meine Freunde, das Hindernis heißt Kurzsichtigkeit, Egoismus, Mangel an Glauben.

Man glaubt in vielen Kreisen nicht daran, daß es möglich sei, alle Menschen glücklich zu machen und trachtet nun für sein liebes „Ich"

so viel Glück als möglich zu retten. Man will reich und angesehen werden und wenn man es ist, merkt man erst, daß das noch kein Glück ist. Mammon hält sein Versprechen nicht, wohl aber ist er Schuld am Unglücke der Menschen und am Elend der Welt. Man glaubt zu sehr an den Mammon und zu wenig an den Menschen selbst. Man ist herzlos gegen ganze Klassen und meint seiner Christenpflicht zu genügen, wenn man dem Herrgott Sonntags einen Paradebesuch macht. Man schätzt den Geldsack höher ein als den Menschen. Man freut sich über die Mängel Anderer, um seine eigenen Fehler zu beschönigen. Man regt sich furchtbar auf, wenn man meint ungerecht behandelt worden zu sein, aber die Ungerechtigkeiten, die an Andern täglich begangen werden, läßt man kalten Herzens geschehen, für sie hat man keine Entrüstung.

Und wie stellt sich nun die Kirche zu all diesen Fragen?

Wir wissen, daß Jesus den Mächtigen ein Dorn im Auge war und sie Ihn seiner freien Rede wegen mit ihrem ganzen Hasse ververfolgten und einem schmachvollen Tode überantworteten.

Sind die Mächtigen andere Menschen geworden, daß sie heute die Kirche nicht verfolgen, sondern selbst Kirchenanhänger geworden sind?

Die Macht der Mächtigen heute wie damals ist der Mammon; wer diesen, ihren Gott, antastet, der lädt ihren Zorn auf sich. Christus hat gegen den Mammon gewettert, das geht ganz unzweideutig aus mehr als einer Stelle der Bibel hervor. Er war kein Mammonsdiener und seine Rede zielte darauf ab, das Volk dem verderblichen Einflusse dieses Götzen zu entziehen.

Die Kirche hat dem Mammon Konzessionen gemacht, sie ist seine Freundin und Fürsprecherin geworden. Sicherlich trägt ein Großteil der Pfarrer keine persönliche Schuld an diesem Verhältnisse, meistens hat er sich unbewußt in diesen Zustand hineingelebt.

Daneben gibt es nun heute in allen Landen erleuchtete Gottesdiener, die das Verhältnis der Kirche zum Christentum wieder klar erkennen und abzustoßen trachten, was unchristlich ist an unserer Kirche, Pfarrrr, die wieder das lebendige Evangelium verkünden und die Kraft und das Licht haben gegen den Mammon aufzutreten, die wieder die Menschen einander nahe bringen wollen und die wieder den Sieg des Guten zu verkünden vermögen und an den Triumph der Gerechtigkeit glauben, die sich begeistern für die Wahrheit, die keinem Götzen Referenz erweisen.

Diese Pfarrer trifft wieder der ganze Haß der Mächtigen und ihres Knechte-Trosses und alle Mittel werden gegen sie angewandt, sie irre zu machen auf ihrem Pfade. Man denunziert sie als Sozialisten und möchte unter diesem Titel gerne Leute von defekter Moral verstanden wissen.

Aber heute weiß bald jeder Schulknabe, daß Sozialismus eine auf die Verbesserung der Verhältnisse der Allgemeinheit gerichtete Bewegung ist.

Wenn du einige Blicke ins Volksleben geworfen hast, dann weißt du von den erbitterten Kämpfen, die geführt werden. Eine Base hat dir vielleicht gesagt, daß die Arbeiter aus Uebermut streiken. Glaubst du aber im Ernste, daß arme, müde Arbeiter übermütig streiken? — Die Leute kämpfen um ihre Existenz. Die Arbeiter tun sich zusammen, sie dienen einander und dadurch werden sie Sozialisten. Führen nun die Unternehmer mit Recht einen Kampf gegen die Organisationen der Arbeiter, d. h. führen auch sie sozusagen einen Kampf ums Dasein?

Gewiß führen auch sie einen Kampf ums Dasein; aber die Gefahr, die ihr Dasein bedroht, rührt, wie uns die Nationalökonomie lehrt, nicht von den Bestrebungen der Arbeiter her, sondern das kapitalistische System selbst ist es, das ihre Position gefährdet. Im heutigen Staate ist niemand sicher vor Existenzlosigkeit. Der Sozialismus will den Reichen nichts nehmen, nein, er will ja gerade aus der bisherigen unsichern, schwankenden Lage eine für jedermann gefestigte und gesicherte Position schaffen, die durch keinerlei Krisen mehr erschüttert werden kann.

Wenn dem so ist, was hindert die Besitzenden dann aber, selbst auch für die Besserstellung der Allgemeinheit einzutreten? Kann Glück und Behaglichkeit reiner genossen werden inmitten einer Gesellschaft, in welcher alle glücklich sind oder in einer Umgebung voller Not, Unsicherheit, Sorgen, umgeben von kranken, durch Entbehrungen und Strapazen gebeugter Menschen? Oder steht es so, daß man sich erst in einer bevorzugten Stellung befriedigt fühlt? Kann man sich erst glücklich fühlen, wenn man Andere, die Mehrzahl, unglücklich weiß?

Ist das das Resultat der Bildung, auf die man gelegentlich pocht?

Bildung — mein Freund, weißt du, was das ist? Bildung geht in tadelloser Binde, Bildung kennt Sprachen und versteuert Vermögen. Bildung ist salonfähig, aber bewährt sich im Leben nicht. In jenen Inseraten, durch die „gebildete Person" Bekanntschaft sucht, ist nicht innerliche, moralische Bildung, sondern äußerliche, frisierte Bildung gemeint. Wo echte Bildung vorhanden ist wird weniger von ihr gesprochen.

Muß man Jahre lang Hochschulen besuchen, um zu wissen, was unrecht ist? Haben die Juristen wirkliches Recht, die Theologen wirkliche Religion und die Aerzte wirkliche Gesundheit gebracht? Die Wissenschaft ist die Köchin mit dem Kochbuche, deren Essen ungenießbar ist. Es gibt ein höheres Recht als jenes, das, eine Treibhauspflanze, aus juristischer Spitzfindigkeit und staatswirtschaftlicher Klügelei hervorgeht: das göttliche Recht des Menschen, jedes Menschen.

Du entschuldigst deine Mängel und Fehler so „vernünftig", du hast das Bedürfnis, nach Entschuldigungen für dein Verhalten zu suchen. Neben deinem Geschäfte bist du so zu sagen auch ein Mensch, der ein Herz im Leibe hat, aber Geschäft und Religion sind dir zweier-

lei. Du bist Christ, wenn es dir paßt. Und doch weißt du, daß dein ganzes Leben von diesem Geiste durchdrungen sein und daß er deine Handlungen beeinflussen sollte. Aber dann würden die Leute ja sagen, du seiest ein törichter Geschäftsmann. Ist aber das was die Leute sagen wichtig, ist das was in dir sagt, du habest recht getan, ist dir das nicht genug?

Du hälst dich immer für besser und klüger als andere Menschen, weil du dies oder jenes hast oder in geachteter Stellung bist. Ist das alles Dein Verdienst? Du hast kein grobes Vergehen auf dem Gewissen, aber bist du wirklich aus Charakterstärke bewahrt geblieben? Sind es nicht etwa andere Gründe, die dich abhielten in den Sumpf zu treten? Bist du aus Liebe zum Guten oder aus Furcht vor den Folgen tugendhaft geblieben (oder in die Kirchensprache übersetzt: Bist du aus Liebe zu Gott oder aus Angst vor dem Teufel dem Laster ausgewichen?)

Sinnend steht das gläubige Volk und wartet auf ein Eingreifen Gottes in die materielle Welt und disputiert an der Bibel herum, deren prophetische Worte stets äußerlich deutend, und merkt nicht, daß fortwährend sich das Wort erfüllt in der Welt, in uns, unserem innern Erleben.

Weiter blicken, liebe Freunde, über die Barrière hinaus! Der Fromme wendet sich ab von der Welt, Gott zu. Weißt du, wo Gott ist? Du gehst in kein Theater, in keine politischen Versammlungen, weil das nicht religiös sei, meinst du. Ich sage dir, ich ging öfter aus dem Theater als aus der Kirche in gottesseliger Stimmung und trat aus politischen Versammlungen voll hoher, heiliger Gedanken, angeregt und entschlossen, energisch mitzuarbeiten an der Verbesserung der Lage unserer armen Brüder und Schwestern.

Aus der Gewohnheit der Kirche, der Weltmacht, dem Mammon dienstbar zu sein, wurde ein Recht abgeleitet und es ist heute soweit, daß der Mammonismus sich entrüstet und von Mißbrauch der Kanzel redet, wo der Pfarrer wieder Gott predigt und nicht den Mammon. Mammon hat sich an die Stelle Gottes gesetzt und verlangt die Ehrerbietung, die Gott allein gebührt. Ein Ruf der Entrüstung geht durch die Reihen der Machthaber, wenn wieder Pfarrer aufstehen, die diesem Gewohnheitsrechte entgegen wieder eine Sprache führen, wie Jesus einst, wieder sagen, daß nicht der Geldsack, nicht Ehren und Aemter, nicht Kirche und Staat, daß allein das Gute, die Gerechtigkeit, daß Gott wichtig ist, daß das Volk nicht erst nach dem Tode bessere Tage erwarten dürfe, sondern schon auf dieser Erde bessere Zeiten ihm anbrechen müssen.

Das Volk schläft nicht mehr, es strebt empor, es sucht nach Vollkommenerem, es dürstet nach Gerechtigkeit, es hofft und ist erfüllt von einem lichten Zukunftsglauben, es glaubt, daß der lebendige Mensch höher bewertet werden soll, als das tote Geld und hat es unrecht, wenn es dann fragt: „Ihr Pfarrer, ihr Reichen und

Regierenden, warum wollt ihr das Glück nur für euch allein und habt für uns nur Worte, Vertröstungen auf später, wo ihr selber doch jetzt genießen wollt?"

Einer Kirche gegenüber, die dem Volke Erhebung bietet, wird Mißtrauen und Gleichgültigkeit nicht aufkommen können. Das Volk wird die Predigten einer wirklich reformierten Kirche gerne hören und sich stärken an dem belebenden Odem eines echten Jesusgeistes. Diese Zeit ist angebrochen. Das erfüllt uns mit Freude. Mag man der Wahrheit noch so oft ein Bein stellen, ihren Siegeslauf hält man nicht auf. Die Gewißheit, im Kampfe für eine gute Sache zu stehen, gibt Kraft, Schwerstes zu tragen und mit der Freudigkeit und Siegesgewißheit, wie einst ihr erhabenes Vorbild werden auch diese neuen Gottesstreiter treu und unentwegt bleiben bis zum endgültigen Siege.

J. M. Koller (Zürich).

---

# Ein Schlusswort.

Die Neuen Wege sind im letzten Jahr von starken Stürmen umtobt gewesen. Wir fassen das nicht als schlechtes Zeichen für sie auf. Es ist die Wahrheit, die solche Stürme erregt, nur sie. Die starke Unruhe, die besonders unsere Aufsätze zum Zürcher Generalstreik erregt haben, diese Unruhe, die nicht aufhören will, trotzdem wir seit einem ganzen Vierteljahr nichts mehr über den Gegenstand geschrieben haben, beweist uns deutlich, daß wir einen faulen Punkt getroffen haben müssen. Wenn wir damit schweren Zorn auf uns geladen haben, den Zorn aller Verteidiger des Bestehenden in Staat, Gesellschaft und Kirche, darf uns dies nicht anfechten. Wann ist dergleichen ein Beweis gegen die Güte und Wahrheit einer Sache gewesen?

Wir wollen nun auf das Ereignis und unsere Stellung dazu nicht nochmals eingehen. Was Wesentliches darüber zu sagen war, haben wir gesagt. Uns mit unsern Gegnern auseinanderzusetzen, haben wir aufgegeben. Mit einer solchen Art von Gegnerschaft gibt es einfach keine Verhandlung mehr.*) So begnüge ich mich denn mit der Erklärung, daß ich, wenn ich noch einmal in die gleiche Lage käme, genau die gleiche Stellung einnähme. Das ist das Ergebnis langer und ernster Besinnung und vielen inneren Kampfes. Ich würde heute, fünf Monate nach jenem Ereignis, nach all dem Kampf, all

*) Der schlimmste der Angriffe ist mir leider erst vor kurzem bekannt geworden. Er ist von dem zürcherischen Regierungsrat Mousson bei Anlaß der Generalstreikdebatte des Zürcher Kantonsrats gegen mich gemacht worden, aber nicht im Kantonsrat selbst, sondern in der „Neuen Zürcher-Zeitung". Ich mag, da seither zwei Monate vergangen sind, nicht näher darauf eingehen und erkläre bloß, daß ich die Behauptungen des Herrn Regierungsrates als sachlich völlig unberechtigt und der Form nach mehr als unschön aufs schärfste zurückweise, und stets bereit bin, ihre Unrichtigkeit durch die Tatsachen zu belegen, falls das irgend nötig sein sollte.

dem Nachdenken vieles etwas anders ausdrücken (nur eine ganz unfeine Gesinnung könnte das als Zurückweichen auslegen!), aber ich würde in der Sache genau das Gleiche vertreten, Einiges vielleicht noch schärfer und stärker als damals; denn ich habe seither viel gesehen, viel erlebt, mit „Juden" und „Heiden". Davon wäre vieles zu sagen, was vorläufig ungesagt bleiben soll. Heute soll noch ein Wort der Aufklärung für die versucht werden, die wirklich die Wahrheit sehen wollen, im Besondern für unsere Freunde und Gesinnungsgenossen.

Wir sind umwirbelt von einseitigen oder ganz verkehrten Auffassungen unseres Wollens. Auch das dürfen wir nicht zu schwer nehmen, dürfen es auch nicht als ein schlechtes Zeichen auffassen. Wenn wir wirklich neue Wege gehen, dann ist es völlig unmöglich, daß jedermann in aller Gemütlichkeit begreift, was wir wollen. Wir müssen warten, Geduld haben; die Zeit des Verstehens wird auch einmal kommen. Man hat andere Leute, die größer und einfacher waren als wir, noch ganz anders falsch beurteilt. Die ältesten Christen galten als Gottesleugner („Atheisten"), Lästerer, Aufrührer und noch Schlimmeres. Auch daß man uns für gefährliche Leute hält, darf uns nicht bange machen — auch das scheint mir kein schlimmes Zeichen zu sein; die alten Christen und noch viele Andere seither haben noch ganz andere Martyrien durchmachen müssen. Es ist ganz gut, wenn man uns nicht für zu harmlose Leute hält. Wenn wir wirklich Wahrheit vertreten, die etwas wert und nicht selbstverständlich ist, so kann es gar nicht anders gehen, als daß es Aufregung gibt. Wir wollen allerdings keine Aufregung, aber wenn sie kommt, so soll sie uns nicht wundern, uns nicht Angst machen. Nur Eines muß uns wichtig sein, dieses Eine aber unendlich wichtig: daß wir selbst uns auf dem rechten Weg halten. Das ist natürlich nicht der Weg, den die Menschen für recht halten, sondern der Weg, der vor Gott recht ist.

Darüber möchte ich gern noch ein Wort sagen.

Manche wohlmeinende Freunde haben uns öfters mit Angst auf unserem Wege gehen sehen und einen Fall befürchtet, einen Fall in — die Politik! Das ist ein Einwand, den wir ernst nehmen; denn er berührt in der Tat eine Gefahr unseres Weges. Es ist eine Gefahr, deren wir uns selbst bewußt sind und immer bewußt waren. Diese Freunde sind von der Besorgnis erfüllt, daß wir uns ganz in der Politik verlieren könnten. Was haben wir ihnen zu sagen?

Ich möchte ihnen zuerst, auch im Namen der Mitredaktoren der Neuen Wege, die Versicherung geben, daß diese Gefahr heute eigentlich weniger als je vorhanden ist. Es gab eine Zeit, wo dieser Weg uns viel eher gelockt hätte. Wir haben in dieser Beziehung mehr als einmal nicht leichte Versuchungen bestanden, die wir allerdings nicht an die große Glocke gehängt haben. Jetzt stehen wir sicher (nach unserem Ermessen!) an einem andern Ort. Wir bitten, doch die völlig grundlose Annahme abzutun, als ob wir, seit wir die Artikel

zum Generalstreik geschrieben, auf einmal ganz andere Menschen wären denn zuvor. Man sollte doch diese nach unserer ganzen sonstigen Haltung beurteilen, statt all das, was wir bisher gewesen sind und getan und geschrieben haben, ob diesem einen Aufsatz, der notwendig einseitig sein mußte, zu vergessen. Wir haben darin gar nichts gesagt, was wir nicht schon vorher, und zwar in der Sache noch schärfer, gesagt hätten; wir haben bloß im Kampfgetöse unsere Stimme unwillkürlich lauter erhoben, aber wir haben nicht unsere ganze Stellung verändert, keine Spur davon! Wir bekennen uns nach wie vor zu dem Gottesreich Jesu Christi, das zwar nach unserer Ueberzeugung den Sozialismus einschließt, aber noch sehr viel mehr ist, als was man unter Sozialismus versteht. Hier ist unser Zentrum, nach wie vor. Es ist nicht der geringste Grund zu der Annahme vorhanden, daß dies anders geworden sei. Wenn sich in den letzten Jahren etwas in uns verändert hat, so ist es in umgekehrter Richtung geschehen: wir stehen nur fester denn zuvor auf diesem Grund. Immer wieder taucht die törichte Behauptung auf, wir meinten, und sagten gar, die Sozialdemokratie oder doch der Sozialismus sei das Gottesreich. Wenn Leute, die nur von ferne, etwas von uns haben läuten hören, uns solches zutrauen, können wir es ihnen nicht übel nehmen, wenn aber Theologen es sagen, dann ist es schwer, an ihren guten Willen zu glauben. Denn entweder stellen sie die Behauptung auf, ohne sich um das zu bekümmern, was wir wirklich glauben und reden, oder sie bekümmern sich darum und wissen daher, daß wir diesen Irrtum hundertmal widerlegt haben: beides ist gleich unverantwortlich.

Wir wollen also nicht in der Politik aufgehen. Wenn wir dies stark aussprechen, so möchten wir freilich ebenso stark betonen, daß wir damit nicht die Politik und die Politiker verächtlich machen wollen. Gewiß gibt es eine schlechte Politik und eine verächtliche Art von Politikern; aber es gibt auch ein schlechtes Christentum und eine verächtliche Art von Frömmigkeit. Politik läßt sich in hohem Sinne auffassen. Sie ist ja die Art und Weise, wie wir das staatliche Zusammenleben der Menschen, auch das Zusammenleben der Völker ordnen. Sollte dies eine gleichgültige, eine religiös geringwertige Sache sein? Was in der Politik getan wird, das ist für Gottes Reich oft auch sehr notwendig, und mancher Politiker tut Dinge, die vor Gottes Augen wichtiger sind, als das Tun sehr vieler Christen, die sich vor der Verunreinigung mit Politik hüten. Nicht die Herr-Herr-Sager gehen ins Reich Gottes ein, sondern die den Willen des Vaters im Himmel tun. Dabei ist merkwürdig, daß die Masse der Christen und Theologen eine Art von Politik entweder selbst betreiben oder doch als harmlos, ja verdienstlich betrachten, nämlich die Kirchenpolitik. Das ist aber zweifellos die schlimmste Politik, die es gibt, die ärgste Vermischung von Gott und Welt. Von dieser Art Politik bemühen wir uns von Herzen, unsere Hände rein zu halten.

Was aber die übrige Politik betrifft, so ist klar, daß wir uns

um sie bekümmern müssen, da sie ein so wichtiges Lebensgebiet ist. Das allein haben wir bisher getan und werden es künftig tun. Es ist nicht politische Leidenschaft, die uns dazu veranlaßt, sondern etwas Anderes. Wir wollen nicht das Reich Gottes in der Politik aufgehen lassen, sondern umgekehrt die Politik im Reich Gottes. Das gäbe dann freilich eine neue Art von Politik. Ich könnte auch sagen, das sei dann keine Politik mehr; auf das Wort kommt es nicht an, man wird verstehen, was ich meine. Wir wollen die Ehre Gottes in allem Weltwesen verwirklicht sehen, das ist unsere Sehnsucht und Leidenschaft; von hier aus kommen wir unter Anderm auch zur Politik. Ich denke, daß wir gerade darin fest auf dem Boden der reformierten Art des Christentums stehen und uns nicht zu schämen brauchen. Daß wir auf diesem Felde gelegentlich auch einen Irrweg gehen, daß wir in dieser Arbeit Mißgriffe tun können, geben wir gerne zu. Einst wird der Weg gebahnter, sicherer sein, gerade auch durch unsere Arbeit.

Warum aber ist dieser Weg gefährlich? Er ist gefährlich wie alle Eroberungswege. Denn in der Politik lebt bis heute sehr kräftig der Geist der Welt, das heißt: der Geist der Macht und Gewalt, der offenen oder verhüllten Selbstsucht. Sie scheint freilich manchmal ein Reich der Dämonen zu sein. Das haben wir selbst genugsam erfahren; darüber braucht uns niemand zu belehren. Wenn man sich nun auf dieses Gebiet begibt, so läuft man nicht nur Gefahr, von den Dämonen zerrissen zu werden, sondern auch die noch größere, daß der Weltgeist von uns selbst Besitz ergreife. Aber ist es Sache eines Menschen, der an Gott glaubt, vor Dämonen zu fliehen? Warum denn besteht diese Gefahr der Politik? Einfach, weil man sie zu stark der „Welt" überlassen hat. Gehet doch hinein mit heiligen Kräften und dieser Boden wird heiliger werden! Aber wir laufen um so mehr Gefahr, als man uns sofort im Stiche läßt, wenn wir diesen Boden betreten. Wenn wir im Glauben uns hinaus wagen, dann machen uns die Frommen zu Gottlosen. Sie, die im sicheren Port bleiben, sprechen uns, die wir um Gottes willen aufs stürmische Meer hinausfahren, gerade darum den Glauben ab, während wir doch viel mehr Glauben nötig haben, als sie. Dann wird es uns wohl etwa wunderlich zu Mute. Dann befällt uns die starke Versuchung, wirklich diese „Religion" aufzugeben, die gerade dann mit Steinen nach uns wirft, wenn wir ihren eigenen Triebkräften am treuesten gehorcht haben; dann möchten wir wohl einfach zu der Welt gehen, die doch in sich wahrer ist; dann möchten wir den „Frommen" den Abschied geben und zu den „Heiden" gehen, die schließlich auch Gott dienen, aber ohne die Ansprüche der Frommen und ohne ihren Richtgeist. Ihr seid es, ihr Christen, die ihr uns die größte Gefahr schafft; ihr die ihr uns noch stoßet, wenn wir auf schweren Wegen gehen, statt uns zu segnen, uns bittend, verstehend, liebend, großherzig und treu zu tragen.

Verstehend, liebend, großherzig! — Ich kann die Worte fast nicht

ohne Bitterkeit schreiben. Gerade davon erfährt man, wenn mans nötig hätte, am wenigsten unter den Christen. Richten, schlagen, falsch auslegen, eng und klein sein ist mehr ihre Sache. Da und dort freilich gibt es herrliche Menschen unter ihnen, große, tiefe, zarte, starke Menchen. Auch wir kennen ihrer Viele und sie sind unser Trost. Aber daneben — wie wenig Liebe, wie wenig freier, großer Sinn! Was mich am meisten wundert, ist der Mangel an religiösem Verständnis in christlichen Kreisen. Wie wenig sind sie imstande, tiefere, religiöse Beweggründe auch da zu spüren, wo sie nicht ausgesprochen worden. Sie erkennen religiöses Tun nur da, wo auch die übliche religiöse Form ist, wo die religiöse Etikette nicht fehlt, wo man die gewohnten, abgesteckten religiösen Wege geht. Darüber hinaus sind sie ganz blind. Sie müßten sonst unsere Stellung zur Sozialdemokratie anders auffassen, als sie tun. Diese Stellung ist im letzten Grunde gar nicht politisch bestimmt. Wir treten eigentlich auch weniger für die Sozialdemokratie ein, sofern sie eine politische Partei neben andern ist, als vielmehr für das Proletariat, das heißt: für die Klasse der lange, lange Zeit politisch, sozial, sittlich, religiös Enterbten, Geächteten und Verstoßenen, die nun ans Licht herauf will. Für die Sozialdemokratie treten wir ein, soweit sie dieses Proletariat vertritt und soweit sie überhaupt ein Neues in die Welt bringt, das unserem Glauben und Hoffen verwandt ist. Wir treten für sie gerade darum ein, weil sie in unseren Kreisen noch immer verkannt ist, und weil wir bisher nicht zu ihr gehören. Sobald wir einmal ganz zu ihr gehörten, würden wir eine etwas andere Haltung einnehmen. Woher mag nun dieses ganze Eintreten, die Leidenschaft dieses Eintretens stammen? Was sind wir denn für seltsame Leute? Bitte, schlaget doch euer Neues Testament auf und ihr werdet dafür vielleicht eine Erklärung finden.

So haben wir auch in der Generalstreiksache nicht als „Politiker" gehandelt.*) Ich sage es nicht gern, aber ich muß es nun wohl sagen: Dieser ganze Kampf wäre unterblieben, wenn ich nichts von Jesus, nichts von Gott wüßte. Er hat mich mehr Glaubenskraft gekostet, als Jahre der schwersten religiösen Arbeit. Ich habe mich nicht dazu „hinreißen" lassen, wie nun das Schlagwort lautet, ich habe genau gewußt, was ich tat und habe nicht unbedacht gehandelt.

Diesen innersten Beweggrund haben denn auch Viele verstanden. Dafür besitze ich das Zeugnis einer großen Anzahl der tiefsten und frömmsten Menschen. Ganz besonders erfreulich war es mir, daß die Arbeiterschaft mich gerade so aufgefaßt hat. Sie hat sehr deutlich gemerkt, daß hier nicht ein „Politiker" gehandelt habe, daß ein „Politiker" ganz anders gehandelt hätte. Dafür habe ich starke Beweise. Ein Arbeiterführer hat nur diesen Eindruck formuliert, als er mir

*) An der Verbreitung meines Aufsatzes außerhalb der Neuen Wege, die besonders diesen Schein erregt haben mag, als handle es sich um eine rein „politische" Aktion, bin ich völlig unschuldig!

schrieb: „Ihr Auftreten hat für den religiösen Gedanken mehr gewirkt, als tausend Predigten vermocht hätten; die Massen haben wieder Vertrauen gewonnen." Ich führe dieses Wort, das ich schon einmal als Zeugnis verwendet, nur darum wieder an, weil es sicherlich für Viele bedeutsam ist, auch abgesehen von dem vorliegenden Fall, nicht weil ich es mir ohne weiteres aneignen möchte.

Es ist mir schwer geworden — ich wiederhole es — von diesen Dingen zu reden, die zu heilig sind, um leichthin ausgesprochen zu werden. Nur die äußerste Not hat mich dazu zwingen können. Auch habe ich lange nicht alles gesagt, was ich in dieser Beziehung sagen könnte. Ferne liegt es mir, mich meines Tuns zu rühmen, ich bin bloß genötigt, schwere Vorwürfe abzuweisen. Ich weiß gut genug, daß ich irren und fehlen kann; ich könnte es auch — trotz allem — in diesem Fall getan haben; darüber hat Gott allein zu richten; aber das weiß ich, daß ich aus reinen und nicht gewöhnlichen Beweggründen gehandelt habe und stünde fest darauf, auch wenn ich ganz allein stünde. Die Zukunft wird zeigen, wer ein bedeutsames Ereignis groß und wer es klein beurteilt hat. Ich warte ihren Spruch ruhig ab.

Ferne bleiben sollen uns darum die Leute, die eine ernste Sache nicht ernst aufnehmen können, ferne auch die, welche gegen uns einen großen „sittlichen Ernst" hervorgekehrt haben. Die müßten ihren Ernst einmal gegen die herrschenden Klassen und Ordnungen gezeigt haben, statt bloß gegen die Arbeiterschaft; die müßten sich statt über einen umgestürzten „Chriesiwagen", über die durch unsere heutigen sozialen Zustände umgestürzten Gottesordnungen empört haben — so lange das nicht geschehen ist, wissen wir, was wir von diesem Ernst zu halten haben. Wenn irgend jemand, so haben die christlichen Kreise heute Anlaß zum Gericht über sich selbst. Nicht über die Antastung der Welt, sondern über die Antastung der Herrschaft Gottes sollen sie sich entrüsten und die Folgen auf sich nehmen, die dann nicht ausbleiben — dann wollen wir auf sie hören, vorher nicht.

Und nun möchte ich im herzlichen Einverständnis mit meinen Mitredaktoren die Versicherung geben, daß die Neuen Wege mit aller Kraft das Zentrum suchen und, soweit sie es gefunden haben, behaupten werden. Wir sind Sozialisten und werden es wohl bleiben, aber der Sozialismus ist uns einem Größeren untergeordnet. Daß dieses Eine zu suchen und zu vertreten das ist, worauf es ankommt, sehen wir schon lange und sehen es nur immer klarer. Darauf darf man sich verlassen. Freilich meinen wir nicht, daß Gott vor allem mit Worten, vielleicht gar mit vielen Worten, vertreten werden wolle; das Zeugnis der Tat gilt uns mehr, als das des Wortes. Auch darf man nicht von uns verlangen, daß wir machen sollten, was werden muß. Die Welt gerät zusehends in immer schwerere Stürme und Krisen hinein; daran werden auch die Neuen Wege teilnehmen müssen. Was wir diesen Sommer erlebt haben ist insofern wohl nur ein Zeichen dessen, was künftig noch in ganz anderem Maße uns Allen beschieden

sein mag. Auch unsere eigene Kampfesstellung und Kampfesstimmung ist verschärft. Klarer sind uns die in der heutigen Welt kämpfenden Mächte geworden, klarer unsere eigene Aufgabe. Auch wir wollen dem Frieden dienen, aber nicht jenem Scheinfrieden, der mit freundlichen Worten Abgründe zudecken will, sondern dem wahren großen Gottesfrieden, der jenseits der kommenden Entscheidungen liegt. Das wissen wir: wenn das Christentum nicht weggefegt werden will von den kommenden Gerichten, dann muß ein neues, größeres Geschlecht erstehen, um Gottes Sache aufzunehmen; ein Geschlecht, das wirklichen Ernst hat, nicht bloß Scheinernst, das mit der Welt in Kampf gerät, weil es Gottes Frieden will. Wir wollen in großem Ernst und mit geöffnetem Sinn für alle aus der Wahrheit stammende Kritik diesen Weg gehen. Wir mögen äußerlich erliegen, aber wir hoffen und glauben, daß uns in Stürmen und Nöten, ja auch im Untergang, nur immer stärker die alte Losung gelte: Näher, mein Gott, zu Dir!

L. Ragaz.

---

# Zwei Prediger.

Wir Schweizer horchen mit Spannung hinaus nach dem „Reiche", ob sich dort ein neuer Ton hören lasse. Besonders tun wir es, die wir an dem lärmenden Kampf zwischen Orthodoxie und Liberalismus keine Freude haben und uns dafür kaum interessieren können. Er wird ja notwendig sein, soweit man in solchen Dingen von Notwendigkeit reden darf; daß er vorhanden ist, zeigt, daß er nötig ist; aber alles, was er leisten kann, wird darin befaßt sein, daß Orthodoxie und Liberalismus nach und nach ihrer Unzulänglichkeit inne werden und eine neue, positive Bewegung einsetzen muß. Ist diese nicht da und dort schon vorhanden? Gibt es im Bereiche des deutschen Protestantismus nicht Stellen, wo man über den Streit zwischen Orthodoxie und Liberalismus hinaus ist und eine zugleich tiefere und kühnere Verbindung von Freiheit und Frömmigkeit gefunden hat?

Gottlob gibt es solche und zwar mehr als eine. Wir brauchten, um das Größte zu nennen, nur auf Boll hinzuweisen, könnten auch an Lhotzky und Johannes Müller erinnern. Doch wollen wir uns diesmal an die Kirchen halten. Da treten uns denn sofort die beiden Nürnberger Pfarrer entgegen, von denen wir in den Neuen Wegen auch schon geredet haben: Christian Geyer und Friedrich Rittelmeyer.*) Sie haben vor einem Jahre einen neuen Predigtband erscheinen lassen,**) der herzerfrischend beweist, daß sie auf ihrem Wege vorwärts schreiten, immer größeren Höhen und Tiefen entgegen.

*) Vergl. Neue Wege 1910, S. 325.

**) Leben aus Gott. Verlag von Heinrich Kerler, Ulm.

Diese Zeilen sollen nicht eine eigentliche Besprechung des neuen Predigtbuches sein. Es wäre sonst ja Aehnliches zu sagen, wie über den ersten Band. Eine mehr oder weniger literarische und fachmännische Besprechung wäre schon deswegen nicht am Platze, weil es meines Erachtens gar nicht gut wäre, wenn man diese Bücher, namentlich das zweite, etwa nur als Predigtleistungen betrachtete und sie auf allerlei formale Vorzüge (oder Mängel) hin prüfte; sie sind mehr als „Predigten", sie sind wirklich ein Stück Leben. Dies ist das eigenartig Anziehende und Große daran. Wer in seinem eigenen Wesen allmählich etwas selbständiger geworden ist, der kann vieles, ja, das Allermeiste von dem, was Erbauungsliteratur heißt, nicht mehr brauchen. Es ist ihm zu sehr Handwerksprodukt, gröberes oder feineres; es ist zu „objektiv," zu theoretisch, zu geistlich oder theologisch; es ist nicht unmittelbares Leben, ist zu sehr bloß Rede und zu wenig Kommentar zu einer Existenz; es ist zu wenig direktes Wollen darin, zu wenig Notwendigkeit, zu wenig Lust zum Geben und zu wenig Verlangen nach Seele und Hand des Bruders. Diese oberste Probe aber bestehen die beiden Nürnberger Prediger. Da ist wirklich etwas Lebendiges, zu dem ein lebendiger Mensch in seinen wirklichen Nöten, in seinem Zweifel, seiner Einsamkeit, seiner Sehnsucht nach Gemeinschaft greifen kann, um nicht ungesättigt entlassen zu werden. Es sind nicht Vorträge, die aus einer im Grunde andersartig orientierten Existenz für den Sonntag ausgearbeitet werden, sondern natürliche, organische, oft schmerzliche, aber notwendige Aeußerungen eines Wollens, eines Arbeitens, Ringens, das mit ganzem Ernst auf die Verwirklichung göttlichen Lebens gerichtet ist. Sie wissen darum etwas von Gott zu sagen und können es, bei allem Reichtum der Form, einfach sagen. Es ist alles so natürlich und menschlich, so ohne schwarzen Rock und feierliche Augenbraunen, so sonnig und so fein und so tief.

Wenn ich eine Formel für das Besondere, was diese Männer verkünden und ersehnen, finden sollte, so möchte ich sagen: sie predigen das Evangelium der Gotteskindschaft. Damit ist angedeutet, daß das Gottesreich in dem Sinne, wie wir es fassen, als das alles Weltleben siegreich umspannende, auch Politik, soziale Verhältnisse umgestaltende, etwas mehr zurücktritt und die frohen und schmerzlichen (doch mehr die frohen!) Geheimnisse der individuellen Gemeinschaft mit Gott mehr hervortreten. Diese wird mehr Genuß, Freude, als bei uns Anderen. Nicht, daß die Betonung der Gemeinschaft fehlte, aber diese nimmt eine etwas andere Gestalt an als bei uns. Man mag darin eine Nachwirkung des Gegensatzes von lutherischer und reformierter Art erblicken, ich für meine Person empfinde darin weniger den Gegensatz als die Ergänzung. Wir wollen doch das Gleiche und fühlen uns nur nach verschiedenen Seiten hin zur Aussprache angeregt — womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die Nürnberger Prediger die Stellung der Neuen Wege zu den sozialen Dingen teilten. Aber zweifellos teilen sie auch nicht die Befangenheiten des deutschen

Durchschnittschristentums in Bezug auf Sozialdemokratie und Sozialismus.

Das Evangelium der Gotteskindschaft verkündigen und leben sie. Vielleicht aber wäre die Eigenart dieser Männer noch besser gekennzeichnet, wenn wir einen kühneren Ausdruck wählten und statt Gotteskindschaft Gottessohnschaft sagten. Denn es ist nichts Kleines und Weiches an dieser Botschaft. Sie erhebt sich bei diesen Predigern oft zu großer Kühnheit, einer Kühnheit, die aber durchaus nicht über das neue Testament hinausgeht und bloß vergessene Wahrheit wieder auf den Leuchter stellt. Wenn sie diese Wahrheit in der alten Mystik wieder entdecken, besonders bei ihrem kühnsten Vertreter, Eckhardt, so bedeutet diese Mystik kein halbdunkles Träumen und Phantasieren, sondern nur ein Hinabsteigen in den tiefsten Schacht der Wahrheit, einen neuen Mut und eine neue Lust, das göttliche Leben zu erfassen. Es bleibt alles einfach, hell und heilig.

Denn diese Männer verkündigen den lebendigen, den persönlichen Gott und Vater, nicht den weltbefangenen Gott des gewöhnlichen Pantheismus. Ihr Jesus ist der Christus — und sie gehören zu denen, die wissen, daß seine Wahrheit von den alten Formeln der Kirche tiefer erfaßt worden ist, als von irgend welchen modernen, ohne daß sie deswegen die alten einfach wieder einführen wollten. Besonders scheint sich Rittelmayer darin über das heutige Niveau des religiösen Denkens zu erheben und überlegene Wahrheit zu schauen.

So sind diese beiden Männer uns eine Bürgschaft, daß neues Leben aus Gott in den deutschen Kirchen aufbricht, Leben, von dem auch wir uns gern befruchten und stärken lassen. So wenig es die Absicht dieser Zeilen war, ihren neuen Predigtband zu besprechen, so wenig wollen sie eine erschöpfende Darstellung ihres Werkes sein: sie wollen ein Gruß sein, ein Hinweis, ein Dank, ein Zeichen der Freude.

L. Ragaz.

---

# Rundschau.

**Brief aus Dänemark.** 1. Einleitung. Es war im Sommer 1909. Ich begab mich nach der Schweiz, da ich nach langer angestrengter Arbeit an starker Nervosität litt und der Erholung bedurfte. Die Bergluft der Schweiz tat mir gut, aber die direkte Wirkung war doch nicht sehr groß. Dagegen fand ich dort etwas, was zu finden ich nicht erwartet hatte: ich machte die persönliche Bekanntschaft von Hermann Kutter, und er verhalf mir dazu, eine Verbindung mit Professor Ragaz und den Neuen Wegen einzuleiten. Diese Bekanntschaft wurde von größter Bedeutung für mich. Früher hatte ich Kutter nur dem Namen nach gekannt. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der religiös-sozialen Fragen kannte ich zu wenig, um ihrem Wert genügendes Verständnis

und genügende Anerkennung zu schenken. Meiner Krankheit halber gelang es mir nicht, die persönliche Bekanntschaft von Professor Ragaz zu machen, aber als ich kurz nach meiner Rückkehr erfuhr, daß er im Begriff sei,*) eine Predigtsammlung: „Dein Reich komme" erscheinen zu lassen, bestellte ich dieselbe sofort. Und in diesen Predigten fand ich eine religiöse Verkündigung, auf die ich lange Jahre hindurch vergebens gewartet hatte. Sie füllten meine Seele mit so großer Freude, daß ich mich sofort in Bewegung setzte, um eine dänische Uebersetzung dieser Predigten zu bewerkstelligen, was mir glücklicherweise auch gelang. Und nicht wenige meiner Landsleute haben diese Predigten mit Freude gelesen. Aber leider sind ihrer noch allzu wenige. Noch kleiner ist die Zahl derer, welche die Zeitschrift Neue Wege lesen. Allein ein Anfang ist bereits gemacht, und ich nähre die Hoffnung, daß es auch hier in Dänemark gelingen wird, einen stets wachsenden Kreis zu sammeln, der an dem neuen Kreuzzug teilnehmen will, welcher durch Vereinigung von Christentum und Sozialismus für die Verwirklichung von Gottes Reich auf Erden kämpft. Aber große Schwierigkeiten ganz besonderer Art treten denjenigen in den Weg, die es versuchen, hier in Dänemark Menschen um diese Losung zu sammeln. Es sei mir erlaubt, einige dieser Schwierigkeiten darzustellen.

2. Grundtvig und sein Werk. Unser größter Volkswecker im neunzehnten Jahrhundert war N. F. S. Grundtvig, geboren 1783, gestorben 1872. Er wirkte sowohl als Priester als auch als Lehrer, Dichter, Politiker und Historiker. Als Priester und Psalmendichter weckte er eine ganz neue kirchliche Bewegung, die im Gegensatz sowohl zur toten Schrifttheologie als auch zum engherzigen Pietismus stand. Diese Bewegung sammelte sich um das Evangelium, welches Grundtvig als eine Freudenbotschaft betrachtete, die die Menschen froh und freimütig macht. Als Lehrer und Volkssänger suchte er vor allem die Aufklärung im Bauernstand, welcher zu seiner Zeit noch die eigentliche Unterklasse darstellte, zu verbreiten. Unter seiner Leitung hat sich hier bei uns ein eigenartiges Schulwesen herausgebildet: freie Schulen, welche in den fünf Wintermonaten die jungen Männer und in den drei Sommermonaten die jungen Mädchen sammeln. Die Gründer dieser Schulen dachten zuerst, daß sie zum Sammelplatz der Jugend verschiedener Klassen werden sollten, aber bisher ist es ihnen nur gelungen, die jüngern Bauern zuzuziehen. Für die Bauernschaft aber sind diese Schulen von weitgehender Bedeutung geworden. Als Politiker war Grundtvig insofern konservativ, als er in den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Gegner des Liberalismus auftrat. Aber auch dann forderte er ausdrücklich Freiheit in der Kirche, Freiheit des Wortes, der Presse, der Versammlungen und der Organisationen. Nach Einführung der Konstitution war er

*) Ein kleiner Irrtum; die erste Auflage war im Herbst 1908 erschienen. D. Red.

einer der ersten, die für Freiheit und Selbstverwaltung auf allen Gebieten kämpften. Als Historiker hat er eine im Hegelschen Geiste abgefaßte geistreiche Darstellung der Weltgeschichte geschrieben. Aber er schildert nur den Fortgang des Geisteslebens, die ökonomische Seite der Weltgeschichte ignoriert er fast vollständig.

Eine hervorzuhebende Eigentümlichkeit Grundtvigs besteht darin, daß er so stark das Kirchliche von dem Menschlichen und noch stärker das Christentum von der Politik scheidet. Er war ebenso stark gegen das Predigen im Parlament als gegen das Politisieren in der Kirche. Die Art, in der Grundtvig diese seine Anschauung geltend machte, wirkte auf seine Zeitgenossen wie eine große Befreiung. Während die Schrifttheologen und Pietisten mit vereinigten Kräften versuchten, allem Fortschritt auf dem Gebiete des Geistes und der Technik Hindernisse zu stellen, indem sie mit ihren auf verschiedene Schriftstellen begründeten: „Du sollst das und jenes, oder du darfst das und jenes nicht" kamen, verkündete Grundtvig, daß der Christ stets an allem, was menschlich gut ist, teilnehmen darf. Er kann mit gutem Gewissen an der Politik teilnehmen, er kann sich an guten Vergnügungen beteiligen, er darf tanzen, ja selbst Kartenspiel kann so geübt werden, daß es bloß ein unschuldiges Vergnügen wird, welchem nichts Sündhaftes anhaftet. Derjenige, der mit Liebe daran hängt, was das Apostolikum verkündet, kann einen jeden Fortschritt auf dem Gebiete des Erkennens anerkennen, selbst wenn dieser Fortschritt der Bibelbetrachtung kraß widerspricht. Diese Grundtvig'sche Betrachtung hat in der dänischen Kirche eine weite Verbreitung gefunden. Sie bezeichnete seinerzeit einen außerordentlichen Fortschritt. Dank dieser Betrachtungsweise wurden viele der eigentlichen Schüler Grundtvigs und viele andere, die weniger direkt von Grundtvig beeinflußt waren, zur außerordentlich energischen Teilnahme am öffentlichen Leben angespornt: auf dem Gebiete der Volksaufklärung, im kommunalen und im politischen Leben. Aber diese Teilnahme ist nie von ihrer religiösen christlichen Betrachtungsweise geleitet. Ueberall, wo diese dahin beeinflußten Personen im öffentlichen Leben auftreten, wirken sie als Menschen, als dänische Männer und Frauen, nicht speziell als Christen. Die vom Grundtvigianismus beeinflußten Personen treten besonders oft, jede in ihrem Kreis, als Vorkämpfer, als Pioniere auf. Die nun regierende Partei, die liberale Linke, welche fast vollständig eine Bauernpartei ist, hat drei solcher Bauern als Minister, von denen zwei sogar Kleinbauern sind. Diese Partei hat weitreichende soziale Aufgaben gelöst, so daß Dänemark inbezug auf soziale Gesetzgebung in den ersten Reihen steht.

Allein es war schon lange zu merken, daß die Grundtvigianischen Anschauungen nicht nur den jetzt zu lösenden Aufgaben nicht Genüge leisten, sondern daß sie denselben in nicht geringem Grade geradezu hindernd in den Weg treten.

Nach Grundtvigs Auffassung konnte ein Christ an allem, was

menschlich gut war, teilnehmen. Ja, aber als Christ hatte man nicht die Pflicht, es zu tun. Der Pflichtbegriff wurde vollständig ausgeschlossen aus den Predigten Grundtvigs. Seine Verkündigung hat ihre Stärke darin, daß sie Gott als den sündenvergebenden Gott verkündet. Seine Lehre ist aber nicht stark genug, um das Bewußtsein der Sünde bei den Menschen zu wecken, sie ist noch weniger stark, wenn es gilt, die Menschen zum tätigen Kampf gegen alles, was Sünde ist, gegen alles, was Unrecht ist, anzuspornen. Man hat deshalb gesehen und sieht noch heute, daß große Arbeitgeber sehr andächtig Grundtvigianische Predigten anhören und zu gleicher Zeit im schärfsten Kampf stehen und standen gegen diejenigen Arbeiter, welche für größere Gerechtigkeit in der Welt kämpfen.

Es ist einleuchtend, daß die hier geschilderten Verhältnisse es ganz besonders erschweren, Gehör und Anschluß zu gewinnen für eine Weltanschauung, die auf der Erkenntnis von religiös-ethisch-sozialen Pflichten begründet ist.

Dazu kommt noch, daß es schwer ist, soziale Pflichten und soziale Rechtsforderungen zu verkünden, ohne den Sozialismus zu stützen. Der Sozialismus aber ist in Dänemark, ebenso wie in Deutschland, erstanden und gewachsen unter stetigem Kampf gegen alles, was Religion, Kirche und Priesterschaft heißt. Für viele Christen, ja vielleicht noch für die meisten, stehen Christentum und Sozialismus als unversöhnliche Gegensätze da. Es sind daher zwei gleich schwere Aufgaben: die Erkenntnis der christlich-sozialen Pflichten zu wecken und eine Brücke zu bauen zwischen Christentum und Sozialismus.

3. Die christlich-soziale Arbeit. Der erste, der es versuchte, hier in Dänemark Christentum und Sozialismus zu vereinigen, war Bischof H. L. Martensen, geboren 1808, gestorben 1884. In seiner in den Jahren 1871—1878 herausgegebenen Ethik, welche in Deutschland in vier Auflagen erschienen ist, behandelte er in einem besonderen Abschnitt das Verhältnis zwischen Christentum und Sozialismus. Er war inbezug auf dieses Verhältnis stark beeinflußt von den katholischen Sozialpolitikern, besonders von Bischof Ketteler und Dr. Moufang. Er tritt, wie diese, scharf gegen den Liberalismus auf und weist den sozialistischen Charakter des Christentums nach. Er hebt besonders hervor, daß Christus, als er seine Jünger das Vaterunser beten lehrte, sie nicht lehrte dieses Gebet individualistisch zu beten, nicht „gib mir", sondern sozialistisch „gib uns unser täglich Brot." Die Art, in der Bischof Martensen dieses beleuchtet, soll unter anderem einen nicht geringen Eindruck auf Kaiser Wilhelm I. gemacht haben und soll an der Erlassung seiner ersten kaiserlichen sozialen Botschaft bedeutend mitgewirkt haben.

Aber während Martensen schrieb, spielten die konservativen Liberalen die führende Rolle in Dänemark. Sie betrachteten die Hinweisung des Bischofs auf das Christentum als Reaktion und ließen ihn verstehen, daß er mit seinen reaktionären Anschauungen dazu bei-

trage, in seiner Eigenschaft als Primas der Kirche die dänische Kirche zu untergraben. Martensens Hinweisung auf den christlichen Sozialismus blieb fast ganz eine Stimme in der Wüste. Er war dem praktischen Leben allzu fern, als daß es ihm einfallen konnte, eine praktische sozial-christliche Arbeit in Gang zu setzen. Seine Anhänger unter den Pfarrern lasen wohl seine Abhandlungen, aber diese riefen fast nur Kopfschütteln hervor. Es war niemand, der sie verstand oder ihnen folgte.

Als fünfundzwanzigjähriger junger Mann — ich war damals Gärtner — las ich Martensens Sozialismus und Christentum. Und diese Abhandlung machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß sie mich zu meinem ersten sozialen Vortrag inspirierte. Aber ich dachte dann nicht im geringsten daran, daß es mir beschert wäre, Wortführer dieser Sache — sowohl mündlich als schriftlich — zu werden. Allein, ohne daß ich eigentlich darnach strebte, ging meine Entwicklung dahin; ursprünglich Schüler einer Volkshochschule und ein selfmade man, arbeitete ich mich durch journalistische Betätigung dahin, daß die Tätigkeit als Wortführer der sozialen Reform auf christlicher Grundlage zu meinem eigentlichen Lebensberuf geworden ist.

Ich begann meine Tätigkeit in dieser Richtung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ich stand damals noch auf dem Standpunkt, auf welchem die Deutschen größtenteils noch heute stehen: daß die Christen eine Gegenorganisation gegen die sozialdemokratische Organisation errichten sollten. Aber die sozialreformatorischen Forderungen, welche ich auf diese Weise zu stellen begann, waren ebenso radikal wie die Forderungen der modernen revisionistischen Sozialdemokraten.

Der erste, der meine Aufmerksamkeit darauf lenkte, daß es für einen Christen möglich ist, Sozialdemokrat und für einen Sozialdemokraten, Christ zu sein, war Paul Göhre. Was er in seinem Buch: „Drei Monate als Fabrikarbeiter" darüber sagt, hat den stärksten Eindruck auf mich gemacht; es hat mir einen Ausblick in eine ganze neue Gedankenwelt eröffnet. Ich gehöre zu denjenigen, die es tief beklagen, daß sowohl Göhre als Naumann diesen ihren ursprünglichen jungchristlich-sozialen Standpunkt verlassen haben. Es scheint mir, daß vieles dahin deutet, daß sie, gerade auf diesem Standpunkt bleibend, ihre größten Siege hätten feiern können. Von dem von Göhre vertretenem Gesichtspunkte aus habe ich im Jahre 1895 mein erstes größeres soziales Werk „Freie Konkurrenz und Sozialismus" veröffentlicht. Dieses Buch erregte so großes Aufsehen, daß mir von einem privaten Kreis die Möglichkeit gegeben wurde, für drei Jahre alle Erwerbsarbeit beiseite zu legen, um ausschließlich soziale Studien im In- und Ausland zu betreiben. Während meiner Reisen im Auslande hielt ich mich im Jahre 1896 längere Zeit in der Schweiz auf und lernte dort vieles sowohl von dem unlängst verstorbenen deutschen Sozialpolitiker Michael Flürscheim, der damals in Castagnola bei Lu-

gano lebte, als auch von dem leider allzu früh verstorbenen Genossenschaftler Stefan Gschwind in Oberwil bei Basel. Ich besuchte auch mit viel Freude den Pfarrer Probst, der damals in Horgen lebte. Aber die religiös-soziale Bewegung, die sich jetzt um die Neuen Wege konzentriert, traf ich damals nirgends an.

Als die drei Jahre vorbei waren, wurde durch meine Initiative eine soziale Aufklärungsgesellschaft und Bibliothek gegründet, welche ich im Laufe der ersten zehn Jahre leitete. Diese Gesellschaft wirkte auf allgemein humaner Grundlage, wurde aber, besonders in den ersten Jahren, hauptsächlich getragen von christlich-interessierten Personen, vorwiegend Grundtvigianischer Richtung. Durch meine persönliche Arbeit strebte ich stets danach, die Einheit zwischen Christentum und Sozialismus darzustellen. Unter anderm habe ich eine größere sozial-historische Arbeit über Christentum und soziale Entwicklung in drei Bänden geschrieben, welche aber bis jetzt nur bis zum Ausgang des Mittelalters reicht. Ich habe hier den Versuch gemacht, die höhere Einheit zwischen Karl Marx und Benjamin Kidd zu beleuchten. Gemeinsam ist beiden ja die Evolution der Gesellschaft. Während aber Marx die Triebkräfte der Evolution nur in den materiellen Verhältnissen, der Technik, sieht, geht Benjamin Kidd von dem Gedanken aus, daß die Triebkräfte in der religiös-ethischen Erziehung der westeuropäischen Völkern liegen. Meiner Auffassung nach stehen wir hier nicht einem Entweder — Oder, sondern einem Sowohl — Als auch gegenüber.

Ich finde, es sei von größter Bedeutung, daß diese höhere Einheit klar gemacht werde. Denn die sozialdemokratische Bewegung in ihrem bisherigen Charakter, als atheistisch und revolutionär, ist gewiß nur eine vorübergehende Erscheinung, während die Bewegung auf einer neuen religiös-ethischen Grundlage und mit revisionistischem sozialreformerischem Charakter große Aufgaben für die Zukunft zu lösen haben.

Für diesmal genug. Mit Erlaubnis der Redaktion hoffe ich später über andere soziale, besonders christlich-soziale Tätigkeit in Dänemark berichten zu können.

Mit bestem Gruß an alle christlich-sozialen Mitkämpfer der Schweiz.*)

Fernando Linderberg.

**Notizen.** 1. Unter der Redaktion von Frl. Emilie Gourd erscheint in Genf eine neue Monatsschrift: „Mouvement Féministe", die wir der Aufmerksamkeit unserer Leserinnen empfehlen. Die Person der Redaktorin bürgt für den Wert der Zeitschrift.

2. Unter dem Namen: „Für die Jugend" hat sich eine Vereinigung gebildet, die durch den Verkauf von Glückwunschkarten zu Weihnachten und Neujahr der notleidenden Jugend zu Hilfe kommen

*) Die Bezeichnung „christlich-sozial" bedeutet in Dänemark etwas ganz anderes als bei uns, wo sie soviel als „katholisch" heißt. Daß wir des geehrten Verfassers Beurteilung der Sozialdemokratie nicht ganz zustimmen, sei nur zur Vermeidung von Mißverständnissen gesagt. D. Red.

will. Der Ertrag des diesjährigen Verkaufs soll zur Bekämpfung der Tuberkulose verwendet werden. Präsident des Stiftungsrates ist Bundesrat Hoffmann, Präsident der Kommission Major Ulrich Wille in Zürich. — Wir machen durch diese Notiz auf das Unternehmen aufmerksam. Es soll offenbar die Blumentage ersetzen und ist zweifellos sehr gut gemeint.

---

# Büchertisch.

**Im Kampf um die Ideale.** Die Geschichte eines Suchenden. Von Georg Bonne. Verlag von Ernst Reinhardt, München, 1910.

Hermann Popperts „Hellmuth Harringa" hat mit Recht Aufsehen und Begeisterung erregt. Darob ist ein anderes Buch übersehen worden, das die gleichen Tendenzen vertritt und zwar vielfach in einer Form, die uns Schweizern noch sympathischer sein muß. Während „Harringa" von einem Juristen geschrieben ist, so „Im Kampfe um die Ideale" von einem Arzte. Es ist, wie der Harringa offenbar im Wesentlichen eine Darstellung von Selbsterlebtem. Ein junger Arzt, vom Kampf um seine Ideale, die durch die Abstinenz, die Bodenreform, überhaupt die soziale Bewegung den Kampf gegen die geschlechtliche Unsittlichkeit, das Bekenntnis zu einer idealistischen und religiösen Weltanschauung dargestellt werden, ermüdet, geht als Schiffsarzt auf eine weite Reise nach dem Süden. Sturm und Stille des Meeres und was er sonst noch auf seiner Fahrt erlebt, geben ihm Freudigkeit und Kraft der Seele wieder. Als Genesender kehrt er zurück, zu neuem Kampf.

Diese Geschichte, die sich in Form von Tagebuchblättern vor uns entwickelt, ist für den Verfasser bloß das Mittel, seine Reformgedanken zu entwickeln. Diese Form ist nicht immer glücklich gehandhabt. Namentlich verderben die vielen Einlagen das Buch. Manches wirkt auf kritische Leser nicht günstig. Aber diese ästhetischen Mängel müssen doch völlig zurücktreten vor der Freude an dem Geist, der aus dem Ganzen spricht. Der wirkt wirklich wie frische Meerluft. Was ist das für ein reiner, guter und tapferer Mensch, der uns in diesem Buche begegnet! Man muß ihn lieben und bewundern! Wie weiß er seinen Deutschen Wahrheiten zu sagen, die ihm sicherlich nicht Erfolg und Karriere eintragen. Man schöpft aus solchen Erscheinungen neue Hoffnung für das von so viel schlimmen Geistern verheerte deutsche Volk. Ich glaube, daß dieses Buch besonders jungen Männern Freude und Hilfe sein wird. Dem hochgesinnten Verfasser aber reichen wir die Hand zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Kampf. L. R.

**Julius und Evagoras.** Ein philosophischer Roman von Jakob Friedrich Fries. Neu herausgegeben und mit Einleitung versehen von Wilhelm Bousset. Vandenhoeck und Ruprecht. Göttingen 1910.

Man bemüht sich seit einiger Zeit, den nachkantischen Philosophen Fries zu einem Denker ersten Ranges und einem Berater und Helfer unseres heutigen Geschlechtes zu machen — nach meiner Ueberzeugung ein aussichtsloses Unternehmen! Aber ein feiner und bedeutender Geist bleibt er und es tut jedem von uns gut, sich gelegentlich in jene Atmosphäre des klassischen Idealismus zu begeben, worin die Zeitgenossen und Epigonen Schillers, Fichtes und Schleiermachers lebten und webten. Es ist doch oft wie ein Aufstieg zu Höhenluft und Höhenklarheit. Um seine Gedanken einem größeren Publikum nahe zu bringen, hat Fries sie in die Form eines Romans gebracht. Doch bildet diese nur den Rahmen für eine Reihe von Abhandlungen über die Grundfragen des Menschendaseins (z. B. Seelenruhe, Vorsehung, Religion, Wissen und Glauben, Schuldgefühl, Freiheit, Schönheit). Trotzdem der Herausgeber starke Kürzungen vorgenommen hat, braucht ein moderner Leser ein wenig Geduld, um durchzukommen. Aber das tut seinen Nerven gut und der Gang ist durchaus lohnend. L. R.

**Lebenssterne.** Ein Familienbuch von Emil Baudenbacher, Pfarrer an der Pauluskirche in Bern. Bern, Verlag von A. Francke, 1912.

Man muß den Mann, aus dessen Herzen dieses Buch stammt, lieb gewinnen. Denn es ist ein Herz voll Liebe, Güte und Zartheit und diese sind vor allem den kleinen und von der Welt abgetanen Leuten zugewendet. Ein lauteres und reiches Gemütsleben quillt aus einem jeden Stück dieser Skizzen, Aufsätze, Predigten, aus denen sich das Buch zusammensetzt und wird Erquickung, Trost und Wärme im Herzen des Lesers. Daß der Verfasser seines Bernervolkes Art liebt und versteht, braucht uns nicht zu wundern, doch liegt darin gerade für den nicht bernischen Leser ein besonderer Reiz. „Lebenssterne" heißt das Buch, doch hieße es vielleicht noch besser: von des Lebens Lieb und Leid. Denn Höhen und Tiefen des Leben ziehen in allerhand Bildern an uns vorüber und bewegen das Herz. Freilich fehlen die Sterne nicht. Daß der Verfasser auch Sinn für die großen Kämpfe und Nöten der Zeit hat, beweist die tapfere Synodalpredigt über „die Kirche".

Das Buch ist sicherlich anspruchslos gemeint. Es will hier ein Herz trösten und dort eines aufwecken und vielen einen Gruß bieten; daß nicht jeder in allen Dingen genau wie der Verfasser denkt, ist selbstverständlich. Aber es bleibt für mich dabei, daß zu uns aus diesem Buche ein reiches und lauteres Gemüt redet. L. R.

**Der Schulreligions- und der Konfirmandenunterricht.** Von Prof. Dr. Fr. Niebergall.

Die Schrift rechnet mit deutschen Verhältnissen und gehört mehr in das Gebiet der Fachliteratur. Auch denken wir über die „Schulreligion" viel radikaler als der Verfasser. Aber Niebergall ist immer anregend und Religionslehrer werden auch bei uns von ihm lernen können. L. R.

**Was hat uns Johannes Müller zu sagen?** Vortrag von Dr. F. Megerlin, Stadtpfarrer in Blaubeuren. Oskar Beck, München. 1911.

Ein Versuch, Müllers Gedanken systematisch zusammenzufassen. Der Verfasser kennt das Bedenkliche eines solchen Unternehmens wohl. Ich möchte nicht raten, Müller aus dieser Schrift kennen lernen zu wollen, aber für solche, die ihn schon kennen, mag es wohl einen Wert haben, ihn einmal so „systematisiert" zu sehen. Müller selbst anerkennt die Richtigkeit dieser Darstellung. L. R.

Als Geschenk für junge Leute, etwa im Konfirmationsalter sei empfohlen:

**Heimatboden.** Ein Buch für die Schweizer Jugend und ihre Freunde. In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von Paul Hoegger und Albert Schäfer. Mit Zeichnungen von Viktor Baumgartner. Basel, Kober. Preis Fr. 2.50, geb. Fr. 3.75. Besprechung folgt. L.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Außergewöhnliche Umstände haben eine arge Verspätung dieser Nummer bewirkt. Wir bitten herzlich um Entschuldigung und hoffen, daß wir künftig pünktlicher sein können.

Zum Inhalt bemerken wir folgendes:

Es ist etwas gewagt, daß wir zwei Artikel über den Basler Kongreß auf einmal bringen. Aber wir halten das Ereignis für so wichtig, daß es wohl von verschiedenen Seiten her beleuchtet werden darf. Die beiden Artikel ergänzen einander und zeigen zugleich, wie ähnlich der Eindruck war, den das Ereignis auf Menschen verschiedener Art machte. Daß sie unmittelbar unter dem frischen Eindruck des Erlebten geschrieben sind, wird man leicht bemerken.

Der übrige Inhalt bedarf keines Kommentars. Daß der Artikel: „Glauben und Leben" aus sozialdemokratischen Arbeiterkreisen stammt, wird man von selbst merken.

Unsere Freunde möchten wir bitten, den Neuen Wegen treu zu bleiben und die Werbearbeit für sie nicht zu unterlassen. Wir werden versuchen, im neuen Jahr unser Bestes zu tun um vorwärts und aufwärts zu kommen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.